B 3 9015 00223 628 2
University of Michigan - BUHR

Digitized by Google

LIBRARY OF
DR. M. DESTHERE,
No. 3522

H6105
B51
H8

Digitized by Google

Zeitschrift

des

Berliner

Vereines homöopathischer Aerzte.

12301

Herausgegeben

von

Dr. Windelband und Dr. Sulzer,

praktischen Aerzten etc. zu Berlin.

Zweiter Band.

BERLIN.

Verlag von Otto Janke.

1883.

Inhalts-Verzeichniss.

Erstes Heft.

Seite

Erklärung 1
Mittheilungen aus meiner homöopathischen und chirurgischen Privat-Heilanstalt und Praxis während des Anstaltsjahres vom 15. Mai 1878 bis Ende Mai 1879. Von Dr. Adolf Mayländer, Königl. Geh. San.-Rathe etc. in Berlin . . 4
Ein vorzügliches Antiscrofulosum. Klinisch illustrirt von Dr. H. Goullon jun. in Weimar 36
Eine ungewöhnliche Heilwirkung von Chininum muriaticum 39
Beiträge zur therapeutischen Wirkung des Phosphors. Von Dr. H. Goullon jun. in Weimar 42
Similia similibus curantur, ein fruchtbarer Weg zur Auffindung von Arzneimitteln. Von Dr. Sulzer, prakt. Arzt in Berlin 52
Zur Situation. Von Dr. Windelband 59
Referate über die vom Verein homöopathischer Aerzte in Berlin veranstalteten öffentlichen Vorträge. Von Dr. Sulzer 63
Kleinere Mittheilungen:
Zur neuesten Pharmacopoea homöopathica polyglotta, mein begründeter Antrag. Von Dr. Phil. Fr. Abl, Ritter etc. in Graz 69
Homöopathische Verdünnungen enthalten noch sichtbare wirksame Bestandtheile. Von Dr. Phil. Fr. Abl, Ritter etc. in Graz 71
Glossen zur Arzneibereitungslehre. Von Dr. Sulzer 73
Besprechung. Von Dr. Sulzer 76
Aufruf. Von Dr. Windelband 78
Personalien 80

Zweites Heft.

Zur Frage von den Hochpotenzen. Von E. Schlegel, Arzt in Tübingen . . 81
Die homöopathische Therapie von Hautwarzen. Von Dr. Mossa, prakt. Arzt in Bromberg 91
Ueber die Wirksamkeit heisser Wasserinjektionen gegen Uterinblutungen. Von Dr. Windelband, prakt. Arzt in Berlin 106
Referate. Von Dr. Hafa, prakt. Arzt in Herrnhut. Studien über Digitalis. Von Dr. Martiny 112
Cephalalgie. Von Dr. Urbanetti 119
Fistulae ani. Von Dr. Muni 120
Trillium gegen Abortus. Von Dr. Bernard 121
Calcarea phosphorica. Skizze von Dr. Traeger, prakt. Arzt in Potsdam . . 122
Ein Fall von sympathischer Gesichtsstörung. Von Dr. Münninghoff, prakt. Arzt in Borken in Westfalen 129

Seite
Ueber Krankheit und Heilung. Vortrag von Prof. Dr. G. Jäger 138
Zur Situation. Von Dr. Windelband 150
Personalien 152

Drittes Heft.

Retorsion. Von Dr. Theodor von Bakody, Professor der vergleichenden Pathologie (Homöopathie) und medizinischen Klinik in Budapest 153
Allopathische Selbstkritiken. Von Dr. Mayntzer, Zell a. d. Mosel 194
Zur Neural-Analyse. Von Dr. Herm. Fischer, Berlin 204
Ueber Reaktionsmüdigkeit und über Epidemiologie. Von E. Schlegel, Arzt in Tübingen 211
Zur Reform der medizinischen Therapie. Sendschreiben an Herrn Professor Rudolf Virchow von Dr. Theodor von Bakody, Prof. etc. in Budapest 219
Kleinere Mittheilungen:
Aechte und frische Lachesis 266
Berichtigung 267
Personalien 268

Viertes Heft.

Eröffnungs-Rede, gehalten beim internationalen homöopathischen Kongress im Juli 1881 zu London, von Dr. Richard Hughes, Präsident. Aus dem Englischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Dr. Herm. Fischer, prakt. Arzt in Berlin 269
Aus der täglichen Praxis. Von Dr. Hochecker, prakt. Arzt in Hildesheim . 290
Die Hundswuth und die prophylaktische Behandlung der von tollen Hunden, Wölfen und Katzen verwundeten Menschen und Thiere. Dargestellt auf Grund physiologischer Proben von MDr. A. Ritter von Kaczkowski, prakt. Homöopath in Lemberg 298
Dr. L. Lewin als Kritiker über Homöopathie in der deutschen Medizinalzeitung, 7. September 1882. Von Dr. Buchmann, prakt. Arzt in Alvensleben . . 316
Referate aus französischen Journalen. Von Dr. Hafa, prakt. Arzt in Herrnhut 318
Behandlung der Variolois. Nach Professor Dr. Jousset 318
Innere Metallotherapie. Von Professor Dr. Jousset 319
Ausländische Litteratur. Von Dr. Herm. Fischer, prakt. Arzt in Berlin . . 321
Praktische Notizen über Kopfschmerz. Von Dr. Eduard T. Blake . . 322
Spinalirritation geheilt mit Tarantula. Von Dr. E. A. Farrington . . 325
Neuralgie geheilt mit Verbascum. Von Dr. Berridge 325
Polyurie geheilt mit Murex. Von Dr. J. M. Moore 326
Nachtfurcht geheilt mit Chamomilla. Von Dr. von Tagen 326
Unterschiede ähnlicher Mittel im Typhus 326
Referate über die vom Verein homöopathischer Aerzte im Winter 1882 veranstalteten öffentlichen Vorträge. Von Dr. Sulzer, prakt. Arzt in Berlin . 327
Zur Situation. Von Dr. Windelband, prakt. Arzt in Berlin 333
Kleinere Mittheilungen:
Versuche über Convallaria majalis bei Herzkrankheiten 345
Nachtrag und Berichtigung zur Lachesis 346
Aufforderung an die homöopathischen Aerzte Deutschlands, betreffend eine fortlaufende Diphtheritis-Statistik 348
Bücherschau 350
Personalien. 350

Fünftes Heft.

Seite

Experimentelle Untersuchungen über die Ursachen der Diphtheritis und die aus diesen sich ergebenden praktischen Folgerungen. Nichtgekrönte Preisschrift von Carl Franz Dominik von Villers, Dr. med. Ehrenmitgliede der Hahnemann'schen Societät zu Madrid und des Vereines der St. Petershurger homöopathischen Aerzte 351

Mittheilungen interessanter Funde in der Litteratur. Ueber Behandlung von Lympho-Sarkomen mit Arsenik 393

Referate aus L'art médical. Februar 1883. Die Behandlung der Chlorose. Von Prof. Dr. P. Jonsset. Deutsch von Dr. Sulzer, prakt. Arzt in Berlin 404

Zur Situation. Von Dr. Windelband, prakt. Arzt in Berlin 412

Bücherschau 420

Personalien 422

Sechstes Heft.

Pharmacentische und pharmacentisch-botanische Studien. Von Dr. H. Hartland in Blankenburg in Thüringen 423

Zur Wirkung des Atropin. Von Dr. Mossa, prakt. Arzt in Bromberg . . . 437

Bericht an die Central-New-Yorker homöopathische Gesellschaft über die Neural-Analyse in ihrer Anwendung als Probe für die Wirkung der Hochpotenzen auf den menschlichen Organismus. Von B. Fincke, M. D. Brooklyn N.-Y. Dezember 1882 462

Referate aus l'art médical. Januar-Februar 1883. China und Chinin. sulf. in der Chorea. Von Dr. Burkhard, prakt. Arzt in Berlin 502

Referate über die vom Verein homöopathischer Aerzte im Winter 1882-1883 veranstalteten öffentlichen Vorträge. V. Hofarzt Dr. Windelband in Berlin 511

Bücherschau 512

Kleinere Mittheilungen 517

Personalien 518

Verzeichniss der uns bekannt gewordenen Adressen homöopathischer Aerzte in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz 520

Namen- und Sach-Register.

(Die Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen)

Abl 69, 71.
Abortus und Trillium 121.
Acid. acetic. 251.
Acid. gallicum-Reaction 72.
Acid. nitricum 366.
Acid. nitricum bei Chlorose 409.
Aconit und Alkohol 486.
Aconit und Arsen 260.
Aconit. cammarum (Schroff) 285.
Aconit, Charakteristik 251.
Aconit. Napellus 484.
Aconit. Napell. Tafel zu p. 465.
Aconit Tinct fortis 466.
Aconit bei Variolois 318.
Adenoma mammae 24.
Aehnlichkeitsgesetz 150.
Aethiops antimonialis 36, 38.
Aerzte-Verzeichniss 520.
Aerzteverhältniss, unwürdiges 334.
Aggregatzustände 139.
Albertson 321.
Albuminurie und Arsen 264.
Alkoholdekade 463.
Alkoholdisposition 472.
Alkohol geschüttelt 471.
Alkohol-Hygiogramme 466.
Alkoholpotenzen 498.
Allen 284, 504.
Allopathische Anwendung der Digitalis in Herz- und Gefässerkrankungen 113.
Allopathie und Hundswuth 301.
Allöopoësie 497.
Allopathische Methode 339.
Allopath. Selbstkritiken von Mayntzer 194.
Alterniren der Medikamente von Dr. Martiny und Bernard 257.
Amanrose 51.
Ameke 1, 52.
Ammon. carb. 485.
Amylnitrit bei Kopfschmerz 324.
Aneurysma Subclaviae 23.
Angina granulosa 261.
Angina scrofulosa und Aurum 265.
Antagonismus u. Aehnlichkeitsgesetz 279.
Antimon 227.
Antim. tartar. 252.
Antipyretische Behandlungsmethode der Allopathie 202.
Antiscrofulosum, ein vorzügliches, von Dr. Gonllon jun. 36.
Antisepsis 6.
Apfelwein 16.
Apfelwein enthält Calcar. phosphor. 123.
Aphonie und Atropin 458.
Apis 20, 322, 366.
Apis bei Ovariitis 256.
Apotheken, homöopathische 73.
Apotheker soll den Arzt kontrolliren 419.
Apotheker geben differente Arzneien ohne Recept 342.
Argentum bei Chlorose 407.
Argent. nitric. bei Kopfschmerz 322.
Arnaud 505.
Arnica 75, 255.
Arnica heilt Lumbago 297.
Arnica-Tinctur 7.
Arsen 33, 227, 485, 518.
Arsenikesser 394.
Arsenikfütterung 393.
Arsenik bei Chlorose 407, 409.
Arsenik bei Lympho-Sarkom 393.
Arsenik bei Typhus 326.
Arsen. jodat. bei Ovariitis 256.
Arsenik-Wirkung 264.

Arsensäure-Reaction. 72.
Arthritis 263.
Arzneibereitungslehre, Glossen zur 73.
Arzneimittellehre von Noak, Trinks und Clotar Müller 225.
Arzneimittellehre, Studium derselben 284.
Arzneiosmogramm 464.
Arzneiprüfungen 229, 370.
Arzneiprüfungen, Nothwendigkeit 285.
Arzneiquantitäten, Grenze 280.
Arzt, Charakteristik desselben 185.
Arztverhältniss, unwürdiges 334.
Asa foetida, Wirkung 265.
Aschenbrand 62.
Astatische Nadel 477.
Asthma 262.
Asthma und Atropin 458.
Asthma und Phosphor 42.
Atropin und Aphonie 458.
Atropin und Belladonna 437.
Atropin-Heilungen 440.
Atropin heilt Glottiskrampf 457.
Atropin innerlich b. Augenkrankheit. 461.
Atropin bei Kehlkopfkatarrh 455.
Atropin bei Masernhusten 455.
Atropin u. Tetanus traumaticus 459, 460.
Atropin bei Tussis convulsiva 455, 456.
Atropin-Vergiftung 439.
Atropin-Wirkung 437.
Aurum metall. Tafel I z. p. 465.
Aurum chlorat., Wirkungen 265.
Aurum mur. natr.-Reaction 72.
Axenfeld 506.
Bäckerschwabe 339.
Bähr 453.
v. Bakody 153, 219.
v. Bakody, Hahnemann redivivus, Besprechung 421.
v. Bakody, Statistik der klinischen Lehranstalten zu Budapest, Besprechung 420.
Balggeschwulst, Operation derselben 12.
Baptisia bei Typhus 327.
Barnes 249.
Barosma crenata 59.
Barthez 505.
Bartholow 279.
Beck 358.
Behring 62.
Belladonna 356, 483.
Belladonna u. Atropin 437.
Belladonna u. Cupr. bei Epilepsie 260.
Belladonna bei Typhus 326.
Beobachtungen am Gesunden 478.
Beobachtungen an Gesunden nach Alkohol und Akonit 486.
Beobachtungen an Kranken 483.
Berichtigung von Schüssler 267.
Berliner Klinische Wochenschrift 59.
Bernard 121, 257.
Berridge 325.
Billroth 393.
Billroth über Hahnemann 155.
Billiet 505.
Biologischer Verein in Budapest 171.
Bismuth. subnitric. bei Granulationen der Membrana tympani 325.
Blake 322.
Blasenkatarrh 58.
Blepharitis scroful. u. Arsen 265.
Blödau 98.
Bodin 505.
Börner 61.
Bogoslowsky's Versuche mit Silber 407.
Borchers † 268.
Borchmann 350.
Botanisch-pharmaceutisches des Genus Cinchona 429.
Bronchorrhoe 261.
Brown-Séquard über Atropin 461.
Brown-Séquard 438.
Brucheinklemmung 27, 29.
Bryonia 54.
Bryonia bei Kopfschmerz 322, 323.
Bryonia bei Ovariitis 256.
Bryonia bei Typhus 326.
Bücherschau 350, 420, 512.
Büchner 161.
Buchmann 3, 89, 316.
Buchner, Commentar 429.
Bundy 249.
Burkhard 152, 502.
Bursitis u. Sticta pulmonar. 255.

Cactus 261.
Calcarea 18, 41, 100, 261, 484.
Calcarea bromata 35.
Calcarea carbonica bei Chlorose 410.
Calcarea phosphor. 35.
Calcarea phosph. fördert die Callusbildung 124.
Calcarea phosphor., Darstellung 122.
Calcarea phosphor. v. Dr. Traeger 122.
Calendula bei Verletzungen 255.
Calisaya 431. u. ff.
Camphora 485.
Cancroid 13, 27.
Cancroid der Unterlippe 14.
Cantharis 483.
Cantharides bei Ovariitis 256.
Carbolsäure 6.
Carbolsäure stört nicht die Wirkung der Arzneien 7.
Carbo veget. 87.
Carcinom 29, 30, 31.
Carcinoma mammae 24.
Carcinoma des Oberkiefers 14.
Carcinoma des Unterkiefers 21.
Carcinoma ventric. und Acid. acetic. 251.
Cardialgia spinalis 458.
Caries 35.
Caries scrofulosa u. Arsen. 265.
Caspar 440, 444.
Caspar über Keuchhusten 455.
Caspari's Haus- und Reisearzt, Besprechung 350.
Casuistik 255.
Catarakt 51.
Causticum 53, 101.
Cavernom der Oberlippe 13.
Cellularpathologie 237. 238.
Centralzeitung, allg. medizin. 107.
Cepa 484.
Cephalalgie 119.
Cephalalgien u. Atropin 444.
Cephalalgie u. Aurum 265.
Chamomill. bei Nachtfurcht 326.
Chaptal 504.
Chelidonium bei Kopfschmerz 322.
Chévalier Talbot 503.
China 423.
China u. Chinin bei Chorea 502.
China-Drogue 424.
China regia 424 u. ff.
China bei Ovariitis 256.
Chinarindensorten 427.
Chinin bei Kopfschmerz 324.
Chinin bei periodischen Schmerzen 57.
Chin. arsenic. u. Variola vera 319.
Chinin arsen. bei Ovariitis 256.
Chininverfälschung 336.
Chininum sulfur. 39.
Chloralhydrat 222, 371.
Chlorai perlé 342.
Chlor-Reaction 72.
Chlorosis 41.
Chlorose und Arsenik 264.
Chlorose, Behandl. v. Prof. Jousset 404.
Chlorose, hämorrhagische Form 409.
Cholerastatistik 329.
Chorea und Calcar. phosphor. 128.
Chorea und Zinc. sulfur. 255.
Chorio-retinitis 133.
Chronische Entzündungen. — Sulf. und Merc. 259.
Chronoscopie 462.
Chronoscopische Beobachtung Tafel 1 zu pag. 465.
Cicuta virosa bei Chlorose 409.
Cinchona officinalis L. 424.
Clerke 329.
Cohn 352.
Conium bei Kopfschmerz 322.
Conium maculatum bei Chlorose 409.
Coniumtinctur 69.
Convallaria majalis 344.
Convall. majal. bei Coffeinvergift. 346.
Convallaria majalis bei Herzfehlern 249, 345.
Coryza und Arsen. 264.
Crico-Tracheotomie 23.
Croup 357.
Cullen 505.
Cullen, Arzneimittellehre 424.
Cuprum acetic.-Reaction 72.
Cuprum bei Chlorose 407.

Cupr. sulfur. bei Kopfschmerz 324.
Cyanuretum Mercurii 358.
Cyanschwefel-Reaction 72.
Cyanwasserstoffsäure 382.
Cyclamen europaeum bei Chlorose 409.
Cystengeschwulst der Zunge 22.
Czerny 395.
Dekadenkurve 463.
Denis-Demont 398.
Desinfection des Organismus 353.
Detailkurven 463.
Diabetes und Acid. acetic. 251.
Diabetes und Arsen. 264.
Diagnose, individuelle 55.
Dietl 387.
Digitalis 75, 223, 252.
Digitalis, Studien über, von Dr. Martiny 112.
Digitalistincturen 70.
Digitalis, therapeutische Anwendung nach Jousset 116.
Diphtheritis 20, 23, 49, 263, 355.
Diphtherie-Heilung durch Cyanuretum mercurii 362 u. ff.
Diphtherie, letaler Ausgang 390.
Diphtherie, mikrodosistisch behandelt 386.
Diphtheritis, nichtgekrönte Preisschrift von v. Villers 351.
Diphtheritis-Statistik, Aufforderung zu einer solchen 348.
Dispensirfreiheit der Allopathen 341.
Disposition, neural-analytische 467.
Dorfmüller 504.
Dorr 253.
Drosera 76, 484.
Drosera bei Keuchhusten 256.
Dulcamara 93.
Dunham † 271.
Dynamismus 274.
Dysenterie und Mercur. corros. 374.
Dyspepsie 263.
Dyspnoe durch Salicylvergiftung 399.
Eaton 256.
Echinococcus der Leber, Radikal-Operation 28.
Edinburger Dispensatorium 425.
Egomanie der Allopathen 158.
Eichelbaum † 152.
Eidherr 445, 456.
Eidherr über Keuchhusten 456.
Eisenabsonderung bei Chlorose 41.
Eisenoxyd-Reaction 72.
Eisenoxydul-Reaction 72.
Electromagnetische Beobachtungen 489.
Electromagnetische Methode 475.
Elias 255.
Elliot 505.
Emphysem und Phosphor 42.
Empyem 26.
Endocarditis 260.
Endopericarditis chronic. 260.
Engelhardt 103.
Entzündung seröser Häute etc. — Canth. und Mercur. 259.
Epilepsie 443.
Epilepsie, geheilt durch Bellad. u. Cupr. 260.
Epithelioma und Acid. acetic. 251.
Erblindung und Atropin 461.
Ergotin 24.
Erichsen 368.
Erklärung der Redaktion 1.
Eröffnungs-Rede beim Londoner Kongress 1881 von Hughes 269.
Erysipelas 13.
Eserin. sulf. 137.
Esmarch'sche Einwickelung 9.
Espanet 93.
Espanet über Entzündungen 258.
Euphorbia nicaeensis gegen Hundswuth 300.
Euphorb. offic. 484.
Euphorbia palustris und Hundswuth 301.
Euphorb. villos., botan. Diagnose 304.
Euphorbia villosa bei Hundswuth 302.
Evonymin 321.
Evonymus bei Albuminurie 321.
Ewald 59.
Experiment, pathologisches 221.
Farrington 252, 325.
Fastenrath 267.

Feld 249.
Ferrum und Chlorose 405.
Ferrum phosphor. 18.
Ferrum phosph. bei Kopfschmerz 324.
Fincke 462.
Fincke über Neuralanalysis 205.
Fischer 63, 83, 84, 204, 269, 321, 517.
Fistulae ani nnd Silicea 120.
Fisteln, tuberkulöse 23.
Fleischmann 329.
Fletscher 279.
Fluorcalcium 51.
Frank 97, 505.
Freiheit des Arztes 277.
Funde, interessante in der Litteratur 393.
Gallensteine 263.
Gangraena senilis 8.
Gangraena und Arsen 264.
Ganz † 152.
Gardien 504.
Garel 319.
Gastralgie 263.
Gastralgie und Atropin 450.
Gastritis nnd Arsen 264.
Gebirgsluft bei Chlorose 411.
Gedächtniss-Schwäche 49.
Geheimmittelunwesen 416.
Gehirn und Rückenmark und Atropin 441.
Gelenkrheumatismus 53.
Gelseminum bei Kopfschmerz 323.
Gelüste, krankhafte 409.
Genius epidemicus 217.
Genzke 99.
Geschichtsstudien in der Medizin, mangelhafte 178.
Geschwulst im Gesicht 14.
Gesichtsschmerz, geheilt durch Verbascum 325.
Genmogramm 463.
Gies 393.
Glaucoma acut. 322.
Gleichung, persönliche 462.
Glonoin bei Kopfschmerz 324.
Glottiskrampf 457.
Göhrum 465, 472.
Goldhydrat 317.
Goldsäure 318.
Goldwasser 317.
Goullon jun. 36, 42.
Goullon sen. 385.
Goullon sen. † 519.
Granulom 16.
Graphites bei Psoriasis 340.
v. Grauvogl 84.
v. Granvogl † 271.
Grenze der Hochpotenzenwirkung 474.
Griesinger und Hydrotherapie 155.
Griesselich 89.
Grindelia squarrosa, Prüfung 249.
Gross 98.
Grosser 338, 415.
Grosser's Kritik 201.
Guernsey 250.
Hämorrhagie post partum 253.
Hämorrhoidal-Knoten, Operation derselben 33.
Härtiug 397.
Hafa 89, 112, 254, 318.
Hahnemannia 151.
Hahnemannianer, popularisirende Bestrebungen 157.
Hahnemaun's Chinaprüfungen 423.
Hahnemann's Ideen, eine fundamentale Macht 179.
Hahnemann's Methode 274.
Hahnemann's Prüfungen 53.
Hahnemann, Virchow's Kritik 369.
Hale 255, 256, 440.
Hartlaub 83, 423.
Hartmaun 406. 408.
Hasenscharte 20.
Hautentzündung — Rhus u. Mercur 258.
Hautwarzeu, deren homöop. Therapie von Dr. Mossa 91
Hautwarzeu, Struktur derselben 91.
Heilpotenzen resp. -Methoden 147.
Helleborus 322.
Hemikrauie u. Atropin 415.
Hemikranie geheilt 291.
Hempel † 271.
Henke 388.
Hensler 422, 518.

C. Hering 64, 83.
Hering † 271.
Hering über Alterniren 258.
Hepar sulf. calc. 121.
Herpes syphilit. 20.
Hesse 397.
Hilberger † 519
Hippokrates 92.
Hipp'sches Chronoscop. 462.
Hochecker 290.
Hochpotenzen von Dr. Swan, Skinner, Boericke u. Deschere 471.
Hochpotenzen, Wirkung 462.
Hochpotenzen, zur Frage von den, von E. Schlegel, Arzt in Tübingen 81.
Homöopathenhetze 412.
Homöopathisches Krankenhaus, Aufruf 78.
Homöopathie und medizinische Schulwissenschaft 81.
Horner 68.
Hornhautflecke u. Aurum 265.
Hnannco 430.
Hnber, Thuja-Prüfungen, Warzen 95.
Huber, Wohnsitzwechsel 152.
Huber † 518.
Hühneraugen zu entfernen 252.
Hufeland für Hahnemann 157.
Hufeland über Homöopathie 164.
Hughes 269.
Hughes über Alterniren 257.
Hundswuth, Prophylaxis derselben 253.
Hundswuth, prophylaktische Behandlung derselben von Dr. v. Kaczkowsky 298.
Hundswuth, Symptome 308.
Hydrocephaloid u. Atropin 443.
Hydrophobie 298 u. ff.
Hydrophobie geheilt durch Pilocarpin 398.
Hydrotherapie. Anerkennung derselben 155.
Hydrotherapie bei Chlorose 411.
Hygiogramm 463.
Hygiopoësie 497.
Hypericum bei Verletzungen 255.
Hyoscyamus bei Typhus 327.
Hypochondrie u. Aurum 265.
Hysterie 262, 319, 320, 503.
Hysterie u. Asa foet. 265.
Hysterische Krämpfe und Atropin 459.
Jäger 73, 138, 462, 472.
Jahr 93, 503.
Jahr, Erfahrungen über Warzen 105.
Jahr † 271.
Jauls 504
Ideal der Heilkunst 63.
Identitäts-Gesetz 377.
Idiosynkrasieen 369.
Jehle 267.
Jenichen's Hochpotenzen 83.
Ignatia 54, 87, 475, 484.
Ignatia bei Chlorose 410.
Ignatia bei Kopfschmerz 119, 323.
Intermittens 483.
Jodium 357.
Jod, ein Specificum gegen croupöse Pneumonie 61.
Jodkali 19.
Jodoform 8. 197.
Jodoform erzeugt Pneumonie 62.
Jodoformvergiftungen 328.
Jod-Reaction 71.
Jörg's Materialien 285.
Johnson 503.
Jousset 318, 319.
Jousset empfielt das Alterniren 258.
Ipecacuanha 53, 57.
Iridochorioiditis 131.
Iridocyclitis 131.
Isnard über Arsenik 393.
Isodynamische Mittel 381.
Isopathie und Homöopathie zusammengeworfen 328.
Jürgensen 153.
v. Kaczkowsky 298.
Kaffee 56.
Kafka 441.
Kafka sen. 458.
Kafka, homöop. Therapie 63.
Kali bichrom. 261.
Kali bichrom. bei Kopfschmerz 322.
Kali carbonicum bei Chlorose 409.
Kali carbonicum bei Keuchhusten 256.
Kali causticum als Arzneimittel 12.

Kalium chlorat. 35.
Kali hypermanganic. gegen Schlangenbiss 298.
Kali jodat. 261.
Kallay 422.
Kalkpräparate 16.
Karsch 60.
Katsch 83.
Kehlkopfkatarrh geh. 455.
Kehlkopfkrampf 458.
Keratitis scrofulos. u. Arsen. 265.
Kettenhach † 518.
Keuchhusten 454.
Keuchhusten u. Asa foetida 265.
Keuchhusten und Atropin 455.
Keuchhusten und Drosera und Kali carbon. 256.
Kindererziehung, physische 511.
Klehs 352.
Klehs, Charakteristik seiner Darstellungsweise 180.
Kleinere Mittheilungen 69, 266, 517.
Kuapp 394.
Knorr 93.
Köck, was ist Electro-Homöopathie, Besprechung 515.
Köhler über Arzneiprüfungen 225.
Kopfschmerz, praktische Notizen 322.
Korsakoff'sche Potenzen 89, 464.
Kraizel 447.
Krampfhafte Erkrankung der Athmungsorgane 455.
Krankheit und Heilung von Prof. Dr. Jäger 138.
Krankmachende Einflüsse 146.
Kritik über China bei Chorea 506.
Krüche, über Homöopathie 414.
Kultur der Chinabäume 435.
Kupfer 320.
Kymographion 145, 474.
Lachesis, ächte und frische 266.
Lachesis bei Herzfehler 252.
Lachesis bei Kopfschmerz 324.
Lachesis, Nachtrag und Berichtig. 346.
Lachesis, Nomenklatur 347.
Lactuca virosa-Tinctur 70.
Lähmungen, von Phosphor erzeugt und geheilt 42.
Laienvereine 332.
Lancet, Naivität 280.
Laparo-Colotomie 29.
Laurocerasus 252.
Lebenskraft 378.
Ledum bei Verletzungen 255.
Lehrmann'sche Hochpotenzen 89.
Lewin, Kritiker über Homöopathie 316.
Lewin, Nebenwirkungen d. Arzneien 197.
Liman contra Homöopathie 417.
Lipom 27, 35.
Litteratur, ausländ. v. Dr. Fischer 321.
London 399.
Lorbacher, Anleitung zum methodischen Studium d. Homöopathie, Besprechung 420.
Loxa-Rinde 431 u. ff.
Lumbago geheilt 296, 297.
Lungenentzündung — Bryon. und Mercur 258.
Lungensarkom, Bergkrankh. der Schneeberger Gruben 397.
Lungen-Tuberkulose und Mastdarmfistel-Operation 34.
Lupus 18, 19.
Lupus vorax. 13.
Lycopodium 102, 260.
Lycopodium bei Chlorose 409.
Lycopodium bei Kopfschmerz 323.
Lymphome 18, 25.
Lympho-Sarkom u. Arsenik 393.
Magendie 506.
Magenkrampf u Atropin 450.
v. Makowiecki 301.
Makrodosie bei Merc. cyanat. 367.
Mandelvergrösserung 23.
Manganoxydul-Reaction 72.
Mann 108.
Martiny 257.
Martins Aussprüche über Therapie 194.
Marzolph 393.
Masernhusten 455.
Mastdarmfistel 33, 34.
Materia medica, die alte 154.

Mayländer 4.
Mayntzer 194.
Mayntzer, Homöopathie und Allopathie. Besprechung 76.
Menopause 263.
Menorrhagie nnd Arsen. 265.
Mercur 14.
Mercur. bicyanatus 19, 366.
Mercur. corros. 322, 457.
Mercur. corros. u. Dysenterie 374.
Mercur. solub. Hahn. 356.
Mercur. viv. 484.
Metadynamische Mittel 381.
Metallotherapie, innere 319.
Metritis 263.
Metritis chronica u. Arsen. 265.
Metritis chronica n. Aurum 265.
Metronom Mälzel's 478.
Metrorrhagie, Mittel 411.
Meuriot 438.
Mezerenm 436.
Micro-Parasitenlehre 167.
Micrococcus diphtheriticus 353.
Migräne 446.
Mineralwasser bei Chlorose 411.
Mittheilungen aus der chirurgischen und Privatheilanstalt v. Dr. Mayländer 4.
Mittheilungen aus der englischen und amerikan Litteratur v. Dr. Fischer, Berlin 249.
Mittel-Kombinationen 262.
de Mons 254.
Moore 326.
Morphium 223.
Morphiumvergiftung durch Nachlässigkeit des Apothekers 419.
Mossa 91, 437, 456.
Müller, Clotar 188.
Müller Clotar, 271. †
Multiplikator 475, 476.
Münninghoff 129.
Muni 120.
Murray 504.
Muskelentzündung — Arnika und Mercur 258.
Muskelrheumatismus und Kaffee 56.
Myelitis und Acid. acetic. 251.
Mysticismus der Homöopathie 164.
Nachgeburt angewachsen, Behandlung 249.
Nachtfurcht geh. durch Chamom. 326.
Natriumbromür bei Chlorose 410
Natr. muriatic 88, 102, 484.
Natr. muriat. bei Chlorose 408.
Natrum muriaticum, Tafel I z. p. 465.
Natronstrikturen im Darm 223.
Naturarzt 372.
Necrose 14.
Necrose des Schläfenbeins 13.
Necrose der Schädelbasis 22.
Negativität der Arzneiwirkung 384.
Nervenbewegung 494
Nervenzeit Jäger's 462.
Neuere Mittel 58.
Neural-Analyse 73, 462.
Neural-Analyse, zur, von Fischer 204.
Neural-Analyse, Werth für die Homöopathie 474.
Neuralgie des Trigeminus 21.
Neurogramm 463.
Nickeloxyd-Reaction 72.
Niccolum sulfur. bei Hemicranie 256.
Normaldosis, schwer zu finden 67.
Normalosmogramm 464.
Nuñez 271.
Nux vom. 262, 484, 518.
Nux bei Kopfschmerz 322.
Occlusivverband 9.
Ohrenleiden 325.
Operationen, zu weit getrieben 5.
Ophthalmia neonatorum, Ursachen 249.
Ophthalmia scrofulosa u. Arsen. 265.
Opium 262.
Opium bei Variolois 319.
Organon 274.
Osmogramm 463.
Osmogramm-Differenzen 471.
Osteomalacie u. Calc. phosph. 123.
Ostitis, käsige 15, 26.
Ostitis des Oberkiefers 14.
Ovariitis 319.
Ovariitis chronica, Behandlung 256.

Owens 251.
Ossena 20, 21.
Osogen-Verstäuhnng 468.
Palpitationen 261.
Panser 465, 472.
Papillom der Zunge 22.
Paralysis agitans 47, 485.
Pasteur 352.
Patbogenesis 497.
Pathopoësle 497.
Patzack 51.
Pecholier's Beobachtungen über Cuprum 407.
Pellagra n. Arsen. 264.
Peritonitis und Lawson Tail 249.
Perkussionspotenzen 84.
Personalien 152, 268, 350, 422, 518.
Perspiration 142.
Pertussis 262.
Petersen, Einfluss der Homöopatbie 162.
Pfeil † 268.
Pbarmacopöe, allgemein gültige 287.
Pbarmac. bomöop. polyglotta 69.
Pharmaceutische und pharmaceutisch-botaniscbe Studien von Hartlaub 423.
Pbarmakogramm 463.
Phosphor 16, 18, 26, 35, 42, 49, 227.
Phosphor bei Variolois hämorrhagica 319.
Pbthisis 263.
Pbytolacca bei Ovariitis 256.
Pilocarpin 58.
Pinselungen bei Diphtherie 353.
Platina cblorata 70.
Pleuresie 263.
Plumbnm und Tnberkulose 369.
Plnmbum oxyd.-Reaction 72.
Pneumonie 263.
Pneumonie nnd Arsen. 265.
Podophyllin bei Kopfscbmerz 323.
Poliklinik in Berlin 79.
Poliklinik, Errichtung einer in Herisau 267.
Polyurie, gebeilt durcb Murex 326.
Potenzen ohne und mit Schütteln 471.
Praxis, aus der täglicben, von Dr. Hochecker 290.
Priessnitz 372.
Prostatitis 59.
Prosopalgie 262.
Pruritus 47, 48.
Psora 274.
Psoriasis, Allopatbie und Homöopathie 339.
Proriasis, geheilt durcb Sulfur und Grapbit 340.
Psorin 484.
Psycbogramm 463.
Psycbopatbien und Atropin 440.
Pulsatilla 51, 261, 484.
Pulsatilla bei Cblorose 408.
Pulsatilla bei Ovariitis 256.
Pulskurve 474.
Pustula maligna und Arsen 264.
Quevenne's Untersnchungen über Ferrum 406.
Quin † 271.
Rapp 83, 89.
Ravel 502.
Reactionen homöopathischer Verdünnungen 71.
Reactionsmüdigkeit, über, nnd über Epidemiologie von Scblegel 211.
Reconvalescens, verzögerte 50.
Referate ans fremden Jonrnalen von Dr. Hafa 89, 112, 254, 318.
Referate aus l'art médical von Dr. Burkhard 502.
Referate ans l'art médical von Dr. Sulzer 404.
Referate über die vom Verein bomöopathiscber Aerzte im Winter 1882 veranstalteten Vorträge 63, 327, 511.
Rentscb 89.
Retorsion von Prof. Bakody 153.
Rhacbitis und Calcar. phospb. 123.
Rhns aromatica 321.
Rhus toxic. 93, 94, 484.
Rhus toxic. beilt Lnmbago 296, 298.
Rbus bei Typhus 326.
Rhus bei Variolois 318.
Rhus bei Verletznngen 255.
Rigler 59, 417.
Rigler, Brief an die Apotheker 343.

Rothe 368.
Ruge und Semler 412.
Ruhedekade 463.
Ruta bei Verletzungen 255.
Rydygier 404.
Salicylpräparate 53.
Sandros 505.
Sarkom 24.
Sarkom der Wange 14.
Schäfer 394.
Schallgruber 394.
Schiefhals 24.
Schlangenbiss und Kal. hypermang 299.
Schlegel 81, 211.
Schlegel, die Stellung der Homöopath. etc., Besprechung 512.
Schlichter 465, 472.
Schmidt (New-Orleans) 336.
Schönlein über Homöopathie 379.
Schopenhauer über Hahnemann 378.
Schreter 505.
Schroff prüfte am Gesunden 223.
Schroth'sche Methode 372.
Schüssler 126, 267.
Schüttelwirkung bei Potenzen 670.
Schwabe 69.
Schwabe, Pharmacopoea homöopathica polyglotta, Besprechung 420.
Schwartz 61.
Scirrhus-Recidiv 25.
Scott 503.
Scrofulosis 16.
Secale und Tuberkulose 369.
Secale heilt Lumbago 298.
Seebäder bei Chlorose 411.
Seebäder bei Skrophulose 18.
Seele Jäger's 463.
Selbstpersiflage der Allopathie 66.
Semler und Ruge 412.
Sendschreiben an Prof. Virchow 219.
Sepia 41, 104.
Sepia bei Chlorose 408.
Sepia bei Kopfschmerz 323.
Septicaemie 9, 27.
Sharp 279.
Siegrist 83.
Silber 320.
Silicea 17, 53.
Silicea bei Verletzungen 255.
Similegesetz 52.
Similia similibus curantur, ein fruchtbarer Weg zur Auffindung von Arzneimitteln von Dr. Sulzer 52.
Similia Similibus, formulirt 192.
Simon, Antihomöopathisches Archiv 60.
Simon Psendomessias 60.
Simpson 256.
Situation 59, 150, 333, 412.
Solutio Fowleri 395, 396.
Sorge 267, 346.
Sorge, Entgegnung gegen Liman 417.
Spezifische Erkrankungsfähigkeit 354.
Spigelia 261, 294.
Spigelia heilt Hemikranie 291, 293.
Spigelia bei Netzhautneuralgie 322.
Spinal-Irritation 458.
Spinal-Irritation heilt Tarantula 325.
Spinal-Irritation und Phosphor 43.
Spiritus angelicae compositus 43.
Spiritus phosphoratus aethereus 42.
Standesangelegenheiten 413, 414.
Stapf 93.
Staphyloraphie 22.
Staphysagria bei Verletzungen 255.
Statistik 329, 348.
Stein 422.
Sticta pulmonaria 255.
Stramoniumtinktur 70.
Stramonium bei Typhus 327.
Strychnin bei Kopfschmerz 323.
Sulfur 87, 104, 261.
Sulfur bei Chlorose 408.
Sulfur bei Kopfschmerz 323.
Sulfur bei Psoriasis 340.
Sulzer 52, 69, 76, 77, 152, 327, 348, 420, 511, 520.
Sympathische Gesichtsstörung von Dr. Münninghoff 129.
Symptome, subjektive bei Prüfung 473.
Syphilis 19.
Syphilis und Anrum 265.
Symphytum bei Verletzungen 253.

Tafel der Beobachtung mit Alkohol und Aconit 499.
Tafel der Beobachtungen 489.
Tagen 326.
Tarantula bei Spinalreizung 325.
Tardieu 506.
Tartar. emetic. bei Variolois 319.
Tenesmus 262.
Tessier 505.
Tetanus-Heilung 459.
Thierversuche, arzneiliche 369.
Thuja 94, 99
Thuja occid. Tafel I s. p. 465.
Thujatinctur 70.
Tic douloureux 447 u. ff.
Tincturen-Bereitung 75.
Tinctura Lycopodii 74.
Tinctura phosphoris 74.
Tinct. hepat. sulf. calc. 74.
Tinctura sulfuris 74.
Tolem 395.
Tomasi 352.
Träger 152, 332.
Trauma, homöop. Behandlung von Dr. Bernard de Mons 254.
Trillium 121.
Troitzky 249, 344.
Trousseau 405.
Trousseau über Hahnemann 379.
Tschudi 394.
Tuberkulose und Calc. phosphor. 123.
Tuberkelbacillen 328.
Tuberkelbacillen-Fettkrystalle 336.
Tuberkulose und Calc. phosphor. 127.
Tussis convulsiva und Atropin 454.
Typhoid 49.
Typhusmittel, Unterschiede 326.
Ulcus ventriculi und Arsen 264.
Ulcera auris 9.
Uranoplastik 22.
Urbanetti 119.
Uterinblutungen u. heisse Wasserinjektionen von Dr. Windelband 106.
Varicenentzündung — Pulsat. u. Mercur 258.
Variolois-Behandlung. 318.
Venenentzündung — Pulsat. u. Mercur 258.
Verbascumtinctur 70.
Verbascum bei Neuralgie 325.
Vertigo — Allopathische Methode 340.
Viburnum opulus bei Nachwehen 255.
v. Villers 2, 351.
Virchow 369.
Virchow über die Therapie zu Hahnemann's Zeit 176.
Visionen 49.
Vorbereitungskursus zum Examen zur Erlangung des Selbstdispensirrechts, Besprechung 421.
Vorlesungen über Materia medica von Prof. Jousset 264.
Walz 152.
Warzenheilungen durch Causticum 101.
Warzenheilungen durch Calc. carb. 100.
Warzenheilungen durch Thuja 98.
Weber über Arzneiprüfungen 224.
Werlhof 502, 506.
Wernich 173, 353.
Williams 255.
Windelband 61, 79, 106, 152, 327, 393, 422, 456, 512.
Winiwarter 395.
v. Wolansky 302.
Wolf's Thujaprüfungen 87.
Woyt's Gazophylacium 54.
Zinc. sulfur. bei Chorea 255.
Zincum valerianicum 50.
Zöppritz 151.
Zur Wirkung des Atropin von Dr. Mossa 437.
Zur Reform der medizinischen Therapie von Prof. v. Bakody 219.
Zwingenberg 61.

Erklärung.

Die Redaktion der Zeitschrift des Berliner Vereins homöopathischer Aerzte erklärt in Betreff des im fünften Heft Band I. erschienenen Aufsatzes des Herrn Dr. Ameke „Versuch einer Therapie auf Grundlage der Chemie des Menschen“ Folgendes:

Dieser Aufsatz, von dem wir in einem Vorwort erklärten, dass derselbe lediglich Ausdruck einer persönlichen Meinung des Herrn Dr. Ameke sei, erschien uns als eine mit Ernst und fleissigem Studium geschriebene Arbeit, welche von dem Bestreben des Verfassers zeugt, die Therapie durch Auffindung neuer Arzneimittel, resp. des Weges dazu, zu bereichern und zu vervollkommnen. Ob dieser Weg ein richtiger, erlauben wir uns durchaus nicht zu beurtheilen, denn darüber kann niemals, wie auch über die von uns anerkannten und für ewig wahr gehaltenen Grundsätze der Homöopathie, ein theoretisches Raisonnement, sondern nur der praktische Versuch entscheiden. Abgesehen von der Möglichkeit, auf diesem Wege neue Arzneimittel zu finden, die wir an der Schüssler'schen Theorie als völlig berechtigt anerkannt sehen, wenn es auch wohl keinem Arzte einfallen wird, darum nur allein diese Theorie als alleinseligmachende anzusehen, schien es uns billig, den Ansichten eines Collegen, der unserm Verein angehört, in demselben und an unserer Poliklinik in rein homöopathischem Sinne fleissig arbeitet und das homöopathische Prinzip durchaus hochhält und vertritt, in der auch ihm gehörenden Zeitschrift Raum zu gönnen, wenn auch thatsächlich die in jenem Aufsatz aufgestellten Ansichten mit der Homöopathie Nichts zu thun haben. Immerhin waren sie wissenschaftlich interessant und schienen uns der Beachtung der Arztwelt wohl werth. Dass sie bei den homöopathischen Aerzten auf Widerspruch stossen würden, haben wir als selbstverständlich angenommen, ebenso wie in unserm Verein auch nicht eine Stimme laut wurde, die etwa den Ameke'schen Versuch als erwiesen und richtig angenommen, oder ihn als etwas Anderes hingenommen

hätte, als eine interessante Arbeit, als eine Behauptung, die ihren Beweis erst erbringen müsse. Dass es aber homöopathische Aerzte geben könne, die uns selbst dabei der Felonie, des Aufgebens unserer Ziele, eines Blosstellens der Homöopathie zeihen könnten, das haben wir nicht vermuthet. Wir haben dafür auch keine Antwort als die, dass wir unserm Prospekte gemäss unsere Spalten, die nicht nur der Vertretung der Homöopathie allein dienen, sondern eine Freistätte für alles ernste, wissenschaftliche Streben sein sollen, gern jedem, auch dem andersgläubigen Standpunkte öffnen, wenn wir aus solchen Mittheilungen Nutzen für unser eigenes Streben und für die Therapie überhaupt erhoffen. Wir haben deshalb auch sofort die Kritik des Herrn Dr. v. Villers aufgenommen, bei der wir nur gewünscht hätten, dass sie sich von den Anklängen persönlicher Angriffe ganz fern gehalten hätte. Denn durch was könnte unsere eigene Sache wohl mehr gewinnen, als durch schlagende und wissenschaftliche Widerlegung der Ameke'schen Ansichten? —

Wir hofften im Uebrigen auf mehr und mehr begründeten Widerspruch und namentlich auf einen strikten Gegenbeweis der Amekeschen Behauptung, dass nicht alle in homöopathischer Form angewendete Arzneimittel nach homöopathischem Prinzip einwirken, ja dass sogar nicht einmal bei dem vierten Theil der von Hahnemann in seinen chronischen Krankheiten angeführten Heilmittel deren Homöopathicität nach dem heutigen Stande der Wissenschaft zu beweisen sei, eine Behauptung, die uns allerdings über das Ziel hinauszuschiessen scheint, und deren Mangel an Berechtigung nachgewiesen zu haben, gewiss ein grosses Verdienst und eine hohe Aufgabe für jeden homöopathischen Arzt sein würde. Es liegt uns ferne, hier näher auf Ameke's Behauptungen einzugehen; wir halten überhaupt eine theoretische Diskussion über das von ihm angeschlagene Thema für fruchtlos. Ob seine Angaben richtige, die empfohlenen Heilmittel wirklich wirksame seien, kann nur der Versuch bestätigen und dazu gehört Zeit und Gelegenheit. Wir selbst aber würden solchen Versuch überhaupt nur anstellen und für berechtigt halten, wenn uns unsere altbewährten und erprobten homöopathischen Heilmittel, seien sie nun streng nach dem Aehnlichkeitsgesetz gewählt oder nicht, im Stiche liessen. Und dazu ist, Gott sei Dank, die Gelegenheit keine zu grosse. — Was in diesem Sinne für oder gegen die Ameke'schen Behauptungen von uns eruirt werden wird, das soll in unsern Blättern offen und ehrlich bekannt werden. Dass wir aber in unserer Zeitschrift mit dem

Veröffentlichen auch solcher Artikel, die unsere Sache direkt oder indirekt angreifen, oder die Bestrebungen anders Gesinnter, zum Frommen der allgemeinen Sache, der Medizin nnd der Therapie überhanpt, znm Ausdruck bringen, dass wir damit, wie in einem Artikel des Dr. Buchmann und auch in dem v. Villers'schen behauptet wird, nnsern Gegnern eine neue Handhabe gegen die Homöopathie liefern, scheint nns absolut unerfindlich. Unsere Sache, die der Berliner Verein in den letzten Jahren glaubt energisch nnd mannhaft und mit vielen Opfern an Zeit und Geld vertreten zu haben, steht uns viel zu hoch, als dass wir sie dadurch auch nur annähernd einer Gefahr ausgesetzt sähen. Was wahr an nnserer Sache ist, kann uns Niemand ranben nnd dass die Homöopathie nicht die alleinseeligmachende Medizin ist und werden wird, sondern dass die Natur anch auf vielen andern Wegen Heilungen vollzieht, dies Geständniss kann die Thatsache nicht kleiner machen, dass ein grosser Theil aller Heilungen nach dem Similegrundsatze nnleugbar vor sich geht.

Wir würden nns recht freuen nnd es für sehr erspriesslich halten, wenn die Veröffentlichnng der Ameke'schen Versnche recht viele Beweise der Homöopathicität von sogenannten homöopathischen Mitteln hervorrufen würde, die bis jetzt als solche zwar gebraucht, aber von denen der Beweis der eigentlichen strikten Wirkung nach dem Aehnlichkeitsgesetz noch nicht geführt ist, Mittel, die uns Homöopathen aber ureigen nnd von nns allein, und zwar in homöopathischer resp. kleiner und kleinster Gabe und Form gebraucht und verwerthet sind.

Mit dieser Erklärung glauben wir den Gegenstand ein für alle mal erledigt.

Mittheilungen

aus meiner

homöopathischen und chirurgischen Privat-Heilanstalt und Praxis

während des Anstaltsjahres vom 15. Mai 1878 bis Ende Mai 1879.

Von Dr. **Adolf Mayländer**, Königl. Geh. Sanit.-Rathe etc. in Berlin.

Nach mehrjährigem Schweigen finde ich mich veranlasst, nachstehende Mittheilungen aus meiner chirurgischen Praxis zu veröffentlichen. Hauptsächlich fühle ich mich dazu angeregt durch die Vorwürfe, welche den homöopathischen Aerzten von gegnerischer Seite insofern gemacht worden sind, als sie namentlich in chirurgischen Fällen sich schwerwiegender Unterlassungssünden schuldig machen sollen. Weil ich mich seither speciell mit der Chirurgie beschäftigt habe nnd als Chirnrg und Operateur wohl nicht ganz unbekannt geblieben bin, so erachte ich es für meine besondere Pflicht, die folgenden Mittheilungen dem Urtheile meiner Gegner und Freunde zu unterbreiten. Durch die vorgelegten Thatsachen und Ueherzeugungsäusserungen gedenke ich offen darzuthun, ob und in wie weit die erwähnten absprechenden Urtheile wirklich begründet sind oder nicht. Damit glanbe ich zugleich die Interessen vieler mir befreundeter Collegen zu vertreten, welche, obschon nicht selbst ausübende Chirurgen, doch durch das mir hinsichtlich der Ueberweisung chirurgischer Fälle aus ihrer Clientel bewiesene Vertrauen sich mehr oder weniger zu den von mir vertretenen chirurgischen und allgemeinen therapeutischen Anschauungeu bekannten.

Ich hoffe, dass kein besonderer Grnnd zu finden sein wird, sich über die Engherzigkeit oder die Einseitigkeit dieser Anschaunngen zu beklagen. Meine Mittheilungen sollen zunächst darthun, ob und in wie weit wir, trotz unserer anderweiten speciellen therapeutischen Grundsätze, den allgemeinen Fortschritten in der Chirurgie uns angeschlossen haben. Andererseits werden sie zeigen, dass wir, so hoch wir anch die Berechtigung der heutigen mechanischen Therapie stellen, doch nicht gewillt sind, Alles anf die Schneide des chirurgischen Messers

zu stellen. Vielmehr erkenneu wir auch für viele chirurgische Fälle die Berechtigung der inneren Behandlung für sich allein oder in Verbindung mit mechanischeu Eingriffen vollkommen an. Selbstverständlich ist heute das Feld für die letzteren viel weiter auszustecken, als das nach den früheren allgemeinen, besonders aber nach den in der homöopathischen Arzt- und Laienwelt herrschenden Anschauungen berechtigt erschien. Aber gleich hier will ich bekennen, dass ich die heutzutage von mancher Seite her beliebte übertriebene Kühnheit im Operiren im allgemeinen für den praktischeu Chirurgen nicht für gerechtfertigt erachte. Ich will über maucheu jüngeren Operateur keinen Tadel aussprechen, wenn er während seiuer Sturm- und Draugperiode an der dazu passeuderen Probestelle eines öffentlichen Krankenhauses sich iu strebendem Eifer bewogen findet, die Spitzen des chirurgisch Möglichen zu erklimmen. Denn auch diese Uebertreibungen helfen schliesslich dazu, Wahrheit vom Irrthum zu scheiden und einen Durchschnitt der operativen Berechtigung festzustellen, welche zu allgemeinerem Nutzen und Frommeu auf möglichst gebahnter Strasse und nicht auf dem Seile gehen sollen. Meiner Meinung nach hat sich der praktische Chirurg im allgemeinen an das durch vielseitige Prüfung Erprobte zu halten. Namentlich ist die Privatpraxis nicht das Feld, auf dem kühne Experimente angestellt werden köuneu. Hier gerade handelt es sich nicht darum, im gegebenen Falle eine technisch glänzende Operatiou um jedeu Preis auszuführen, sondern in erster Reihe immer zu fragen: Welchen Nutzen wirst Du Deinem Kranken mit der Operatiou stiften? Wird der Erfolg voraussichtlicher Weise im richtigen Verhältnisse zu dem Risiko uud der Schwere des Eingriffes stehen? Den kürzlich ausgesprochenen Grundsatz Billroth's, seinen Kranken nur das Heilverfahren oder die Operation anzurathen, der man sich nnter den gegebenen Verhältnissen selber unterwerfen würde, halte ich für eben so human als vertrauenerweckend. Gerade des Meisters Grösse zeigt sich iu seiuer weisen Beschränkung, und zu ihr gehört oft mehr Reichhaltigkeit der Erfahruug, mehr Selbstbeherrschung und innere Ruhe, als sie zum Herantreten an eine riskirte Operation an wenig verantwortlicher Stelle nothwendig ist. Mich können nur die Operationen wirklich befriedigen, mit denen man eine Lebensrettung, oder andauernde Heilung, wenigstens Besserung der betreffenden Kranken erzielen kaun. Ich bescheide mich gern mit dem geringeren Ruhme, bei meinem kleineren Krankenmaterial, das nach allen Seiten hin weit mehr Rücksichten erfordert als ein klinisches, die möglichst bewährten Heilverfahren anzuwendeu, statt zweifelhafte operative Experimente mit

demselben anzustellen. Denn zum Pfadfinden in der Chirurgie gehört ausser dem nöthigen Talent auch ein grosses und weniger Verantwortung mit sich bringendes Krankenmaterial. Deshalb habe ich mich für sogenannte Palliativoperationen nie begeistern können, so gern ich sonst eine glänzende und geschickte technische Leistung auch bei ihnen anerkenne. Aber Resektionen am krebskranken Magen auszuführen, hochgehende Mastdarmkrebse zu exstirpiren, krebsige Kehlköpfe auszuschneiden u. s. w., um nach wenig Wochen oder Monaten den Kranken sicher sterben zu sehen, wenn er auch die lebensgefährliche Operation glücklich überstanden hat: das kann mir als praktischem Chirurgen weder verführerisch noch nachahmenswerth erscheinen. Solche Operationen sind interessant für die chirurgischen Fachblätter, aber nicht für die betreffenden Kranken. Es bleiben auf fruchtbarerem Felde noch genug Lagen übrig, in denen man mit besserem und befriedigenderem Erfolge sein Geschick, seine Erfahrung, seine Kaltblütigkeit verwerthen kann. — Aber auch nach anderer Richtung hin geziemt sich für den ausübenden Chirurgen eine gewissenhafte Beschränkung. Er soll sich bescheiden, vielseitige und in grossem Massstabe verwerthete Erfahrungen nicht durch seine engen eignen Erlebnisse meistern zu wollen. Im besonderen beziehe ich das auf die heutigen Ansichten über Wundbehandlung. Man bedenke, durch welche grossartigen und vielfältigen Arbeiten es ermöglicht worden ist, heutzutage die Resultate chirurgischer Operationen so enorm zu verbessern, und das Terrain für dieselben in einer früher für ganz unmöglich erachteten Weise auszubreiten und fruchtbar zu machen. Angesichts derselben darf und muss man von jedem Chirurgen verlangen, dass er sich mit dem antiseptischen Verfahren nach aller Möglichkeit vertraut gemacht hat und sich in Bezug auf Aseptik bis in das Kleinste verantwortlich fühlt. Dabei ist es von keinem entscheidenden Belange, ob er sich dieses oder jenes bewährten antiseptischen Materials bedient, vorausgesetzt, dass er mit demselben gründlich und am passenden Orte zu arbeiten versteht. In Bezug auf die Summe der antiseptischen Erfahrungen finde ich somit den Eifer nicht gerechtfertigt, mit welchem manche homöopathischen Aerzte gegen dieselbe und speciell gegen einzelne antiseptische Medikamente zu Felde ziehen. Die Carbolsäure kommt dabei am schlechtesten weg. Ich schwärme auch nicht für sie, und wohl die meisten Chirurgen würden sich gern ein antiseptisches Mittel wünschen, welches im allgemeinen ungefährlicher wäre als die Carbolsäure und doch dasselbe leistet, wie diese. Aus diesem Wunsche entspringen ja auch die vielseitigen Versuche, dieselbe durch andere

Antiseptica zu ersetzen. Leider ist bis jetzt noch kein verlässlicheres gefunden worden, und gleich dem immer vorsichtig anzuwendenden Chloroform hat auch die Carbolsäure bis jetzt in erster Reihe unter ihnen das Feld behauptet. Sie ist im Augenblicke noch nicht zu entbehren, aber durch möglichste Vorsicht unschädlich zu machen.

Uebrigens habe ich oft genug die Erfahrung gemacht, dass die äussere Anwendung der Carbolsäure der Wirkung der innerlich gereichten Mittel gar keinen Abbruch thut, und manche der Herren Collegen können das aus ihrer Beobachtung bestätigen. In unserer Poliklinik, in welcher freilich die Carbolsäure nur mässig zur Anwendung kam,*) hat sich kein ungünstiger Einfluss derselben den in ersterer beschäftigten Aerzten bemerkbar gemacht.

Von einzelnen homöopathischen Collegen wurden noch bis auf die jüngste Zeit die Wirkungen der Arnica-Tinctur auf die Wundbehandlung über die der heute allgemein gebräuchlichen Desinfectionsmittel gestellt und durch angeführte Beispiele plausibel gemacht. Damit ist es aber eine eigenthümliche Sache. Meist beziehen sich diese, noch dazu sehr vereinzelten Beispiele auf zufällige Verletzungen, die einem Fachchirurgen nur in wenigen Fällen den Eindruck schwerer Verwundungen machen werden. Für's andere aber ist es ein gewaltiger Unterschied, ob man eine zufällig gesetzte mässige Wunde in Behandlung bekommt, oder eine schwere Verletzung mit eigener Hand erst zu machen und damit eine ganz andere Verantwortung auf sich zu nehmen hat. Ich möchte heutzutage den Arzt sehen, welcher den Muth hätte, z. B. die Bauchhöhle unter einem Arnica-Spray zu öffnen, und bei ungünstigem Ausgange der Operation den vielleicht berechtigten Vorwurf ungenügender Aseptik ruhig über sich ergehen zu lassen! Ich habe ihn nicht und thue deshalb mit Peinlichkeit mein Möglichstes, um den Anforderungen gerecht zu werden, welche die allgemeine Erfahrung heute bezüglich der Aseptik an jeden Arzt stellt. Diese Anforderungen beginnen mit der möglichst aseptischen, d. h. reinlichen Diagnose und machen den Chirurgen für jeden Augenblick seines Handelns verantwortlich, der zwischen ihr und dem letzten Nadelstiche liegt, der den Deckverband über einer Operationswunde befestigt.

Als Desinfectionsmittel benutzten wir die Carbolsäure, die Salicylsäure, Thymol, und in letzterer Zeit das Jodoform. Die jüngst viel gerühmte Sublimatlösung habe ich noch nicht versucht. Bei Kindern wurde die

*) Anm. d. Redaktion. D. h. nur in der chirurgischen Abtheilung.

Desinfection der Wunden nur mit Salicylsäure und Thymol-Lösungen bewerkstelligt, nachdem öfter unliebsame, obgleich vorübergehende Wirkungen auch der schwachen Carbolsäurelösungen, sogar bei Applikation derselben auf die unverletzte Haut, beobachtet wurden. Alle Verletzungen innerhalb der Körperhöhlen, des Pleurasackes, der Bauchhöhle, des Mastdarms wurden mit Salicyllösung behandelt; in neuerer Zeit auch mit Jodoform. Ich habe von letzterem keine unliebsame Wirkung gesehen, allerdings wurde es niemals in den grossen Mengen angewendet, deren Gebrauch man sich von anderer Seite her gestattete, auch nicht gleichzeitig mit der Applikation von Carbolsäure auf die Wunde, sondern nur mit Bedeckung derselben mit Salicylwatte. So günstige Einflüsse des Jodoforms auf örtliche tuberkulöse Prozesse, besonders auf tuberkulöse Knochenentzündungen, wie sie von Anderen berichtet worden sind, habe ich freilich nicht beobachtet. Möglich, dass ich zu kleine Mengen anwandte. Dagegen habe ich gesehen, dass bei oberflächlicheren Verletzungen, zumal bei den nur die Haut und das subkutane Bindegewebe durchdringenden, die Heilung unter dem Schorfe oft und in günstigster Weise zu Stande kommt. Endlich kann ich die schmerzstillende Wirkung des Jodoforms namentlich bei schmerzhaften Verschwärungsprocessen auf der Haut gleich Anderen aus Erfahrung rühmen. In einem, eine ca. 80jährige Dame betreffenden Falle hatten sich seit Herbst v. J. auf dem l. Fussrücken und dem äusseren Sohlenrande bis unter den Knöchel entlang chronische, mit auffälliger und penetranter fauliger Zersetzung einhergehende, dabei über alle Massen schmerzhafte Verschwärungen der Haut gebildet, welche der Kranken Tag und Nacht jede Ruhe raubten. Die geringste Berührung der betreffenden Stellen und ihrer Umgebung veranlasste die lautesten Wehklagen. Auch am äusseren Rande des rechten Fusses und in der Umgebung des äusseren Knöchels kam es zu derartigen, obschon weniger ausgedehnten Verschwärungen. Dabei zogen die Schmerzen die Unterschenkel hinauf; an beiden, besonders am linken kam es zu ausgesprochenen, bis an das Knie hinaufreichenden Oedemen. Meine Diagnose lautete auf Altersbrand, in Folge von Endarteriitis. Die bisherige sorgfältige innere Behandlung war eben so fruchtlos geblieben, wie sich die von mir neben derselben empfohlene äusserliche Anwendung von in Morphium-Lösung getauchter Carbolcharpie und die möglichste Hochlagerung der Extremitäten erwies. Nur für kurze Zeit erfolgte danach etwas Nachlass der Schmerzen. An einen Compressivverband der Unterschenkel wäre der excessiven Schmerzen halber gar nicht zu denken gewesen.

Ausserdem verhinderte der Carbolwatteverband die Zersetzung der jauchigen Geschwürsabsonderung nicht. Da griff ich zum Jodoform, und schon nach kurzer Anwendung desselben hörte die Zersetzung ganz auf, und die Schmerzen milderten sich so auffällig, dass die Einwickelung beider Unterschenkel mit comprimirenden Flanellbinden ermöglicht wurde. Von da ab entwickelte sich der Collateralkreislauf, die Schmerzen nahmen mehr und mehr ab und es erfolgte vollständige seit einem halben Jahre andauernde Herstellung der Patientin. — Auch bei sehr schmerzhaften varikösen Unterschenkelgeschwüren hat sich mir die schmerzstillende Wirkung des Jodoform öfter bewährt. Lupus sah ich rascher als gewöhnlich bei Jodoformbehandlung ausheilen.

Die Esmarch'sche Einwicklung wurde relativ selten angewendet. Nur ausnahmsweise bei Gelenkresektionen, bei denen wir wiederholt störende und uns lange aufhaltende Nachblutungen aus den Knochen-Schnittflächen beobachteten. Bei Nekrotomien liessen sie sich vollkommen in Schranken halten. Amputationen kamen mir in der Privatpraxis, welche wenigstens in Berlin schwere Verletzungen fast gänzlich ausschliesst, nur selten vor. Bei ihnen haben wir fast immer eingewickelt, vor der Abnahme der oberen Compressionsbinde sämmtliche erkennbare Gefässe unterbunden, bei starker Erhebung des Stumpfes dann die Binde rasch gelöst und die noch blutenden Gefässenden reichlichst und sorgfältigst unterbunden. Dabei hielt sich die anfängliche paretische Blutung in mässigen Schranken, und nach Anlage des ersten Compressiv-Verbandes kam keine Nachblutung vor. Nur in einem Falle glaube ich entschiedenen Nachtheil von der Constriction gesehen zu haben. Bei einer Dame in den fünfziger Jahren war eine intra- und extra-artikuläre Vereiterung des linken Kniegelenkes in Folge chronischer rareficirender Ostitis der Gelenkenden eingetreten, welche schliesslich zur Amputation im unteren Drittel des Oberschenkels nöthigte. Es bestand eine wahrscheinlich auf Herzverfettung beruhende Herzschwäche. Bei der unter Constriction mit vorderer Hautlappenbildung ausgeführten Operation zeigten sich sämmtliche Gewebe, namentlich auch die Muskeln stark verfettet, und schon am zweiten Tage nach der Operation trat allgemeiner Brand in der Wundfläche auf, der zum septicämischen Ende trotz aller Antiseptik führte. Ich würde deshalb bei Verminderung der Herzenergie aus chronisch krankhafter Ursache von der Constriction jetzt entschieden abstehen.

Was die angewendete Verbandmethode anbetrifft, so wurde an allen geeigneten Stellen dem aseptischen Occlusivverbande der Vorzug

gegeben. In den letzten Jahren hat die allgemeine Erfahrung weitaus zu dessen Gunsten, gegenüber der sogenannten offenen Wundbehandlung entschieden. Auf theoretische Begründungen lasse ich mich natürlich an dieser nur das praktische Interesse berücksichtigenden Stelle nicht ein. Das letztere spricht namentlich in der Privat- und ambulanten Praxis mächtig für den Occlusivverband; heute steht es wohl fest, dass dieser die grösste Sicherheit für rasche und möglichst ungefährdete Wundheilung bietet. Ein weiterer grosser Vortheil liegt in der ausserordentlichen und fast unmittelbaren Herabsetzung des Wundschmerzes. Wir erleben so selten eine Klage der Patienten über Schmerzen, dass dieselbe geradezu als ein Ereigniss angesehen wird, welches zur umgehenden Controle auffordert. Endlich ermöglicht es der Occlusivverband, viele schwerere Operationsfälle nach der in meiner Heilanstalt ausgeführten Operation ohne Sorge nach Hause zu schicken. Die Operirten, bezw. die Eltern operirter Kinder und das Pflegepersonal sind sehr beruhigt, wenn sie eine Wunde gar nicht zu sehen brauchen, und wenn deren Pflege ihrer Sorge vollkommen entzogen ist. Und den Arzt beruhigt die Ueberzeugung, dass der sorgfältig angelegte Verband die Wunde und das leidende Glied im Ganzen gegen äussere schädliche Zufälle oder Ungeschicklichkeiten des Pflegepersonals schützt. Deshalb schicke ich namentlich Kinder, an denen grössere Operationen, wie Osteotomien am Unterschenkel und Fusse, Resektionen an Fuss- und Armgelenken und dergl. vollzogen sind, unbesorgt nach Hause, wenn die Familien- und Wohnungsverhältnisse an sich keine zu ungünstigen sind. Ich habe noch in keinem Falle Gelegenheit gehabt, darin die Ursache eines Misserfolges zu beklagen. Den Verbandwechsel nahmen wir seither eher etwas zu häufig, als zu selten vor. Mit den sogenannten Dauerverbänden habe ich kein besonderes Glück gehabt. Der erste Verband nach der Operation wurde gewöhnlich am folgenden, spätestens am zweiten Tage gewechselt; dann nach Bedürfniss, je nachdem etwa Schmerzen in der Wundgegend, Temperatur- und Pulserhöhungen auftraten, oder wenn sich Spuren von Zersetzung des nach aussen gedrungenen Wundsekretes zeigten. Ich halte die öftere Controle ausserhalb der Heilanstalt liegender Operirter für nothwendig, für beruhigender. Es versteht sich übrigens von selbst, dass ich solche Operirte, bei denen eine minutiöse und anhaltende Antisepsis oder eine fortlaufende Controle der angelegten Verbände gehandhabt werden muss, oder bei denen das Eintreten gefährlicher Zufälle

nach der Operation leichter zu befürchten ist, nur in meiner Heilanstalt nachbehandle.

Im einzelnen berichte ich im Nachstehenden über die chirurgischen Vorkommnisse in meiner Privatpraxis und Privat-Heilanstalt während der ungefähren Zeit eines Anstaltsjahres, und zwar vom 15. Mai 1878 bis 31. Mai 1879, von welchen fünf Wochen meiner Reise- und Erholungszeit abzuziehen sind. Ich hatte das betreffende Material schon früher behufs beabsichtigter, doch aus anderweiteu Gründen immer noch aufgeschobener Veröffentlichung gesichtet. Meine anderweitige Thätigkeit als praktischer Arzt nehme ich von letzterer aus. Nur im allgemeinen bemerke ich, dass es mir persönlich zur Vermeidung sonst unvermeidlich eintretender Einseitigkeiten nothwendig erscheint, mich neben meinem Specialfache auch fortdauernd mit der inneren Medicin praktisch zu beschäftigen. Natürlich kann das nur in beschränkterem Masse geschehen, aber neben meiner ärztlichen Thätigkeit an Höchster Stelle und der berathenden, welche das Vertrauen der Berufsgenossen von mir wünscht, mag ich auch die allgemein menschliche Seite des ärztlicheu Berufs fortgesetzt kultiviren und als Arzt den Leiden und Freuden der Familie näher treten. Je mehr ein Arzt Gelegenheit hat, schwere und ausgesuchtere Krankheitsfälle zu übernehmen, desto nothwendiger erachte ich es für ihn, auch das Verständniss und die Theilnahme für die kleineren Leiden des täglichen Lebens nicht zu verlieren. Da die Besorgung meiner Heilanstalt und meiner Sprechstunden jedoch einen grossen Theil meiner Zeit in Anspruch nimmt, so kann die Annahme hausärztlicher Verpflichtungen sich immerhin nur auf einen beschränkten Kreis von Familien erstrecken. —

Meine Anschauungen über die heutige Homöopathie und meine Stellung zu derselben habe ich bereits in meinem öffentlichen Vortrage vom 10. November v. J. entwickelt. Ich vertrete voll und überzeugungsgemäss die berechtigten Grundsätze und Interessen der Homöopathie, trotzdem ich meinen eklektischen Standpunkt betone und festhalte. Die Erfahrung hat mich belehrt, dass ich mich mit der Mehrzahl derjenigen speciellen und befreundeten Berufsgenossen in praktischem Einklange befinde, mit denen ich die Ehre hatte, gemeinschaftlich am Krankenbette zu wirken. —

Meine „Homöopathische und Chirurgische Privat-Heilanstalt“ nimmt zwar körperlich Leidende jeder Art anf; doch liegt es in der Natur der Sache, dass vorzugsweise solche Kranke Aufnahme

und Hülfe bei mir suchten, welche sich der zweckmässigen Pflege und Nachbehandlung nach operativen Eingriffen versichern wollten. Nur diese werden im folgenden Berichte berücksichtigt. Auf die Einzelheiten des Anstalts-Prospektes gehe ich hier nicht ein, derselbe steht auf Nachfrage stets zu Diensten.

Von den während des Anstaltsjahres 15. Mai 1878 bis Ende Mai 1879 in meinem Hause aufgenommenen Privatkranken mussten sechsundfünfzig grösseren Operationen chirurgischer und Frauenleiden sich unterziehen, und zwar: 10 männliche,
35 weibliche Kranke,
11 Kinder,

Summa: 56 Kranke.

Ausserdem wurde in der Anstalt selbst und nur zum geringsten Theile in Privat-Wohnungen eine Reihe grösserer Operationen ausgeführt, deren Nachbehandlung sodann in den Wohnungen der betreffenden Kranken vor sich ging. Die nachfolgenden Verbände wurden bei Kindern, deren Transport leichter und ohne Nachtheil ausgeführt werden kann, in meiner Heilanstalt vorgenommen. Der besseren Uebersicht wegen will ich im Zusammenhange über beide Kategorien der Kranken und über etwaige an ihnen vorgenommene Eingriffe berichten; die in der Heilanstalt selbst aufgenommenen Fällen will ich mit einem * bezeichnen.

Die Reihenfolge derselben mag nach den einzelnen Körpertheilen bestimmt werden. Eine übersichtliche Zusammenstellung erfolgt am Schlusse des Berichts.

Zu bemerken bleibt, dass die meisten dieser Fälle nach anderweiter fruchtloser innerer und äusserer Behandlung übernommen wurden.

Gelegentlich will ich allgemeinere Bemerkungen über besonders erprobte Behandlungsweise mancher chirurgischer Krankheitsformen und über manche bei derselben gewonnene Anschauungen einstreuen.

I. An Kopf und Antlitz.

Der zahlreich vorgenommenen Entfernungen von Balggeschwülsten auf dem Haarkopfe will ich nur im allgemeinen erwähnen. Nur in einem Falle wurde ein aussergewöhnlich grosses verjauchtes Atherom mit dem Messer exstirpirt; in allen übrigen wurden sie unblutig entfernt. Jede Möglichkeit einer Gefahr, selbst die geringste Belästigung des Clienten, der während der Dauer der Behandlung ungestört seiner Beschäftigung nachgehen kann, wird dadurch vermieden. Je nach der Grösse der Geschwulst wird mit Kali caust. deren Hautdecke in der Ausdehnung

eines Fünf- bis Zehn-Pfennig Stückes bis auf den Balg durchgeätzt. Die Aetzstelle verwandelt sich in einen trockenen, mit dem Balge fest zusammenhängenden Aetzschorf, der keiner Behandlung bedarf. Nach siebzehn bis achtzehn Tagen haben sich dessen Ränder gelöst, und man kann jetzt, mit starker Hakenpincette am Aezschorfe angreifend und mit einem Elevatorium der Isolirung des Balges vom umgebenden Bindegewebe nachhelfend, letzteren unblutig herausziehen. Die zurückbleibende flache Defektmulde wird mit Carbolcharpie bedeckt, mit welcher sie alsbald verschorft.

Als Nr. 1) führe ich gleich an der Spitze der einzelnen Krankheitsfälle den einzigen Todesfall an, welcher sich unter den sechsundfünfzig Aufgenommenen während der Berichtszeit in der Heilanstalt zutrug.

*1) C. N. in Bernau, 56 J., Fettherz. Verschwärendes, auf den Alveolartheil des Unterkiefers übergegangenes Cancroid der ganzen Unterlippe. Am 10. Mai 1878 möglichst ausgiebige Exstirpation, Meissel-Resection des Alveolarfortsatzes, Neubildung der ganzen Unterlippe und Kinngegend aus den Wangen und den seitlichen Kiefergegenden. Offene Wundbehandlung. Nach drei Tagen breitete sich rasch eine Wundrose aus, welcher der Patient in Folge eintretender Herzlähmung erlag.

Das ist der einzige Erysipelas-Fall, den ich seit Jahren, seit der Einführung des in diesem Falle leider nicht anwendbaren Occlusivverbandes, in meiner Anstalt erlebt habe. Er hat mich ausserdem auf die Vorsicht hingeführt, dass ich bei vorhandener unzuverlässiger Herzthätigkeit plastisches Ersatzmaterial, wenn irgend thunlich, wegen der in den Wangen vorzugsweise gehäuften Anordnung der Lympfgefässe nicht aus diesen entnehme. Im übrigen gehört ein Todesfall nach einer plastischen Operation im Gesicht gewiss zu den unglücklichen Seltenheiten!

2) C. S. aus Berlin, 5 J. Necrose der linken Schläfenbeinschuppe. 5. Mai 79. Fistelspaltung, Sequester-Extraction, Ausschabung der vom Endocranium wuchernden fungösen Granulationen, Abglättung der Knochendefect-Ränder. Heilung.

3) E. O. aus Waltersdorf, 11 M. Penetrirendes Cavernom der Oberlippe. 7. Mai 79 Exstirpation der Oberlippe, plastische Neubildung aus den Wangen. Heilung nach sechs Tagen.

4) K. G. aus Berlin, 22 J. Ein Jahrelang zerstörender Lupus vorax der äusseren Nase, der Nasenhöhle, der Wangen, der kolossal hypertrophirten Oberlippe, der nach Uebergang auf den Alveolarfortsatz des Oberkiefers, auf den harten Gaumen, die Nasenbeine, die Nasenmuscheln

theilweise und vollständige Necrosen der betreffenden Knochen veranlasst hatte, war von mir durch wiederholte energische Ausschabungen mit scharfem Löffel, durch Meissel-Resectionen, und durch die innere und äussere Anwendung des Mercur ausgeheilt worden. Beiläufig ist bis heute kein Recidiv des ausnahmsweise schweren Krankheitsprocesses danach aufgetreten! Dem Patienten hatte ich die zerstörte Nase aus einem grossen Stirn-Periostlappen und Unterfütterung derselben mit den nur halb durchtrennten und federnd zurückgeschlagenen Defekträndern ausgiebig neu aufgebaut. Am 19. Mai 78 weitere Formation der Nasenspitze. Ganz vorzüglicher, bis heute unveränderter Erfolg! Mittlerer Alveolarfortsatz und Zähne des Oberkiefers wurden prothetisch ersetzt.

5) E. E. aus Berlin, 34 J. Seit sieben Wochen enorme entzündliche Geschwulst der rechten Gesichtshälfte. Fistel am o. v. Rande des rechten aufsteigenden Unterkieferastes. Sonde findet Oberkiefer und untern Orbitalrand weithin blossgelegt, die Antrumwand perforirt. 7. Juli 78. Resektion der vordern Oberkiefer-Wand und des Orbitalrandes mit dem Meissel. Drainage. Heilung am 23. Septbr. bestätigt.

7) Frau V. aus Berlin, 63 J. Carcinom des linken Oberkiefers. Nur wegen der heftigen Schmerzen in der Bahn des zweiten linken Quintus-Astes Resektion des linken Oberkiefers am 14. Oktober 78. Nach einigen Monaten trat schmerzloseres Recidiv ein.

8) F. Kl. aus Berlin, 3 J. Käsige Ostitis am Oberkiefer. 29. Jan. 79 Sequestrotomie am Process. zygomat. Ausschabung. Heilung.

9) C. K., 60 J. Cancroid der Unterlippe. 2. Febr. 79. totale Exstirpation und Neubildung der ganzen Unterlippe. Prima intentio bis auf eine kleine Stelle der untersten Wundlinie, an welcher am 24. März ein Granulom mit Kali caust. zerstört wird. Danach vollständige Heilung am 2. April.

10) Frau H., Berlin. Apfelgrosses Sarcom der rechten Wange. 12. Mai 79 Exstirpation und Wangenbildung. Heilung.

11) E. H. aus Berlin, 4 J. Jauchende Fisteln am rechten Scheitelbeine, welche nach Scharlach vor mehreren Wochen aufbrachen. Sonde dringt in eine ca. 7cm. tiefe Tasche. 2. Febr. 79 Spaltung derselben; im Grunde findet die Oberfläche des Schädels sich weithin kariös-nekrotisch enthlösst. Antiseptischer Verband bis 12. Febr. Nach dessen Fortlassung tritt schon am 15. Febr. neue Jauchung, verschlechterte Granulation, Röthe und Geschwulst der Stirn, Fieber, Appetitlosigkeit ein. Ausschabung des Knochens. Nochmalige gründliche Desinfektion. Antiseptischer Verband. Heilung durch bessere Knochengranulation ohne wesentliche Abstossungen desselben am 5. März beendet.

12) P. Sch. aus Berlin, 2½ J. Der bedeutendste Fall von multipler käsiger Ostitis, welchen ich je gesehen habe. Bisher lange Monate vergeblich innerlich behandelt. In dem unförmlich vergrösserten Antlitze sind beide Oberkiefer weithin verschwärt und durch Fisteln blossgelegt, besonders am rechten Orbitalrande mit consekutivem Ectropium des untern Lides. Desgleichen am linken Jochfortsatze. Der kolossal aufgetriebene Unterkiefer zeigt links eine freiwillige Verschwärungs-Fractur. Rechts führen die von einem grossen eingekapselten Sequester ausgehenden Fisteln nach aussen und in den Mund hinein. Daneben besteht eine enorme Auftreibung der linken Ellenbogengegend, vorzüglich des oberen Ulna-Drittels, eine aufgebrochene käsige Ostitis der linken Fusswurzel, der unteren Tibia-Epiphyse und Verschwärung des Fussgelenks! Als Zugabe Knochen-Entzündungen an der linken und rechten Mittelhand! Der kl. Patient wurde ambulant behandelt. Am 10. Febr. 79 wurden zunächst die Fisteln über beiden Oberkiefern gespalten, die erweichten und sequestrirten Partien beider Knochen mit theilweisem Einschluss der unteren Augenhöhlenwände mit Handmeissel und scharfem Löffel gründlich entfernt. Zugleich wird durch einen Einschnitt am untern Rande des linken Unterkiefers die Resektion der beiden Fracturenden des linken horizontalen Unterkiefer-Astes bewerkstelligt. Ausspülungen mit Salicyl-Lösung, Drainage. — Am 20. Febr. wird ein kalter Abscess am untern Rande des rechten horizontalen Unterkiefer-Astes breit eröffnet; die Sonde stösst auf einen noch nicht gelösten Sequester. Bereits am 10. März ist das Gesicht wesentlich abgeschwollen, die Eiterung geringer. Am 6. April wird der Sequester des rechten Unterkiefers von der Mundfistel am zweiten rechten untern Backenzahn, der wackelt und deshalb leicht entfernt wird, blossgelegt; er ist noch nicht gelöst. Am 30. Juni ist die Fractur des linken Unterkiefers consolidirt. Das Kind fängt an, sich merklich zu erholen; bis zum 17. Okt. ist die Erholung weiter fortgeschritten. Das linke Ellenbogengelenk ist wesentlich abgeschwollen, aber das obere Ende der Ulna verdickt sich in bestimmteren Umrissen. Das Gesicht ist fast vollständig abgeschwollen, bis auf den rechten Unterkiefer, aus welchem erst am 24. Novbr. ein ca. 3 cm langer, ca. ¾ cm. dicker loser Sequester, ein zweiter kleinerer am 12. Dez. entfernt werden kann. Am 11. Januar 80 lässt das Allgemeinbefinden des Kindes fast Nichts zu wünschen übrig. Es wird jetzt zur Aufmeisselung der Knochenlade an der Ulna geschritten, ein abgekapselter Sequester aus derselben entfernt, die Lade ausgeschabt und antiseptisch behandelt. Gleichzeitig wird die Resektion des linken Fussgelenks nach seitlichen Incisionen durch die Fisteln mit dem Messermeissel und scharfem Löffel gemacht; danach ergiebig drainirt und antiseptisch verbunden. Schienenlagerung.

Neben passender Regulirung der Diät und des Regime's wurden innerlich consequent der Apfelwein und Kalkpräparate abwechselnd mit Phosphor angewendet.

Heute sind die vielfachen schweren Erkrankungsprozesse längst beendet. Die lange Zeit andauernde Neigung zur Einwärts- (Varus-) Stellung des linken Fusses wurde durch Gyps- und Tripolith-Verbände korrigirt, in denen das Kind umherlaufen musste. Ellenbogen- und Fussgelenk sind beweglich und vollkommen brauchbar. —

Ich habe häufig Gelegenheit, schwere und meist multiple Knochenentzündungen bei sogenannten skrofulösen Kindern zu beobachten und bin der Ueberzeugung, das man der sonst unvermeidlichen Ausbreitung und Vervielfältigung der Krankheitsherde nur durch die möglichst frühzeitige Verödung der Ausgangsstelle wirksam begegnen kann. Diese findet sich in den tuberkulösen Granulomen, die man, wenn das Glück gut ist, zunächst als kleine, halbkugelige, ungefähr wie eine halbe Wallnuss grosse, mässig weiche, meist über oberflächlich gelegenen Knochenstellen, so an den Condylen des Ellenbogens, über den Rippen auftreten sieht. Ohne entzündliche Erscheinungen oder Schmerzen sich entwickelnd, werden sie häufig übersehen und präsentiren sich dann gewöhnlich erst im Stadium des beginnenden eitrigen Zerfalles und mit einer Nachkommenschaft an anderen, oft entfernten Stellen. Kann man den fischrogenartigen, pseudofluctuirenden Inhalt dieser Granulome zeitig genug entfernen, bevor wirkliche Fluctuation und Eiter in ihnen vorhanden, so verhütet man dadurch gewiss in vielen Fällen die Wegschwemmung der Tuberkel-Zellen (eventuell Tuberkel-Pilze!) und deren Weiterwucherung an entfernten Stellen. Ich habe wiederholt beobachtet, dass unter solchen Granulomen (nach deren rechtzeitiger Auslöffelung man im Grunde der Wunde den unterliegenden Knochen meist noch bedeckt, noch nicht usurirt findet, zum Zeichen, dass das Granulom nicht als periostisches oder ostitisches Product aufzufassen ist), nach deren längerem Bestehen und namentlich nach deren eingetretenem Zerfall der Knochen direkt von aussen nach innen erkrankt. Einigemale war das ganz auffällig an der Rippe und an den Epicondylen des Humerus nachzuweisen. Auch habe ich wiederholt gesehen, dass bei mehrfachem, zeitlich verschiedenem Auftreten dieser Granulome bei demselben Kranken das Ergriffenwerden der (auch ganz heterogenen) Nachbargewebe, namentlich auch der Knochen, entschieden rascher vor sich geht, als bei dem primären Granulom. Der Prozess zeigte dann eine gewisse Aehnlichkeit mit dem bei zerfallendem Lupus. — Je jünger

übrigens die befallenen Kinder sind, desto rascher scheint ein Zerfall der Granulation und deren Wirkung in die Ferne vor sich zu gehen.

Aber auch nach erfolgter Verschleppung und anderweiter Colonisirung der Krankheitsträger, namentlich in die Gelenkenden der Knochen, liegt der Schwerpunkt der Behandlung in der Verödung der einzelnen wuchernden Heerde. Selten gelingt dieselbe auf einmal. Aber man darf es sich nicht verdriessen lassen, immer und immer wieder ihre Vernichtung zu erstreben, sobald die Fistelränder sich breit wallartig verdicken und das bekannte, unangenehme, glasig-fungöse Aussehen bekommen. Immer von neuem, mit unermüdlicher Geduld und Konsequenz muss man die schlechten Granulationen aus dem Knochen, event. aus einem resecirten Gelenke mit dem scharfen Löffel, und wo zugänglich, nach ihm mit dem Thermokauter entfernen und zerstören. Dadurch kommt man oft, selbst in den anscheinend trostlosesten Fällen, zum Ziele. Ich habe gefunden, dass die kranken Kinder durch die bei diesen Operationen anfangs nicht unerhebliche, aber immer rasch zu stillende Blutung nicht besonders angegriffen werden; besorglichen Falles könnte man die Constriction vorausgeben und fest comprimirenden Verband nachfolgen lassen. Die sich mehr und mehr beschränkende Eiterung wiegt auch vorübergehende Nachtheile dieser Blutung auf. Stossen sich erst kleine feste Sequester ab, so schreitet die Heilung entschieden vorwärts. Dann ist auch die Darreichung von Silicea angezeigt. Ich habe so die schwersten chronischen Knochenentzündungen und Verkäsungen derselben in den Gelenkenden (auch an den Untergliedern) zur Heilung kommen sehen, und bin bisher nicht in der Lage gewesen, bei einem Kinde die Absetzung eines derartig schwer erkrankten Gliedes vornehmen zu müssen.

Sekundär wurden einigemale auch entfernte Gelenke direkt ergriffen, so dass eine von der Synovialmembran ausgehende Vereiterung derselben eintrat. Unter dem Schutze der Antiseptik wurde dann das betroffene Gelenk ausgiebig eröffnet, wonach immer prompte Heilung eintrat. Selbst bei einem, kaum ein Vierteljahr alten Kinde wurde eine breite Eröffnung des käsig vereiterten linken Schultergelenkes, mit nachfolgender antiseptischer Ausspülung mit Salicyllösung, Drainage und Occlusivverband vorgenommen. Es erfolgte gar keine Reaction und die Beweglichkeit des Gelenkes blieb vollständig erhalten. Der Gelenkaffection war ein Zersatz eines anderswo lokalisirten Granuloms ganz kürzlich vorausgegangen.

Unter allen Umständen verlaufen schwere tuberkulöse, seit längerer Zeit aufgebrochene Knochenentzündungen sehr langsam. Eine regelmässige allgemeine Behandlung ist dringend erforderlich; es handelt sich um Erhaltung der Kräfte und Anregung des Stoffwechsels. Aufenthalt in freier Luft, Belebung der Hautthätigkeit. Die Seeluft wirkt besonders wohlthuend; auch vorsichtigen Gebrauch der Seebäder empfehle ich unter passenden Umständen. Ich wundere mich immerhin, dass ich bei so lange dauernden, schweren Eiterungen selten amyloide Degeneration beobachtete. Ich sah in diesen wenigen Fällen, welche Becken und Oberschenkel in weiterer Umgebung des Hüftgelenkes betrafen, von dem (so sehr beliebten!) Gebrauch der Soolbäder keinen Nutzen. Die arzneiliche Behandlung kann in passender Weise mit den Kalkpräparaten, phosphorsaurem Eisen, Phosphor eingreifen; aber mit der Vorbemerkung, dass ein Einwirken derselben nur in sehr allmälicher und wenig eklatanter Weise zu erwarten sei.

Diese etwas ausführliche Auseinandersetzung, der ich aber eine praktisch wichtige Bedeutung beilege, begründet meine Ansicht, dass es oft in der Hand des Familienarztes liegt, von vornherein bezügl. schwereres Unglück zu verhüten. Das betrifft freilich die ärmeren Klassen der Gesellschaft viel häufiger, als die wohlhabenden. Die Ausräumung kleinerer Granulome ist eine einfache Sache, aber sie muss peinlich sorgfältig geschehen. Sie werden ausgiebig gespalten; dann räumt der scharfe Löffel ihren Inhalt aus und schabt die Wände ab. Desinfektion. Keine Nath; die Heilung erfolgt unter leicht comprimirendem antiseptischen oder Jodoform-Watte-Verbande.

* 13) Frl. L. K. aus Kerstenbruch, 33 J. Langjähriger verschwärender Lupus der Nase und Wangen. Grosse sklerosirte Lymphome zu beiden Seiten des Halses. — Zwei Jahre lang auswärts fortgesetzt, doch ohne Erfolg innerlich behandelt. Wiederholte Ausschabungen, seit 7. August 78, innerlich und äusserlich Mercur. Exstirpation der rechten Lymphome am 14. August, der linken am 26. August. Heilung; Recidiv unbekannt.

14) Frau P. aus Berlin, 27 J. Vieljähriger Lupus der linken Wange und des linken Ohres; grosse Lymphome der links-, kleinere der rechtsseitigen Unterkiefer- und Nackengegend. Am 10. März 79 Auskratzung des Lupus, gleichzeitig Exstirpation der linksseitigen Lymphome von zwei Einschnitten aus. Heilung. Die linken Drüsengeschwulste verkleinern sich danach von selbst und sind bis Mai 80 fast ganz verschwunden. — Kleine stecknadelknopfgrosse Recidive des Lupus, besonders am Ohrläppchen, werden einigemale nachträglich ausgeschabt.

15) Frau P. aus Berlin, 26 J. Hypertroph. Lupus; grosse Knollen auf Wange, Nase, am Alveolarbogen des Oberkiefers Gründliche Ausschabung nach Entfernung sämmtlicher kariöser Zahnstifte. Allmähliche Heilung.

16) Frau S. aus Potsdam, 40 J. Verschwärender Lupus der Wangen und Nase. Ausschabung. Heilung. Kürzlich wurde ein unbedeutendes Recidiv bald beseitigt.

In allen bisherigen Fällen von tuberkulösem Lupus hat die gründliche und wiederholte Ausschabung der lupösen Stellen, verbunden mit der inneren Anwendung des Merc. sol., der äusserlichen des Ugt. ciner. (1 : 5 Ugt. cer. 1 Bals. Peruv.) die zuverlässigsten Dienste geleistet. In neuester Zeit wurde in schweren Fällen nach dem Ausschaben der Thermocanter applicirt, danach Jodoform-Watte-Verband aufgelegt. Die früher geübte Stichelung hypertrophirter Lupusstellen wurde ganz aufgegeben; dagegen gelang es in solchen Fällen, namentlich an der hypertrophirten Oberlippe fast immer, eine oder mehrere erweichte Herde derselben zu finden und diese mit dem scharfen Löffel anzugreifen. Danach trat immer Verkleinerung und schliessliche Heilung ein. Uebrigens bleibt nach derselben eine lange Zeit hindurch fortgesetzte Controle des Krankheitsfeldes dringend nothwendig, um etwaige kleine Recidive sofort wieder entfernen zu können. Nur dadurch wird die vollständige und dauernde Ausheilung gesichert. — Mehrere eklatante, seither vergeblich behandelte Fälle von syphilitischem Lupus im Gesicht, am Knie, Unterschenkel und Fusse heilte ich durch die methodisch angewendeten subkut. Injectionen von Mercur. bicyanat. 1 : 100 (zweitäglich, auf der Höhe der Kur 8—10 Tage lang täglich eine Injection, und nach Lage des Falles 15 bis 30 Injectionen), und durch gleichzeitigen innerlichen Gebrauch kleiner Gaben Jodkali-Lösung (1—4), zwei bis dreimal täglich in steigender und fallender Gabe von 5 bis 10 Tropfen in Wasser. — Zwei interessante Fälle von enormem, als syphilitisch erkannten, in dem einen Falle verschwärenden Sclerom der Oberlippe, welche lange Zeit von hiesigen bekannten Chirurgen vergeblich behandelt und gestichelt waren, heilten nach dieser angegebenen Behandlungsweise und nach 24 bis 30 Injectionen binnen sechs Wochen. In beiden Fällen war schon nach drei Wochen bedeutende Besserung nachzuweisen.

Der Mercur. bicyanat. hat sich bei uns als ein relativ äusserst zuverlässiges Mittel eingebürgert. Ich selbst wende ihn bei syphilitischen Processen nur subkutan an. Die Injectionen müssen in den Grund einer recht hoch empor gehobenen Hautfalte gemacht werden und sind dann sehr

wenig nnd nur knrze Zeit schmerzhaft. Einige der Herren Collegen haben ihn jedoch mit gntem Erfolge auch per os, besonders in der betreffenden Kinderpraxis gereicht. Die einzelnen Präparate sind offenbar nicht von ganz übereinstimmender Beschaffenheit und Wirkung. Zu bemerken ist, dass man stets anf eine leicht eintretende Zersetznng des Präparates achten muss, welche sich durch Entwickelung des Blausänregeruches bemerkbar macht. Es empfiehlt sich deshalb, immer nur kleine Mengen der Lösung vorräthig zu halten. Bei der anfänglichen Anwendung des Mittels begegnete es nicht mir allein, dass Nebenwirknngen desselben, namentlich eine Neigung zum Stuhldrang, und zu häufigen geringen, selbst etwas blntigen Stuhlabgängen beobachtet wurden. Möglich, dass wir die chemische Zuverlässigkeit der Lösung damals noch nicht so im Auge behielten, wie späterhin; denn seitdem das geschah, sind derartige Nebenwirkungen nie mehr geklagt worden. Als das ergiebigste Feld für die Anwendung des Merc. bicyanat. erwiesen sich die syphilitischen Erkrankungsformen, welche gewissermassen in der Mitte zwischen den Sekundärerkrankungen und der Knochen- und Eingeweidesyphilis stehen, besonders die Hyperplasien (Sklerome), die Tuberkel- und Knotenformationen in den verschiedenen Stadien ihres Verlaufes resp. Zerfalles. Auch bei syphilitischem Herpes habe ich ungemein rasche Einwirknng des Mittels gesehen. Bei Secnndärgeschwüren des Rachens und der Haut war die Wirknng weniger ersichtlich.

Ganz beiläufig will ich bemerken, dass ich die allgemeine Empfehlung des Merc. bicyanat. in kleineren Gaben bei fötider Rachendiphtherie auch ans meiner Erfahrung überzeugungsgemäss unterstützen kann. Merc. bicyanat. und Apis erachte ich bei ihr für die am häufigsten nützenden Mittel. —

Einige Fälle uncomplicirter Hasenscharte, ein Fall mit Fortsetznng der Lippen-Spalte in den Alveolarbogen bis an den harten Gaumen, mit geringer Prominenz des Zwischenkiefers wurden mit gutem Erfolg nach Mirault nnd von Langenbeck operirt. — Ich mache die Operation gern so früh als möglich. Die jüngsten Kinder waren 14 Tage alt; eines wurde sogar, der vorliegenden dringenden Umstände halber, am ersten Tage nach seiner Geburt mit bestem Erfolge operirt. Bei Vermeidung unnützer Blutung macht die Operation auch auf die Nengeborenen keinen nachtheiligen Eindruck.

17) H. N. aus Berlin, 14 J. Seit Jahr und Tag scrofnl. Ozaena. Neben allgemeiner Behandlnng Ausschabung der Nasenhöhle. Heilung.

18) R. Fr. aus Berlin, 14 J. Chron. Entzündung der Augenliddrüsen, scroful. Stinknase. Seit 6 Jahren erfolglos innerlich und äusserlich arzneilich behandelt. 17. Mai 78 Ausschabung beider Nasenhöhlen nebst Entfernung der unteren Muscheln unter starker, aber kurzdauernder Blutung. 28. Juni bedeutende Besserung; Nasengestank verschwunden. Fortgesetzte innere und diätetische Behandlung. Ein geringes Recidiv wurde am 8. December erfolgreich behandelt.

19) V. R. aus Berlin, 12 J. Stinknase. Caries der linken unteren Muschel. Entfernung derselben. Ausschabung der Nasenhöhle. In der entfernten Muschel steckt ein festgekeilter Schneidezahn. Heilung.

20) G. S. aus Berlin, 49 J. Seit 2½ Jahren hochgradigster Gesichtsschmerz in der Bahn des rechten dritten Quintus-Astes. Eine frühere, im October 76 am angeführten Orte vollzogene Excision war ohne Erfolg; ebenso die anderweit seither eingeschlagene Behandlung. Das Essen wird qualvoll wegen der dadurch erregten heftigsten Schmerzen in den rechten oberen und unteren Schneidezähnen, von denen aus sie in den rechten Unterkiefer ausstrahlen. Patient wurde vom 25. April bis 17. Mai 78 mit Ferr. phosph. und Aconitin, ebenfalls erfolglos, behandelt; deshalb Operation am 17. Mai 78. Schnitt am Rande des rechten Unterkieferwinkels vom Ohr bis jenseit des vorderen Masseterrandes. Stumpfe Ablösung des Lappens sammt dem Periost vom aufsteigenden Aste. Trepanation desselben; von dem Bohrloche aus Aufmeisselung des Inframaxillar-Canals und Excision des Nerven bis zum Foramen mentale. Die Schmerzen sind dadurch vollkommen beseitigt. Am 15. Juni wird ein kleiner Abscess hinter dem Kieferwinkel eröffnet; die Vernarbung schreitet danach rasch vorwärts. Patient blüht förmlich wieder auf. Die vollkommene Schmerzlosigkeit hält an bis 25. November, als nach Einwirkung eines heftigen Zuges ein Recidiv eintrat. Der Schmerz setzt unabhängig von äusserer Berührung mit einem Schlage am rechten Kieferwinkel ein, zieht nach dem Alveolarfortsatze des rechten Oberkiefers und nach dem Foram. mentale. Der Schmerz ist seitdem wieder sehr heftig aufgetreten und strahlt bis in die Schläfe hinein. Eine nochmalige am angeführten Orte an der alten Stelle vorgenommene Operation soll gar keinen Erfolg gehabt haben; auch die Anwendung des constanten Stromes brachte bis Sommer 80 nur sehr vorübergehende Linderung. Weiterer Verlauf unbekannt.

*21) J. P. aus Polzin, 54 J. Seit zwei Jahren entwickeltes Carcinom des rechten Unterkiefers. Fluktuirende Geschwulst einer infiltr. Drüse über dem Zungenbeine. Unbeweglichkeit des Kiefers; enorme Schmerzhaftigkeit der Knochengeschwulst. Wegen letzterer am 19. März 79 Exstirpat. des Carcinoms mit gleichzeitiger Exarticulation der rechten Unterkieferhälfte; Exstirpation der Drüsengeschwulst, Spaltung und Ausräumung einer periglandulären Eitertasche. Antisepsis. Rasche Heilung

der grossen Wunde, so dass Pat. bereits am 7. April die Anstalt verlässt. — Leider trat schon im Juli 79 ein Recidiv in der Narbe auf, das zwar schmerzloser verlief, welches den Kranken aber noch im selben Jahre durch chronische Sepsis zu Grunde richtete.

*22) Frau M. W. aus Dembowalonka, 56 J. Exstirpation einer Cystengeschwulst der rechten Zungenhälfte am 6. Oktober 78. Heilung.

23) Frau J. S. aus Swinemünde, 54 J. Schmerzhaftes Papillom der Zungenspitze, Keilexcision. Kein Recidiv.

*24) Frau L. H. aus Brumby, 34 J. Seit anderthalb Jahren an mehreren Orten erfolglos behandelt. Specif. nekrot. Caries an der Schädelbasis, in beiden Nasenwänden des Oberkiefers, der Vomerreste, am Alveolarbogen des Oberkiefers. Grosser Defekt im harten Gaumen. Böser Gestank aus der Nase! Verlust des Geruchssinnes, hochgradige Schwerhörigkeit, sehr undeutliche Sprache. Am 11. Februar 79 innere Behandlung mit 28 subkut. Inj. von Merc. bicyan. und kleinen Gaben Jodkali in steigender Gabe (s. o.). Fleissige desinficirende Ausspülung der Nasenhöhlen. Entfernung der nekrotischen Muscheln und fungöser Granulationen der Nasenhöhle mit dem scharfen Löffel. Entfernung der wackelnden oberen Schneidezähne, Ausschabung des Alveolarfortsatzes vom Oberkiefer und der Nasenwandungen. — Vierzehn Tage nach Beginn der Kur fand sich zuerst der Geruchssinn wieder ein; nach drei Wochen hörte Patient mit dem rechten, nach fünf Wochen deutlich auch mit dem linken Ohre. Anfangs April wurde ein 3 cm langer, fast 1 cm dicker Sequester der Schädelbasis von der Gegend des Vomer-Ansatzes entfernt. Jetzt schritt die Heilung rascher vorwärts. Am 7. Mai 79 wurde das grosse Gaumenloch durch Uranoplastik geschlossen. Die Heilung erfolgte per prim. int. binnen acht Tagen. Am 22. Mai 79 verliess Patientin vorläufig geheilt, mit vollkommen wiederhergestellter Sprache, gut hörend und riechend die Anstalt.

Einen tertiär oder allgemein syphilitischen Kranken darf man auch nach der glücklichsten temporären Kur nie als definitiv geheilt betrachten! Ich mache jeden derartigen Patienten darauf aufmerksam, dass er stets auf ein Recidiv gefasst sein und dasselbe sofort der ärztlichen Controle und Behandlung unterwerfen muss!

*25) Frau Dr. W. S. aus Berlin, 38 J. Lochdefekt im weichen Gaumen mit Sprachverschlechterung. 18. August 78 plastische Staphyloraphie mit temp. Durchschneidung der Gaumenheber. Heilung p. p. i. bis auf eine stecknadelknopfgrosse Oeffnung, die sich nachträglich auf Betupfung mit Tinct. Myrrhae schloss.

Das Resultat anderweiter von mir ausgeführter Staphyloraphien

war stets ein glückliches. Die Operirten sind darauf aufmerksam zu machen, dass die Sprachverbesserung nie bald nach der Operation, sondern erst nach Monaten und nach fortgesetzten Sprachübungen eintritt.

Exstirpationen der chronisch vergrösserten Mandeln wurden häufig vorgenommen; ich gebrauche zu derselben nur die einfache, oder eine schmale, sehr leicht schliessbare doppelte Hakenzange, sowie einfache stumpfe Mundhaken (wie bei der Uranoplastik.) Sehr selten kam es vor, dass durchaus widerspenstige Kinder anchloroformirt werden mussten. Ein breiter, flacher, die Zunge breit niederdrückender Scheidenhaken leistet namentlich bei ungünstigem Bau des Rachens und tiefem Sitz der Mandelgeschwülste in schwierigen Fällen gute Dienste. Die Operation bei hängendem Kopfe habe ich in solchen Fällen viel schwieriger gefunden, als das angegebene Verfahren.

II. Am Halse.

26) A. Str. aus Berlin, 32 J. Am 10. November 78 Spaltung eines tuberkulösen chronischen Fistelgeschwüres am inneren Rande des linken Sternomast., das bisher verschiedener anderweiter Behandlung getrotzt hatte. Totale Spaltung der Fistel bis auf die Scheide der grossen Halsgefässe, von welcher die tuberkulösen Granulationen ebenfalls mit scharfem Löffel entfernt wurden. Heilung erst nach zweimal, am 29. November und 24. Dezember wiederholter Ausschabung.

27) St. T. aus Berlin, 11 J. Crico-Tracheotomie wegen Uebergangs von Rachendiphtherie auf Kehlkopf und Luftröhre. Tod an fortschreitender Bronchialdiphtherie.

Trotz der in manchen derartigen Fällen noch erreichten Lebensrettung stimme ich doch Volkmann vollkommen bei, wenn er sich als Chirurg für diese, in ihrem Erfolge trotz der besten technischen Ausführung und Nachbehandlung ganz unberechenbaren Operationen nicht begeistern kann.

Eines nicht direkt operativen, mir aber sehr wichtigen Falles will ich hier erwähnen.

28) Hr. O. R. aus Berlin, circa 30 J., blass, hager, sehnig, stellte sich mir wegen Neuralgie im linken Arme vor. Patient frequentirte den Rudersport und wollte die betreffenden Schmerzen zunächst nach heftiger Anstrengung im Ruderbote bekommen haben. Er war sehr nervös erregbar, von steter heftiger Unruhe heimgesucht, zu Herzalterationen geneigt. Die genaue Untersuchung ergab ein als reichlich wallnussgross erkennbares Aneurysma der linken Subclavia vor der ersten Rippe. Ich rieth zu gänzlicher Vermeidung der Fleischkost und jeder

kleinsten Anstrengung, auch zur möglichsten Vermeidung von Gemüthserregungen. Ausserdem zur örtlichen subkutanen Injection des Ergotin. Auch Wilms sah den Kranken und trat der Diagnose und den Verordnungen bei. Letzterer wurde ein gewissenhafter Vegetarianer und ist es geblieben. Der Erfolg war ein belohnender. Das Aneurysma ist so gut wie vollständig verschwunden, Patient blühend und kräftig; er steht einer angestrengten, theilweise aufregenden Thätigkeit vollkommen unbehindert vor und besitzt jetzt trotzdem eine im ganzen erfreuliche Gemüthsruhe.

Des ersten Falles von günstiger Wirkung der Ergotin-Injectionen bei Aneurysma subclav. erwähnte ich in meiner „Skizze chirurgischer Erfahrungen," S. 42. —

Die Durchschneidung einer oder beider Ansatzsehnen des Kopfnickers wegen Schiefhals wurde öfters, einmal bei einem einjährigen Kinde, immer mit gutem Erfolge und unter einfachster Nachbehandlung mit einer Pappschienen-Cravatte ausgeführt.

III. Am Thorax.

*29) M. G. aus Berlin, 9 J. Wahrscheinlich angeborene Verwachsung des rechten oberen Schulterblattwinkels mit den Dornfortsätzen des zweiten und dritten Rückenwirbels mittelst einer ca. 3 cm breiten Knochenbrücke. Spitzenkatarrh und Dämpfung im rechten oberen Lungenflügel. Am 16. Juli 78 Ausschneidung der sehr harten Knochenbrücke. Heilung. Passive Bewegungen des Armes und Schulterblattes konnten leider nicht lange genug fortgesetzt werden. Am 18. October 78 bestehen die obigen Lungensymptome noch fort. Laut späterem Berichte ist das Kind an fortschreitender Lungentuberkulose gestorben. — Sehr möglicher Weise trug die auch in Bezug auf ausgiebige Athmung behinderte Wirkung der rechten Thoraxmuskeln einen Theil der Schuld an deren Entstehung.

*30) Frau A. M., 32 J., Exstirpat. eines grossen Muskelsarcoms aus dem oberen Schulterblatt-Dreieck, am 6. Mai 79. Heilung, — kein Recidiv bekannt geworden.

*31) Frau B. O. aus Berlin, 50 J. Von der Paramamma ausgegangener Brustkrebs. Am 2. Dezember 78 Exstirp. der rechten Mamma und ihrer Anhänge nebst Ausräumung der Achselhöhle. Mit fast geheilter Wunde entlassen am 7. Januar 79. Weiteres Schicksal der Patientin unbekannt.

31a) Frl. L. R. aus Potsdam, 23 J., grosses sclerosirtes Adenom der Mamma. Im Mai 78 Schnitt um die untere Peripheriehälfte der Mamma, Ablösung derselben vom Pectoralis, Exstirpat. der Geschwulst von hinten

ber, Drainage, Nath, Antisept. comprim. Verband und Nachbehandlung. Heilung p. p. int. Kein Recidiv.*)

In anderweiten derartigen Fällen wurde die Operation stets mit demselben günstigen Erfolge ausgeführt. Nothwendig behufs des Schutzes vor leicht eintretender Nachblutung erscheint eine sehr sorgfältige Gefässunterbindung. — Meine zeitherige kleine Statistik der Erfolge nach Brustkrebs-Exstirpationen ergiebt die allgemeinen ungünstigen Resultate. Ich sah in einem der für gebeilt erachteten Fälle ein Scirrhus-Recidiv in der betreffenden Achselhöhle **nach fast 5 Jahren** auftreten!

32) Frau E. W. aus Berlin, circa 53 J., grosses aus der Mamma neben der Brustwarze gewachsenes Horn, 4 cm lang, 1 cm dick. Im Juni 78 Exstirpat. desselben mit dem Mutterboden. Heilung.

33) Frau S. Gr. aus Berlin, 34 J. Vor circa anderthalb Jahren aufgebrochenes kleinfaustgrosses verkästes Lymphom der rechten Achselhöhle. Bisher vergeblich behandelt. Am 15. Juli 78 schwierige Exstirpation desselben von der Gefässscheide, mit welcher es verwachsen war; ausserdem Ausräumung anderweiter kleinerer, innen käsig erweichter Lymphdrüsengeschwülste. Heilung.

34) A. S. aus Berlin, 28 J. Bei der Patientin wurde eine der vorigen ganz ähnliche Operation ebenfalls mit gutem Erfolge ausgeführt.

Die Exstirpation derartiger Geschwülste, welche durch chronische Entzündungsprozesse zur Verwachsung mit ihrer Umgebung, namentlich auch mit der Gefässscheide sehr geneigt gemacht werden, bereitete in einigen Fällen recht erhebliche und zu grösster Vorsicht auffordernde Schwierigkeiten. Bei den in der Achselhöhle auftretenden, relativ rasch wachsenden Sarcomen tritt diese Neigung auch oft hervor. Noch dazu finden bei ihnen manchmal erhebliche Erweiterungen auch der kleineren Gefässe statt. Einmal trat bei der Exstirpation eines mehr als faustgrossen Sarcoms der Achselhöhle in der Tiefe der Wunde eine starke arterielle Blutung auf, so das man zunächst an eine Verletzung der Axillaris denken konnte, die aber bei normalen Verhältnissen nicht unter die Scheere gekommen sein durfte. Es lag Erweiterung der Thoracica vor. Eine praktische Vorsicht erfordert, namentlich bei zunehmender Tiefe einer derartigen Operationswunde auch den äusseren Hautschnitt zu verlängern, um bei etwaigen Vorkommnissen nicht durch eine Beschränkung des Operationsfeldes belästigt zu werden, welche namentlich beim Auftreten einer Blutung dessen Beherrschung in unbequemster Weise erschwert.

*) Tag ist nicht genau notirt; der Fall wird deshalb nicht mitgezählt.

35) S. aus Berlin, 9 J. Kalter Abscess über der achten Rippe. An derselben käsige Ostitis, welche das Periost durchbrach. Snbperiostale Resektion. Heilnng.

*36) J. V. aus Berlin, 37 J. Im fünften Jahre bestehendes rechtsseitiges Empyem nach wiederholten Anfällen von Brnstfellentzündung. Starke Leber- nnd Herzverdrängung. Grosse Athemnoth. Am 2. September 78 breite Eröffnung des Thorax nach Resektion von 5 cm der sechsten rechten Rippe in der Axillarlinie. Entleerung von zwölf Liter Eiter! dicke Drainröhren. Antiseptische Ausspülungen mit Salicyllösung. Die grosse Höhle verkleinerte sich im Laufe der nächsten Monate auf einen circa 1¾ Liter haltenden Raum. Eine spätere Durchführung des Drainrohres von der Operationswnnde aus auf den Boden der Brusthöhle, dicht über der oberen Leberfläche, zwischen der achten nud neunten Rippe heraus, wird auf die Dauer nicht vertragen. Da die Heilnng stillstand, so unterzog sich Patient auf meinen Rath anfangs 80 einer weiteren, leider auch erfolglosen Ausschneidung der Thoraxwand im hiesigen städtischen Krankenhause. Laut Bericht starb Patient im Laufe des Sommers 80.

37) Paul M. aus Berlin, 17 J. Aufgebrochene käsige Ostitis am Rückentheile der neunten und zehnten Rippe. Verzweigte Fistelbildung. Subperiostale Ausschneidung der kranken Rippenstücke am 5. Jannar 79 nach Spaltung der Fisteln. Wiederholung der Operation wegen Recidivs am 23. April 79. Im Frühjahre 80 war noch keine Ausheilnng erfolgt; Patient fing aber an zu husten, zeigte rechte obere Lnngendämpfung, magerte ab und liess Ansbildnng der Lungentnberkulose befürchten. Jetzt wnrde consequent Phosphor mit so günstiger Wirkung gereicht, dass Patient im Herbste 81 sich blühend, mit geheilten Knochen-Fisteln vorstellen konnte.

38) A. K. aus Berlin, 2½ J. Am 25. Februar 79 wird der kleine Patient mit tuberkul. Abscessen über dem rechten Schlüsselbein, im Nacken, sowie mit Fistelgeschwüren an den Hinterbacken vorgestellt, welche seit September 1878 bestehen. Kleiner kalter Abscess über der vierten rechten vorderen Rippe. Das Kind ist schlecht ernährt und sieht elend ans. Am 16. April 1879 wurde Spontanfraktur der vierten Rippe gefunden. 23. April 79 Spaltung des Abcesses. Vierte Rippe zeigt penetr. cariösen Snbstanzverlust. Dritte nnd fünfte Rippe ist von der Caries angenagt. Die Pleura ist in weiterem Umfange abgelöst nnd mit Eiter gefüllt. Beim Athmen fängt sich die Luft in grossen Blasen in dieser Höhle. Nach Resektion der zerfressenen Knochenenden nnd der cariösen Partien der dritten nnd fünften Rippe verschwindet das Symptom. — Trotz sorgfältigster Antisepsis verschlechtern sich bei dem erbärmlichen Allgemeinbefinden des Kindes die Wnndverhältnisse. Der Vater will angeblich nichts an bessere Existenz-Bedingungen des Kindes wenden, weshalb die fernere Behandlnng als fruchtlos zurückgewiesen werden muss. Ausgang nnbekannt.

IV. Rücken- und Bauchdecken.

39) Herr S. in P., 50 J. Recidiv eines a. a. O. operirten Hautkrebses in der Operationsnarbe über der linken Hinterbacke. Mai 78 gründlichste Exstirpation im anscheinend Gesunden mit nachfolgender plastischer Deckung des handtellergrossen Defekts. 26 Näthe. Heilung. Kein Recidiv.

*40) Herr L. P. aus Wildenow, 60 J. Sehr grosses Lipom der Bauchdecken. Exstirpat. am 27. März 79. Heilung.

*41) Frau A. S. aus Berlin, 24 J. Grosses Lipom in der rechten Weichengegend, Exstirpat. am 26. August 78. Entlassen am 1. September. Heilung.

*42) Herr P. S. aus Berlin, 25 J. Spaltung eines kolossalen kalten Abscesses, der sich seit Jahr und Tag aus vereiterten Bubonen entwickelt hat. Das obere Ende der Abscessgeschwulst liegt in der rechten Weiche, über der äusseren Hälfte des Lig. Poup.; ihr unterer Abschnitt erstreckt sich an der inneren Seite des Oberschenkels bis zu dessen zweitem Drittel, zwischen Adduct. magnus und Gracilis. Patient ist sehr heruntergekommen. Am 3. Juni 78 doppelte Incisionen, unterhalb Lig. Poup. und an tiefster Stelle der Geschwulst an der inneren Schenkelseite. Massenhafte Entleerung der dünnen, klebrigen, gelblichen, geruchlosen, synoviaähnlichen Flüssigkeit. Durch ein rundes Loch in der Schenkelfascie kommt der untersuchende Finger auf den freiliegenden kleinen Trochanter und auf eine rauhe Stelle des unteren rechten horizont. Schambeinastes. Der oberhalb Lig. Poup. gelegene Theil der Abscesshöhle zerfällt in zwei Abtheilungen. Die eine kleinere geht unter die Haut, die grössere hinter dem Bauchfelle fort auf die freiliegende Scheide der Iliac. int. Antisepsis.; dicke Drainröhren. Listerverband. Vollkommene Heilung.

Eine eigenthümliche Brucheinklemmung will ich hier erwähnen, die zwar schon am 10. Mai 78 zur Operation kam, deshalb nicht mitgezählt wird.

Frau M. aus Berlin, 60 J. Am 8. Mai 78 Cons. mit Coll. Jacobi wegen bisheriger Erscheinungen innerer Einklemmung, ohne sichtbare äussere Bruchgeschwulst, ohne Bruchschmerz. Am 9. hatte das Erbrechen nachgelassen, auch war Stuhl erfolgt. Am 10. Mai Vormittags trat eine ganz kleine, etwas geröthete Geschwulst über dem linken Schenkelringe auf, dabei aber knisterndes Oedem der Bauchdecken. Bei der sofortigen Operation zeigt sich innerhalb des Schenkelkanals ein kleiner frischer Bruchsack, in demselben kein Bruchwasser, aber ein eingeklemmtes bereits perforirtes Stück Darmwand; keine Schlinge. Mehrere zolllange Einschnitte in die Bauchdecken, Auswaschungen und Durchspülungen mit dreiprocentiger Carbollösung, fortgesetzte innere und antisept. äussere Behandlung. Septischer Tod am zweiten Tage.

*43) Frau B. S. aus Berlin, 29 J., stellte sich wegen Kreuzschmerzen und etwas Athembeklemmungen am 20. Okt. 78 Coll. Windelband vor. Die äussere Inspektion ergab eine Auftreibung der Leber bis 5 cm unterhalb des Rippenbogens, zugleich eine vollkommene Dämpfung bis an die rechte Schultergräte. Zeichen einer früher aufgetretenen akuten Lungen- oder Brustfell-Erkrankung sind nicht aufzufinden. Das Segment der Lebergeschwulst erscheint prall, elastisch. Kein Hydatidenschwirren. — Die Explorativpunktion derselben am 4. November 78 ergiebt specifische Echinococcus-Flüssigkeit. Radicaloperation nach Volkmann. Voroperation am 11. November 78 unter allen antiseptischen Vorsichtsmassregeln, auch unter Spray. Trotz der relativ geringen Prominenz des Geschwulstsegments unterhalb des Rippenbogens wurde durch einen 1 cm unterhalb des letzteren und mit ihm parallel laufenden 9 cm langen Schnitt die Bauchdecke Schicht für Schicht durchtrennt. Die vollständige Stillung der dabei stattfindenden lebhaften Muskelblutung erforderte zahlreiche Catgutligaturen. Nach Durchschneidung des Bauchfells werden dessen Wundränder bogenförmig in Breite von 1 cm abgetragen. Der freiliegende Theil der Leberoberfläche bewegt sich lebhaft mit den Athemzügen. Carbol-Krüllgaze in die Wunde, Listerverband.

Abends Pr. $37,_6$. P. 108.

In der Nacht einigemale grünliches Erbrechen.

Am 12. Nov. Mitt. P. 90. Von da ab vollkommenes Wohlbefinden. — Beim Verbandwechsel zeigt sich die Leber bereits mit den Rändern der Bauchfellwunde verlöthet; ihre Bewegungen haben aufgehört. Auflagerung fibrinösen Exsudats.

Am 18. November wird unter Spray., doch ohne Narkose, das bis 1 cm dicke Lebergewebe im Grunde der Wunde aus freier Hand 5 cm lang eingeschnitten. Patientin äusserte keine Schmerzen. Der Echinococcussack wird zunächst mit der spitzen Hohlsonde angestochen, dann ebenfalls auf 5 cm gespalten. Es strömt viel Flüssigkeit heraus, aber es gehen keine Blasen mit ihr fort. Die Lunge wird sofort freier, die Dämpfung rückt herunter, aber Patientin fühlt sich nicht erleichtert; es sei ihr, „als ob alles Leben aus dem Rücken ginge". Ein aus dem Kreuz heraufziehender Schmerz verliert sich bald. Ausspülung mit Salicylsäurelösung, der etwas Alkohol zugesetzt ist. Zweifingerdicke Drains werden in die Sackspalte eingenäht. — Listerverband, darüber leichte comprimirende Einwicklung des Bauches mit Flanellbinden.

Abends 7 Uhr kein Fieber.

Nacht unruhig; Morgens gegen 4 Uhr heftige Kreuzschmerzen. Leib unempfindlich, kein Erbrechen.

19. November Vormittags 10 Uhr: T. $40,_5$.

Abends 6 Uhr Wechsel des Verbandes, der ganz durchtränkt, aber

geruchlos ist. Ausspülung durch die Drains unter Spray. Etwas Leibschmerz, kein Appetit, doch leidliches Wohlbefinden. P. 126.

20. November Vormittags 9½ Uhr: T. 39,2. In der Nacht einige Stunden Schlaf. Wohlbefinden, wenig Kopf-, kein Leibschmerz. Verbandwechsel.

21. November Vormittags 9 Uhr: Nachts mehrere Stunden Schlaf. T. 38. P. 100. Zunge etwas belegt. Keine Schmerzen. Abends 8½ Uhr Verbandwechsel. Sekret trüber. Einige kleine Blasen gehen ab. T. 38,5.

22. November Vormittags 9½ Uhr: Nacht sehr unruhig, „Hitzeanfälle". T. 37. P. 96. Athem rein. Verband schon stärker durchnässt.

26. November Vormittags: T. 37,8, Abends 38,2. Beim Ausspülen gehen einige grosse Blasen ab.

27. November: Nacht schlafloser, T. 37,7. P. 100. Appetit, feuchtere Haut. —

Der Abgang des enormen, ein mässiges Waschbecken füllenden Sackes erfolgte erst am 9. December. Die Heilung schritt von da ab ungestört fort.

Im Frühjahre 1880 befand sich Patientin ganz wohl und blühend, und machte 1881 eine normale Schwangerschaft durch.

44) Exc. v. G., 65 J. Nach bisherigem Wohlbefinden und bei angeblich mässiger Neigung zu Obstruktion erfolgte am 1. Januar 1879 unter plötzlich auftretendem Erbrechen der Austritt eines linksseitigen Leistenbruches. Auf vorsichtige, von Coll. Sorge ausgeübte Taxis geht der Bruch zurück; dennoch bleiben Incarcerationserscheinungen, Erbrechen, Stuhlverstopfung, Auftreibung, zunehmende Bauch-Tympanitis. Am 7. Januar 79 sah ich mit College Sorge den Kranken. Der Leistenkanal war leer, kein Bruchsack in ihm zu erreichen. Starke Trommelsucht. Verfallenes Aussehen. Nach allem lag die Annahme einer forthestehenden inneren Einklemmung nahe. Am 9. Januar, Vormittags 9 Uhr: Consultat. mit Dr. Schede und Geheim-Rath Wilms ermittelt dieselbe Diagnose. Eventuelle Laparotomie auf 2 Uhr Nachmittags vorbereitet. Um den äusserst angegriffenen Kranken nicht einer zweimaligen Chloroformirung auszusetzen, wird beschlossen, erst Nachmittags die Untersuchung des Mastdarmes mit der halben, resp. ganzen Hand vorzunehmen. — Bei derselben fand sich ein hoch in der Flexur sitzendes Carcinom! In Folge dessen wird die Laparo-Colotomie in der linken Weiche beschlossen, die ich sofort aseptisch, unter gütiger Assistenz der obigen Collegen ausführte. Abgang reichlicher Kothmassen. Die Operation hielt jedoch den fortschreitenden Verfall des Kranken nicht auf; Exit. ca. 36 Stunden später.

*45) Frau F. M. aus Werder, 59 J. Der erste Bericht über die Kranke lautete dahin, dass deren Stuhlentleerungen nicht mehr durch den

Mastdarm, sondern nur durch die Scheide erfolgten. Die spätere persönliche Untersuchung ergab ein kaum mit dem Finger abzureichendes Carcinom des Mastdarms, welches die hintere Scheidewand mit ergriffen und durchbrochen hatte. Auch der Damm war zum grossen Theile in die Neubildung aufgegangen. Das Allgemeinbefinden war dabei noch leidlich.

Am 13. Januar 79 wird zunächst die Exstirp. Recti vorgenommen. Dasselbe wird nach Umschneidung des zum Theil cancrösen Afters bis über die Grenze des sichtbar und fühlbar Kranken ausgelöst, die höher liegende Portion derselben hinreichend weit mit Finger und Skalpellstiel herausgeschält und herabgezogen. Nach querer Abtrennung der kranken unteren Partien werden die Stumpfränder zunächst mit einigen Näthen provisorisch an die Wundränder der Afterhaut befestigt. Darauf folgt die Ausschneidung der erkrankten und durchbrochenen hinteren Scheidenwand. Der Defekt wird durch Ausschneidung und Umlagerung zweier seitlicher Lappen aus der Scheide gedeckt. Zuletzt wird zur Bildung eines neuen Dammes geschritten. Nach Einführung von langen Drainröhren längs der hinteren Wand des neuen Rectum und zwischen dessen vorderer Wand und der neugebildeten hinteren Wand der Scheide, sowie nach Einschaltung zweier anderweiter kurzer Drainstückchen zwischen die Wundränder der äussern und Rectum-Schleimhaut erfolgte die genaue Vereinigung der letzteren unter sich, resp. mit der hinteren Grenze des neuen Dammes. — Bei anfangs fleissiger antiseptischer Irrigation durch die Drainröhren und die Vagina erfolgt eine fast reaktionslose erste Vereinigung der Wundränder. Nach einiger Zeit geht der Stuhl schmerzlos durch den neuen After; festere Kothmassen können bald zurückgehalten werden. — Der unvereinigt gebliebene Damm wird durch eine zweite Operation mit besserem Erfolge hergestellt.

Bei einer ca. 3/4 Jahr nach der Operation vorgenommenen Untersuchung des Rectum und der Scheide liess sich nichts Krankhaftes an den Theilen vorfinden. Doch klagte Frau M. bereits über höher sitzende Schmerzen. Im übrigen war das Aussehen befriedigend und die Leibesöffnung völlig frei.

Um so bedauerlicher war es mir, von dem im Juni 80 erfolgten Tode der Kranken zu hören. Zuverlässigeres über den letzten Verlauf des Processes konnte ich leider nicht erfahren.

46) Herr Sch. aus B., 68 J. Auskratzung der für die Exstirpation zu hoch hinaufreichenden Krebswucherungen im Mastdarm wegen äusserst beschwerlicher und schmerzhafter Stuhlverstopfung. Temporärer Erfolg.

Die vorstehenden Fälle von Mastdarmkrebs geben mir zu einigen Bemerkungen Veranlassung.

Der wichtigste Rath, bei allen anhaltenden Beschwerden im Mastdarm und im After, bei Neigung zu geringen Durch-

fällen oder Blutabgängen eine genaue örtliche Untersuchung vorzunehmen, kann nicht oft genug wiederholt werden! Man sei stets misstrauisch gegen die Klagen der Kranken über Haemorrhoidalbeschwerden. Jeder Arzt erlebt es, dass sich mitunter ein Carcinom des Mastdarms aus ihnen entpuppt. Arzneien sind gegen das Leiden selbst ganz wirkungslos. Die möglichst frühzeitige und gründliche Exstirpation der erkrankten Stellen, möglichst hoch über deren erkennbare Grenze hinaus, ist, sobald dieselben für den untersuchenden Finger leicht abzustecken ist, das einzig mögliche, aber nicht unzuverlässige Heil- und Rettungsmittel. Dauernde Heilungen nach dergleichen, ich möchte sagen soliden Exstirpationen sind nicht so selten. Ich selbst entfernte vor 13 Jahren einem schon damals älteren Herrn ein After-Carcinom, das sich aus verschwärenden Haemorrhoidalknoten (ein nicht ungewöhnlicher Ausgangspunkt!) entwickelt hatte und sich in den Mastdarm hinein erstreckte; er lebt noch heute, und es ist kein Recidiv erfolgt. — Je tiefer unterhalb der Bauchfellfalte das Carcinom sitzt, desto ungefährlicher ist bei der heutigen Wundbehandlung dessen Entfernung, und um so dankbarer ist deren Erfolg für den Kranken und auch für den Arzt.

Etwas Anderes ist es mit den hoch hinaufreichenden Carcinomen oder solchen, welche bereits auf die Nachbartheile oder in Verschwärung übergegangen sind. Den Uebergang auf die hintere Scheidenwand und deren geschwürige Durchbohrung habe ich öfter gesehen. Während man jetzt das schreckliche Leiden wenigstens wesentlich zu lindern vermag, so stand man früher ratblos demselben gegenüber. — An der operativen Behandlung der Rectum-Carcinome, welche über die altbewährte Grenze hinausgehen, wird man wenig Freude haben. Freilich feiert die heutige operative Chirurgie ihre technischen Triumphe, indem sie die Exstirpation selbst der bis zur Flexur reichenden Carcinome trotz der dabei unvermeidlichen und bewussten Eröffnung des Bauchfellsackes bewältigt und selbst in solchen verzweifelten Fällen momentane Heilerfolge erzielt. Derartige Mittheilungen sind gewiss äusserst interessant zu lesen, aber zur Nachahmung werden sie doch wohl wenige Aerzte reizen. Mich selber würde das Bewusstsein dabei niederdrücken, mit aller Kunst und Aufopferung den Kranken doch nicht dem sicheren Tode entreissen zu können, vorher aber noch ein schwieriges und meist nutzloses Wagniss mit ihm vorzunehmen. Ich kann mich für derartige Operationen im Interesse meiner Kranken nicht erwärmen.

Aber was thun? Der Kranke will jedenfalls von seinen Qualen

befreit sein. Die Ausschabung der Krebswucherungen hilft nur sehr vorübergehend, und bei besonders hochreichenden Krebsen kann sie nur mit geringer Sicherheit auch nur des vorübergehenden Erfolges ausgeführt werden. Den nützlicheren Ausweg hat die englische Chirurgie schon lange gepredigt: durch die Eröffnung des Darmrohres über seiner durch den Krebs verengten Stelle; durch die Antiseptik wird diese auch gefahrloser. Freilich beseitigt sie nicht das eigentliche Leiden und versucht auch nicht dessen Beseitigung; deshalb kann sie bei den in der Nähe des Afters sitzenden Carcinomen nicht empfohlen werden. Diese sind durchaus der Exstirpation zu unterwerfen; erfolgen dennoch Recidive nach demselben, so ist die Bildung des künstlichen Afters durch die Laparo-Colotomie immer noch am Platze. Diese Operation wird nicht allein durch die Beseitigung der qualvollen Kothstauungen zur grössten Wohlthat für den unglücklichen Kranken, sondern sie wirkt durch die Beseitigung der Reizungen, welche die andrängenden, stagnirenden und sich zersetzenden Kothmassen auf die kranken Darmstellen ausüben, gewiss verlangsamend auf den Verlauf des Krankheitsprocesses und auch schmerzlindernd ein.

Die sehr herabzusetzenden Missstände des künstlichen Afters können dem gegenüber noch immer mit entschiedenem Vortheile in den Kauf genommen werden.

Natürlich kann ich mich an dieser Stelle nicht auf eine Beschreibung des Operationsverfahrens einlassen. Nur das will ich bemerken, dass ich, wo die Umstände nicht drängen, die Ausführung der Operation in zwei Zeiten doch für zweckmässig halte. Letztere muss streng antiseptisch geschehen. Die Voroperation erreicht die Eröffnung des Bauchfells, dessen Vereinigung mit der serösen Platte des absteigenden Colon durch feine Seidennäthe, Ausfüllung der Wunde mit Krüllgaze, Occlusionsverband. Erst nach 3—6 Tagen, binnen welcher man auf die feste Verklebung der beiden serösen Platten unter einander rechnen darf, wird zur Eröffnung des Darmrohres geschritten.

Diese Operation wird jeder überhaupt zum Operiren geschulte Arzt ausführen können, während er sich auf hohe Mastdarm-Exstirpation, Eröffnung, Drainage der Bauchhöhle kaum einlassen wird. Jedem praktischen Arzte kann aber ein derartiger Fall vorkommen, der nicht geeignet ist, erst nach einer chirurgischen Heilanstalt geschickt zu werden. Jedenfalls macht die Laparo-Colotomie weniger Schwierigkeiten, als die Operation eines halbwegs complicirten eingeklemmten Bruches, die ich in meiner früheren Landpraxis so manchesmal unter den bescheidensten, ja un-

günstigsten häuslichen und Assistenz-Verhältnissen vorgenommen habe. Heute macht die Antiseptik das nothwendige Operiren auch im Privathause, selbst auf dem Lande, zwar wesentlich umständlicher, aber auch wesentlich sicherer; und um so segensreicher wirkt heute ein Operationsverfahren, das auch dem praktischen Arzte zugänglich ist.

*47) Frau R. S. aus Stettin, 47 J. Starke Blutungen aus dem R. in Folge grosser innerer Haemorrhoidalgeschwülste. Patientin wachsbleich, sehr herabgekommen und erregbar. Am 3. Juli 78 Abtragung der kleinfaustgross hervorgedrängten Aderknoten in drei Partien mit Thermocauter und Glübeisen über der von Langenbeck'schen Flügelzange. Patientin erholte sich bald; ich traf sie im Herbst 80 vollständig wohl und blühenden Aussehens an.

Die inneren Haemorrhoidalgeschwülste kamen öfter zur Operation. Ein Fall genüge für mehrere. Ich habe sie öfter und grösser bei weiblichen Kranken gesehen, als bei männlichen. Nach vollständiger Entleerung des Darmes durch ein ausgiebiges Abführmittel und Ausspülung mit schwacher Salicyllösung wird die Operation in der Seitenlage vorgenommen; vor dem Cloroformiren öle man deshalb diejenige Gesichtshälfte gut ein, an der Cloroform herablaufen könnte! Während der Operation muss man die nach oben liegende Hinterbacke besonders vor der strahlenden Hitze schützen. Blutet es nach Abnahme der Flügelzange noch aus der verschorften Partie, so wird mit aller Vorsicht mit feinem Catgut entsprechend unterbunden. Nie hörte ich über zu heftige Schmerzen nach der Operation klagen, schlimmstens wurde für die erste Nacht oder für die beiden ersten Nächte eine mässige Morphium-Injection gemacht. Aeusserlich wird durch kalte Umschläge, noch besser durch fleissiges Irrigiren mit 1/5 procentig. Salicyllösung gelindert, deren Temperatur dem Behagen des Kranken angepasst wird. Dazwischen Auflagen von Wattebäuschen, welche mit schwachem Carbolöl durchfenchtet sind. In neuerer Zeit Jodoform.

Innerlich wirkt Arsen. 03—04 schmerzstillend; ein- bis dreistündlich 5 Tropfen in Wasser. Am fünften bis sechsten Tage p. op. wird zur Erweichung des Stuhlganges ein gelindes Abführmittel gereicht und den Umständen nach wiederholt.

48) Frau Bl. aus Berlin, 40 J. Gewöhnliche Mastdarmfistel. Spaltung mit dem Messer. Heilung.

Ich erwähne des Falles nur, damit er eine grössere, an sich interesselose Zahl von operirten einfachen Mastdarmfisteln repräsentire. Einigemale wurde bei messerscheuen Kranken die elastische Ligatur der Fistel

vorgenommen, welche ich aber für viel schmerzhafter und belästigender halte, als die einfache Spaltung mit dem Messer. Dagegen will ich noch eines schweren Falles von complicirter Mastdarmfistel erwähnen, obgleich derselbe schon im Jahre 77 zur ersten Behandlung kam und im Jahre 78 sich nur zur Controle, resp. zur Nachbehandlung einfand.

Herr H. M. aus Schlawe, 51 J., kam mit weitverzweigten und hochhinaufgehenden Fisteln des Mastdarmes am 16. October 77 in meine Behandlung. Patient war sehr angegriffen, abgemagert wegen starker eiteriger Absonderungen, und konnte der Anforderung seines namentlich viele Reisen im Wagen verlangenden Dienstes nicht mehr genügen. Die Untersuchung zeigte förmliche Taschenbildung des abgelösten Mastdarmes neben den oben erwähnten Fisteln, die nur auf tuberkulöser Infiltration beruhen konnten. Fisteln und Taschen wurden theils mit dem Messer, die höher hinaufreichenden theils mit der elastischen Ligatur, theils mit dem Drathecraseur gespalten und ausgeschabt. Trotz gleichzeitiger innerer Behandlung schritt die Heilung sehr langsam vor sich, da häufig Recidive zu bekämpfen waren. Patient blieb anderthalb Monat in der Anstalt, kehrte aber im Februar/März 78 nochmals, obschon bei im ganzen besserem Befinden, zurück, um oberflächlichere Recidive nochmals behandeln zu lassen. Späterhin bekam ich nochmals Nachricht von seinem besseren Ergehen, nachdem er in bequemere dienstliche Verhältnisse versetzt war.

Diese tuberkulösen Fisteln des Mastdarmes sind ein äusserst hartnäckiges und besonders als Veranlasser der allgemeinen (Lungen-) Tuberkulose gefährliches Leiden, das mit äusserster Geduld und Consequenz zu bekämpfen ist. Wir haben dieselben bei Erwachsenen auch auf der äusseren Haut, (in der Hüftgelenkgegend, am Oberschenkel) kennen und fürchten gelernt, wo sie öfter sehr tiefe, die Fascien durchbrechende Unterminirungen, danach ausgedehnte, tiefgehende operative Spaltungen veranlassten. Ob das Jodoform auf deren Heilung günstiger einwirken wird, bleibt noch abzuwarten. Die Gefahr der tuberkulösen Allgemeininfektion ist bei diesen langwierigen Fisteln immer eine grosse. Es liegt nahe, dass gerade sie die alte Meinung von der grossen Gefährlichkeit der Mastdarmfistel-Operationen in Bezug auf ihnen nachfolgende Lungen-Tuberkulose gestützt haben, und dass in dieser Beziehung die einfachen, aus gutartigen, periproctitischen Abscedirungen entstandenen Mastdarmfisteln mit ihnen zusammengeworfen worden sind. Aus diesen und nach deren Operation entwickelt sich keine Tuberkulose. — Von vorn herein erscheint es verdächtig, wenn eine äussere Mastdarmfistel sich in mehrere Gänge verliert; noch bedenklicher, wenn grössere taschenförmige Ablösungen des Mastdarmes

mit ihnen zusammenhängen. Schlechte, fischrogenartige Granulationen in ihnen sprechen dann weiter für örtliche Tuberkulose des Mastdarms. Nach unserer heutigen Kenntniss der örtlichen tuberkulösen Processe würde es im Gegensatze zu der älteren Meinung nothwendig sein, alle Mastdarmfisteln, **besonders aber die tuberkulösen,** so früh als möglich zu spalten und auszuschaben, sie unter fortdauernde Controle zu halten und das geringste Recidiv sofort anzugreifen. Nur dadurch wird der Verallgemeinerung des Processes in möglichst wirksamer Weise vorgebeugt werden können. — Bei bereits ausgesprochener Betheiligung der Lungen an demselben sind die Fisteloperationen als nutzlos und Vorurtheile befördernd zu unterlassen. In einem im März/April 1881 beobachteten Falle sah ich bei einem durch Morphiumsucht äusserst herabgekommenen Kranken bald nach der Operation tuberkulöser Mastdarmfisteln floride Lungentuberkulose sich entwickeln, an welcher der Kranke schon nach wenigen Monaten zu Grunde ging.

Die Kur wird unterstützt durch die längere innerliche Darreichung des Phosphors, des phosphorsauren Kalks, des Bromcalcium. Auch Kalium chlorat. schien in einem Falle günstig einzuwirken.

*49) Frau E. Gr. aus Berlin, 55 J. Doppelfaustgrosses Lipoma pendulum diffusum racemosum der linken Hinterbacke. Operation am 18. October 78. Schwierige Exstirpation; die Ausläufer der Geschwulst müssen bis hinter den aufsteigenden Ast des Sitzbeins verfolgt werden. — Vollkommene Heilung.

50) Frau E. L., 50 J. Caries an der hinteren oberen Fläche des linken Darmbeines und an dessen hinteren oberen Rande. 25. Oktober 78 Spaltung der zuführenden Fisteln, Ausschabung derselben. Resektion der kranken Knochenstelle mit dem Meissel und scharfen Löffel. Mit einer noch wenig absondernden Fistel aus der Behandlung entlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein vorzügliches Antiscrofulosum.

Klinisch illustrirt von Dr. **H. Goullon** jun. in Weimar.

Einen bemerkenswerthen Heilerfolg sah ich dieser Tage von Aethiops antimonialis, bekanntlich eine künstliche Verbindung von Schwefelspiessglanz und Schwefelquecksilber, daher auch Hydrargyrum stibiato-sulfuratum oder Sulfuretum Hydrargyri stibiatum genannt.

Die hier mit Händen greifbare Heilwirkung giebt zu denken Anlass. Wir stehen vor der oft recht unerwünscht und unverständlich aufgeworfenen Frage: Ist das ein homöopathischer oder allopathischer oder was sonst für ein Erfolg? Der strenggläubige Hahnemannianer darf eigentlich dieses Präparat, ein wahres Mixtum compositum gar nicht benutzen, denn er soll nur ein Mittel in einfacher Gestalt anwenden, welches gehörig geprüft worden ist und dessen Pathogenese genau das Krankheitsbild reflektirt.

Und doch wiederum, welche herrlichen Resultate würden dem orthodoxen Homöopathen entgehen, wenn er sich diese exclusive Vorstellung von der Therapie machen und wenn er meinen wollte, das fragliche Präparat liesse sich ersetzen durch Gaben des reinen Antimons, des reinen Schwefels, des reinen Quecksilbers. Es ist eben durch die offizinelle Mischung ein neues arzneiliches Individuum geschaffen worden mit neuen individuellen Kräften.

In unserem gleich näher zu beschreibenden Krankheitsfalle hatte vorher ein tüchtiger, aber streng an den Paragraphen des Hahnemannschen Codex haltender Homöopath seine Kunst erprobt, aber über einen gewissen Punkt der Besserung hinaus war er nicht gekommen, es war, mit der Kranken zu reden, „nicht weisser und nicht schwärzer“ geworden, bis der schwarze, grosse Verehrung verdienende Aethiops antimonialis es in wenigen Tagen wirklich weisser machte.

Es handelt sich nun aber hier offenbar um eine weder auf das Princip des contraria contrariis, noch auf das des similia similibus curantur zurückführbare Mittelwirkung, wie man gleich sehen wird.

Fräulein A. bat von ihrem Vater, der „kehlkopfleidend“ gewesen wäre, eine deutliche Disposition zu der Scrofulose und Tuberkulose

mit empfangen. Dies ging hervor aus einem vor zwei Jahren acquirirten Bluthusten auf der Basis eines Lungenspitzen-Katarrhs. Nach der Lungenaffection litt sie an „argen Schweissen," namentlich den Rücken herunter. Von Interesse ist auch das Auftreten einer „quittengelben erbsengrossen" Geschwulst in dem äusseren Winkel des linken Auges, welche Eiter absonderte und den Bulbus bedrohte. Ein geschickter Spezialarzt entfernte auf operativem Wege diesen wohl im Sinne einer Fontanelle wirkenden Eiterheerd. Die unmittelbare Folge davon war ein grosser Furunkel unter dem Arm und das Leiden, gegen welches Patientin mich am 21. Mai konsultirte.

Es erschien nämlich an diesem Tage eine Patientin, bei deren Anblick man sich ein wenig entsetzen konnte, denn mehrere Stellen des Gesichts waren mit dicken, vorspringenden, zerklüfteten Grindern förmlich gespickt. Es sickerte an mehreren Stellen eine seropurulente Flüssigkeit aus. Am schlimmsten waren die Partieen seitlich der Unterlippe, seitlich der Nasenlöcher und auf der Nasenwurzel, wie denn überhaupt eine gewisse Symmetrie im Arrangement jener affreusen Krankheitsprodukte sich leicht constatiren liess.

Seit fünf Monaten besteht dieses Exanthem, welches seiner Natur nach als herpetisch-eczematös bezeichnet werden muss. Die röthliches Haar tragende, einige zwanzig Jahre alte Patientin bekam das Leiden „auf Schreck" beim Anblick ihrer ohnmächtig gewordenen Schwester. Diese Art der Genesis ist ganz ausgemacht. So erinnere ich mich auch, ein Beispiel in Stark's allgemeiner Pathologie gelesen zu haben, wo eine Mutter, welche ihr Kind in ein Messer fallen sieht, sofort ein Lippen-Eczem bekommt. Unsere Kranke aber verlor überdies die oben erwähnten Schweisse; also hatte der Schreck eine rein metastasirende Wirkung. Erst seien ganz kleine Flecken aufgetreten, diese entwickelten sich nun als Pusteln, der halbe Vorderkopf wurde ergriffen, und ein unausstehliches Kratzen führte zu Verschlimmerungen, so dass einige Stellen sogar ein becherförmiges Ansehen erhielten, etwa wie beim Favus (Tinea maligna). Als Patientin mich besuchte, „nässte das Gesicht noch furchtbar," so dass früh das Kopfkissen getränkt war, und bestanden die unangenehmsten Schmerzen. Auf die Frage, welcher Art die Schmerzen seien, sagt sie, bald juckend, bald spannend, bald ganz unbeschreibbar und ganz unerwartet kommend und gehend.

Was sollte nun hier geschehen? Eine streng homöopathische Indication lag wahrhaftig nicht vor. Denn so gewiss der eine Sulfur für richtig gehalten haben würde, so gewiss konnte ein Anderer für Arsen,

für Silicea, Hepar sulfuris, für Causticum, für Graphit, für Mezereum u. s. w. u. s. w. plaidiren. In solchen Fällen habe ich mir zur Richtschnur gemacht, nicht auf Kosten des Kranken (und des eigenen, so wie Hahnemann's Renommé) zu experimentiren, sondern ein sogenanntes empirisches Mittel anzuwenden. Aber gerade Aethiops antimonialis ist mir bereits als ein sehr wirksames Heilagens bekannt, seitdem es vom Verein der Berliner Homöopathen gegen Ophthalmia scrofulosa der malignesten Art empfohlen und von mir mehrfach erprobt worden war. Auch hier lag die denkbar tiefste und hartnäckigste Störung der organischen Säfte vor. Ein Individuum mit aller Anwartschaft auf die schlechtesten Formen der Skrofulose bis zu ihrem Ausgang in lethale Krebsdyskrasie oder Tuberkulose. —

Die Kranke bekam übrigens das Mittel in einem Dosenverhältniss, welches der ersten Centesimal-Verreibung entsprach. $0{,}_{05}$ Aethiops antimonialis wurden mit $5{,}_{0}$ Sach. lactis zerrieben; hievon Abends und früh eine Messerspitze. Also von dem allopathischer Seits beliebten äusseren Vertreiben des Ausschlages war keine Rede und doch erschien auch die blosse innere Wirkung zauberhaft. Denn nach wenigen Tagen vertrockneten die Grinder, fielen ab und das „furchtbare Nässen" hörte so gut auf, wie der Schmerz. Die überglückliche Kranke präsentirte sich am Freitage zum zweitenmal, nachdem sie am Sonntag Abend vorher das erste Mal eingenommen hatte. Es waren in der That ganz bedeutende Veränderungen geschehen, die zur Annahme einer alsbaldigen gänzlichen Heilung wohl berechtigen. Und nochmals frage ich alle Herren Collegen, welches Heilungsprinzip kommt hier in Frage, am Ende war noch am ehesten die Schüssler'sche therapeutische Maxime, das biochemische Prinzip.

Die Definition: das fragliche Präparat wirkt „blutreinigend", genügt zwar nicht, muss aber doch schliesslich als die verständlichste herhalten.

Schöman reiht den Aethiops antimonialis an den aus gleichen Theilen Quecksilber und Schwefel bestehenden Aethiops mercurialis (oder mineralis) und sagt von ihm: „Wirkt dem vorstehenden Präparate (eben dem Aethiops mercurialis) analog aber kräftiger, und verdient deshalb den Vorzug vor diesem bei skrofulösen Hautausschlägen, Kopfgrind, Milchschorf, bei skrofulöser Conjunctivitis, Keratitis, Blepharitis glandulosa, Otorrhöen und Drüsenanschwellungen. Ist besonders für Kinder so schätzbar als mildes, aber nichts destoweniger wirksames Heilmittel."

Wir möchten aber hier nochmals das eminente Verdienst Hahnemann's betonen. Denn der obige Fall wirft ein helles Licht auf die irrationelle allopathische nnd die rationelle homöopathische Dosirung. Und während Schöman die Gabe auf 2, 3, 5 ja 7 Gran täglich dreimal festsetzt, so reicht man, wie wir sahen, vollkommen aus mit einem Gran, welcher in Zeit von acht Tagen verbraucht wird. Sollte also ein solcher gewissenhafter Nachheter der allopathischen Manier, weil er mit 2 Gran dreimal täglich! nicht ausreicht, den Schluss ziehen, er müsse höher steigen, so kommen unter Umständen auf eine Woche $3 \times 7 \times 7 = 147$ Gran! — —

Nun geht hin, Ihr Allopathen und schimpft auf Hahnemann nnd verherrlicht Euere grossen unfehlbaren Herren und Meister!

Eine ungewöhnliche Heilwirkung von Chininum muriaticum.

Noch nie habe ich einen Patienten so entzückt gesehen über den Erfolg der Arznei, als in dem folgenden Fall. Es betraf einen jungen Mann von circa fünfundzwanzig Jahren. Vor etwa zwölf bis fünfzehn Jahren hatte ich denselben an einem acuten Gelenkrheumatismus mit colossalen Schweissen, Tage langem Irrereden und polyarthritischen Schmerzen behandelt. Besonders war das eine Ellbogengelenk afficirt gewesen, woran er auch eine gewisse Ungelenkigkeit und Anschwellung behalten hat, welche ihn vom Militärdienst hefreite. Auf einer Reise nach Spanien, von da nach Nizza erkrankte er wieder ernstlich, schon von dort aus klagte er mir brieflich seine grosse Hartleibigkeit. Er kam nun in allopathische Hände, wurde stark mit drastischen Abführmitteln tractirt und die Folge war ein Ruhranfall mit lehensgefährlichen Blutungen. Diese enormen Darmblutungen erschöpften ihn dergestalt, dass er elend, abgemagert, bleichsüchtig nnd demoralisirt nach Deutschland zurückkehrte. Ich sah ihn zuerst wieder am 13. April d. J. — Hier fiel ausser der gelhlich belegten Zunge die Empfindlichkeit der Lebergegend auf, offenhar in genetischem Zusammenhang mit der Obstruction, welche tägliche Lavements bedurfte.

Das Sonderhare war nun, dass diese Verstopfung wich auf ein Mittel, welches jeder Allopath für stopfend halten wird. — Ueberhaupt aber fasst Patient selbst die damals hervorstechensten und lästigsten Krankheitserscheinungon also zusammen:

1) „Blutarmuth, in Folge dessen immerwährendes Frieren;

2) Magencatarrh, in Folge dessen sehr stark belegte Zunge, sehr scharf schmeckenden Auswurf und Magendrücken; Kreuzschmerzen, die sich bis in die Schultern erstrecken;

3) Hartleibigkeit;

4) Athembeschwerden;

5) Zuweilen Leberschmerzen und dabei sehr nervös."

Letztere Erscheinung, die fast an Hysterie streifende Nervosität zeigte sich besonders, wenn man das Befinden und Aussehen des Kranken anders als mit den optimistischsten Ausdrücken berührte. Er hielt sich leicht für kränker als er war. Doch ist ja diese grössere Reizbarkeit etwas gewöhnliches nach Blutverlusten und in der Reconvalescenz nach schweren Krankheiten. Irgend ein homöopathisches Mittelchen, und wäre es das beste Antipsoricum gewesen in höherer Potenz, führte hier unmöglich zum Ziel. Ich glaubte also mehr aufs Grosse und Ganze, in specie auf die blutarme Medulla spinalis wirken zu müssen und dies am geeignetsten erreichen zu können durch discrete Chinin-Gaben. Es wurde somit 0,05 Chinin mur. auf 5,0 Spiritus vini verdünnt und schon wegen der sonst ausbleibenden Löslichkeit fünf Tropfen Acid. muriat. dil. zugesetzt. Wenn man nun bedenkt, dass hiervon erst zehn Tropfen in ein Weinglas voll Wasser kamen, aus welchem Patient dreistündlich einen Kaffeelöffel nahm, so lässt sich gegen die Homöopathicität der Dosis gewiss nichts einwenden. Wenn man nun aber ferner erfährt, dass weder das adstringirende Chinin, noch die Salzsäure hier styptisch wirkten, sondern gegentheilig seit Darreichung der Mixtur regelmässig von selbst (seit Monaten nicht passirt!) Stuhl erfolgte, so darf man keinen Augenblick zweifeln an der Homöopathicität der Arznei-Qualität. Jedenfalls steht fest, dass der Kranke nicht genug die prompte Wirkung der Tropfen rühmen konnte. „Ihre Arznei hat wahrhaft Wunder gethan!" musste ich mehr als einmal hören. Und wie jener Held in der bekannten Sage, konnte er getrost auf sich und seine Tropfen die Worte anwenden: „Ich trug auf allen meinen Zügen, sie wie ein Heiligthum; wir mochten weichen oder siegen, im Stiefel mit herum." Stets hatte er die in ein besonderes Glas abgezählten Tropfen bei sich.

Zum Behuf gründlicher Nachkur wurde nun Patient noch nach Gastein geschickt.

Wer auch von der Homöopathie als solcher gar nichts halten sollte, der müsste doch nach unserer Ansicht durch Wahrnehmungen, wie die

oben mitgetheilte nachdenklich werden und sich sagen, dass, alle Extravaganzen abgerechnet, Hahnemann's Vorgehen den gewiss segensreichen Impuls gegeben hat, zu prüfen, ob wirklich sich alles so verhält, wie es in den Büchern steht; der müsste doch aus solchen concreten Vorkommnissen auf ein Gesetz schliessen lernen, wenn auch dieses Gesetz in der Wirkung einiger refractissima dosi angewandter Mittel bereits den vor Hahnemann lebenden Medizinern bekannt war.

Unbenommen bleibt übrigens der Salzsäure (trotz der Kleinheit der Gabe) hier eine unterstützende Mitwirkung zuzuschreiben; wobei wir an die beherzigenswerthen Worte Dr. Sauer's in seiner Schrift über Kainzenbad erinnern möchten: „Schon bei meiner Promotion stellte und vertheidigte ich die Behauptung, dass das Eisen nicht das alleinige Heilmittel in der Bleichsucht sei und eine zwanzigjährige ausgebreitete Praxis hat mir dies stets aufs Neue bestätigt. Immer war ich der Ansicht, dass nicht die Blutzelle erkrankt sei und das durch die gewohnten Nahrungsmittel hinlänglich zugeführte Eisen nicht aufnehmen könne, sondern dass in der Darmverdauung der Grund liege, weshalb das Eisen in das Blut überhaupt nicht eintreten kann. Diese meine Annahme fand ich im vorigen Jahre durch einen Artikel in den medizinischen Neuigkeiten bestätigt, wo physiologisch nachgewiesen wurde, dass Urin und Stuhl bei Bleichsüchtigen mehr Eisen ausscheide, als im normalen Zustande, d. h., dass das in den gewohnten Speisen vorhandene und zur Blutbereitung völlig genügende Eisen nicht verdaut und aufgesaugt werde. Der betreffende Arzt verordnet demnach den meisten dieser Patienten Salzsäure und versichert, damit die besten Erfolge gegenüber der Behandlung mit Eisen erzielt zu haben. —

Ist eine verminderte Alkalescenz des Blutes Schuld an der Bleichsucht, so wird umgekehrt Zufuhr von Alkalien indicirt sein, wie denn auch Dr. Sauer unmittelbar an die citirten Worte den Fall reiht, wo er in einer allen Eisenwässern hartnäckig Widerstand leistenden Bleichsucht einen vorzüglichen und dauernden Erfolg allein mit dem Trinken und Baden der Natronquelle Kainzenbades, „des bleich Jungfrauen-Bades", erzielte.

Und schätzen wir Homöopathen selbst nicht den kohlensauren Kalk über alles gegenüber der Chlorosis und der Dyspesie Bleichsüchtiger? Auch hier kommt man nicht selten ohne Eisen aus. Dasselbe gilt von der Sepia gegenüber den Kopfschmerzen solcher Patientinnen. Dasselbe vom Chinin, von dem wir ausgegangen waren. Also suum cuique, alles zur rechten Zeit, aber auch in der rechten Gabe!

Beiträge
zur therapeuthischen Wirkung des Phosphors.

Von Dr. H. Goullon jun. in Weimar.

„Phosphor ist ein grosses Heilmittel."
Sorge.

Dr. Gallavardin in Lyon hat ein vortreffliches Werk geschrieben, in welchem er auf den Phosphor als ein Mittel hinweist, welches ebensowohl Lähmungen der verschiedensten Art erzeugt, als curirt. Ja, wir besitzen vielleicht kein zweites Agens, welches so verheissend da stände, wie Phosphor in der Therapie der Lähmungen, wobei wir den heilenden Einfluss der Elektricität und der Nux vomica oder des Strychnins (freilich in traditioneller Dosis — z. b. bei postdiphtheritischen Lähmungen —) durchaus nicht unterschätzen wollen. Allopathen ist Phosphor ein unsympathisches Mittel. Sie wissen so wenig damit anzufangen, wie mit dem Brom und wie mit dem Arsen; aus dem einfachen Grunde weil sie bis dahin nur vergiftende Dosen benutzten und es verschmähten, die für solche Heroen des Arzneischatzes so nahe liegende pharmaceutische Procedur der Homöopathie sich anzueignen.

Was aber den Phosphor betrifft, so branchten sie nur auf den Spiritus phosphoratus aethereus zurückzugreifen, welcher aus 10 Theilen Phosphor und 90 Theilen Aether besteht, also ganz im Sinne und nach Art einer homöopathischen ersten dezimalen Verdünnung dargestellt wird. Natürlich ist dieses Praeparat zu innerlicher Darreichung noch zu stark. Deshalb hat man auch schon allopathischerseits eine weitere Verdünnung dadnrch hewirkt, dass man 10 Tropfen dieses ätherischen Phosphor-Spiritns mit ahermals 90 Tropfen Spiritus vini mischte, gewissermassen unsere zweite Decimale.

Jetzt hedarf es nun hlos noch einer dritten solchen Verdünnung (also 10 Tropfen der zweiten mit wieder 90 Tropfen Spiritus geschüttelt) und man hat ein ebenso wirksames, als ungiftiges Phosphorpräparat. Besonders gegen Bleichsuchtszustände, wo Eisen durchaus nicht immer die spezifische Hilfe bringt, wie man allopathischerseits so gern glauben machen möchte, gegen Asthma und Emphysem älterer Leute und bei

Mischlingsformen von Anaesthesie und Hyperaesthesie, sowie gegenüber dem Krankheitsbild der Spinal-Irritation verweise ich auf die dritte Decimale des Phosphor. Will man recht vorsichtig sein, so giesst man davon 10 Tropfen wieder in ein Weinglas Wasser und lässt dieses beliebig oft, also zwei, drei und viermal täglich zu einem Theelöffel nehmen. Der Spiritus phosphoratus dilutus (etwa unserer 2. Dec. vergleichbar) ist immer noch so intensiv, dass beim öffnen des Stöpsels sich sofort stark nach Phosphor riechende Dämpfe entwickeln.

Ein für die genannten Krankheitsfälle ganz besonders kräftiges und geeignetes Präparat habe ich mir dadurch bereitet, dass ich zur Darstellung einer Verdünnung des aus dem Phosphor-Aether gewonnenen Spiritus phosphoratus dilutus anstatt des einfachen Spiritus den officinellen Spiritus Angelicae compositus*) wählte. Man mag sich wohl hüten, dieses Präparat mit einem allopathischen Mixtum compositum zu identificiren; der Phospor herrscht darin, wie der König über seine Vasallen und alle hier in Frage kommenden Arznei-Potenzen wirken genau so, wie wir uns gewöhnt haben, neben Aconit Belladonna, neben Rhus Calcarea, neben Spongia, Jod oder Hepar, oder neben einem antipsorischen ein nicht antipsorisches Mittel zu geben. Dem sei aber, wie ihm wolle, ich kann und darf die Wahrheit nicht verschweigen, dass die Darreichung jenes durch den Spiritus Angelicae compositus modificirten Phosphor-Präparates (von Spiritus phosphoratus dilutus) zu wahrhaft glänzenden therapeuthischen Resultaten geführt hat. Es sei mir vergönnt, einige derselben hier, wenn auch nur skizzenhaft, wiederzugeben.

1) Herr H. leidet an Echinococcus der Leber. Während einer bestimmten Phase dieses Leidens hatte man die Operation machen wollen unter Leitung des Geh. Hofrath Gehrhardt (jetzt in Würzburg). Merkwürdiger Weise gestaltete sich aber die Sache noch so, dass ein theilweiser Durchbruch erfolgte und die Operation unterblieb. Leider konnte

*) Die Anwendung derartiger nichtgeprüfter Arzneigemische — auch manche Pflanzentinkturen sind Gemische, aber als solche geprüft — ist natürlich durchaus unhomöopathisch, besonders auch fehlen präcisirte Heilanzeigen. Wir haben den interessanten Beobachtungen unsers verehrten Collegen gern die Aufnahme gewährt, eben wegen des therapeutischen Interesses, welches die Beobachtungen auszeichnet. Vielleicht regt auch die Beobachtung zu einer Prüfung des Spiritus Angelicae an. Es liegt uns aber durchaus fern, der Einführung von Arzneigemischen das Wort reden zu wollen. Die Einheit der Gabe dürfen wir nur da aufgeben, wo uns dass Compositum in seiner physiologischen Wirkung genau bekannt ist. D. Red.

ich brauchbare Einzelnheiten des Falles nicht eruiren, nur so viel stand fest, dass Gehrhardt wiederholt den Mann seinen Praktikanten als das grösste klinische Wunder vorstellte, welches er erlebt habe.

Seitdem wurde sein Leiden mehr und weniger stationär und nur unterbrochen durch eine syphilitische Erkrankung, deren Verlauf auf eine der schlechtesten Körperconstitutionen schliessen liess, welche man nur ansfindig machen kann. Doch gelang es, den Fall durch verschiedene Quecksilber-Präparate in öfterem Wechsel so zur Heilung zu bringen, dass nie secundäre Erscheinungen erfolgt sind. Dieser Mann nnn consultirte mich wegen seines starken Leibes, der ihm die Luft benahm und die Verdauung beschwerte. Nach jeder Mahlzeit spürte er Drücken nnd viele Unannehmlichkeiten. Der Leib ist wie eine Tonne ansgedehnt. Angesichts der Lebergeschwulst und noch vorhandener Echinococcen schien mir hier alle Therapie vergeblich zu sein. Secundäres Emphysem vermuthend, wollte ich wenigstens dieses in seinen Folgen beschwichtigen nnd verfiel so auf Phosphor. Bei der Complicirtheit des Leidens aber schien mir diesmal auch eine Complication der Ordination ansnahmsweise zulässig. Und gelang es mir in der That, eine ganz erhebliche Besserung der snbjectiven Symptome herbeizuführen; namentlich rühmte Patient das leichtere Athmen und die Abnahme des Vollheitsgefühls und Magendrucks „nach dem Frühstück," wie es schien, seine Hauptmahlzeit. Dieser, ich muss sagen unerwartet günstige Erfolg in einem von vornherein so wenig zugänglichen Uebel ermuthigte auch zu weiteren Versuchen. Mit welchem Glück, mag das Folgende lehren.

2) Herr L., ein thätiger Geschäftsmann, bekam bedenkliche Anzeichen von Altersschwäche. Er vermochte kaum zu gehen, musste auf weitere Turen und Steigen selbst kleiner Höhen verzichten. Zunehmende Athemnoth liess auf beginnende Brustwassersucht schliessen. Es bestand schon lange ein an Taubheit gränzender Grad von Schwerhörigkeit. Viel häusliches Ungemach, Missgunst von Seiten der Geschäftsconcurrenten, uamentlich aber die Sorge um die an den Folgen eines Schlagflusses laborirende und schliesslich dem Gatten im Tode vorausgehende Gattin — das alles zusammen rief ein Taedium vitae und eine gleichzeitige physische Gebrochenheit hervor, welche das Schlimmste fürchten liess. In diesem nicht beneidenswerthen Znstande rieth ich zu dem durch seine belebende und verjüngende Kraft dem Golde vergleichbaren Phophor in obiger Form. Er hatte ansserordentliche heilsame Wirkung und ein nachträglicher Aufenthalt in der köstlichen „Champagner-Luft" von Ilmenau liess den Mann genesen und freute er sich seines

Lebens wieder, schmiedete Pläne für die Zukunft und mehr wie einmal kam er in seinen Briefen zusprechen auf die wunderthätigen Tropfen.

Fragen wir an dieser Stelle einmal, worin besteht das spiritnöse Vehikel, in dem der Phosphor als Spir. phosphoratus dilutus gegeben wurde, so sei daran erinnert, dass der Spiritus Angelicae compositus ausser der Angelica, Baldrian, die Baccae juniperi*) und Kampfer enthält, lauter, das sinkende Nervenleben mächtig anfachende Factoren, mag nun das Sinken durch Blutverluste, langsame Reconvalescenz, Altersschwäche, organische Leiden oder was immer herbeigeführt werden.

3) Frau W., Wirthsfrau, früher sehr stark menstruirt und an Kopfschmerzen und nervösen Zufällen leidend, hatte längere Zeit keine ärztliche Hilfe nöthig gehabt, als sie im August v. J. wieder kam, um folgende Klagen anzubringen:

Excessive Mattigkeit, schleppender Gang; trotzdem Nachts keinen Schlaf; sie liegt mit offenen Augen da und findet Stunden lang keinen Schlaf. Der Appetit hat auch gelitten. „Die Anfälle" von Kopfweh kommen ohne Veranlassung auf vehemente Weise. „Das war fürchterlich", sagt sie später, „immer die Kopfschmerzen!" besonders die Augen sind dabei afficirt. Schwarzsehen, Flimmern. Vor der Periode und nachher ist alles am schlimmsten, die Menses selbst aber treten pünktlich und regulär ein. Die Klage über Ergriffensein, Wehthun und Schwere in den Augen hört man ja oft häufig genug in der reinen Form von Bleichsucht. Und um solche handelte es sich hier ebenfalls. Dazu kam „fürchterliches Frieren" und zeitweiliges Herzklopfen.

Der ganze Complex dieser Erscheinungen, welche wenn auch in gelinderer Weise schon das ganze Jahr hindurch spielten, wich nun dem achttägigen Gebrauch meines Phosphor-Elixirs. Sehr vergnügt tritt die etwa fünfzig Jahre alte Patientin um die genannte Zeit in das Zimmer und verkündet, dass die Tropfen „recht angeschlagen" hätten. Alles sei „bedeutend besser" geworden. Appetit zum Essen ist eingetreten, der Schlaf kommt ohne weiteres Zuthun, das Frieren hat aufgehört, und vor Allem ist sie ihre Kopfschmerzen los geworden.

Diesem Falle könnte ich noch mehrere anreihen, wo es sich auch um ein Gemisch von Schwäche- und Erregungssymptome auf

*) Ein Pfund Angelica-Wurzeln; drei Unzen Baldrian und drei Unzen (= 90 Gramm) Baccae Juniperi werden zerschnitten, zerstossen, in eine Destillir-Blase eingeschüttet, mit sechs Pfund Weingeist und der nöthigen Menge Wasser übergossen, vierundzwanzig Stunden macerirt, hierauf sechs Pfund abdestillirt, in diesem 1⅓ Unze Kampfer aufgelöst und dann filtrirt.

anämischer Basis handelt. Ich huldige mit Vorliebe der Ansicht, dass Bleichsucht einer primären Rückenmarcks-Affection ihr Dasein verdankt oder meinetwegen letztere unter dem Bilde der oben genannten Spinal-Irritation in die Erscheinung tritt. So oder so bewährt sich aber Phosphor als Rückenmarks-Mittel, indirekt in dem es zuerst die Blutverhätnisse aufbessert oder unmittelbar und direkt, indem es die alterirte Rückenmarks-Affection beseitigt und die gestörte von der Medulla ausgehende Innervation wieder herstellt und regulirt.

Als Rückenmarks-Mittel und Antiparalyticum par excellence lernen wir Phosphor noch in dem folgenden unter den ungünstigsten Auspicien übernommenen Falle kennen:

4) Herr W., etwa 60 Jahre alt, ist gelähmt. In welcher Weise, soll gleich erzählt werden. Schon lange ehe mir die Behandlung anvertraut wurde, hörte ich von dieser Krankheit. Es hiess, es wäre doch ein Jammer mit dem alten Herrn, die ganze Familie würde sich noch aufreiben, indem sie keine Nacht Ruhe hätte. Die Töchter und Mutter wachten abwechselnd und waren früh und am Tage natürlich äusserst erschöpft und angegriffen. Der behandelnde allopathische Arzt hatte merkwürdiger und glücklicher Weise gegen diese Schlaflosigkeit nichts gethan, dem Kranken überhaupt nichts mehr gegeben, offenbar davon ausgehend, dass hier absolut gar nichts zu machen sei.

Als ich nun den Patienten zum ersten Male sah, machte er allerdings auch mir den Eindruck eines incurabeln Invaliden. Der Mann sitzt oder hockt mehr im Lehnstuhl, etwas nach vorn gebeugt, er kann die Hände nicht heben, sich nicht drehen noch wenden. Die Stimme ist unverständlich, hat einen kläglichen Klang, das Artikulations-Vermögen in hohem Grade gestört. Die Tochter verdollmetscht das Gesagte so gut, wie es gehen will, durch Niederbeugen nach dem Mund des Kranken vermag sie das und jenes noch zu ergänzen. Die Hände des letzteren sind auffallend kalt, ohne das dadurch eine subjective Belästigung bedingt würde. Dasselbe gilt von den unteren Extremitäten. Ein eigenthümliches idiotisches Lächeln, vergleichbar dem reflectorischen und automatischen Lachen im ersten Lebens-Vierteljahr, stimmt nicht mit dem bejammerswerthen Ensemble der geschilderten paralytischen Symptome. Es entspricht aber dem gutmüthigen Charakter des feingebildeten, an gute Conversation gewöhnten, früher hochintelligenten und kenntnissreichen Mannes. — Bis Weihnachten hatte derselbe noch gehen können, von da an immer weniger und die progressive Verschlechterung hatte eben die Prognose immer trostloser erscheinen

lassen. — Es bestanden keine Sehstörungen, keine Pupillen-Differenzen keine Incontinentia urinae, noch Lähmung des Mastdarms. Die habituelle Verstopfung, welche man bisher durch Rhabarber-Pillen zu bekämpfen versucht, hatte wohl ihren Grund in der sitzenden Lebensweise.

Eines Symptoms sei noch erwähnt, welches höchst peinlich empfunden wurde und wohl auch theilweise die Nacht-Unruhe verschuldete, es war dies ein intensives Jucken an den verschiedensten Stellen des Körpers, besonders im Gesicht und vorn an der Brust. Durch Bürsten hatte man vergeblich zu helfen versucht, nur etwas Linderung dann und wann verschafft. Schliesslich sei nochmals hervorgehoben, dass der Kranke sich auch jetzt noch gern zu unterhalten versucht, wobei er leicht in Zorn gerathet, wenn es nicht gelingt, oder wenn er nicht verstanden wird. Früh fand ich ihn wiederholt an den Tisch gerückt, eine politische Zeitung lesend, natürlich ohne dass er im Stande war das Blatt zu wenden. Dabei hörte man unaufhörlich, wie das Klappern einer Mühle, das rhythmische Aufschlagen der Füsse. Ebenso bewegte er andere Male die Hände unaufhörlich. Von hohem Interesse musste die Mittheilung sein, welche ein eingehendes anamnestisches Examen brachte, dass schon sein Vater an diesem Trommeln, und zwar in noch höherem Grade gelitten hätte. Summa summarum hatten wir es mit einer schön ausgeprägten Form von Paralysis agitans zu thun, wobei die Functionen des Intellects und die ihm dienenden gehirnlichen Substrate am wenigsten engagirt erschienen.

Noch am ersten Abend meines Besuches beschloss ich die Kur mit Phosphor zu beginnen, und ohne Uebertreibung darf gesagt werden, dass in demselben progressiven Verhältniss, wie vorher seit Weihnachten sich alles verschlechtert hatte, sich jetzt alles besserte, besserte innerhalb der ersten Woche und noch mehr der ersten 14 Tage, während welcher nur die eine Ordination consequent verabreicht wurde. Handgreiflich traten die heilsamen Einflüsse derselben hervor. In erster Linie war die Wirkung auf den bis dahin gestörten und höchst mangelhaften Schlaf zu bemerken, in zweiter Linie auf die Beweglichkeit der Beine und in dritter Linie auf die Sprache, d. i. das Vermögen artikulirt zu sprechen und sich Anderen verständlich zu machen. Unvergesslich sind mir die Dankes-Aeusserungen der Angehörigen über die relativ grossen Erfolge. Denn nun gab es wieder gute Nächte, anfangs mit Schwankungen, später regelmässig. In Bezug auf die gelähmten unteren Extremitäten bemerkte man, dass der Kranke wieder selbstständig im Liegen konnte das eine Bein über das andere

legen, was seit langer Zeit nicht mehr geschehen war. Auch wurde eine reichlichere Diurese beobachtet — vielleicht Dank der officinellen Beigabe der Baccae Juniperi zur Angelica-Tinctur.

Was das Hautjucken betrifft, so wage ich nicht zu sagen, in wie fern Phosphor darauf gewirkt hat, doch musste ja, sobald das Wesen der Krankheit getroffen wurde, Symptom für Symptom verlöschen. Jedenfalls aber bewährte sich gleichzeitig gegen den lästigen Pruritus das vom Collegen Hirsch empfohlene Verfahren: Einreibungen mit Cocos-Seife resp. Cocosöl. Und der Kranke hätte wohl lange auf Abhilfe warten können, würde ich erst die 20—25 Mittel durchprobirt haben, welche beispielsweise in den Verhandlungen des homöopathischen Vereins von Pennsylvanien vorgesehen sind. (Wobei ich sogar ein viel mehr Vertrauen verdienendes, als die dort aufgezählten, vermisse: das Mezereum.)

Ich wiederhole hier, damit es „genau nachgemacht" werden kann, was und wie Patient jene vierzehn Tage eingenommen hat. Von einer Mischung, enthaltend je ein Gramm Spirit. Angelicae compositus und Spiritus phosphoratus dilutus, je vier Gramm Spiritus vini rectificat. und Aq. destillata werden zehn Tropfen in ein Weinglas Wasser gethan; hiervon zweistündlich — und als grössere Diurese bemerkbar wurde — vierstündlich einen Theelöffel. Nach vierzehn Tagen lasse ich statt zehn, fünfzehn Tropfen auf das Weinglas voll Wasser gehen.

Ich bin weit entfernt davon, sanguinische und unberechtigte Hoffnungen an die Tragweite irgend eines Medicamentes in diesem Falle zu knüpfen, allein so viel steht baumfest, dass Phosphor in dem gewählten Verhältniss und der modifizirten Form schon bis dahin therapeutisch leistete, was hier nur menschlich möglich war und sich als wahrer Wohlthäter für den Kranken und seine Umgebung erwiesen hat.

Sollte aber ein glaubwürdiger College kommen und sagen, dasselbe ist mir unter denselben Umständen mit Phosphor 30. oder 12. oder sonst einer Verdünnung allein gelungen, oder ich habe denselben Erfolg durch solche gewiss minimale Gaben des Angelica-Spiritus erreicht ohne Phosphor, so beuge ich mich gern vor der jeder Zeit den Vorzug verdienenden Einheit und Einfachheit des Mittels — denn diese einheitliche Gabe bildet ein wichtiges Prinzip der Hahnemann'schen Schule und Doctrin — allein thöricht finde ich es, von vornherein vor jeder Ausnahme zurückzuschrecken. Hüten wir uns vielmehr vor einer zu „akademischen" Auffassung unserer Lehre. Auch die „akademische" Freiheit hat ihre Grenzen und würde sonst in Unfreiheit ausarten.

4) Ein bochbejahrter Herr consultirte mich wegen nächtlicher Visionen, die ihn nicht schlafen liessen oder den Schlaf zu einem sehr gestörten machten. Er sah im halbwachen Znstande Gestalten aller Art, die sich ihm aufdrängten und beunruhigten. Aber auch im wachen Zustand erinnert er sich zuweilen an ganz bekannte Dinge nicht, besinnt sich, ob der und jener seiner nächsten Verwandten noch am Leben sei oder nicht, während er für lange Jahre hinter ihm liegende belanglose Ereignisse das Gedächtniss behalten bat. Alle diese senilen Erscheinungen sind nichts ungewöhnliches noch beunruhigendes, so lange sie gewisse Dimensionen nicht überschreiten. Ihren natürlichen Grund haben dieselben wohl in dem Umstand, dass in vorgerückten Jahren die organischen Flüssigkeiten mehr oder weniger versiegen, daher auch die zunebmende Schwerhörigkeit (hier wegen Vertrocknnng des Labyrinth-Wassers). Offenbar nun muss in dem obigen Phosphor- (respective Angelica-) Präparat ein bedeutendes spezifisches Corrigens stecken gegenüber solchen Gebrechen.

Denn kaum hatte der von Visionen so hartnäckig heimgesnchte Mann drei oder vier Mal eingenommen, so war ihm auch schon geholfen, so dass er seiner Freude darüber lebhaften Ausdruck verlieh. Und das merkwürdigste war, dass gleichzeitig sein stark abnebmendes Gehör eine bedeutende Aufbesserung erfuhr*). Sein Sohn spricht darüber seine grosse Verwunderung aus, wie deutlich sein Vater wieder höre. Und dieser selbst erklärt, er höre jetzt plötzlich die entfernt stehende Uhr wieder, was seit langer Zeit nicht mehr möglich gewesen war.

6) 27. März besuchte mich Herr W., ein höherer Telegraphenbeamter. Auch wenn er mir nicht mitgetheilt bätte, dass er ein „schleichendes Nervenfieber“ oder Typhoid durchgemacht habe und sich davon nicht erholen könne, so würde ich aus dem schwankenden, unsicheren Gang des Patienten, ans der kaum vernehmlichen schwachen Stimme n. a. entnommen haben, nm was es sich etwa handelte. Vor zwei Jahren schon hatte er Diphtheritis gehabt, das gastrisch-nervöse Fieber aber fällt in den Februar, also nahm etwa vor 8—10 Wochen seinen Anfang. Gegenwärtig fühlt sich Patient noch recht angegriffen „zittrig“, namentlich sind die Arme nnd das Kreuz wie zerschlagen und „der Kopf gedrückt.“ Natürlich hatte von Anfang an an der Art des Leidens der anstrengende Dienst im Telegraphen-Bureau viele Schuld. Es war

*) Durch Vermehrung des Labyrinth-Wassers?! D. Red.

ein Zustand von Nerven-Hyperaesthesie und doch zugleich Nervenabspannung eingetreten. Auch ist noch nicht jede Spur des Gastricismus gewichen, vielmehr empfindet der Kranke leicht Uebelkeit, der Schlaf ist sehr mangelhaft.

Die blasse Gesichtsfarbe, das etwas gedunsene Gesicht und die ganze gebrechliche Erscheinung lassen also einen in durchaus nicht ungetrübte und stetige Reconvalescenz getretenen Patienten erblicken. Gemüthsstimmung sehr kleinlaut, zaghaft und deprimirt.

Verordnung: Spirit. phosphoratus aether.
Tinct. Angelicae comp. a. a. 1,0
Spirit. vini
Aq. dest. a. a. 4,0

Hiervon 12 Tropfen in ein Weinglas Wasser; dreimal täglich einen Kaffeelöffel.

Allmälige Gewöhnung des Körpers an kalte Waschungen einachster Art, jeden Morgen.

3. April. Entschiedene Besserung. Nur noch zuweilen etwas Ohnmachtsgefühl, welches vom Magen auszugehen scheint.

17. April. Besonders sitzt es ihm noch in der Schulter. Ich erinnere mich, dass schon beim ersten Besuch über die Schulter geklagt wurde, wo sich (wohl im Zusammenhang mit dem Telegraphiren) ein Rheumatismus fixirt hat. — Doch wollen auch die Füsse noch nicht so recht fort.

Der fortgesetzte Gebrauch obiger Phosphor-Mixtur mit einmaliger Unterbrechung, während welcher Zeit Zincum valerianicum*) gegeben wurde, machten aus dem im März noch recht trüb in die Zukunft sehenden Manne einen frischen, arbeitstüchtigen und zuversichtlichen Beamten und schon im Laufe des April vermag er seinen dienstlichen Functionen wieder vorzusteben. Die mannigfachen neuralgischen und gastrischen Beschwerden sind gewichen, der Schlaf hat sich geregelt und ist namentlich, dank der antiparalytischen Phosphorwirkung, der bedenkliche Zustand beginnender Muskelataxie gewichen, der beste Maassstab aber für das Gelingen der Kur und die effective Leistung der Mittel, die anerkennenden Dankesworte des Kranken selbst, liessen

*) Zincum valerianicum halte ich für das Mittel, welches am ersten dem obigen Phosphorpraeparat substituirt werden darf, jedenfalls da, wo ersteres gegen Schlaflosigkeit (wegen allgemeiner Aufregung) nicht mehr helfen will. Diese Erfahrung machte ich zuerst im Fall 6.

auch in diesem speciellen Falle das in Phosphor, respective die von uns beliebte modificirte Phosphorwirkung gesetzte Vertrauen als vollkommen gerechtfertigt erscheinen.

Schliesslich möchten wir noch die Aufmerksamkeit der Praktiker auf die, an geeigneter Stelle gegebenen, wunderthätigen Tropfen in anderer Beziehung richten.

Schon Patzack, einer unserer tüchtigsten Homöopathen, dessen Wirksamkeit in ganz Schlesien eine ausserordentliche war, zählt in seinem homöopathischen Hausarzt, Phosphor unter die Mittel gegen Amaurose.

Empfohlen wird ja hier viel, auch Pulsatilla u. a., aber ebenso viel wird hier leider — gelogen; oder, milder ausgedrückt, genug diagnostische Täuschungen laufen unter. (Ich habe auch noch keine Cataract mit Fluorcalcium geheilt! —). Wer nun aber bei Leiden des Auges, welche auf „Lähmung“ im weiteren Wortsinn zurückgeführt werden können, betreffe dieselbe welchen Theil des „Microcosmus in microcosmo“, welchen es wolle, der versäume nicht, die zuletzt erwähnte Mischung von Spiritus phosph. aeth. mit Sp. Angelicae comp. oder ersteren allein in einem der individuellen Erfahrung angepassten Verdünnungsgrade zu verwerthen, am besten in Form kleiner Compressen, welche Nachts über auf dem betreffenden Auge gut vertragen werden. Es sei nur noch bemerkt, dass von französischer Seite aus schon vor Jahren Phosphor-Einträufelungen auch gegen Cataract als homöopathische Hilfe angelegentlichst empfohlen worden sind.

Similia similibus curantur,

ein fruchtbarer Weg zur Auffindung von Arzneimitteln.

Von Dr. Sulzer, prakt. Arzt in Berlin.

In Heft V des I. Bandes vorliegender Zeitschrift brachten wir einen Artikel unseres Collegen Dr. Ameke: Versuch einer Therapie auf Grundlage der Chemie des Menschen, uns ein etwaiges Urtheil für die Zukunft vorbehaltend. Dass der neue therapeutische Versuch mit dem Similegesetz nichts gemein hat, haben wir bereits hervor und dass er somit auch nichts mit der Homöopathie zu thun hat, ist in unseren Augen selbstredend. Wir betrachten die Homöopathie als ein auf dem Simile basirendes Heilprinzip, das mit dem Gesetze Similia similibus curantur steht und fällt. Dass man der Redaktion von manchen Seiten Vorwürfe machen würde, wegen der Aufnahme eines solchen Artikels, war vorauszusehen. Wir glaubten der Aufnahme des betreffenden Artikels indess um so weniger entgegentreten zu sollen, als wir in demselben „ein wissenschaftliches Streben erblickten," dem man nicht a priori jede Berechtigung abzusprechen befugt ist.

Ein Streben nach Wahrheit, ein Streben, die Wege der Natur in ihren geheimsten Pfaden zu verfolgen, ein Streben, diese Pfade zum Nutzen der Menschheit dienstbar zu machen, halten wir aber für ein „echt wissenschaftliches" und wenn dies Streben uns auf Abwege führt oder wenn ein in bester Absicht betretener Pfad sich schliesslich im Sande verläuft, so trifft dafür den ehrlichen und gewissenhaften Forscher kein Vorwurf; auch durch Irren können wir lernen und jedenfalls ist es besser, unseren Gesichtskreis einmal durch eine Irrfahrt zu erweitern, als stetig im selben Geleise, wie das Ross der Tretmühle seine Kreise zu wandern. —

Wir halten das Heilgesetz Similia similibus curantur für ein unumstösslich feststehendes, wir glauben, dass dieses Gesetz im logischen Gefüge einer rationellen Therapie immerdar ein unentbehrliches sein wird und wir halten dafür, dass das Similegesetz uns den besten und sichersten Anhalt zur Auffindung präciser Indikationen für die Mittelwahl bei therapeutischen Eingriffen gewährt, aber wir können uns auch

nicht dem Gedanken verschliessen, dass nicht alle Kunstheilungen ausschliesslich nach dem Similegesetz vor sich gehen. Das Gesetz der Schwere ist ein allgemein gültiges und für die Bildung und Existenz unseres Weltkörpers gewiss von der grössten Bedeutung und es thut ihm sicherlich keinen Abbruch, dass nebenher die Affinität und Cohärenz etc. wirksam sind.

Die Heilungen gewisser Formen von Gelenkrheumatismus mit Salicylpräparaten geschieht unseres Erachtens nicht nach dem Similegesetz und doch kann man genug auffallende Kunstheilungen gerade hier beobachten. —

Es liegt mir indess an dieser Stelle nicht ob, Material dafür beizubringen, dass auch nach anderen Prinzipien Heilungen möglich sind als nach dem Grundsatze Similia similibus curantur. College Ameke bezweifelt in seinem Versuch zu einer Therapie auf Grundlage der Chemie des Menschen. (s. diese Zeitschrift 1. Band pag. 323 ff.), dass das Aehnlichkeitsgesetz ein fruchtbarer Weg ist zur Auffindung neuer Arzneimittel. Dieser Ansicht kann ich nicht beipflichten, da einerseits schon theoretisch der Weg S. S. zur Auffindung neuer Arzneien ein sehr plausibler ist, andererseits aber auch stetig mit dem S. S. neue Arzneimittel gefunden wurden, obschon College Ameke nur dem Apis das volle Bürgerrecht in unserm Arzneimittelschatz zugestehen möchte. — Vorerst möchte ich noch auf den Einwand eingehen, dass Hahnemann nur die schon damals gebräuchlichen Mittel dem Aehnlichkeitsgesetz unterordnete. Hahnemann hat zwar ausser einigen Mitteln, die er ganz neu in den Arzneischatz einführte, wie Causticum, Silicea, hauptsächlich solche Mittel geprüft, welche schon bis dahin als ungemein heilkräftig oder besser, als kräftig einwirkend auf den Organismus befunden worden waren. Dies ist doch auch wohl natürlich. Hahnemann bezweifelte ja nicht die Wirksamkeit der Mittel, sondern ihm waren die vorhandenen Indicationen nicht genügend präcisirt und klargestellt. Um dieses zu erreichen, stellte er seine Mittelprüfungen an. Erst nachher verglich er die erhaltenen Prüfungssymptome mit den Krankheitserscheinungen, welche er mit dem Mittel zu heilen suchte und dabei mag er sich diejenigen Symptome, welche bei der Mittelwirkung und der Krankheit besonders hervortraten, als ausgezeichnete Indikationen gemerkt haben. —

Weshalb sollte Hahnemann nicht bald auf den Gedanken kommen, die Ipecacuanha zu prüfen. Er sah die heftige Wirkung derselben auf den Körper und namentlich sah er, dass dieselbe im Körper

eine Reihe von Erscheinungen hervorrief, welche frappante Aehnlichkeit mit gewissen Krankheitszuständen des Körpers hatten. Dass Hahnemann nicht der erste gewesen ist, solche Krankheitszustände mit dem ähnlich wirkenden Mittel zu heilen, ist sattsam bekannt, aber dass er diese Heilmethode als ein Prinzip aufstellte und festhielt, ist sein unsterbliches Verdienst und das eben macht seine Prüfungen zu der werthvollen Fundgrube von Heilmitteln. Da Hahnemann auf den Gedanken kam die Ipecacuanha bei zahlreichen Formen von Erbrechen anzuwenden, stellte er doch eine ganz neue Indikation für die Anwendung der Ipecac. auf. Dieselbe war nach Hahnemann's Anschauung nicht mehr das Brechmittel par excellence, es wurde ein Mittel, an welches jeder Homöopath denkt, wenn er einen Kranken mit heftigem Erbrechen in Behandlung nimmt, natürlich immer, cum grano salis, das ganze Krankheitsbild erwägend. Hahnemann drückte den bekannten Mitteln und ihren Wirkungen nicht den Stempel des Aehnlichkeitsgesetzes auf, er schuf die Mittel zu neuen Heilpotenzen um, er gab ihnen neue Heilanzeigen, neue Wirkungssphären.

Zugegeben auch, dass, wie es unzweifelhaft geschehen, lange vorher schon Mittel nach dem Aehnlichkeitsgesetz angewendet wurden, so geschah es doch rein empirisch, ohne dass der Handelnde sich seines Thuns im ursächlichen Zusammenhange bewusst war.

College Ameke führt eine Reihe von Mitteln an, die schon zu Hahnemann's Zeiten und früher gegen eben dieselben Krankheiten gebräuchlich waren, gegen welche dieselben jetzt von der Homöopathie verwendet werden. Es finden sich ja allerdings unzweifelhafte Anklänge, aber von klaren, präcisen Indikationen, wie Hahnemann sie nach seinen Prüfungen aufstellte, finden wir nichts. In Dr. Johann Jacob Woyt's Gazophylacium medico-physicum etc. Leipzig 1760, also ein halbes Jahrhundert vor Hahnemann, finden wir folgende Indikationen:

Bryonia . . . . . „purgiret die schleim- und wässrigen Feuchtigkeiten durch Stuhlgang und Erbrechen, wird wider den Schwindel, fallende Sucht, Wahnwitz, Wassersucht, Fieber, Miltz, Geschwulst, Verstopfung des Gekröses und Frauen-Blum etc. gerühmt."

„Carbo, eine Kohle, der Rest vom verbrannten Holtze, Kohlen, so am Johannis-Tage, und sonst nicht, si Diis placet, gefunden werden, sollen wider die schwere Noth vortrefflich dienlich seyn." (Voilà tout!)

„Fabae S. Jgnatii . . . . Sie haben eine erwärmende, Gifft- und Wind-treibende, auch etwas anhaltende Krafft, womit sie den Magen, das Gedärm und Nerven stärcken. Werden wider die Wechsel- und hitzigen

Fieber, Pest, zauberische Vergifftungen, Liebes-Tränke, schwere Noth, Schmertzen des Magens, Hertz-Gespann, Hertzens-Angst, Colic, Mutter-Schmertz, Lähmungen, Zahn-Weh, Schlag, Keucheu, Husten gebrauchet, sie treiben den Urin, die Menses und Nachgebnrt, tödten die Spuhlwürmer, stillen auch äusserlich die Blutstürtzungen; mau giebt sie in Pulver gestossen in geringer Dosi, 2, 3 bis 6 gran . . . ."

Mit Fleiss habe ich drei Mittel erwählt, die auch Coll. Ameke anführt; die Reihe lässt sich leicht vermehren. Hier findet man ja unzweifelhaft Andeutungen auf die Indikationen, die wir auch jetzt noch für dieselbeu Mittel haben, und Hahnemann war sehr klug, als er solche Mittel anf ihren wahren Werth prüfte und nach ihren Heilanzeigen präcisirte.

Mit einer allgemeinen Indikation können wir jetzt eben so wenig machen, wie die damaligen Aerzte mit ihren allgemeinen Anzeigen. Auch genau nach dem jetzigen Stande der pathologischen Anatomie präcisirte Diagnosen nützen uns in den wenigsteu Fällen, wohl noch am meisten bei ganz cyclisch verlaufenden Processen wie die Pneumonie etc.

Wenn wir z. B. einen Magenkatarrh in Behandlung nehmen, so können wir nns leicht eine ganze Reihe von Mageukatarrhen denken, welche in rohen Zügen dem vorliegeuden gleich siud, und doch werden wir mancherlei individuelle Eigenthümlichkeiten des vorliegenden Falles herausfinden, welche uns eine präcise Mittelwahl gestatten unter der, gegen Magenkatarrh etwa in Betracht kommenden Mittelreihe. Das strenge Individualisiren ist bei Auswahl der Arzneimittel nach homöopathischem Prinzip eben unerlässlich, und deshalb genügt es nicht für uns, eine scharfe pathologisch-anatomische Diagnose zu stellen, wir müssen jeder Zeit auch eine individuelle Diagnose stellen und sobald uns dies nicht in ausreichendem Maasse gelingt, stösst unsere Mittelwahl in vielen Fällen anf die grössten Schwierigkeiten.

Hahnemann hat uns durch seine Mittelprüfungen erst die Möglichkeit gegeben, die Schätze, welche Jahrhunderte in der Materia medica aufgespeichert, auch richtig nnd zweckbewusst zu verwerthen.

Hahnemann hat zwar vorwiegend alte Mittel geprüft, aber ihnen den Stempel der Neuheit, der Brauchbarkeit, der klaren unzweifelhaften Sicherheit aufgedrückt.

Auch vom theoretischen Standpunkte aus scheint uns das Aehnlichkeitsgesetz ein wohlberechtigtes und reichen Erfolg in der Auffindung neuer Arzneimittel versprechendes zu sein. — Krankheit ist eine Störung der normalen Lebensthätigkeit mehr oder minder grosser Zellencomplexe. Je nachdem dieser oder jener Theil ergriffen ist, dieser

oder jener Theil in Mitleidenschaft gezogen ist, treten verschiedene Krankheiten hervor. Auch nach der Art des Ergriffenseins der einzelnen Zellenelemente wird die Krankheit verschieden sein. Die Erscheinungen der Krankheit sind sichtbare, respective nachweisbare Veränderungen in den einzelnen Organen; die Reihe von Symptomen, welche durch diese nachweisbare Veränderung oder auch durch mancherlei nicht äusserlich nachweisbare, vielleicht molekulare Veränderungen hervorgerufen worden sind, sind der zu Tage tretende Ausdruck der Krankheit. Ein Nerv kann schmerzen, weil eine Ausschwitzung in seinem Innern, eine Entzündung, eine Geschwulst u. s. w. ihn reizt, er kann aber auch schmerzen, während nach dem heutigen Stande der pathologischen Untersuchung nichts an ihm nachzuweisen ist. Nach den in die Erscheinung tretenden Symptomen schliessen wir auf die Krankheit dieses oder jenes Theiles. Mitunter gelingt es uns, die ganze Reihe der Ursachen palpabel nachzuweisen, oft gelingt es nicht. Jedenfalls bleibt es uns in vielen Fällen verborgen, welche feinern biologischen Vorgänge eine Krankheit oder auch nur gewisse Theilerscheinungen derselben hervorrufen.

Ein Heilmittel dieses krankhaften Zustandes muss auf irgend welche Weise im Stande sein, diese abnorme Thätigkeit resp. Funktionsstörung aufzuhalten und zur Norm zurückzuführen.

Ein solches Heilmittel kann ich nun zufällig finden und ich werde nie anstehen, davon Gebrauch zu machen. —

Aus dem Feldzuge 1870 trug ich einen Muskelrheumatismus heim, der mir allmählich das Leben nahezu verleidete, so heftig war der Schmerz. Verschiedene Mittel fruchteten nicht, bis ich zufällig fand, dass nach Genuss einer Tasse starken Kaffees der Schmerz fast plötzlich in wenigen Minuten verschwand und auch erst nach 8—12 Stunden wiederkehrte. Der Kaffee ward mein Panacee, die stets bereit war, Nachts vor meinem Bette stand, dass, wenn ich bald nach Mitternacht von meinen heftigen Schmerzen erwachte, der Genuss einer Tasse Kaffee mich in wenigen Minuten wieder einschlafen liess. Das Mittel war probat und half mir ausgezeichnet, aber ich habe nur ein paar Fälle gesehen, wo es eine ähnliche, wenn auch nicht so eklatante Wirkung ausübte; in den meisten Fällen leistet es gar nichts. Für mich war das Mittel gut, sonst war nichts mit ihm anzufangen. Das Wie? Warum? konnte ich nicht ergründen. Es war ein Spiel des Zufalles, dass ich das Mittel fand.

Auch nach Analogie könnte ich ein Mittel versuchen. Periodische

Krankheitserscheinungen sind oft durch Chinin geheilt, also gebe ich bei periodisch wiederkehrenden Schmerzen Chinin. Es hilft oft, aber sehr oft auch nicht, auch eine solche Mittelwahl kann mir nicht viel nützen. Von den rein symptomatischen Mitteln, wie Morphium, die nur eine Zeit lang den Schmerz betäuben, halte ich nicht viel, da die mit ihrem Gebrauche verbundenen Nachtheile zu gross sind.

Am besten würde es schon sein, ein Mittel zu finden, das direkt auf den erkrankten Zellencomplex einwirkte und im Stande wäre, denselben zur Norm zurückzuführen. Ein Mittel zu finden, das aber auf denselben Zellencomplex wirkt, und zwar auch qualitativ derartig wirkt wie die Krankheit, giebt es eben nur den Weg, die Wirkung der Arzneimittel auf gesunde Zellencomplexe zu prüfen. Die Reihe der bei der Prüfung erhaltenen Symptome ist ebenso, wie bei der Krankheit, der Ausdruck für die Ausdehnung und Art der Einwirkung. Auf diesem Wege erhalte ich Kenntniss von Mitteln, welche genau auf dieselben Organe und in ähnlicher Richtung auf dieselben wirken, wie gewisse Krankheiten. Wie ich eine solche Kenntniss verwerthen soll, um der Krankheit nahe zu kommen, ist eine besondere Frage. Sehe ich z. B. bei der Prüfung eines Mittels, dass drüsige Organe zum Verschwinden kommen, so finde ich es sehr natürlich, wenn jemand dieses Mittel zur Verkleinerung angeschwollener Drüsen verwendet. Ob diese Anwendungsweise von Erfolg begleitet wird, muss der Versuch lehren. Wenn z. B. jemand sieht, dass nach dem Gebrauch von Pilocarpin bei Gesunden sehr starker Schweiss etc. eintritt, so liegt es nahe, dieses Mittel bei Wassersuchten anzuwenden, um die Wasseranhäufungen mechanisch zu entfernen. Paradox klingt es aber, das Pilocarpin gegen profuse Schweisse anzuwenden, wenn man nichts von dem S. S. weiss.

Wenn die Ipecacuanha Erbrechen erregt, so liegt es nahe, sie als Brechmittel zu verwenden. Fast paradox klingt es, sie anwenden zu wollen, um das Erbrechen zu heilen. Mancherlei Beobachtungen sollen seit der frühesten Zeit schon dargethan haben, dass eine Relation zwischen bestimmten Krankheiten besteht und Mitteln, welche ihnen ähnliche Zustände erzeugen. Hahnemann hat diesen Gedanken in bestimmte Form gekleidet, indem er das Aehnlichkeitsgesetz aufstellte, indem er es zur Maxime erhob, dass man Krankheiten mit solchen Mitteln heilen kann, welche im Stande sind, ähnliche Zustände am gesunden Organismus hervorzurufen. Das Experiment hat diesen Grundsatz bewahrheitet, wir können täglich die Probe darauf machen,

dass Krankheitszustände durch Mittel geheilt, resp. beeinflusst werden nach dem Grundsatze S. S. c.

Deshalb scheint mir auch vom rein theoretischen Standpunkt aus das S. S. ein fruchtbarer Grundsatz zur Auffindung neuer Arzneimittel, man kann nur so die ganz genauen Relationen der Arzneimittel zu bestimmten Organen verwerthen und zu Heilzwecken ausbeuten, da sich stets ein Simile wird feststellen lassen, selten aber ein Contrarium oder derartiges, wie bei der schweisstreibenden Kraft des Pilocarpin die im Körper angehäufte überflüssige Flüssigkeit. — Wenn ein Mittel eine abnorme Anhäufung von Schleim in den Luftröhren erzeugt, so ist es leicht, ein Analogon zu finden in bestimmten Luftröhren-Erkrankungen, aber ein Contrarium würde ein Mangel an Schleim auf der Luftröhren-Schleimhaut sein. —

Würde ich heute ein Mittel finden, dass mir täuschend das Bild eines Blasenkatarrh vormalte, so würde ich sofort annehmen, dass das Mittel, ceteris paribus, in genau individualisirten Fällen gegen Blasenkatarrh ein Heilmittel sein würde, wahrscheinlich würde ich mich nicht täuschen. Das Aehnlichkeitsgesetz wird stets ein trefflicher Anhaltepunkt für Auffindung neuer Mittel bleiben.

Wir haben nun zwar so viel Mittel, dass wir uns an denselben genug sein lassen können, und das Bedürfniss, neue Mittel zu prüfen und zu besitzen, ist wohl nicht so gross, dass unsere Existenz davon abhängt. Deshalb sind auch wohl nicht so sehr viele Mittel neu geprüft worden. Indess ausser Apis giebt es doch noch etliche sehr werthvolle Bereicherungen unseres Arzneischatzes aus den Zeiten nach den Hahnemann'schen Prüfungen. Wir nennen nur Lachesis, Glonoin, Jatropha curcas, Kalmia latifolia, Hydrastis canadensis, Iris versicolor, Arum triphyllum, Baptisia tinctorum, Cactus grandifl., Cimicifuga racemosa, Dioscorea villosa, Gelseminum nitid., Hamamelis virg., Phytolacca decandra, Podophyllum peltatum, Sanguinaria canadensis u. s. w., welche doch sämmtlich nicht selten Anwendung finden. Ich sehe ganz ab von der grössten Reihe der übrigen amerikan. Mittel, obschon uns zahlreiche derselben ganz treffliche Heilanzeigen geliefert haben. Dass wir durch neue Prüfungen nicht gleich derartige Polychreste, wie Nux vom., Belladonna, Arsen u. s. w. finden, hat zum Theil auch seinen Grund darin, dass uns die neuen Prüfungen nicht so geläufig sind und wir doch auch in süsser Gewohnheit zu den alten Mitteln greifen, und erst, wenn diese uns im Stich lassen, zu andern und neuern Mitteln unsere Zuflucht nehmen. Lange und oft hatte ich

mich bei Prostatitis mit Acid. phosphoricum, Acid. nitricum u. s. w. abgemüht und bei gewissen Formen doch nur mässige Resultate erzielt, bis ich endlich in Hale's Neuen Arzneimitteln nachschlug und in der Prüfung von Barosma crenata entschiedene Wirkungen auf die Prostata fand. Der angestellte Versuch entsprach in vielen Fällen durchaus meinen Erwartungen. — Es bleibt jetzt noch eine lohnende Aufgabe, uns eine Reihe homöopathischer Mittel auf ihre Homöopathicität genau anzusehen, was wir uns für eine spätere Betrachtung vorbehalten.

Zur Situation.

Die leidige, nach unserer Ansicht jede eigentliche Entgegnung überflüssig machende Schmähschrift des Dr. Rigler, die ihre Verurtheilung für jeden anständigen Menschen an ihrer eignen Stirn trägt, hat leider zu einer weiteren Manifestation ärztlicher Intoleranz und zu einem uns unbegreiflichen, wenig anständigen Angriff geführt, den der Redakteur des gelesensten Berliner ärztlichen Blattes, der „Berliner Klinischen Wochenschrift," gegen die Homöopathie inscenirt. Er besteht in einer Kritik des Rigler'schen Machwerkes, in welcher nicht nur der Standpunkt jenes im Schimpfen so wackern Kämpen als ein höchst anerkennenswerther gekennzeichnet und anerkannt wird, sondern in der der Verfasser, der Professor Ewald, in der bedenklichsten Sprache, mit Wiedergabe Rigler'scher Kraftausdrücke und in der wegwerfendsten Weise die Homöopathie als Blödsinn etc. bezeichnet.

Schreiber Dieses übersandte dem Professor Ewald sofort nach Lesen der am 29. Mai erschienenen Kritik, unter dem 31. Mai, ohne sich erst mit den Collegen über eine Stellungnahme zu diesem neuen Angriff verständigt zu haben, aus eigener Initiative nachstehend abgedruckten Brief, den er hiermit der Oeffentlichkeit übergiebt, da der Professor Ewald seinem Verlangen, die Entgegnung in die „Berliner Klinische Wochenschrift" aufzunehmen, nicht nachgekommen ist.

Berlin, 31. Mai 82.

Geehrter Herr Professor!

In No. 22 der Berl. Klin. Wochenschrift bringen Sie, wenn ich die Chiffre E richtig als die Ihrige deute, eine Kritik der Rigler'schen

Schmähschrift „Die Homöopathie und ihre Bedeutung für das öffentliche Wohl.“ Sie indentificiren sich in dieser Kritik vollständig mit Herrn Rigler und erlauben sich darin die absprechendsten Urtheile über die Homöopathie. Wenngleich ich nun selbst nicht exclusiver Homöopath bin und in einer Sammel- und Erfahrungs-Wissenschaft, wie die Therapie es ist, jede verständige, vor Allem dem Kranken nützende Richtung für berechtigt halte, so übe ich doch in einer siebenzehnjährigen, ausgedehnten Praxis die homöopathische Heilmethode in der Mehrzahl der Fälle aus und bin mit den Resultaten derselben, der mir wohl bekannten und von mir selbst oft genug ausgeübten, sogenannten allopathischen Methode gegenüber, recht zufrieden. Jedenfalls nehme ich das Recht des Arztes in Anspruch, meine Kranken nach meiner besten Ueberzeugung zu behandeln und bekenne mich offen und ehrlich auch zur Ausübung des homöopathischen Heilprincips, in mehr oder weniger Gemeinschaft mit einigen hundert Aerzten in Deutschland und einiger Tausender in der übrigen Welt. — Mag Ihnen nun das homöopathische Prinzip aus Gründen, die Sie vor sich vertreten mögen, als „Blödsinn“ erscheinen, so gestehe ich Ihnen nun und nimmermehr das Recht zu, die Ueberzeugung anders denkender, mit Ihnen gleichberechtigter und wissenschaftlich gebildeter Aerzte, vor Allem aber anständiger Leute, öffentlich durch solche Aeusserungen zu brandmarken, wie Sie es in Ihrer Kritik gethan. — Wenn Sie das Schriftstück des Herrn Rigler, welcher dasselbe hauptsächlich aus zwei Werken: Simon, Dr. F. A. jun., Samuel Hahnemann, Pseudomessias. 3 Bände. Bei Hoffmann und Campe. Hamburg (1830—34) und Simon, Antihomöopathisches Archiv. 3 Bände. Ebendaselbst (1834—38) — und den Schriften von Karsch in Münster, einschliesslich der darin enthaltenen Schimpfworte, abgeschrieben hat, — wenn Sie dieses von unfläthigen Ausdrücken wimmelnde Erzeugniss des Hasses als eine wahre und gerechte Kritik der Homöopathie betrachten, so kann ich das nicht hindern, muss aber Ihre Unkenntniss auf diesem Gebiet bedauern und noch mehr beklagen, dass Sie als wissenschaftlich gebildeter Mann eine Heilmethode verurtheilen, die Sie ebenso wenig, wie Herr Rigler, jemals praktisch ausgeübt und geprüft haben, und dass Sie einer so gehässigen Kritik über Standesgenossen öffentlichen Ausdruck in einem ärztlichen Journale geben, das allgemein bisher als ein achtungswerthes und wissenschaftlich tüchtiges gegolten hat. Dass Sie einzelne der Riglerschen Schimpfproben, wie z. B. die Bezeichnung der Homöopathie als „Spottgeburt aus Dreck und Milchzucker,“ die trotz ihrer Anlehnung an den Götheshen Faust

immerhin eine alberne und unfläthige bleibt, mit Behagen und besonderer Betonung in Ihrer Kritik wiedergeben, beweist nicht gerade Ihren guten Geschmack und wird allen anständigen Leuten verwerflich erscheinen.

Wenn Sie den ehrlichen Muth haben, den von Ihnen angegriffenen Andersgläubigen an der gleichen Stelle Raum zu einer Erwiderung zu gönnen, wie das die Pflicht eines Gentleman ist, so veröffentlichen Sie diese Zeilen, für die ich nach jeder von Ihnen gewünschten Richtung hin einstehe, in Ihrem Blatte. Ergebenst

Dr. Windelband,
praktischer Arzt und Hofarzt.

P. S. Sollten Sie diese Zeilen nicht in die Berliner Klinische Wochenschrift anfnehmen, so werde ich dieselben in möglichst ausgedehnter Weise selbst veröffentlichen. D. O.

Ferner glanben wir noch einen Brief erwähnen zu müssen, den der College Zwingenberg an den Dr. Börner, den Redakteur der Deutsch. medic. Wochenschrift seiner Zeit gerichtet hat, der in unserem vorigen Heft keine Anfnahme mehr finden konnte, weil der Druck desselben bereits vollendet war. Der Brief ist in seiner trefflichen und schlagenden Weise deshalb um so interessanter, als er an einen der wüthendsten Homöopathenfresser gerichtet ist, der gleichwohl den vielgeschmähten Gegnern die eigenen Waffen geschärft durch die in seiner Zeitung veröffentlichten, allerdings unbewusst ausgesprochenen Beweise des Aehnlichkeitsprincips. Wie leicht zu erklären ist, hat anch Herr Dr. Börner ebenso wie Herr Professor Ewald, diesen Brief nicht veröffentlicht.

Berlin, W., Wilhelm-Str. 88.

Sehr geehrter Herr Redacteur!

Die Nr. 2, 1881, Ihrer Wochenschrift enthält unter Nr. I. einen Aufsatz des Dr. Frd. Schwartz über Jod, als eines Specificums gegen croupöse Pneunomie. Verfasser legt darin an der Hand graphischer Darstellung die überraschenden Resultate dar, die er gewonnen hat, und betont namentlich die Entfieberung der Kranken am zweiten Krankheitstage, somit das Dnrchbrechen des cyclischen Verlaufes der Pneunomie. Er sagt, dass keine der bisherigen Behandlungsmethoden ein gleich günstiges Resultat herbeizuführen im Stande sei. Ein Calcül, weshalb Verfasser auf Grnnd medizinischen Wissens zur Darreichung des Jod in der croupösen Pneumonie gekommen sei, ist nicht angegeben.

Die Angaben des Herrn Dr. Schwartz werden bestätigt in einem zweiten Artikel Ihrer geschätzten Wochenschrift Nr. 52, 1881, sub Nr. IV vom Herrn Stabsarzt Dr. Riehe in Posen.

Ein dritter Artikel in Nr. 8, 1882, sub Nr. I theilt Untersuchungen des Dr. Aschenbrandt mit, über die unzweifelhaft Pneunomie erzeugende Einwirkung des Jodoform. Verfasser ist zu diesen Untersuchungen angeregt worden durch die Thatsache, dass durch die Anwendung des Jodoforms in physiologischen Dosen bei Kranken nnter Umständen Tod durch Pneumonie eintreten kann nnd eingetreten ist. Er resumirt, Jodoform da, wo seine Ausdünstungen die Luftwege leicht erreichen können, nur sehr vorsichtig oder gar nicht anzuwenden. „Sehr vorsichtig" würde aber quantitativ ausgedrückt, nnr heissen können, in kleineren als physiologischen Dosen.

Endlich ein vierter Artikel, snb Nr. II, Nr. 11, 1882, von Dr. Behring beweist, dass Jodoform namentlich da giftig wirke, wo Jod schnell nnd reichlich aus ihm frei werden kann. Es besagt dies also, dass Jod in Jodoform das Principinm agens sei.

Betrachtet man diese vier Artikel Ihrer medizinischen Wochenschrift als inhaltlich zusammengehörig, so lässt sich, bei dem derzeitigen Stande medizinischen Wissens, ein bündigerer Beweis für die natnrgesetzliche Begründung des homöopathischen Heilverfahrens nicht erbringen.

Hahnemann, zu dessen Zeiten die Medizin die naturhistorische Sprache redete, formulirte seinen Grundsatz nnter Anwendung von Arzneien am Krankenbett mit den Worten: Similia similibus curantur.

Jetzt, wo die Medizin Experimentalwissenschaft geworden ist, formuliren die homöopathischen Aerzte (cfr. Dr. Joseph Kidd, The Saws of Therapeutics, London, bei Regan Paul & Comp. 1. Paternoster Sqnare, 1878) diesen Hahnemann'schen Grnndsatz dahin:

„Die physiologischen Eigenschaften eines Arzneikörpors sind zugleich seine therapentischen. In Krankheitsfällen muss die Dosis etwas kleiner sein als die physiologische."

Die Artikel Ihres Blattes beweisen nnn, einmal, dass Jod cronpöse Pneumonie wirklich heile, — zweitens, dass Jod einen der croupösen Pnenmonie ganz ähnlichen Zustand *ὁμοῖον πάθος* — erzeuge.

Und in der That ist die Behandlung der cronpösen Pneumonie, aber auch nnr dieser, mittelst Jod nnd Jodkalinm schon seit 1853 von der Homöopathie geübt. Dies ist zu lesen in: Dr. J. Kafka, die homöopath. Thorapie anf Grnndlage der physiologischen Schule, Sondershausen, Fr. Ang. Enpel, 1865, Bd. I., S. 199 ff. Dort ist sogar genan die Dosis angegeben, die Dr. Schwartz giebt, nämlich Jod. gutt. V., Aq. dest. 150,0.

Genehmigen Sie, sehr geehrter Herr Redacteur, den Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre und den Vorzug habe zu sein Dero ergebenster Diener

Dr. Zwingenberg.

Wir sprechen Herrn Collegen Zwingenberg unsern besten Dank für die Uebesendung dieser interessanten Beitrages aus.

Als neues Zeichen der Regsamkeit und des Bedürfnisses, sich fester an einander anzuschliessen, begrüssen wir mit grosser Freude die Konstitnirung eines neuen Vereins homöopathischer Aerzte, die unter dem Vorsitz des Collegen Sanitätsrath Dr. Bürckner zu Dessau und Sanitätsrath Dr. Faulwasser zu Bernburg unter dem Namen „sächsisch-anhaltinischer Verein homöopathischer Aerzte" zusammengetreten ist und seine Sitzungen in Halle abhalten wird. Glückauf! zu dem neuen Unternehmen, welches hoffentlich auch in anderen Provinzen und grösseren Bezirken Deutschlands Nachahmung finden wird. Dr. Windelband.

Referate
über die vom Verein homöopathischer Aerzte in Berlin veranstalteten öffentlichen Vorträge.

Am 8. März d. J. hielt Herr Dr. Fischer im Berliner Rathhaussaal den letzten der für den Winter 1881-82 vorgesehenen Vorträge über Homöopathie. „Homöopathie und ideale Heilkunst" war das Thema des Vortrages, in dem er den Nachweis lieferte, wie nah oder fern die Homöopathie dem Ideal der Heilkunst stehe, gegen die Allopathie.

Zuerst zeigt Redner wie der Homöopath direkt und nicht auf Umwegen heilt. Die Aufgabe des Arztes ist zu „heilen" und zu dem Behufe hat Hahnemann das Aehnlichkeitsgesetz aufgestellt, dessen Bedeutung Redner auch den Laien leicht verständlich macht, um dann auf die Wichtigkeit der Arzneiprüfungen zu kommen. Die Prüfung am Gesunden ist der Weg, auf dem der Arzt dazu gelangt, sichere Anzeigen für seine Krankenheilungen zu finden. Bei der Prüfung erhalten wir, fern von allen Hypothesen und Künsteleien, die reine Sprache der sorgfältig und redlich befragten Natur.

„Das Heilmittel soll nach seinen Symptomen das Bild der zu behandelnden Krankheit sein oder darstellen. Ist also eine bestimmte Krankheit gegeben, so besteht die zu lösende Aufgabe darin, ihr Bild unter den Arzneikrankheiten zu finden; es wird demnach diejenige

Arznei für den gegebenen Fall die passendste sein, welche gleichsam die beste Photographie der zu behandelnden Krankheit ist. So hat Hahnemann die ganze Heilkunst auf die exacte Kenntniss der Krankheit erzeugenden Eigenschaften der Arzneien zurückgeführt; sehr einfach einerseits, aber auch unendlich schwer andererseits. Sie sehen also, die Homöopathie ist nicht so leicht, wie man es sich gewöhnlich denkt; sie ist auch kein Gegenstand für Charlatane; denn der Homöopath hat stets eine doppelte Arbeit am Krankenbett zu verrichten. Zunächst müssen wir, wie jeder andere wissenschaftlich gebildete Arzt, die Krankheit zu erkennen, die Diagnose zu stellen suchen; ist dies geschehen, dann haben wir im Geiste unsern ganzen Arzneischatz zu durchmustern und unter den dort vorhandenen, künstlich erzeugten Krankheitsbildern dasjenige herauszufinden, welches der, uns gerade beschäftigenden, natürlichen Krankheit am ähnlichsten sich darstellt; je grösser die Aehnlichkeit zwischen natürlichem und künstlichem Bilde ist, desto sicherer werden wir heilen, denn in der so gefundenen Arznei haben wir das spezifische Heilmittel dieses Krankheitsfalles."

Die Schwierigkeit, sich in dem homöopathischen Heilmittelschatz zurechtzufinden, ist unverkennbar.

„Einer unserer allerbesten Arzneimittelkenner, der nun heimgegangene C. Hering, verglich die homöopathischen Neulinge mit Menschen, welche vom Lande zum ersten Mal in eine grosse Stadt kommen und sich darüber wundern, dass die Leute sich auskennen und zurecht finden, da doch so viele Häuser und Strassen darin sind; wie nun ein Fremder sich allmählig in der grössten Stadt auskennt und selbst die kleinsten Gässchen findet, so kann auch jeder Arzt bei eifervollem Willen und redlichem Fleiss in die ihm anfangs als Labyrinth erscheinende homöopathische Arzneimittellehre sich so einleben, dass ihm die feinsten Nüancen der Mittel nicht entgehen. Wer die grosse Mühe sich verdriessen lässt, der ist freilich bald am Ende seines Witzes, spricht von Unzulänglichkeit der Homöopathie und greift zurück zur Allopathie."

Eine möglichst genaue und umfangreiche Mittelkenntniss ist für den Arzt die Vorbedingung der sicheren und schnelleren Heilung, da er so für die individuell verschiedenen Krankheitsformen am leichtesten und sichersten das passende Mittel vergleichsweise finden kann. —

So geschieht es auch, dass der Homöopath jederzeit direkt auf das erkrankte Organ wirkt, da er nach dem Aehnlichkeitsgesetz das Mittel wählt, das auf eben dasselbe Organ in eben derselben Richtung

wirkt. Die Allopathie hat aber die sogenannte ableitende Methode erfunden, d. h. ein gesundes Organ mit krankhaftem Reize zu treffen, um die Krankheit abzulenken. Sehr treffend sagt schon Hahnemann: „Man will auf diesen schmerzhaften Umwegen das Entweichen der Krankheit erzwingen; mit welch traurigem Erfolge dies Manöver ausgeführt wird, zeigt die tägliche Erfahrung. Am wenigsten erfolgt Heilung. Wer wollte es aber auch Besiegung nennen, wenn, statt den Feind unmittelbar beim Kopf zu ergreifen und Waffe gegen Waffe gekehrt ihn zu vernichten, um so dem feindlichen Einfall ein Ende zu machen, man feige hinter seinem Rücken nur brandschatzt, ihm alle Zufuhr abschraubt, Alles weit um ihn her aufzehrt, sengt und brennt; da wird man dem Feinde wohl endlich allen Muth benehmen, zu widerstehen, aber der Zweck ist nicht erreicht, der Feind keineswegs vernichtet; er ist noch da, und wenn er sich wieder Nahrung verschafft hat, hebt er sein Haupt nur noch erbitterter wieder empor; der Feind, sage ich, ist keineswegs vernichtet, das arme unschuldige Land aber so ruinirt, dass es sich in langer Zeit kaum wieder erholen kann. So die Allopathie in chronischen Krankheiten, wenn sie den Organismus durch ihre indirekten Angriffe auf die unschuldigen vom Krankheitssitze entfernten Theile, ohne die Krankheit zu heilen, zu Grunde richtet. Dies sind ihre unwohlthätigen Künste. Es liegt nichts in dieser revolutionären Behandlung, welche keine gerade unmittelbare Richtung auf die ursprünglich leidenden Gebilde hat, was den Ehrennamen Heilung verdiente. In der bei weitem grössten Zahl von Krankheitsfällen richten diese stürmischen, schwächenden, indirecten Behandlungen der alten Schule fast nie das mindeste Gute aus; nur auf kurze Zeit suspendiren sie diese oder jene lästige Krankheitsäusserung, welche jedoch wiederkehrt, wenn die Natur des entfernten Reizes gewohnt ist, und schlimmer kehrt die Krankheit zurück, weil durch die antagonistischen Schmerzen (Fontanelen etc.) und die unzweckmässigen Ausleerungen die Lebenskräfte zum Sinken gebracht worden sind; und so suspendiren sich alle einander unähnliche Krankheiten, die stärkere die schwächere, heilen einander aber nie.“

Sydenham hatte seiner Zeit den Wunsch, es möchte für jede Krankheit ein besonderes Specificum entdeckt werden, die Homöopathie geht noch weiter, indem sie für jedes erkrankte Individium die genau passende Arznei zu finden gestattet. Wir begnügen uns nicht mit Krankheitsformen, sondern betrachten die Krankheitsindividuen.

Wie der Porträtmaler seinem Bilde nicht blos einen Mund, ein

paar Augen giebt, sondern dasselbe genau nach der Individualität des zu Malenden darstellt, so müssen auch wir uns nicht begnügen mit allgemeinen Krankheitsdiagnosen, sondern jederzeit genau nach den einzelnen Erscheinungen und Symptomen das Krankheitsbild anffassen und darnach das Heilmittel aufsuchen. Manche charakteristische Zeichen bei Krankheit und Mittel können wir zwar nach dem heutigen Stande der Physiologie und Pathologie uns nicht erklären, aber das kann uns nicht abhalten, dieselben unentwegt nach dem Aehnlichkeitsgesetz in conkreten Fällen zu Nutzen und Frommen der Kranken in Anwendnng zu bringen. Wenn man uns deshalb Symptomendecken vorwirft, so kann nns das nicht beirren und wahrlich unsere Gegner, die gegen jeden Schmerz Morphium, gegen Fieber Chinin, gegen Durchfall Opium verordnen, treiben entschieden eine viel rohere Symptomendeckerei. — An zahlreichen Beispielen zeigt Redner des Weiteren, dass die Homöopathie genau nach individuellen, die Allopathie nach generellen Krankheitsbildern ihre Medikamente verschreibt, um schliesslich eine Selbstpersiflage der Deutschen Medizinischen Wochenschrift zu citiren:

„Alljährlich werden neue Mittel und Behandlungsmethoden empfohlen und deren Wirksamkeit in Temperatur und Pulscurven graphisch nachgewiesen. So verdrängt eines das andere; das Chinin wird von Digitalin, das Digitalin von der Salicylsäure abgelöst, dann kommt wieder einmal die Herrschaft der Nihilisten nnd mit der eintretenden Reaction beginnt der Kreislauf von Neuem. — Ja, was der Eine preist, verbietet der Andero; was der Eine in grossen Gaben giebt, wagt der Andere nicht in kleinen zu geben, und was der Eine als etwas Neues rühmt, das findet der Andere nicht werth, dass es der Vergessenheit entzogen werde."

Schliesslich betont Redner noch die grosse Bedeutung der Gemüthssymptome für die richtige Mittelwahl, welche erst Hahnemann richtig zu verwerthen lehrte. — Das Nichtindividualisiren der Arzneimittel führt unsere Gegner dazu, dass sie oft ähnlich wirkende Mittel für einander snbstituiren, welches dem Homöopathen nie einfallen kann, da er in jedem Mittel ein für sich abgeschlossenes Individuum mit ganz eigenthümlicher Wirkung sieht.

Im Weiteren führt Redner aus, wie das genaue Individualisiren die Einfachheit der Arzneigabe bedingt, so dass wir stets in der Lage sind zu sagen, was geholfen hat, ohne durch Vielmischerei in dieser Erkenntniss behindert zu sein. —

Das Aehnlichkeitsgesetz bedingt ferner eine relative Kleinheit der Gabe und gerade dies wird uns vielfach zum Vorwurf gemacht.

„Eine Normaldosis zu finden, ist schwierig, weil auch das Individualisiren dem zu widersprechen scheint; wir haben Alter, Geschlecht, Körperbeschaffenheit des Patienten, Grösse nnd Heftigkeit der Krankheit, Natur des Arzneimittels, grössere oder kleinere Intensität der Einwirkung u. dergl. auf's Genaueste zu borücksichtigen; wir müssen, wie gesagt, auch hier individualisiren; die ganze Stufe der Potenzen muss dem Praktiker am Krankenbett offen stehen. Wenn unsere Gegner kühn vorgehen in der Darreichung grosser Gaben, wenu sie oft uuverantwortlich genng versuchen, wie viel dem Kranken beigebracht werden kann, ohne direkt sein Leben zu gefährden, ohgleich Manche der Heimgegangenen wohl die Quantität nicht mögen vertragen haben, dann sollte uns doch wahrlich kein Tadel oder gar Spott treffeu, wenn wir uns hemühen, heranszuhringen, wie wenig von eiuer Arznei genügend ist, um eine Krankheit zu heilen."

Das Individnalisiren und die Kleinheit der Gabe ermöglicht es der Homöopathie, auch dio sogenannten Nehenwirknngen oder Gegenanzeigen der Mittel zu vernachlässigen. Wir dosiren und wählon das Mittel ehen so, dass keine Gegenanzeige oder schädliche Nebenwirkung möglich ist.

Die Homöopathie erdreistet sich nicht zu hehanpten, sie könne alles heilen, die Schwindsucht, der Krebs u. s. w. sind auch für sie noch nicht heilbar. Aber man bedenke auch, wir haben keine wohldotirte Schulen, keine Krankenhäuser und sonstige vom Staat reichlich dotirten Institute, welche uns in unserem Forschen für das Wohl der leidenden Menschheit unterstützen. Bedenken Sie, verehrte Zuhörer, dass es noch keine vom Staat unterstützte Professur gieht, dass Alles, was in der Homöopathie an wissenschaftlichem Werthe aufgespeichert ist, nur von praktischen Aerzten znsammongetragen wnrde, die, meistens viel beschäftigt, nur mit Mühe nnd Selbstaufopferung die Zeit sich ersparen konnten, ihre Wissenschaft weiter zu fördern. Wenn trotzdem die Homöopathie noch nicht ansgestorben, wenn sie durch glänzende Erfolge sogar immer weiter sich Bahn hricht, so ist das gewiss ein unverkennbares Zeichen der in ihr ruhenden Wahrheit nnd des ihr innewohnenden unverwüstlichen Kerns. Wenn es Ideal nnd höchster Triumph der Heilkunst ist, direkt nnd spezifisch wirkende Arzneien zu finden und diese sogar für jeden einzelnen Fall zu individnalisiren, sie auch in kleiner, unschädlicher Gabe anzuwenden, dann hat die Ho-

möopathie diesen Triumph längst gefeiert, und es bleibt der Allopathie, will sie dasselbe Ziel erreichen, nichts übrig, als in die Fusstapfen Hahnemann's zu treten.

Das Aehnlichkeitsgesetz befähigt uns sogar für die Zukunft zu sorgen, für Krankheiten, die hier noch nicht aufgetreten, eine bestimmte Gruppe von Arzneimitteln aufzustellen, unter welcher wir vorkommenden Falles gegen die betreffende Krankheit das passende Mittel zu suchen haben. Wir handeln nach bestimmten, genau vorgezeichneten Gesetzen und wollen unsere Gegner gleiche haben, so müssen sie uns folgen. Hahnemann ruft: „Macht's nach, aber macht's genau nach." Nur auf dem Boden der Erfahrung, des Versuches, kann man unsere Lehren prüfen. Unsere Gegner verschmähen dies und doch werfen sie sich als Richter auf. Ihre Kampfesweise ist nicht redlich; einmal werden unsere kleinen Gaben als Nichtse bespöttelt, ein andermal werden sie als die heftigsten Gifte verschrieen; einmal nennt man uns unwissenschaftlich und Kurpfuscher, ein andermal sollen wir bösartige Parasiten sein, die an dem Marke der Wissenschaft zehren; einerseits ist die Homöopathie längst ausgestorben, und doch wird andererseits gegen die angeblich Todte ein erbitterter Kampf noch heute geführt. — Dr. Horner, ein sehr berühmter Arzt in Hull und Dirigent des dortigen Krankenhauses, trat, nachdem er eingehende Versuche mit der Homöopathie gemacht und sich von der Vortrefflichkeit dieser Methode überzeugt hatte, öffentlich zur Homöopathie über, verlor aber dadurch seine Stellung; in seiner kleinen Schrift: Warum ich der Homöopathie den Vorzug gegeben, sagt er zum Schluss: „Obgleich ich durchaus nicht daran dachte, als Märtyrer dazustehen, so bin ich dennoch bereit, für die Wahrheit meine Strafe zu leiden, mag diese in dem Verluste meiner Freunde oder meiner Einkünfte oder in dem Verluste beider bestehen; eins jedoch werde ich nicht verlieren, ich meine die Achtung vor dem eigenen Ich, welche Jeden, der recht thut, aufrecht erhält."

So wollen auch wir weiter kämpfen für unsere gute und gerechte Sache, in der festen Ueberzeugung und frohen Zuversicht: Die Wahrheit muss doch endlich siegen!

Reicher Beifall lohnte des Redners Worte und wir wollen aus vollem Herzen damit einstimmen:

„Die Wahrheit muss doch endlich siegen!"

Mit diesem Vortrage schloss der Cyclus von Vorträgen, den der Verein homöopathischer Aerzte zu Berlin im Winter 1881-82, durch die

gegnerischen Angriffe provocirt, veranstaltet hat. „Viel Feind viel Ehr;“ hat sich auch hier bewährt, gerade hier in Berlin steht die Homöopathie geachteter da, denn je, und mancher, der sie früher nicht gekannt oder nicht geachtet, hat sie kennen zu lernen gesucht und ist ihr eifriger Anhänger geworden. Dr. Sulzer.

Kleinere Mittheilungen.

Zur neuesten Pharmacopoea homöopathica polyglotta,
mein begründeter Antrag.

Von Dr. Phil. Fr. Abl, Ritter pp. in Graz.

Motto: Erfahren muss man stets, Erfahrung wird nie enden
Und endlich fehlt dir Zeit, Erfahrnes anzuwenden.
Rückert.

Die Verdienste des Herrn Dr. Willmar Schwabe, Besitzer der homöopathischen Centralapotheke in Leipzig, haben nicht allein die praktischen homöopathischen Aerzte in Deutschland, England und Frankreich schon anno 1870 mit Dank anerkannt, sondern auch die homöopathischen Aerzte in Italien und Spanien; die in der neuesten Auflage ihre Wünsche erfüllt sehen sollen.

Dies hat mich bewogen, meine gesammelten Erfahrungen für die neueste Anflage der Phamacopoea homöopathica polyglotta im Mai 1878 an Herrn Dr. Willmar Schwabe einzusenden, welche mit Dank angenommen wurden, und welche ich erst jetzt auch mit der Tinctura digitalis purpurea vermehren kann.

Als: a) **Conium**, (S. 94. der „Pharmacopoea homöopath. polyglotta“ Leipzig 1872.) Bereitung der Essenz: das frische Kraut **vor Beginn des Blühens**, ist nach den phyto-chemischen qualitativen und quantitativen Analysen der K. K. Universitäts-Professoren, Dr.Dr. Friedrich Rochleder, und des Pharmacognosten Carl Schroff, **am wirksamsten.**

b) Ueber die Wirkungen der Digitalis-Tincturen (S. 96. in der besagten Pharmacopoea) hat der Doctor der Medicin Chirurgie und Geburtshülfe Herr Fr. Bennefeld anno 1881 an der Universität in Göttingen, seine vergleichenden, durch Erfahrung

begründeten Untersuchungen veröffentlicht. Das Endergebniss seiner Untersuchungen ist:

1) Die Tinctura digitalis aetherea ist ohne Werth und mit Recht zu verwerfen.

2) Die Tinctura digitalis aus frischen Blättern, wie sie die „Pharmcopoea homöopathica polyglotta“ 1872, S. 96 vorschreibt, ist schwankend hinsichtlich des Gehaltes an wirksamen Bestandtheilen.

3) Die Tinctura digitalis aus vorschriftsmässig getrockneten grob geschnittenen Blättern von Digitalis purpurea ist durchaus wirksam; nur schwankend an wirksamen Bestandtheilen. Und

4) Die Tinctura digitalis aus getrockneten, **fein gepulverten Blättern** von Digitalis purpurea, **der wildwachsenden Pflanze vor Anfang der Blüthenzeit gesammelt, ist gleichmässiger und wirksamer als alle vorbenannten.***) Muss jedoch nach §. 4 der Pharmacopoea homöopathica polyglotta S. 53. (nicht nach §. 1) bereitet werden.

c) **Lactuca virosa,** S. 105. „Bereitung.“ **Die wild wachsende Pflanze ist am wirksamsten,** nach Rochleder und Schroff; folglich diese zur Essenz nach §. 1.

d) **Platina chlorata,** S. 116. Dies Präparat ist als erprobt aufzunehmen, zur wässerigen Lösung nach §. 5.

e) **Stramonium,** S. 124. „Bereitung.“ **Die reifen Samen sind der wirksamste Theil,** zur Tinctur nach § 4; nach Professor Rochleder. — „Die Bereitung mit dem frischen Kraute zur Essenz,“ ist wegzulassen.

f) **Thuja occidentalis,** S. 127. „Bereitung.“ a) „ad usum internum,“ und b) ad usum externum;“ **die frischen Früchte sind der wirksamste Theil,** „nicht die Blätter!“ vide Dr. Goulon jun.'s gekrönte Preisschrift über Thuja occidentalis, anno 1877 — nach Dr. Dudgeon unwillkührlicher Thuja-Prüfung vom 20. Juli 1870. —

g) **Verbascum thapsus,** — „ohne thapsiforme.“

---

*) Wie bekannt ist Digitalis-Tinctur ein Hauptmittel gegen Irritabilität des Herzens, bei Herzklappenfehlern mit Herzschwäche, bei Herzwassersucht etc.; folglich hatte ich anno 1881 gleich eine Digitalis-Tinctur nach der Vorschrift 4 bereitet, um selbe meinen homöopathischen Freunden bei vorkommenden Fällen zur Verfügung stellen zu können. Abl.

Ferner: Beibehaltung des sehr praktischen Gedankens, die vielen homöopathischen Heilmittel in zwei Theile abgesondert in alphabetischer Reihenfolge in der obenbesagten Pharmacopoea erscheinen zu lassen, als:

A. die vollständig geprüften Arzneimittel,

mit Angabe der Literatur, wie S. 73 etc. etc. und

B. die Arzneimittel,

von denen nur physiologische Fragmente vorliegen, S. 131.

Endlich: **soll die Hinweglassung der isopathischen Mittel,** — auch in der neuesten Auflage befolgt werden.

Homöopathische Verdünnungen enthalten noch sichtbare wirksame Bestandtheile.

Von Dr. **Phil. Fr. Abl**, Ritter pp. in Graz.

Motto: Die Homöopathie ist eine vollendete Thatsache; durch die Sympathie von Millionen Menschen ist sie auch eine feststehende geworden.
Sanitätsrath Dr. B. Hirschel in Dresden.

Dem vielseitigen Wunsch zu entsprechen: um in den homöopathischen Heilmitteln, auch in ihren Verdünnungen die sichtbar wirksamen Bestandtheile jedem Laien nachweisen zu können, habe ich mir 51 homöopathische Heilmittel in ihren vorgeschriebenen Verdünnungen bereitet, und selbe mit chemisch reinen Reagentien geprüft.

Von diesen 51 chemischen Reactionen (die viel Zeit und Mühe kosteten) lasse ich alle jene homöopathischen Heilmittel unerwähnt, die nur in 1000 Theilen sichthar waren, und erwähne aus meinen mit aller Genauigkeit — lege artis — vollzogenen Prüfungen nur folgende, als:

a) **Jod, reines,***) ein Theil gelöst in zwei Millionen und 40 000

---

*) Jod — von „ἰώδης" — (veilchenfarbig) in Bezug auf die Aehnlichkeit der Farbe des dampfförmigen Jods mit derjenigen der Veilchen — wurde im Jahre 1811 von Courtois in Paris in den Seegewächsen (Fucus-, Ulva- und Ceramium-Arten," etc. etc.) entdeckt; und mein College Herr Dr. Dorvault in Paris hat selbes in seiner „Jodognosie ou Monographie chimique, medicale et pharmaceutique des Jodiques en general," etc. etc. ansführlich erörtert, und dieses Werk wurde in Paris mit dem ersten Preise 1852 gekrönt und mir zur motivirten Beurtheilung übergeben. Meine Beurtheilung über diese verdienstvolle „gekrönte Preisschrift" ist in der österreichischen Zeitschrift für Pharmacie, Wien 1852, mit meinem Namen druckschriftlich veröffentlicht. Abl.

Theilen destillirtem Wasser, mit Stärkemehl reagirt, zeigte nach einer Viertelstunde einige violette Punkte auf dem Amylum.

b) **Goldnatriumchlorid**, ein Theil gelöst in zwei Milionen und 40000 Theilen destillirtem Wasser, mit Quecksilber-Oxydul-Nitrat reagirt, zeigte nach einiger Zeit eine leichte, grauliche Opalisirung.

c) **Eisenoxydul**, ein Theil gelöst in zwei Millionen und 40000 Theilen destilirtem Wasser, mit Schwefelammoninm reagirt, zeigte noch eine schwache grünliche Färbnng.

d) **Eisenoxyd**, ebenso behandelt, zeigte dasselbe Resnltat.

e) **Arsensäure**, ein Theil gelöst in zwei Millionen Theilen destillirtem Wasser, mit Silbernitrat reagirt, zeigte noch eine schillernde Farbe.

f) **Gallussäure**, ein Theil gelöst in einer Million und 20000 Theilen destillirtem Wasser, mit Quecksilber-Oxydul-Nitrat, zeigte nach einigen Sekunden noch eine merkliche Trübung.

g) **Kalkcarbonat**, ein Theil gelöst in einer Million und 20000 Theilen destillirtem Wasser, mit oxalsaurem Kali-Ammoniak reagirt, zeigte nach einer Viertelstnnde noch einen lichten schillernden Glanz.

h) **Essigsaures Kupferoxyd**, ein Theil gelöst in einer Million nnd 20000 Theilen destillirtem Wasser, mit blankem Eisen und Zusatz von etwas Schwefelsänre reagirt, zeigte erst nach drei Tagen Anlegung weniger schwarzbrauner Blättchen.

i) **Bleioxyd**, ein Theil gelöst in einer Million und 20000 Theilen destillirtem Wasser, mit Schwefelammonium reagirt, zeigte noch ein sehr schwaches Braun.

k) **Chlor**, ein Theil gelöst in einer Million und 20000 Theilen destillirtem Wasser, mit Silbernitrat reagirt, ward sogleich eine schillernde Farbe sichtbar.

l) **Cyanschwefel**, ein Theil gelöst in einer Million und 20000 Theilen destillirtem Wasser, mit Eisenchlorid-Anflösung reagirt, zeigt noch eine schwache röthlichgelbe Färbnng.

m) **Manganoxydul**, ein Theil gelöst in einer Million nnd 20000 Theilen destillirtem Wasser, mit eisenblausaurem Kali reagirt, zeigte nach einer Viertelstunde eine leichte Trübung.

n) **Nickeloxyd**, ein Theil in einer Million und 20000 Theilen destillirtem Wasser, mit Schwefelammonium reagirt, zeigte noch ein sehr schwaches Brann.

Diese chemischen Reactionen habe ich sammt dem Gestell mit den Pepy'schen Fingerhüten*) in einem Glaskasten aufbewahrt, um selbe allen meinen homöopathischen Freunden vorzuweisen; auch habe ich die angewendeten, empfindlichsten Reagentien benannt, damit sich Jeder nach Belieben selbst überzeugen könne.

Der Herr Professor Dr. Gustav Jäger aus Stuttgart hat im Jahre 1879 in der Naturforscher-Versammlung zu Baden-Baden seine neue chemisch-physiologische, ziffermässige exacte Untersuchungsmethode „Neural-Analyse" vorgetragen; selbe hat für uns Homöopathen dadurch ein grosses Interesse, weil dadurch die Ueberzeugung von der Wahrheit und strengen Wissenschaftlichkeit der Homöopathie bestärkt und befestigt wird.

Ich aber habe die Reaction an 51 homöopathischen Verdünnungen durch sorgfältige chemische Analyse (mittelst chemisch reinen Reagentien) ebenfalls ziffermässig nachgewiesen und festgestellt, wie selbe (meines Wissens?) noch von keinem Homöopathen dargestellt wurden.

Glossen zur Arzneibereitungslehre.

Es ist wohl kaum zu verwundern, dass wir Homöopathen uns besonders gern mit unsern Arzneimitteln beschäftigen, und zwar nicht blos mit ihrer arzneilichen spezifischen Wirkung an Gesunden und Kranken, sondern auch mit dem mehr Aeusserlichen, dem Ursprunge, der Form, Gestalt und der Zubereitung der Arzneimittel. Das Selbstdispensiren führt uns ja schon an und für sich zu einer näheren Bekanntschaft mit dem Arzneistoff und da wir in den gut bereiteten Arzneimitteln gerade unser vorzügliches Rüst- und Waffenstück haben, mit dem wir dem Heere der Krankheiten so erfolgreich entgegentreten, liegt nichts näher, als dass der Arzt auch selbst bemüht ist, seine Arzneipräparate sich in bester Form zu beschaffen. ja in vielen Fällen sie selbst zuzubereiten. Wir sind zwar in Deutschland so glücklich gestellt, eine Reihe durchaus zuverlässiger homöopathischer Apotheken zu besitzen, indess hier wächst ein Pflänzchen an unserm Wege und es kann mancher der Lockung nicht widerstehen, sich selbst seine Tinctur zu bereiten. — Hahnemann's Verdienste um die Arzneibereitung sind jedem von uns so geläufig, dass ich dieselben füg-

*) Aus meinem chemischen Reagentien-Apparat. Abl.

lich nur zu erwähnen brauche. Die Herstellung der Tincturen aus möglichst frischen Pflanzen sichert uns eine Wirksamkeit der Arzneimittel, welche wir oftmals ganz vermissen an solchen, die aus getrockneten Pflanzen bereitet sind. Es ist deshalb auch unsere Maxime, in der Homöopathie, so weit es angeht, die Tincturen aus frischen Pflanzen zu bereiten.

Wenn wir uns in unserer Arzneibereitung nicht immer streng an die Vorschriften Hahnemann's binden, so glauben wir damit keine Pietätlosigkeit zu begehen. Uns Homöopathen steht es ja vor Allen nicht sonderlich, am Hergebrachten zu hängen, haben wir doch mit unserm Uebergang zur Homöopathie erst lernen müssen, nicht mehr in verba magistri zu schwören, blind das zu glauben, was von „Autoritäten" uns gepredigt worden. Da wir alle mehr oder minder Autodidakten sind, gehen wir ja auch meist unsern eigenen Weg, und statt zu glauben, müssen wir selbst denken und selbst prüfen und nur durch die eigene Thätigkeit sind wir dazu gekommen, eben Homöopathen zu sein. —

Es sind bereits mancherlei Wandelungen vorgekommen in der Arzneibereitung, wohl kaum wird noch Jemand den Phosphor in Vereibungen anwenden, seit unser verdienter College Sorge uns die Tinctura Phosphoris als die bessere gezeigt. Arsenicum album, Sulfur werden z. B. in unserer Poliklinik ausschliesslich auch in der Verdünnung aus Lösungen bereitet. Die Tinctura Sulfuris lehrte ja auch Hahnemann schon benutzen Nach Analogie des Sulfurs benutze ich seit Jahren eine Tinctura hepat. sulf. calc. mit sehr starkem Weingeist bereitet. Mit Silbersalpeter ergiebt diese Tinctur eine weisse Trübung, die sich erst mit der Zeit oder beim Erwärmen bräunt, also ein Zeichen dass die Tinctur unzersetzte Schwefelleber und keinen freien Schwefelwasserstoff enthält, bei wässriger Tinctur tritt eine sofortige schwarzbraune Fällung mit Silbersalpeter ein, wegen freien Schwefelwasserstoffes. Die aus der Tinctur, welche ich als zweite Decimalverdünnung betrachte, bereiteten Dilutionen waren durchaus wirksam.

Ferner bediene ich mich seit Jahren einer aus Lycopodium mit starkem Weingeist bereiteten Tinctur, dieselbe sieht blassgelb aus und trübt sich stark bei Wasserzusatz, ich betrachte sie gleich der ersten Decimalen. Sie hat sich in ihren Verdünnungen mir vielfach wirksam erwiesen und zwar wie mir scheint im höheren Maasse, als die Vereibungen namentlich in den niederen Stufen der 3. bis 6. Verdünnung. Wenn man Lycopodium-Vereibungen mit den Mikroskop verfolgt, kann man sich leicht überzeugen, einen wie hartnäckigen Widerstand die

Sporen einer gründlichen Verreibnng und Zertheilung entgegensetzen, so dass es sicher mit der grössten Schwierigkeit verbunden ist, die Sporenmasse wirklich über die Milchzuckertheilchen gleichmässig zu vertheilen, d. h. die Sporen nicht blos gleichmässig mit dem Zucker zu mischen.

Bei Salzen, welche sich, wenn auch nur in geringen Mengen, lösen, bediene ich mich stets der aus Lösungen bereiteten Dilutionen. Die mühsame, zeitraubende Bereitung der Verreibnngen ist nicht gering anznschlagen für denjenigen, der anch die zweite bis sechste Verreibung anzuwenden liebt.

Bei den Tincturen endlich resp. Essenzen halten wir die von Grnner angegebene Methode, erst auszupressen, den Rückstand mit Alcohol zu behandeln etc. für zeitranbend nnd nutzlos, das schliessliche Resultat wird doch nnr sein, dass in der Essenz blos solche Substanzen enthalten sind, die sich in wässrigem Weingeist lösen, ob aber alle, ist fraglich. Wir bedienen uns nnd wie ich bestimmt weiss, auch noch viele Collegen, die selbst Tincturen bereiten, einer sehr einfachen Methode. Die möglichst zerkleinerte Pflanze wird in ein Glas gefüllt und mit soviel Weingeist übergossen, dass alle Pflanzentheile eben bedeckt sind. Jetzt stellt man die Flasche dunkel eine Zeitlang hin und schüttelt recht oft nm. Wir glauben nicht, dass es irgendwie von Belang ist, ob die Pflanze so etwas länger oder nur etwa acht Tage stehe. Eigentliche Zersetzungen kommen in diesem weingeistigen Gemisch wohl nicht vor, als etwa solche, die auch in der schnell bereiteten Tinctur sich vollziehen. Natürlich ist es von Belang, einen wie starken Weingeist man zur Extraction nimmt und mnss hier nach der Löslichkeit der wirksamen Alkaloide, aetherischen Oele u. s. w. eine Modifikation eintreten. Bei sehr saftreichen Pflanzen wird man meistens starken Weingeist nehmen können. —

Von welcher Wichtigkeit der Standort der Pflanzen, ist allgemein bekannt. Digitalis ans der Ebene mnss meist in dreifach grösseren Gaben verschrieben werden, als dieselbe Pflanze, die ein paar Stunden davon entfernt im Gebirge gesammelt wird. Dass Pflanzen, deren Hauptwirksamkeit in Gegenwart von ätherischen Oelen oder flüchtigen Alkaloiden besteht, am Nachmittage, wenn die Sonne sie den ganzen Tag beschienen, viel ärmer an wirksamen Bestandtheilen sind als früh Morgens oder an bedeckten Tagen, ist bekannt, ein auffallendes Beispiel hiervon liefert die Arnica. Solche Pflanzen müssen natürlich auch möglichst frisch womöglich am Fnndort znr Extraction gebracht werden.

Bei besonders diffizilen Pflanzen z. B. der Drosera, deren wirksame Bestandtheile wohl zum guten Theil in den durch Berührung zur Absonderung gereizten Drüsenhaaren ruht, haben wir so behandelt, dass wir ein weithalsiges Gefäss mit Weingeist halb füllten und am Fundort der Drosera die vorsichtig aus den Moospolstern hervorgezogenen und gereinigten Pflanzen kurz vor der Blüthe sofort in das Gefäss mit Weingeist brachten. Einer vorherigen Zerkleinerung bedürfen diese zarten Pflänzchen wohl nicht. —

Seit einer Reihe von Jahren wenden wir in unserer Poliklinik und Privatpraxis — ich weiss es von mehreren Collegen — nach derartigen Maximen zu bereitete Tincturen resp. Dilutionen mit dem besten Erfolge an. Dr. Sulzer.

Besprechung.

P. A. Maintzer, Homöopathie und Allopathie, eine vergleichende Studie. Leipzig, Commissions-Verlag der Baumgärtnerschen Verlagsbuchhandlung. 1882.

Die masslosen Angriffe der Allopathen auf die Lehren Hahnemann's haben zu Nutzen und Frommen der Homöopathie so manche Früchte gereift, welche wir Homöopathen uns wohl gut gefallen lassen können. So Mancher der bis dahin sich um den Streit der Schule nicht kümmerte und dem die Homöopathie ein kaum dem Namen nach bekanntes Heilsystem war, ist auf dieselbe aufmerksam geworden und ist er krank und die Allopathie kann ihm nicht helfen, so macht er jetzt einen Versuch bei der Homöopathie, und in zahlreichen Fällen zeigt sich dieser Versuch dann ungemein lohnend und vortheilhaft. So ist mancher neue Anhänger der Homöopathie gewonnen. Durch die Reihen der Homöopathen selbst weht ein regsamerer Zug, seitdem man aufgehört uns todtzuschweigen. Ein lustiger fröhlicher Kampf that uns gerade Noth, die Geister zu erfrischen. Und wenn auch die ersten Angriffe bald eine Reihe von Nachfolgern erzeugten, welche sich die wissenschaftlichen Sporen im Kampfe erstreiten wollten gegen diesen

„Auswuchs am Baume der Wissenschaft“, so hatten wir andererseits die Genugthuung zu sehen, wie man die Kampfesmittel aus alten längst vergessenen Arsenalen entlehnte und mit staubiger Waffe und Wehr gegen uns stritt, wie es kaum dem Muthigsten gelang, ein neues Schimpfwort zu entdecken, das er auf die blanke Rüstung des Gegners schleuderte machtlos nur und nicht dem Angreifer zur Ehre. Besonders neue Argumente, neue schlagende Beweise gegen uns suchen wir überall vergebens. Und wenn aus unsern Reihen Vertheidiger der Homöopathie auftraten, so geschah es wohl mehr, um das Odium des „qui tacet, consentit“ nicht auf uns zu laden als um längst Widerlegtes nochmals zu widerlegen. Aber nein, wir hatten auch sonst noch Grund, uns zu vertheidigen.

Die neuere Forschung auf allen Zweigen der medizinischen Wissenschaft hatte so manche neue und werthvolle Beisteuer geliefert für die Wahrheit der Homöopathie, dass es dem gewiegten Kenner leicht war, eine Menge neuer Beweise zur Stelle zu liefern. Unserm geschätzten Collegen Maintzer ist es in trefflicher Weise gelungen, in obiger Schrift eine Fülle neuer Beweise vorwiegend aus dem feindlichen Lager geschöpft, zur Stelle zu bringen, dass wir mit inniger Genugthuung dem Verfasser gefolgt sind. College Maintzer breitet eine Fülle von Wissen, einen Umfang von Belesenheit auf allen medizinischen Gebieten vor uns aus, dass wir erfreut sind, ihn im Kampfe voran stehen zu sehen. Wenn unsere gegnerischen Collegen nur diese Schrift fleissig studiren wollten, sicher würde mancher den Kopf schütteln ob der eigenen Verblendung. Wir wünschen diesem trefflichen Buche einen recht reichen Leserkreis. Nur eine rein äusserliche Vervollkommnung möchten wir bei einer etwaigen zweiten Auflage dem Werke wünschen und zwar grade wegen der Fülle des Materials, wegen des Reichthums origineller geistreicher Gedanken, nämlich Zerlegung desselben in einzelne Kapitel und Unterabtheilungen. Eine leichtere Uebersicht über den Gang der Beweise, macht es auch dem denkfaulen Leser — und ihrer sind viele — leichter möglich, sich durchzufinden, die Fülle wirkt weniger erdrückend auf ihn, wenn sie auch äusserlich gegliedert erscheint.

Dr. Sulzer.

Aufruf!

Nachdem wir von dem Herrn Minister des Innern die nachgesuchte Erlaubniss zu öffentlichen Sammlungen erhalten haben, wenden wir uns mit Bezugnahme auf den nach Gründung unseres Vereins veröffentlichten Prospekt von Neuem an alle Aerzte und Anhänger der homöopathischen Heilmethode mit der Bitte, das **gemeinnützige** und **wohlthätige** Unternehmen der Errichtung eines

homöopathischen Krankenhauses

zu Berlin durch Beiträge oder Geschenke zu unterstützen.

Wer nicht gewillt oder in der Lage ist, unserem Verein beizutreten, dessen Mitgliedschaft durch einen einmaligen Beitrag von 100 Mk. oder durch einen jährlichen von 40 Mk. erworben wird, der unterstütze unsere Bestrebungen durch einen seinen Kräften und seinem Interesse entsprechenden Beitrag. Alle homöopathischen Aerzte Deutschlands werden bereit sein, Geldbeiträge oder Geschenke an den Schatzmeister des Vereins, Dr. jur. **A. Bloch,** Berlin W., Leipzigerstr. 37, abzuführen.

Ueber die eingegangenen Beiträge wird öffentlich in allen homöopathischen Zeitschrifen quittirt werden.

Der Vorstand des Kuratoriums des Vereins „Berliner homöopathisches Krankenhaus."

Dr. Mayländer,	**Dr. Windelband,**	**Dr. jur. A. Bloch,**
Geh. Sanitätsrath,	Königl. Hofarzt,	Königl. Hof-Buchhändler,
Vorsitzender.	Schriftführer.	Schazmeister.

Wir legen vorstehenden Aufruf, betreffend die Gründung eines Krankenhauses in Berlin, in der Reichshauptstadt, dem Sitze der obersten Behörden, der Sammelpunkt der Intelligenz, der Wissenscaft nnd des Reichthums des deutschen Vaterlandes, den Collegen nochmals mit der dringenden Bitte ans Herz, sich dafür zu interessiren, jeder in seinem Kreise Sammlungen zu veranstalten und zu bedenken, dass die

Gründung eines Spitals in Berlin die einzig wirksame Möglichkeit bietet, unserer Heilmethode allgemeine öffentliche Anerkennung zu verschaffen. Wir können uns in Zeitschriften und Entgegnungen auf die gegen uns inscenirten Angriffe die Finger wund schreiben, wir können tausende und aber tausende Heilungen auf homöopathischem Wege zu Stande bringen, so lange wir nicht an öffentlicher, vom Staat und Jedermann controllirbarer Stelle, in einem Krankenhause, den Nachweis der praktischen und wissenschaftlichen Berechtigung unserer Heilmethode führen, so lange wir nicht von solcher Stelle statistische Belege von geringerer Mortalität, schnellerer und sicherer Heilung von Krankheiten etc. liefern, so lange werden wir den Staat auch nicht zwingen können, uns volle Gleichberechtigung mit andern anerkannten Heilmethoden an Lehranstalten und Krankenhäusern zu gewähren, in denen durch klinischen Unterricht die Arztwelt über unsere Zwecke und unsere Resultate belehrt und ein Nachwuchs von jüngeren Aerzten erzielt werden kann.

Dass wir Krankenmaterial für alle diese Zwecke in Fülle haben würden, beweist der Erfolg unserer Poliklinik, in der wir seit den vier Jahren ihres Bestehens bereits über 25000 Kranke behandelt haben und zwei, dreimal so viel behandeln könnten, wenn die uns für diesen Zweck zugemessene Zeit nicht zu knapp, wenn unsere Arbeitskraft eine grössere und nicht durch die Privatpraxis zu sehr in Anspruch genommen wäre, so dass eine grosse Menge von Kranken abgewiesen werden muss.

Ausserdem sind wir auf Grund der in unserer Clientel gemachten Erfahrung berechtigt, anzunehmen, dass auch besser situirte Kranke aus Berlin und der Provinz zu höheren Verpflegungssätzen in Menge der Anstalt zuströmen und zu ihrer Unterhaltung vollauf beitragen würden.

Es handelt sich nur um das nöthige Anlage-Kapital, um gesichert und schuldenfrei das Unternehmen beginnen zu können.

Sollten die 3—400 homöopathischen Aerzte Deutschlands nicht jeder in seinem Kreise ca. 1000 Mark zusammenbringen können? Wir dächten, es müsste das in der That mit Leichtigkeit zu bewerkstelligen sein, wenn ein Jeder ernstlich sich mit diesem Gegenstande beschäftigte und sich bewusst wäre, welch' grossen Dienst er sich selbst und unserer Sache durch seine thatkräftige Beihülfe zu dem grossen Zwecke leistete.

Dr. Windelband.

Personalien.

Leider hat wieder der Tod reiche Ernte in den Reihen der Homöopathen gehalten, und haben wir den Tod manch' wackern Kämpen zu verzeichnen.

Am 23. April 1882 starb der bekannte homöopathische Arzt Dr. Georg Schmidt in Wien.

Am 29. April 1882 starb in Posen der homöopathische Arzt, Sanitätsrath Dr. Goldmann.

Zu Troppau starb, wie wir in der Populären Zeitschrift lesen, der homöopathische Arzt Wenzel Sommer, 76 Jahre alt, zuletzt Leibarzt S. K. Hoheit des Erzherzogs Ernst.

In Kopenhagen starb am 5. September 1881 der praktische homöopathische Arzt J. C. V. Brahde, 46 Jahre alt. Er war früher allopathischer Arzt, zuerst auf Bornholm, später in Hórsholm und trat nach Feweile sen.'s Tod zur Homöopathie über im Jahre 1873. Brahde war ein fleissiger Praktiker und bei seiner Clientel sehr beliebt. Einem Erysipelas faciei, mit schwerer Pneumonie komplizirt, musste er so früh unterliegen. A. H. Z. Band 105, Nr. 2.

Herr Dr. Leeser jun. ist von Leipzig nach Lübbeke in Westfalen übergesiedelt.

Herr Dr. Billig liess sich in Leipzig nieder, wo er an Stelle des Herrn Dr. Leeser an der dortigen Poliklinik praktizirt.

Herr Dr. Fr. Gauwerky in Soest ist zur Homöopathie übergetreten.

In Berlin hat sich Herr Dr. Mitan nach mit Auszeichnung bestandenem Staatsexamen als Homöopath niedergelassen.

Briefe und Sendungen bitte ich von jetzt ab Berlin W., Lützowstrasse 88 zu adressiren. Dr. Sulzer.

Druck von Emil Dreyer in Berlin.

Zur Frage von den Hochpotenzen.

Von E. Schlegel, Arzt in Tübingen.

Es könnte gewagt erscheinen, in vorliegenden Blättern nnd zu einer Zeit, wo sich die Kräfte der Homöopathie auf die Vertheidigung der allgemein als wichtig anerkannten Positionen concentriren, mit einem Thema wie dem der Hochpotenzen hervorzutreten. Ist doch diese Frage eine vielumstrittene intra muros, giebt es doch zahlreiche homöopathische Aerzte, welche es stets verschmähten, die Wirksamkeit jener Präparate am kranken Organismus zu erproben. Nicht allein das Gefühl mit der Anwendung der Hochpotenzen doch allzuweit in das Reich des Unbegreiflichen sich zu versteigen, hält jene Kollegen von Heilversuchen ab, sondern auch die Rücksicht auf die Gegner der Homöopathie, welche durch derartige excessive Proceduren vermeintlich vollends vor den Kopf gestossen würden. Andersdenkende Homöopathen pflegen die therapeutische Verwerthnng der Hochpotenzen mit besonderer Vorliebe und es giebt Kollegen, welche ganz gewöhnlich mindestens die 200. Potenz verordnen. Schon längst ist es indessen als eine Regel der Toleranz und der ärztlichen Klugheit proklamirt, dass der Homöopath sich alle Verdünnungsstufen offen halten solle von den wägbaren Gaben bis zu den höchsten Potenzen.

In praxi dürften bei einem homöopathischen Arzte beide Fälle gleich häufig oder selten vorkommen. —

Was die Rücksicht auf nnsere Gegner betrifft, so möchte ich in Bezug auf die Hochpotenzenfrage folgende Gesichtspunkto feststellen, welche zum Theil auch den homöopathischen Feinden dieser Arzneipräparate gelten.

1) Das ganze Lehrgebäudo der Homöopathie hat für diejenigen, welche mit den Anschauungen der medizinischen Schulwissenschaft an dasselbe herantreten, vieles Unwahrscheinliche, welches erst bei eindringendem Forschen sich klärt und nur durch den therapeutischen Versnch definitiv beseitigt wird.

Dahin gehört vor Allem die Wirksamkeit unwägbarer Gaben in höheren Verschüttelungsstufen und der allgemeine Zweifel der Neulinge hieran.

2) Die Abgrenzung der Hochpotenzen von den Potenzen ist eine willkürliche, durch steten Uebergang vermittelte. Bezeichnen wir diejenigen Verschüttelungsstufen, welche über der 30. Centesimalen liegen, als Hochpotenzen, so ist nicht abzusehen, warum die ersten Hochpotenzstufen nicht ebenso wirksam sein sollen, als die letzten Potenzstufen.

Nur allein die Erfahrung kann die Grenze bestimmen, wo eine Verschüttelung aufhört, wirksam zu sein. Theoretische Erwägungen sind vollkommen unsicher, da die Hochpotenzenfrage weder direkt von der Theilbarkeitsgrenze der Materie, noch selbst von der atomistischen Hypothese überhaupt abhängt.

3) Wird die Heilwirkung der homöopathischen Hochpotenzen als unbegreiflich oder als „ein Wunder“ angezweifelt, so müssen diese Zweifel allen Potenzen, welche über die ersten Verschüttelungen hinausgehen, in ziemlich gleicher Weise gelten, denn schon die 6. Centesimale entfernt sich ausserordentlich von den traditionellen Gaben und die von den Homöopathen fast allgemein noch anerkannte 30. Potenz lässt ihren Verdünnungsgrad nur noch durch die ungeheuerlichsten Raumvorstellungen ahnen, die Möglichkeit ihrer Wirksamkeit aber mit eben den Gründen bezweifeln, welche sich auch einer 1000. Potenz gegenüberstellen und mit ebendenselben Gründen stützen, welche die der extremen Hochpotenz stützen.

Ziehen wir uns wieder auf die praktische Seite der Frage von den Hochpotenzen zurück, so wäre noch die Stellung eines den Blicken der Gegner ausgesetzten Organs der Homöopathie in dieser Sache zu erwägen und es könnte klug scheinen, hiervon zu schweigen. Allein das wäre doch wohl nur Schein und zwar der Schein jener Schwäche, nicht mit guten Gründen von einem der Entwickelung der Geschichte der Homöopathie angehörigen, höchst interessanten Faktum sprechen zu können. Dabei identifiziren ja unsere denkenden Gegner längst die Probleme der 30. Potenz mit jenen der Hochpotenzen, beide gleicherweise verlachend und sie sollen es wissen, dass wir selbst diesen Verhältnissen mit klarem Bewusstsein ins Auge zu schauen den Muth haben, die Unwahrscheinlichkeiten derselben noch schärfer erfassend, als sie, aber durch die Macht der Thatsachen zur Anerkennung des scholastisch Unwahrscheinlichen gezwungen.

Auch glaube ich bemerken zu dürfen, dass die Blätter dieser Zeitschrift sich mit dankenswerther Liberalität jenen Ansichten geöffnet haben, welche makrodosistische und biochemische Brücken zur Hahnemann'schen Heilmethode zu schlagen suchen und welche von manchen conservativen Homöopathen für Abwege nach links gehalten werden. Betrachtet man die Hochpotenzenfrage als ein Gebiet, welches der Seite der extremen Rechten angehört, so wird die Erörterung derselben auch aus dem Grunde auf Duldung Anspruch erheben dürfen, damit das Bild der geschichtlichen Homöopathie ungefälscht im Gleichgewichte natürlicher Entwickelung vor den Beschauer trete und nicht das den bessern Gegnern widerliche Schauspiel einseitigen gefälligen Entgegenkommens biete.

Auf der 50. Versammlung des homöopathischen Centralvereins in Stuttgart kamen die Hochpotenzen zur Sprache. An praktische Mittheilungen über Heilwirkungen derselben durch Professor Dr. Rapp und Dr. Siegrist schlossen sich sehr interessante Erörterungen über die Natur jener Arzneipräparate an, hervorgerufen durch geäusserte Zweifel an deren Realität, sowie durch den Vorwurf, dass man es den Jenichenschen Hochpotenzen gegenüber eigentlich mit Geheimmitteln zu thun habe.

Herr Dr. Fischer aus Berlin theilte über diese unter den Hochpotenzen berühmtesten Präparate Folgendes mit:

Jenichen, ein Mann von ausserordentlicher Körperkraft, habe sich an der Darstellung der Hochpotenzen durch unablässiges Verschütteln geradezu den Tod geholt und noch im wassersüchtigen Zustande, an heftigem Zittern leidend, habe er sich durch eine andre Person den Arm halten lassen, um das Geschäft des Potenzirens fortsetzen zu können.

Die Jenichen'schen Hochpotenzen seien lege artis nach Hahnemann bereitet, doch bestehe bei der Technik der Herstellung eine Besonderheit, welche geheim gehalten worden sei, die aber von zwei lebenden Personen gewusst werde. Lange seien Dr. Constantin Hering und Dr. Hartlaub die Wissenden gewesen; nun sei seit Hering's Tod der Redner selbst (Dr. Fischer) neben Hartlaub im Besitze des Geheimnisses. Er hoffe, dass dasselbe in nicht zu ferner Zeit im Einverständniss mit Dr. Hartlaub veröffentlicht werden könne; vorerst sei er nicht dazu befugt, könne aber auf's Bestimmteste erklären, dass die Jenichen'schen Hochpotenzen eigentlich als Hahnemann'sche Potenzen angesehen werden müssten.

Herr Dr. Katsch hatte zuvor geltend gemacht, dass man über die Bereitung der fraglichen Präparate so wenig wisse, dass möglicherweise

gar keine Verdünnungen im Hahnemann'schen Sinne vorlägen, sondern relativ niedrige Verdünnungen, welche durch eine sehr grosse Zahl von Schüttelschlägen zu Hochpotenzen gestempelt worden seien.

Auch v. Grauvogl hat meines Wissens die Jenichen'schen Präparate unter die sogenannten „Perkussionspotenzen" gezählt. — Durch die Erklärung des Herrn Dr. Fischer sind nun diese Auffassungen als definitiv unberechtigt zu beseitigen. — Im weiteren Verlauf der Debatte erklärte Herr Steinmetz (A. Marggrafs hom. Officin in Leipzig), dass es seiner Ansicht nach unmöglich sei, die mehrtausendsten Potenzen lege artis nach Hahnemann zu bereiten, indem Zeitaufwand und Potenzirgläser ungeheure Dimensionen einnehmen würden.

Dr. Fischer entgegnet hierauf, dass sich die Sache viel einfacher gestalte unter der Voraussetzung, dass man mit einem oder mit wenig Potenzirgläsern arbeite, welche jedesmal ausgeleert würden, da doch Niemand alle einzelnen Potenzstufen aufbewahre, sondern nur etwa von 100 zu 100 bei den Hochpotenzen. —

Diese Erklärungen scheinen mir das Recht zu geben, über homöopathische Hochpotenzen einige Sätze aufzustellen, welche früher vielfach gehegte Irrthümer definitiv ausschliessen und bei der betreffenden Frage alle Willkür aufheben, sodass der homöopathische Arzt mit derselben Sicherheit die Verdünnungsverhältnisse der Hochpotenzen kennt, wie diejenigen der niedrigeren Verschüttelungen und mit demselben Vertrauen zu ihnen greifen kann, wie er dieses jenen schenkt, ohne den Vorwurf befürchten zu müssen, dass er zweifelhafte Präparate benütze.

Mit dem Ausdruck homöopathischer Potenzen soll nicht in erster Linie der qualitative Begriff einer Machtentfaltung oder Dynamisation verbunden werden, sondern vor Allem der arithmetische Potenzbegriff in dem bekannten Sinne, dass der Nenner des Verdünnungsbruchtheils die Potenzzahl und der zugrundeliegende Verdünnungsmodus (Decimal- oder Centesimalsystem) die Grundzahl bedeute. Zur Bezeichnung der Potenz dient der Exponent.

In der 30. Potenz haben wir also beim Decimalsystem 10^{30}, beim Centesimalsystem 100^{30} als Nenner des Verdünnungsbruches (Quintilliontel, Decilliontel).

Diese Betrachtungsweise muss auf die Hochpotenzen direkt übertragbar sein und die Erklärung des Herrn Dr. Fischer, dass die Jenichen'schen Präparate lege artis nach Hahnemann hergestellt seien,

bedeutet wohl, dass die fortschreitende Potenzirung eine solche im arithmetischen Sinne sei, wenn auch der Verdünnungsmodus ein anderer ist.

Wir hätten also (unter der Voraussetzung, dass so weitgehende Stoffzertheilung stattfindet) bei der 200. Jenichen'schen Potenz einen Verdünnungsgrad von $\frac{1}{100^{200}}$ und sollte auch z. B. behufs Abkürzung des Verfahrens nach einem andern Grundschema etwa 1 : 10,000 verdünnt worden sein.

Würde man z. B. 1 : 1000 verdünnen (Millesimalsystem), so entspräche die 20. Millesimalpotenz der 30. Centesimale, also $1000^{20} = 100^{30} = 1$ Decillion. Der 200. Centesimale entspräche jedoch in diesem System nicht genau eine Millesimalpotenz, weil bei der fortschreitenden Potenzirung keine vollkommene Coincidenz stattfinden kann.

Verdünnungsschema. .	1 : 10	1 : 100	1 : 1000	1 : 10 000
Potenzbezeichnung . .	1.	—	—	—
	2.	1.	—	—
	3.	—	1.	—
	4.	2.	—	1.
	5.	—	—	—
	6.	3.	2.	—
	7.	—	—	—
	8.	4.	—	2.

Dass an diesen Verhältnissen unter Reduktion auf Centesimalpotenzen festgehalten werden müsse ist unbedingtes Erforderniss bei der Bezeichnung von Hochpotenzen und man kann es nur als ein durchaus willkürliches Verfahren ansehen, wenn z. B. gesagt wird, dass die Hochpotenzen zum Theil in der Weise bereitet worden seien, dass man bis zur 60. Centesimale ordnungsmässig verdünnte, dann auf die 100. Potenz „übersprang," woraus zwar ganz treffliche Arzneipräparate hervorgehen können (ich habe mich selbst von ihrer Wirksamkeit überzeugt), die Bezeichnung der Potenz aber die rechnende Betrachtungsweise ganz unmöglich macht, wenn nicht die so erlangte 100 als 61 aufzufassen ist.

Was die sogenannten „Perkussionspotenzen", besser „Perkussionspräparate", betrifft, so sollten sie eine doppelte Bezeichnung führen, nämlich:

1) die den Verdünnungsgrad angebende Zahl, welche also der Potenzzahl entspricht,
2) die Zahl der angewandten Schüttelschläge oder die Zeitdauer des Schüttelns.

Die Herstellung dieser Präparate scheint sich auf eine Bemerkung Hahnemanns zu gründen, welche sich als Zusatz zu § 270 des Organon findet.

Sie lautet: „Ich löste einen Gran Natron in einem Lothe mit etwas Weingeist vermischtem Wasser in einem zu 2/3 damit gefüllten Glase auf und schüttelte diese Auflösung eine halbe Stunde lang ununterbrochen und die Flüssigkeit war von Potenzirung und Kräftigkeit der 30. Kraftentwickelung an die Seite zu setzen."

Ob sich Hahnemann hier nicht getäuscht hat? Jedenfalls wäre es kein Verlust für die Homöopathie, wenn solche Präparate, die bei niedriger Verdünnungsstufe durch langes Schütteln gewonnen worden sind, aus der Praxis verschwänden.

In der Stuttgarter Central-Vereins-Versammlung wurde auch die Frage angeregt, ob denn die Jenichen'schen Hochpotenzen überhaupt noch ächt zu beziehen seien.

Ich denke, wenn Jenichen die Potenzen in Flüssigkeit hinterlassen hat, so werden sich daraus sehr grosse Quantitäten von Streukügelchen (in welcher Form doch diese Präparate stets angewandt werden) darstellen lassen.

Zufällig bin ich in den Besitz eines reichen Schatzes dieser Präparate gekommen, indem ich von einem alten Freunde der Homöopathie Lehrer K. in L. 29 grosse Cylindergläser (mit vielleicht 2—3000 Streukügelchen das Stück) von den gebräuchlichsten Jenichen'schen Präparaten in 200—16000ste Potenz erworben habe.

Da dieser Vorrath meine Bedürfnisse für alle Zeit weit übersteigen wird, so bin ich bereit, solchen Herren Kollegen, welche dies wünschen, kleine Portionen davon abzutreten für den Fall, dass eine ihnen bekannte, anderweitig zuverlässige Bezugsquelle nicht existirt. Die Art, wie Herr K. dazu kam, mir seinen Vorrath an Hochpotenzen anzubieten, wirft auf diese Präparate von Neuem ein abenteuerliches Licht und ist in Uebereinstimmung mit ähnlichen, von andern Beobachtern constatirten Thatsachen höchst merkwürdig.

Am 23. August 1880 wandte sich Herr K. an mich, um für eine damals im 54. Lebensjahre stehende unverheirathete Verwandte Rath und Hilfe zu suchen.

Patientin war von Kindheit an nervös und litt seit früher Jugend an Migräneanfällen. Im 17. Jahre war sie an Krätze allopathisch behandelt worden.

„Sie erhielt vor 6½ Jahren eine viel zu starke Gabe Sulfur 900. Potenz, nämlich 15 Kügelchen."

Die Migräne blieb fortbestehen, ein sehr langwieriger und heftiger Schnupfen, Backengeschwulst und hysterischer Zustand mit Anwandlung von Verfolgungswahn traten auf. Hiergegen erhielt sie am 2. September 1878 Ignatia 300. Potenz. Sämmtliche Erscheinungen, besonders die Wahnvorstellungen verschlimmerten sich darauf in hohem Grade und alle Symptome, die neu hinzutraten, schienen Herrn K. nach der Jahr'schen und Hahnemann'schen Arzneimittellehre unwiderleglich von der Ignatia herzurühren. Die eigentliche frühere Migräne ist verschwunden.

Herr K. giebt mit Genauigkeit neunzehn charakteristische Symptome an, welche nach dem Handbuche von Jahr vollkommen zutreffen und welche theils nach der Ignatiagabe neu und bleibend eintraten, theils von dort an verschwanden, nachdem Patientin seit ihrer Kindheit daran gelitten hatte.

Gegen die nach der Ignatia eingetretenen Beschwerden hatte Herr K. Arnica, Cocculus, Nux vom. und Pulsatilla in längeren Zwischenräumen und stets zwei Kügelchen der 30. Decimalen angewandt, „doch hatte kein Mittel auf die Wirkung der Ignatia irgend welchen Einfluss, wie das bei Hochpotenzen wohl stets der Fall sein dürfte."

Ohne der Ansicht des Herrn K. über die Wirkung der Ignatia-Hochpotenz ohne Weiteres beizutreten, hielt ich sie doch für beachtenswerth, indem ich mich an Symptome erinnerte, die ich an mir selbst nach Einnehmen von Carbo vegetab. in 30. Centesimalpotenz beobachtet hatte und noch weit mehr, indem ich an die Thuja-Prüfungssymptome von Wolf dachte, gewonnen an Hundert Personen durch eine Gabe der 1000. Jenichen'schen Hochpotenz, „die Jenichen's Fleiss uns als sein Bestes hinterlassen hat."

Was sollen, was dürfen wir hierzu sagen? Ich denke: Wer in unserm räthselvollen Dasein so Vieles als unbegreiflich und wunderbar anerkennen muss, der wird bescheiden mit seiner Meinung hinter die Sprache der Thatsachen selbst zurücktreten und das Aburtheilen über diese Dinge Jenen überlassen, die sich weiser dünken als er und kühn

genug sind Beobachtungen und Erfahrungen, wie die eines Wolf, so summarisch in Zweifel zu ziehen. —

Kehren wir indessen zu obigem Krankheitsfalle zurück. Da auf homöopathische Weise schon fruchtlose Versuche gemacht waren dem Uebel beizukommen, so rieth ich zum abwechselnden Gebrauch von Kali phosphoricum und Magnesia phosphorica nach Schüssler, in der Idee, die Ernährung des Nervensystems dadurch so zu beeinflussen, dass die abnormen Funktionen geregelt würden. Nach länger als einem Jahre schrieb mir Herr K. folgendes:

„Ew. Wohlgeboren erlaube ich mir hierdurch ganz ergebenst mitzutheilen, dass die in Folge des Gebrauchs von Ignatia längere Zeit Leidende die beiden Schüssler'schen Mittel in 12. Verreihung genau nach Vorschrift seiner Zeit eingenommen hat, dass aber sowohl während des Einnehmens, als auch lange Zeit darnach nicht die leiseste Veränderung an dem fatalen Zustande zu bemerken war.

Hierauf erhielt sie, um die Symptome ihres Leidens durch ein denselben entsprechendes homöopathisches Mittel nicht möglicherweise zu verschlimmern, als Gegenmittel Essig, welchen Hahnemann in einem ganz ähnlichem Falle trinken liess. Wie dort, so trat auch hier eine völlige Aenderung des Zustandes der Kranken ein, denn die Angstanfälle verschwanden, sie hörte nicht mehr sprechen (Gehörstäuschungen) und sprach auch selbst nicht mehr (im Wahne klagend), doch ist dabei nicht ausgeschlossen, dass — wiewohl in langen Zwischenräumen — kleine Verstimmungen ähnlicher Art, wie sie früher bestanden, vorübergehend eintraten.

Vielleicht verschwinden diese ganz unbedeutenden Symptome mit der Zeit von selbst, da die Wirkungsdauer der Ignatia doch auch wieder ein Ende nehmen muss. Es soll mir dieser Fall eine ernste Warnung sein, von meinen Hochpotenzen wieder Gebrauch zu machen."

In einem Briefe, welcher die Uebersendung der Jenichen'schen Hochpotenzen begleitete, machte mir Herr K. auf meinen Wunsch einige Mittheilungen über seine mit diesen Präparaten erzielten Erfahrungen, von welchen ich hier nur die unzweifelhafte Wirkung von Natrum mur. 1000 anführen will. Herr K. ist Achtziger und hatte seit langen Jahren einen kahlen Oberkopf. „Wegen eines Leberleidens" nahm er am 5. Juli 1877 drei Kügelchen Natrum mur. 1000 und es zeigte sich bis November 1877 „der bisher ganz nackte obere Theil des Kopfes mit neuen feinen schwärzlichen Haaren bedeckt; in den übrigen, bisher

fast weissen Haaren zeigten sich schwärzliche Streifen von neuen Haaren.“ Eine andere Anzahl theils objective, theils subjective Natrum-muriat.-Symptome und Heileffekte übergehe ich hier, erinnere aber daran, dass Professor Rapp nach früherer Veröffentlichung bei einer seit vielen Jahren kahlköpfigen Frau mit einer Hochpotenz von Silicea einen ganz ähnlichen Erfolg, nämlichen neuen, dichten und dauernden Haarwuchs erzielte.

Herr K. ist nach allen seinen Mittheilungen ein sehr besonnener Beobachter und von gesundem Urtheil, sodass ich an der Wahrheit der geschilderten Verhältnisse keinen Augenblick zweifeln kann.

Herr Kollege Buchmann in Alvensleben hatte früher die Güte, mir über Hochpotenzen einige Mittheilungen zu machen und er wird es erlauben, dass ich Folgendes aus seinem Briefe entnehme:

„Die meisten früher publizirten Heilungen mit 200. Centesimale waren mit Lehrmann'schen (Schöningen) Hochpotenzen erzielt. Ich habe vor Jahren eine Reise express nach Schöningen gemacht, um mich über die Bereitungsweise der $^{00}/_{200}$ zu informiren. Die ausgezeichnete Methode bestand darin, dasselbe Glas bis zu 200 zum Schütteln zu verwenden, ausgiessen, bis zu einem Ring am Glase füllen, schütteln, ausgiessen u. s. w. fort. Nach dem Ausgiessen bleibt ein starker Tropfen rings herum an der inneren Wand zertheilt zurück, wodurch eine innige Mischung beim Schütteln natürlich befördert wird, es wird viel Zeit gespart, die durch Eintröpfeln verloren geht, ausserdem ein Verwechseln unmöglich gemacht. Der damalige Kreiswundarzt hat immer mit Lehrmann zusammen gearbeitet.“

„Von Dr. Rentsch in Wismar habe ich die höheren Verdünnungen nach der Korsakoff'schen Methode von den Polychresten (meist mineralische Mittel) bis zu $^{00}/_{6000}$ (von einem Thierarzt hergestellt) senden lassen, die nur in Körnchen abgegeben werden, aber nur ausnahmsweise davon Gebrauch gemacht in sehr hartnäckigen Fällen, aber mit günstiger Wirkung. Jetzt hat Dr. Rentsch den Vertrieb dieser Hochpotenzen dem dortigen Apotheker übergeben.“

Ueber die Korsakoff'schen Bestrebungen drückt sich Bojanus in seiner Geschichte der Homöopathie in Russland sehr günstig aus (Zeitschrift des Berl. Vereins hom. Aerzte, Bd. I, Heft IV); von den betreffenden Arzneipräparaten selbst heisst es bei Griesselich (Handbuch zur Kenntniss der homöopathischen oder spezifischen Heilkunst, Karlsruhe 1848), dass sie durch Zusammenschütteln trockener, unarzneilicher

Strenkügelchen mit einem arzneilichen dargestellt worden seien. Ebenso sehr, wie diese Methode von Hahnemann'schen Vorschriften abweicht und der rechnenden Betrachtungsweise unzugänglich ist, zeigt sich Jenichen als treuer, nur extremer Nachfolger Hahnemann's, wenn Griesselich von ihm berichten kann, dass seine Hochpotenzen von Stufe zu Stufe zwölfmal geschüttelt seien (Jenichen's Brief an Dr. Segin, Hygea XXI. 557) und zwar mit so kräftigen Armschlägen, dass die Flüssigkeit bei jedem Schlage im Glas ertöne „wie das Klimpern mit Silbergeld." —

So seien denn die vielgeschmähten, die berüchtigten und von manchen Praktikern und Beobachtern ersten Ranges so ausgezeichneten Hochpotenzen im Anschluss an die Stuttgarter Verhandlungen aufs Neue den homöopathischen Aerzten nahe gelegt, nicht etwa als tägliches und gewöhnliches Rüstzeug, sondern als mächtige, mit Bedacht und Vorsicht ins Treffen zu führende Reserve. Dass bei der Verabreichung von Hochpotenzen die Mittelwahl eine besonders sorgfältige sein müsse ist stets gefordert worden und Jahr vergleicht die Wirkungsgebiete der Arzneikräfte mit, bei höherer Potenzirung mehr und mehr auseinander laufenden Radien, sodass also in Krankheitsfällen, wo die niedrigen Verdünnungsstufen sich möglicherweise ersetzen können, die höheren Potenzen dies nicht mehr zu thun vermögen, sondern nur noch in einer gewählteren, beschränkteren Zahl von Fällen am Platze sind. Mit einer kurzen hypothetischen Betrachtung will ich schliessen.

Kaum unterliegt es einem Zweifel, dass die wesentliche physikalische Veränderung der Materie bei extremen Verdünnungsgraden in einem ausserordentlichen Auseinanderrücken der kleinsten Theilchen und dadurch ermöglichter besonderer Molekularbewegung zu suchen ist. Hierdurch werden Verhältnisse geschaffen, die man als einen neuen Aggregatzustand bezeichnet hat.

Bei der Stoffumsetzung im menschlichen Organismus selbst treten gewiss ähnliche Zustände der Materie auf. Die Schnelligkeit und Eigenartigkeit vieler Lebenserscheinungen, besonders auf dem Gebiete der Gehirn- und Nerventhätigkeit weist darauf hin.

Bei diesen physikalischen Wechselzuständen der Materie herrscht ein Constantes, die chemische Verwandtschaft. Die durch letztere garantirten Beziehungen bleiben also stets aufrecht erhalten. Mit der Rarefaktion des Stoffes werden jedoch mehr und mehr die Affinitätsbeziehungen verschärft, weil für die Verwandtschaften geringeren Grades keine Moleknle mehr übrig bleiben. Hierin liegt eine Erklärungs-

möglichkeit für die bestimmtere Ansprägung und den spezielleren Symptomkreis der Hochpotenz. Geht der Verdünnungsgrad der Materie bei den Hochpotenzen weit über jenes Mass hinaus, welches beim gewöhnlichen Fluss des organischen und animalen Lebens eingehalten wird, so lässt sich anderseits begreifen, wie erschütternd und hartnäckig die Wirkungen der Hochpotenzen sein können, weil keine oder nur höchst seltene Kräfteauslösungen stattfinden, welche in ähnlicher Verdünnungs- und Bewegungsphäre eine neutralisirende oder ableitende Wirkung auf die einzigartige Arzneikraft ausüben und diese wieder aufheben könnten.

Die homöopathische Therapie von Hautwarzen.

Von Dr. **Mossa**, praktischer Arzt in Bromberg.

Die Hautwarzen sind eine so alltägliche Erscheinung, dass man an ihnen, was bei so manchen andern alltäglichen pathologischen Phaenomenen, die darum aber durchaus nicht gleichgültig sind für den Gesundheitszustand unseres Organismus, leichthin vorübergeht; wenn man ihnen einmal Aufmerksamkeit zuwendet, so geschieht dies mehr aus kosmetischen Rücksichten. Dass sie, wenn sie an Händen oder gar im Gesicht zahlreich und in hässlichen Formen auftreten, die zarteste Hand und das sonst schöne Gesicht nicht wenig entstellen, ist freilich nicht zu leugnen, und manches wohlgebildete Fräulein gäbe wer weiss was darum, diese Entstellung los zu werden. Geschieht dies auf chirurgischem Wege, so tritt häufig an die Stelle der entstellenden Warze eine nicht weniger entstellende Hautnarbe; da ist nicht viel für die Kosmetik gewonnen. — Die Homöopathie, die nach Hahnemann's Vorgang in diesen Aftergebilden des Hautgewebes mehr als ein örtliches, ein mit dem ganzen Organismus im ursächlichen Zusammenhange stehendes Leiden erkennt, hat den Versuch gewagt, auch die Warzen in ein Gebiet der inneren Medizin hinein zu ziehen und dieselben mit solchen Mitteln, welche, dem Constitutionsbilde des Kranken entsprechend, auch die Erzeugung von Hautwarzen in ihren physiologischen resp. homöopathischen Prüfungen nachweisen, zur Heilung zu bringen, und hat bei diesem Bestreben manchen hohen Triumph gefeiert.

Die Histologie lehrt uns, dass die Hautwarzen nicht blosse Verdickungen der Epidermis sind, sondern dass ihnen eine krankhafte Ent-

wickelung des Papillarkörpers zu Grunde liegt. Sie bilden sich aus kleinen rothen Flecken, die sich zu einem röthlichen, helldurchscheinenden Hügelchen erheben; mit der Lupe sieht man sie in mehr oder weniger regelmässigen Linien, Reihen oder Feldern stehen, welche Anordnung sie dem eigenthümlichen Stande der vergrösserten Hautpapillen verdanken. Die Oberhaut, welche diese Hügelchen bekleidet, scheint Anfangs wenig verändert, später jedoch verdickt sie sich, wird trüber, und dann werden die Linien, welche die einzelnen Papillarwucherungen trennten, unkenntlich.

Die Warze sitzt entweder glatt auf breiter, flacher Basis oder sie wird nach oben hin dicker, gestielt, oder sie spaltet sich an ihrer Spitze mehrfach, wenn nämlich die Papillen stark anwachsen und der epidermale Ueberzug einreisst und sich abschilfert (Kronenwarze). In jeder der Papillen verläuft eine kleine Gefässschlinge, weshalb die Warze blutet, sobald man in einer gewissen Tiefe schneidet. Gestielte Warzen lassen sich leicht mit der Papille, die ihre Basis bildet, aus der Haut hervorheben, aber sie wachsen meist aus derselben Stelle wieder nach. — Lässt man die Warzen unangetastet, so bleiben sie gewöhnlich lange Zeit, oft das ganze Menschenleben hindurch unverändert stehen; zuweilen schwinden sie jedoch spontan. Werden sie durch Kratzen, Schneiden u. dergl. gereizt, so entzünden sie sich; die Hornschicht der Epidermis wird losgestossen und auf der Oberfläche der Papille findet eine lebhafte Zellenbildung statt, so dass die Warze die Form eines Geschwüres mit papillärer Basis annimmt. In der Cutislage solcher maltraitirten, ulcerirenden Warzen bildet sich zuweilen eine ulcerirende Papillar-Geschwulst, ja selbst der Epithelial-Krebs aus.

Was die Aetiologie der Warzen betrifft, so mag eine einzelne Warze an den Fingern aus rein lokalen Ursachen, wie Druck, entstehen; wenn sie aber im Gesicht, an der Nase vorkommen, oder an den oberen Extremitäten in grösserer oft sehr reicher Anzahl, so liegt ihnen ohne Zweifel eine innere constitutionelle Ursache zu Grunde. — Schon der Vater der Arzneiwissenschaft, Hippokrates, machte in seinen Aphorismen III, 26 die interessante Bemerkung, dass sich bei heranwachsenden Kindern neben andern Krankheiten (Mandelentzündungen, Drüsenanschwellungen u. s. w.) häufig gestielte Warzen finden. In der That beobachten wir diese Hautgebilde besonders häufig im jugendlichen Alter, vorzugsweise bei Mädchen zur Zeit der beginnenden Pubertät, und zwar oft in grosser Anzahl und in entstellender Form, an den Fingern oder der Mittelhand. Tritt dann die Reife ein, kräftigt sich der Körper, so verschwinden sie häufig von selbst; doch

bei blutarmer, hydrogenoider Constitution bleiben sie oft jahre-, ja lebenslang bestehen. Auch will man sie bei jugendlichen Personen, die der Masturbation ergeben sind, ganz besonders beobachtet haben, wie diese ja neben einem zerrütteten Nervensystem vielfach Anaemie oder Hydraemie davontragen.

Nach diesen vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen, wollen wir versuchen das casuistische Material, das uns die homöop. Litteratur liefert, zusammenzustellen und einige eigene Beobachtungen hinzuzufügen. — Da nun bei uns Homöopathen für das klinische Experiment, das Heilbestreben, das Heilmittel durch das physiologische Experiment, die Prüfung an Gesunden, an die Hand gegeben wird, so wollen wir den Heilungsgeschichten das Mittel voranschicken. Da tritt uns zunächst als Warzenmittel entgegen:

Solanum Dulcamara.

Hahnemann nebst seinen Schülern haben dies wichtige Mittel, das schon vordem einen guten Ruf hatte, frühzeitig geprüft: so aber stellt es sich heraus, dass es eine ganz ausserordentliche Wirkung auf das Hautgewebe entfaltet. Unter den „Beobachtungen Anderer" heisst es im I. Band der R. A. M. S. 279: „Die Hände wurden mit einer Art Warzen bedeckt, dergleichen er sonst nie hatte." Diese Beobachtung hat Stapf (wohl an sich selbst?) gemacht, am einundzwanzigsten Tage der Dulcamara-Prüfung. Espanet beschreibt diese Warzen als glatt, zuweilen wie durchscheinend, sie erheben sich schnell, kommen zugleich mehrfach. Ihr bevorzugter Standort ist das Gesicht und die Hände. — Von klinischer Ausbeute über diese Wirkung der Dulcamara finden wir leider sehr wenig in unserer Litteratur. Ich lese nur, dass Knorr sie bei Warzen, besonders im Gesicht empfohlen hat. Damit ist aber nicht gesagt, dass dies Mittel an passender Stelle nicht grosse Heilkraft nach dieser Richtung entwickeln könne. Auch Jahr spendet ihm grosses Lob.

Rhus.

Die Warzen erzeugende Wirkung dieses Mittels findet sich mehr angedeutet, als deutlich ausgesprochen. So heisst es in der Prüfung: Die vom Saft berührte Hautstelle ward dicht und hart wie Leder. Der Saft macht die Haut, die er berührt hat, hart wie gegerbtes Leder; nach einigen Tagen schuppen sich die verhärteten Stellen ab.

Knorr (Allg. h. Zeit. 5, 321) sagt: „Ich habe Rhus 12, 15, 30 einen Tropfen repet. nur gegen jene Warzen hilfreich gefunden, (und

dies in vielen Fällen), die vorzugsweise an den Fingern und Händen vorkommen, eine breite Basis haben, von der Grösse einer Linse bis Zuckererbse und darüber erscheinen, an ihrer Basis fleischig, aber ihrer übrigen grösseren Masse nach aus einer hornartigen, rauhen, höckerigen, verdickten Epidermis bestehen, sich rauh und hart wie eine Bürste anfühlen, unempfindlich sind, auf ihrer Oberfläche schmutzig gelb-grau, zuweilen wie mit schwarzen Borsten besetzt aussehen, nicht durch Eiterung und Zusammenschrumpfen zu einem braunen harten Schorf, wie die durch Calc. c. heilbaren Warzen, verschwinden, sondern allmälig an Ausbreitung und Höhe abnehmen, bis sich zuletzt die harte, vernarbte Oberfläche mit dem Finger abreiben lässt, und darunter die gesunde, glatte Haut erscheint. Diese Warzen vergehen nur sehr langsam.

Einzelner Fall.

Ein Mädchen, 30 Jahr alt, untersetzt, sanguinisch, hatte grössere und kleine verunstaltende Warzen an beiden Händen, die allen bisher angewandten Reizmitteln widerstanden hatten.

Verordnung. Rhus 9, 1 Trpf. In zwei Wochen fingen sie an, sich zu verkleinern, nach drei Wochen waren die kleineren verschwunden. Die noch vorhandenen wurden mit Rhus 0 betupft, worauf nach vierzehn Tagen alle dauerhaft geschwunden waren. Arch. 6. 2. 21. Gross.

Thuja.

Dieses von Hahnemann und seinen Schülern wohl geprüfte, heilkräftige Mittel hat sich als ein Warzenmittel par excellence gezeigt und bewährt. Es sind aber nicht nur einfache Hautwarzen, die in die Wirkungssphäre der Thuja fallen, sondern auch die unter dem Einfluss des Tripper- oder Syphilis-Giftes entstandenen, die Uebergangsstellen der Haut- und Schleimhaut, zumal an den Geschlechtstheilen zum Sitz erwählenden, durch besondere Eigenthümlichkeiten ausgezeichneten Feigwarzen, Papilloma Condyloma. Letztere gehen zwar auch aus einer Hypertrophie der Hautpapillen hervor, doch sind bei ihnen die Capillarschlingen wesentlich mit betheiligt.

Die Histologie zeigt uns hier nämlich, wie durch Erweiterung, Verlängerung und mehrfache Schlängelung die Capillarschlinge der Papille zu einem kleinen, aber mit blossem Auge sichtbaren Kölbchen sich gestaltet; indem dann die Capillarschlinge sich immer mehr ausbuchtet und vielfache Schlingen nach aussen bildet, wird das Kölbchen hirsekorngross; der Bindegewebsstamm der Papille folgt den Windungen

des Gefässchens und wird zuweilen ebenfalls dicker durch Lagen von im Bindegewebe sich umbildenden Faserzellen; die Epidermis behält meist ihre normale Dicke.

Werden mehrere Papillen gleichzeitig ergriffen, so erhebt sich auch die Cutis und erscheint dann mit hirsekorngrossen Kölbchen besetzt wie eine Himbeere; werden grosse Partieen ergriffen, so geht die Hypertrophie der Cutis und des subcutanen Bindegewebes durch Neubildung von Bindegewebe nebst Papillarhypertrophie weiter vor sich; es entstehen taubenei- bis faustgrosse Geschwülste, die aus einzelnen Lappen bestehen; die Kölbchen sitzen oft an den verästelten Falten und Verlängerungen der Cutis wie Blätter auf. So kommt es, dass die äussere Gestalt grösserer Cordylome himbeeren-, blumenkohl- oder traubenartig, und durch gegenseitigen Druck und durch Einklemmung zwischen den Hautfalten glatt, hahnenkammartig erscheint.

Sehen wir einmal zu, wie sich diesem histologischen Bilde gegenüber die Wirkung der Thuja auf die Haut darstellt, wozu uns die Nachprüfung der österreichischen Aerzte besonders brauchbares Material darbietet.

Darin finden wir an verschiedenen Körperstellen das Auftreten knötchenartiger Hauteruptionen. Es treten trockne Warzen an den Händen auf, welche kegelförmig oder rundlich sind, Anfangs eine glatte Oberfläche zeigen, im Verlaufe ihres Wachstums aber schrundig und der Maulbeere ähnlich werden. Andererseits erscheinen nässende, feuchtende Auswüchse von röthlicher Farbe, welche an der Aftermündung, am Mittelfleisch, in der Kerbe der Hinterbacken, aber auch am Ohr (und an der Conjunctiva?) beobachtet worden sind. Als Andeutungen von Hautwucherungen kann man wohl auch die bei den Prüfungen beobachteten Wulstungen der Naht des Mittelfleisches und an der Aftermündung betrachten.

Alle diese Hautwucherungen erscheinen erst nach längerer Fortsetzung des Thuja-Gebrauches.

Als charakteristische Eigenthümlichkeiten der Thuja-Warzen sind hervorzuheben: ihre breite kegelförmige Gestalt, ihr Sitz an der Oberfläche des Hautgewebes, die Zerklüftung der Oberfläche bei grösseren und älteren Exemplaren und endlich der chronische Verlauf, welcher viele Wochen, ja Monate in Anspruch nehmen kann.

Interessante Belege für die Warzen erzeugende Fähigkeit der Thuja, bei vorhandener Disposition, finden wir an den Prüfungsresultaten bei der Familie des Dr. Huber.

Die Frau, welche schon früher viel an Warzen gelitten, und auch beim Beginn der Prüfung eine solche — schon seit Jahren bestehende — am linken Handrücken hatte, nahm vom 18. bis 28. Juni täglich zehn Tropfen der reinen Thuja-Tinktur. Bei geringem Einfluss des Mittels nach der subjectiven Seite hin, brachte es schon am fünften Tage an beiden Händen mehrere mohnsamengrosse, warzenartige Hautwucherungen hervor, die sich während der fortgesetzten Prüfung bis zu der Anzahl von sechzehn Stück vermehrten. Nach der verschiedenen Entstehungszeit hatten sie auch zu Ende der Prüfung verschiedene Grössen. Ihre Gestalt war die eines abgestutzten Kegels; die Oberfläche glatt, flach aufsitzend. Erst vierzehn Tage nach Schluss der Prüfung trat im Wachsthum der Warzen Stillstand ein. Die grössten waren wie eine kleine Erbse, und bei diesen hatte sich die erst glatte Oberfläche in eine rauhe und rissige umgewandelt; die übrigen blieben glatt. So blieb es bis Mitte August, wo die Prüferin bemerkte, dass die grösseren Warzen in der Mitte einfielen und so ein Grübchen mit wulstigem Rande bekamen. Nach und nach verschwand dieser Rand und mit ihm die Warze. Die kleineren verloren sich jedoch ohne diese Erscheinung. — Den 10. September bestanden noch acht Warzen; am 12. Dezember (also nach länger als fünf Monaten nach beendeter Prüfung) waren alle bis auf eine kleine, am dritten Gliede des linken kleinen Fingers, vergangen.

Drei Kinder des Dr. H. wurden ebenfalls zur Prüfung herangezogen, und zwar nahmen sie die Verdünnungen der Thuja von der 30. bis zur 1. ein. Bei keinem der Kinder zeigten sich subjective Veränderungen im Befinden; aber der älteste Knabe (von zehn Jahren) bekam sechs, der jüngere (von fünf Jahren) fünf und das Mädchen, sieben Jahre alt, drei Warzen an den Händen. Bei dem älteren Knaben, der besonders disponirt erschien, traten nach Schluss der Prüfung noch immer frische Warzen hervor, sodass er am 11. Dezember noch zweiundzwanzig von verschiedener Grösse hatte; um dieselbe Zeit waren sie bei dem jüngeren Knaben jedoch schon bis auf eine wieder vergangen. — Es ist in diesen Prüfungen auffallend, wie das Mittel, das sonst eine solche Reihe von bedeutenden subjectiven Symptomen hervorzurufen pflegt, hier seine ganze Kraft auf das Hautgewebe gerichtet und dieselbe in der Erzeugung der Warzen erschöpft zu haben scheint. — Der therapeutische Versuch hat den Erwartungen, die man auf Grund des Aehnlichkeitsgesetzes in Bezug auf die Heilung von Hautwarzen an Thuja stellen durfte, vielfach entsprochen. Wir geben folgende einzelne Fälle:

Dr. Frank in Osterode, der vor vierzehn Jahren mit vielen Warzen an den Händen behaftet gewesen, die mit Antimon-Seife vertrieben wurden, hatte seit vier Jahren am linken Nasenloch einen breit aufsitzenden, etwas beweglichen Auswuchs, an dem er öfter bis zum Bluten zupfte, worauf sich eine ungestielte Warze entwickelte, die den Umfang einer grossen Erbse erreichte. Dr. Fr. rieb dieselbe lediglich ein paar Mal mit Thuja-Tinctur ein. Nach einigen Tagen wurde die Warze schwarz und bekam an der Oberfläche viele Risse. Nun entfernte er die aufgesprungene Rinde mit einem Messer und überlies den Auswuchs sich selbst. Dieser vergrösserte sich wieder, aber die Oberfläche blieb glatt, glänzend, hornartig. Jetzt wandte Dr. Fr. das Mittel wieder äusserlich an, und schon am nächsten Tage trat dieselbe Veränderung wie das erste Mal in Farbe und Form des Auswuchses ein; er setzte dies mit Einhaltung von Pausen einige Zeit fort. Die Warze wurde hiernach kleiner und in vier Wochen (die Pausen mit eingerechnet) war der Prozess der Rückbildung vollendet und die Warze vergangen.

Ein vierzehnjähriger Knabe von scrophulösem Habitus hatte an den Händen 30—40 Warzen; besonders war der Handrücken damit besät. Ihre Grösse war von einem Hirsekorn bis zu einer Erbse. Die Oberfläche war bei den kleineren glatt, fast durchscheinend, bei den grösseren rauh, punktirt, dem Blumenkohl ähnlich. Ihre Consistenz war nicht gar hart.

Am 6. October 1844 erhielt Patient die erste Verdünnung der Thuja, Abends fünf Tropfen; dabei sollte er zugleich mit der etwas gewässerten Tinctur des Mittels die Warzen täglich auswaschen. Obgleich der Knabe das Mittel sehr unregelmässig gebrauchte, war doch schon am 17. November (also nach Verlauf von sechs Wochen) nicht die geringste Spur von einer Warze mehr zu sehen, ja es war nicht einmal der frühere Standort derselben durch eine Veränderung der Haut zu erkennen. — Interessant in diesem Fall ist noch eine während dieser Heilung auftretende Nebenerscheinung, die wir entschieden auf die Wirkung der Thuja setzen müssen; es bildete sich nämlich am oberen Lidrand, dicht am innern Winkel des rechten Auges ein dunkelrother Knoten, der erst weich, allmälig fester wurde und die Grösse einer Zuckererbse erreichte. Dieser abscedirte, entleerte viel Eiter und heilte dann spontan.

Folgender Fall zeigt uns eine Verschiedenheit im Heilungsvorgang je nach der Art der Warzengebilde. Er betrifft ein vierzehnjähriges, noch nicht menstruirtes Mädchen von dunklen Haaren und Augen, welches

an der rechten Hand wohl an 25 Warzen hatte, diese waren theils hornartig (wie Hühneraugen), theils weniger hart und an der Oberfläche rauh, oder glatt und klein. Das Mädchen brauchte das Mittel, wie oben der Knabe, innerlich und äusserlich; als sie aber 30 Tropfen der Dilution verbraucht hatte, hörte sie mit Einnehmen auf und wandte die Tinctur gegen 5 Wochen nur noch äusserlich an. Danach vergingen wohl die Hälfte der Warzen gänzlich, die anderen wurden flacher und niedriger, aber sie verschwanden nicht vollkommen. Der Heilungsvorgang war zweifacher Art: Bei drei hornartigen Warzen entzündete sich das subcutane Zellgewebe und es bildete sich ein Abscess, nach dessen Eröffnung die über dem Eiterheerde befindliche Haut sammt der Warze abstarb. Die kleinen glatten und weichen Warzen wurden allmälig glatter und verschwanden ganz unter Abschilferung (Defurfuratio) der übereinander gelagerten Hautschichten, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Dr. Blödau wendete in einem Fall gegen Warzen in grosser Anzahl Thuja 30. Verdünnung an, worauf heftige Verschlimmerung eintrat. Nach acht Tagen gab er nun mit Thuja 30 befeuchtete Streukügelchen, und nach vier Wochen waren alle Warzen abgefallen.

Folgende, von Dr. G. W. Gross im Archiv 15. 3. mitgetheilte Heilungsgeschichte ist in mehrfacher Hinsicht ebenso lehrreich als interessant.

Ein junger Mann, gegen 30 Jahre alt, klagte ihm schriftlich Folgendes: Ich leide an einem Flechtenausschlag, der sich über das ganze Gesicht verbreitet. Er zeigt sich besonders nach Erhitzung als rothe Flecke, die dann weisse Schuppen absetzen, und verursacht Stechen, Brennen und Jucken. Zuweilen sind auch die Augenlider ganz davon bedeckt. Ausserdem leide ich an Schwäche des Magens mit Säure und Aufstossen, an Aufgetriebenheit des Unterleibes mit Blähungen, an Hartleibigkeit mit Brennen am After, an Herzklopfen und zuweilen an Rückenschmerzen. Als Kind hatte ich einen Ausschlag auf dem Kopfe und in meinem 14. und 21. Jahre im Gesicht. Mit 17 Jahren bekam ich kleine Hauterhöhungen auf den Händen, ähnlich den Warzen, welche von Jahr zu Jahr an Grösse und Menge zunahmen. Dagegen brauchte ich mit 25 Jahren ein äusseres Mittel, wonach die Warzen vergingen, sich aber nach 10—12 Tagen jene Flechtenausschläge im Gesicht einstellten, von denen ich bis heute nicht befreit werden konnte. Gebraucht habe ich schon blutreinigenden Thee, Schwefel, Graphit und Quecksilber, aber ohne Erfolg. Auf eine sechs-

wöchentliche Kur in Carlsbad verschwanden die Flechten auf mehrere Monate, aber seit längerer Zeit haben sie sich wieder eingestellt.

Dr. Gross schickte dem Patienten acht Gaben Arsen 30 mit der Weisung, jeden vierten Tag eine zu nehmen. Danach kamen wieder einige Warzen zum Vorschein, ohne aber dass sich die Flechte verlor. Dieser Umstand (wohl auch die Annahme eines sykotischen Grundleidens, Ref.) führte Dr. G. auf die Wahl von Thuja, von der er sechs Gaben (wahrscheinlich wohl in der 30. Verdünnung, Ref.) in viertägigen Zwischenräumen nehmen liess. Der Erfolg war, dass die Warzen sowohl als auch die Gesichtsflechte vergingen.

Eigene Beobachtung.

Ein Mädchen von ca. vier Jahren mit blonden Haaren und Augen und zartem Körperbau, hatte an den Fingern beider Hände eine beträchtliche Anzahl kleiner, rundlicher, glatter Warzen. Die Mutter dieses Kindes hat vielfach an Gebärmutterentzündung, Menorrhagien gelitten, war im höchsten Maasse nervös, und hegte ich Verdacht, dass sie von ihrem Mann mit sykotischem Gift inficirt worden sei: Das Kind erhielt Thuja 30, alle vier Tage fünf Streukügelchen: nach Ablauf von etwa sechs Wochen waren die Warzen geschwunden und sind auch nicht wiedergekehrt: ein Heileffekt, der vielleicht von allopathischer Seite — wenn nicht abgeleugnet — doch als etwas Unbedeutendes angesehen werden möchte, den ich jedoch als ein wichtiges Zeugniss für die Trefflichkeit unserer Heilkunst hochhalte. —

Auch in der Thier-Heilkunst hat sich unsere Thuja bei Warzenbildungen wohl bewährt. So wird im Archiv 14. 2. 108 berichtet: Bei einem Pferde, welches Warzen an Kopf und Schwanz seit einigen Jahren hatte, heilten dieselben nach Thuja 2 Tropfen, später Thuja 18 und 20 repet. in drei Wochen vollkommen. — Bei drei Kühen heilten Warzen am Euter nach Thuja 2. 6 Tropfen vollständig.

Dr. Genzke berichtet in seiner homöopathischen Arzneimittellehre für Thierärzte folgenden Fall: Bei einem jährigen Kalbe zeigte sich eine Menge unregelmässiger, gestielter und ungestielter, mit einander verwachsener, leichtblutender Warzen, in der Gegend des Enters und in der Nähe des Afters. Diese Warzen sonderten eine übelriechende, schmierige Feuchtigkeit ab. Dabei war das Thier rauhhärig, abgemagert, und hatte in den Haaren eine schmierige Feuchtigkeit. Weder das Abschneiden der Warzen und darauf folgendes Brennen derselben mit Glüheisen, noch das Bestreichen mit Salpetersäure leisteten etwas;

die Warzen wuchsen immer wieder; Thuja, innerlich und zugleich das Bestreichen äusserlich mit der reinen Essenz beseitigten das Uebel binnen fünf Wochen.

Die Heilungen von condylomatösen Hautexcrescenzen mittelst Thuja, so glänzend sich das homöopathische Heilprincip in ihnen offenbart, lassen wir hier bei Seite, um die Grenzen dieses Aufsatzes nicht gar zu weit hinauszuziehen.

Calcarea carbonica.

Pathogenesis: Es entstehen sehr viele, ganz kleine Warzen. Hahnemann's Chron. Krankh. I. 9. 15.

Warzenähnliche Auswüchse hinter dem Ohr entzünden sich und werden zu Geschwüren. 916.

Eine Warze in der Ellenbogen-Beuge entzündete sich, schmerzte wie Blutschwär und vertrocknete. 917.

Mit Calcarea carbonica eröffnet sich die Reihe der Warzenmittel aus den von Hahnemann als Antipsorica bezeichneten Mitteln, Heilmittel, von denen man, abgesehen von allen therapeutischen Anschauungen, wenigstens die Thatsache festzuhalten hat, dass sie die Heilung chronischer, oft mit chronischen Gewebsstörungen einhergehender Krankheiten auf centrifugalem, d. h. auf einem nach aussen gerichteten Wege vollbringen, indem sie zuletzt das Hautorgan zu einer Art kritischen Ausscheidung von Auswurfsstoffen benutzen. Beim spontanen Heilungsvorgange sehen wir auch nicht selten, wie die krankhafte Erregung sensibler oder motorischer Nerven durch Eintritt des peripherischen, trophischen Nervensystems in die Action zur Norm zurückgeführt wird. (Dahin zielen ja auch die sogenannten Krisen, der Badeausschlag bei der Hydrotherapie.) Sind nun Warzen oft die Ausdrücke einer Gewebsstörung eines innern Organs, so ist es plausibel, wie unsere Antipsorica dann so gute Dienste leisten können, noch mehr aber, wenn das Hautgewebe selbst Sitz und Heerd einer Ernährungsstörung ist. Unsere Calcarea carbonica bezeugt sich in der Praxis bei den Warzen, die im jugendlichen Alter auf scrophulösem, bleichsüchtigem, hydrogenoidem Boden sich entwickeln, in hervorragender Weise. Hierzu einige einzelne Fälle als Illustration!

Bei einem vierjährigen Mädchen, das früher an Flechten gelitten hatte, war seit mehreren Monaten Gesicht, Ohr und Hals mit einer Menge von Warzen übersät; diese hatten die Grösse eines Stecknadelknopfes bis zu der einer Zuckererbse, waren an der Basis weich, fast von der Farbe der Haut, auf der Oberfläche hart, rauh, weisslich, horn-

artig. Nach dreimonatlichem Gebrauch von Calcarea carbonica 15,16, (6 Gaben) schwanden dieselben, indem die Basis sich entzündete, worauf die Warzen zu einem dunkelbraunen Schorf zusammentrockneten, der mittelst Eiterung abgestossen wurde. Allg. hom. Zeit. 5. 83. Knorr.

Bei einem zweieinhalbjährigen Knaben wurden ebenso gestaltete Warzen, aber nicht in so grosser Anzahl, im Gesicht durch Calcarea carbonica 15. 2 Tropfen innerhalb zweier Monate beseitigt, und zwar ganz in derselben Weise. Ibidem.

Ein Knabe von fünf Jahren hatte seit zwei Jahren eine grosse Menge Warzen am rechten Arm; diese verschwanden nach Calcarea carbonica 30, wöchentlich eine Gabe, in vier Wochen. Ibidem.

Ein Mädchen von vierzehn Jahren hatte nach Masern eine Art Chorea bekommen, dazu an den Händen eine Anzahl kleinerer und grösserer Warzen; letztere wurden nach Calcarea carbonica immer flacher und verschwanden eine nach der anderen. Arch. 8. 1. 46. Rummel.

Causticum.

Pathogenetisches: Ein Ausschlagsknötchen am Zeigefinger wird zur Warze. Hahnemann's chronische Krankh. Bd. IV. 859.

Alte Warzen an der Nase oder an den Augenbrauen — diese Bemerkung des Meisters in der Einleitung zu jenem Mittel rührt ohne Zweifel ex usu in morbis her.

So geringfügig diese Daten erscheinen, so hat doch die therapeutische Anwendung, indem sie die auf das Hautgewebe gerichtete spezifische Tendenz dieses wichtigen Mittels und seine sonstigen spezifischen Eigenthümlichkeiten berücksichtigte, die Wirkung desselben bei Hautwarzen deutlich konstatirt.

Ein Mädchen, fünfzehn Jahre alt, schlank, blond, bekam vor längerer Zeit eine Warze an der Spitze des linken Zeigefingers, ganz dicht am Nagel. Sie erhielt Causticum 12 drei Tropfen in einer halben Unze gewässerten Weingeistes, womit sie Morgens und Abends eine kleine leinene Kompresse angefeuchtet auf die Warze aufband. Nach fünf Tagen hatte sich die Warze schon etwas verkleinert. Nun wurde das Mittel blos Abends angewandt, und nach zehn Tagen nur noch alle zwei Tage einmal. Nach fünfzehn Tagen war die Warze verschwunden; sie war nach und nach vertrocknet und hatte sich von der darunter liegenden gesunden Haut abgeschält. Archiv 18. 1. 67. Tietze.

Hier hat also Causticum in der äusserlichen Anwendung einer verhältnissmässig hohen (der zwölften) Verdünnung zur Heilung der Warze geführt.

Causticum 200, eine Gabe, beseitigte bei einem Mädchen von zehn Jahren eine Warze mit breiter Basis am Nagelglied des rechten Daumens, welche schon längere Zeit bestanden hatte. Die Warze entzündete sich und heilte durch Vereiterung, eine kleine weisse Narbe hinterlassend. Archiv 3. 2. 133.

Ein Mann von 50 Jahren hatte neben Fehlern der Sehkraft, dichtem Flor vor den Augen, alte warzenartige Auswüchse im Gesicht; nach Causticum 200 vergingen dieselben. Allg. h. Z. 34. 152. Nunnez.

Goullon sen. heilte sehr schmerzhafte, entzündete Warzen mit Causticum 30 eine Gabe in vier bis sechs Wochen. Arch. 14. 2. 108.

Lycopodium.

Pathogenetisches: Ein paar Knötchen am Zeigefinger, Warzen ähnlich, welche aber bald vergehen. Hahnemann's chronische Krankh. Band II, 618.

Espanet sagt, wie die sykotischen Excrescenzen von Lycopodium, sind die von demselben gebildeten Warzen zerklüftet oder gefurcht, mit einem herpetischen Hof kleienartiger Abschilferung umgeben. — Doch spricht folgender Fall nicht für die letztere Angabe:

Ein Mädchen, scrophulös, sechs Jahre alt, mit den dem Allgemeinleiden entsprechenden Geschwüren behaftet, bekam einst über Nacht eine bedeutende Menge kleiner, weicher, gestrahlter Wärzchen am Kinn. Nach Lycopodium 6. früh und abends zwei Tropfen und Befeuchtung der Warzen mit Tinct. Lycopod. verloren sich in wenigen Tagen alle und auch die scrophulösen Geschwüre erhielten ein besseres Ansehen. Hirsch, Zeitschrift 4. 189. Teller.

Natrum muraticum.

Hahnemann's chronische Krankh. IV. Er bekommt einige Warzen im Handteller, welche beim Aufdrücken schmerzen.

Die alten Warzen fangen an schneidend zu schmerzen. Ferner findet sich in der Nachprüfung des Kochsalzes (s. österreich. Zeitschr. f. Hom. IV, 1.) eine hierher bezügliche Beobachtung. Der Fall betrifft ein Mädchen von 18½ Jahren, von scrophulöser Konstitution, das als Kind neben einer Reihe von ausgeprägten scrophulösen (psorischen) Affectionen auch eine Neigung zur Rachitis gezeigt und vom vier-

zehnten bis zum siebenzehnten Jahre (wo die Menses eintreten) an hochgradiger Chlorose gelitten. Seit circa anderthalb Jahren, während die Regel sparsam, unordentlich, bleich und wässerig war, befiel die Patientin eine unwiderstehliche Neigung, Kochsalz, oder auch Zucker zu geniessen. Von jener Zeit erzeugten sich bei ihr auf beiden Händen so ungeheuer viele Warzen (wovon früher nur zwei bis drei vorhanden), dass man auch nicht eine stecknadelkopfgrosse Stelle daran freifand. Auch bestanden seit einem Jahre leichte Anfälle von Magenkrampf, die sich später verschlimmerten und mit Unterleibskrämpfen combinirten. Dabei nahm die Körpermasse immer mehr ab und wurde ihr Aussehen immer bleicher. Dr. Engelhardt, der diesen Fall in Thirer's praktischen Beiträgen (I., 149) berichtet, fand erst im Spiritus nitri dulcis, nachdem er mehrere Mittel ohne Erfolg gegeben, das wahre Heilmittel. Er hat das letztere als das von Hahnemann gegen übermässige Kochsalzwirkung gefundene und erprobte Antidot verabreicht; zuerst 4. Verdünnung, täglich 2 Tropfen, später in geringeren Gaben. Der Erfolg war ein schlagender: Binnen sechs Tagen waren fast sämmtliche krankhafte Zufälle verschwunden. Sämmtliche Warzen auf den Händen vertrockneten in kurzer Zeit.

Wenn hier schon das gesammte Krankheitsbild mit den pathogenetischen Erscheinungen des Kochsalzes eine unverkennbare Uebereinstimmung bekundeten, so hat die Wirkung des dem Kochsalz antidodarisch gegenüberstehenden Sprit. nitr. dulcis dies erhärtet; somit hat sich hier aber auch die Warzen erzeugende und befördernde Kraft von Natron muriaticum, die sich in Hahnemann's Prüfung schon zeigt, bis zur Evidenz bestätigt. — Ich möchte die Aufmerksamkeit der Herren Kollegen auf dies Mittel bei Vorhandensein übermässig entwickelter Warzen an den Fingern und Händen bei jenen blutarmen, chlorotischen, mit allerlei Magen- und Unterleibsbeschwerden, Stuhlverstopfung, blasser, sparsamer, unordentlicher Regel behafteten Mädchen hinlenken. — Dass aber auch bei der männlichen Jugend unser Mittel unter entsprechenden Verhältnissen seine Heilkraft bewährt, dafür will ich einen kleinen Belag aus eigener Praxis beibringen:

Eigene Beobachtung.

Ein Knabe von 12 Jahren leidet öfter an plötzlichem Herzklopfen, ein organisches Herzleiden liegt aber nicht vor. Was ihn am 13. Oktbr. v. J. zu mir führte, waren eine Menge breiter, ungestielter, glatter Warzen, die sich an den Fingern und der Hohlhand, besonders aber

auf dem Rücken beider Hände zeigten; die linke Hand ist aber vorzugsweise Sitz derselben. Patient bekam zunächst Thuja 30 in Streukügelchen, alle vier Tage eine Gabe von 5 Stück. (Die Mutter, die ich auch in Behandlung habe, litt an einem Gebärmutterleiden, für dessen sykotische Natur vielfache Anzeichen waren.) Die Wirkung der Thuja, die der Knabe bis zum Februar fortgebrauchte, blieb aus, auch als ich bis zum März die Nachwirkung abwartete. Nun gab ich ihm Natron muriaticum 6. Verreibung Morgens und Abends eine kleine Messerspitze voll. Bis zum 3. April c. waren die Warzen am Handrücken und an den Fingern vergangen; die in der Vola manus waren kleiner geworden, und sind in der Folge auch völlig verschwunden. Das Herzklopfen hatte sich inzwischen auch verloren. — Die Dosis war eine fast zu starke, dies bewiesen die beim Gebrauch des Mittels aufgetretenen Nebenerscheinungen: er bekam öfter beim Gehen einen heftigen Druck auf der Brust, der sich bis zum Rücken hin erstreckte, den Thorax so zusammenpresste, so dass er hinfiel. Auch hatte er einige Mal während des Mittelgebrauchs nächtliche, epilepsieartige Zufälle gehabt, woran er früher nie gelitten, so dass ich mich genöthigt fand, das Mittel später in Einschaltung von zweitägigen Pausen zu verabreichen. —

Sepia.

H.'s chron. Kr. III., 874.

An der äusseren Seite der Hand will sich eine Warze bilden. Hartmann sah in zwei Fällen Fingerwarzen nach Sepia verschwinden (Allg. h. Zeit. 1. 76) und Schrèter, ibidem 33. 49, nach Sepia 1600 Warzen am Halse, mit hornartigem Auswuchs in der Mitte, nach drei Monaten abfallen, und ibidem 42. 72, kleine juckende, platte, härtliche Warzen an Händen und Gesicht nach Sepia 1000 drei Gaben nach zwei Monaten sich verlieren.

Sulfur.

Dass ein Mittel wie Sulfur, der Hauptrepräsentent der antipsorischen Heilmittel, das auf die Haut einen so eminenten Einfluss ausübt, auch auf die Warzengebilde einwirken möchte, liesse sich a priori annehmen, die Prüfungen haben dennoch kein positives Resultat nach dieser Richtung hin geliefert; ein klinischer Fall spricht aber dafür.

Eine Hysterica litt neben verschiedenen Beschwerden auch an hornartigen Warzen an den Fingern, wie Hühneraugen; diese ver-

kleinerten sich beim Gebrauch von Sulfur (wahrscheinlich 30. Potenz, Ref.) und verschwanden endlich ganz. Archiv 10. 2. 106. Rückert.

Damit hätte ich das klinische Material, so weit es mir zu Gebote steht, hinsichtlich des uns beschäftigenden Gegenstandes erschöpft. Indessen ist noch eine ganze Anzahl von Mitteln vorhanden, von denen wir theils durch die Prüfungen, theils durch deren therapeutischen Gebrauch erfahren haben, dass sie Warzen oder ihnen analoge Gebilde auf der Haut hervorzubringen vermögen, oder schon bestehende mehr oder weniger beeinflusst haben. Ich nenne nur: Ambra, Antimon, Arsen, Baryt, Borax, (Natron boracicum, wie überhaupt die Natronmittel, schon Natron carbonicum hierher gehören), Carbo animalis und vegetabilis, Chelidonium, Euphorbium, Euphrasia, Hep. sulf., Kali, Laches., Nitr. acidum, Petroleum, Phosphor, Ruta, Sabina, Sassaparilla, Silicea, Staphysagria, Sulf. acidum.

Hören wir noch, was der vielerfahrene Jahr in seinem therapeutischen Leitfaden, worin er die Qnintessenz seiner klinischen Erfahrungen gegeben, in Bezug auf diesen Gegenstand sagt: „Es ist mit den Warzen eine eigene Sache. Einige, besonders wenn ihrer viele sind, heilen sich gewöhnlich sehr schnell, andere, besonders alte, einzeln stehende, oft nur sehr schwer.“ Das hat wohl seinen Grund darin, meine ich, dass die in grösserer Anzahl auftretenden Warzen mehr einem krankhaften, auch durch andere Zeichen ausgesprochenen Zustande, ihr Dasein verdanken, wodurch dann auch die Mittelwahl bestimmt und die Heilung so erleichtert wird; eine einzelne Warze kann viel eher ohne ein Grundleiden, durch zufällige, gelegentliche, örtliche Anlässe entstanden sein. — Auf den Ort, wo die Warzen stehen, scheint es dabei weniger anzukommen, fährt Jahr fort, da er mit demselben Mittel sehr oft diese Gebilde an den verschiedensten Orten geheilt habe, obschon die an den Händen und Fingern vorzugsweise Calc., Sepia, Rhus, Dulcam. und Thuja verlangen, sowie die im Gesicht vorzugsweise Caustic. und Calc. — Die nahe an den Nägeln vorkommenden heilt, wenn sie mehr fleischig sind, fast stets Caustic., sowie denn überhaupt die fleischigen besonders für dies Mittel geeignet sind, nebst Rhus und Dulcam.; die hornartigen dagegen eher Calc., Sepia, Ant. crud. und Thuja; die gestielten aber vor allen Dingen Lycopodium oder Caust. verlangen. Ausserdem hat er Warzen auf dem Rücken der Hand oder den Fingern mit Natr. carb. und Dulcamara geheilt, sowie die an den Seiten derselben mit Sepia, Thuja und Calc. Bei einer Dame, die den ganzen Hals voll kleiner gestielter Wärzchen

hatte, that Lycopodium wahrhaft Wunder, indem dieselben, die schon manches Jahr dagesessen hatten, in weniger als vierzehn Tagen fast ganz vergingen. — Die Art der Warzen ist viel wichtiger als der Standort. — Bei einzeln stehenden Warzen hat ihm Caust. und Natr. carb., zuweilen auch Calc. c. gute Dienste geleistet. — Interessant wäre es zu erfahren, wie sich Schüssler's Haut- nnd Bindegewebs-Mittel diesen Hautexcrescenzen gegenüber verhalten; vielleicht theilt uns der Herr Kollege gelegentlich seine Erfahrungen hierüber mit; namentlich dürfte Kali sulfuricum hier in Betracht kommen, neben Calc. ph., Natr. mur., Kalium chlorat., Silicea. —

Wer etwa den Gegenstand dieser kleinen Abhandlung für geringfügig, ja kleinlich halten möchte, so dass er mit einem tant de bruit pour une omelette darüber aburtheilte, dem antworten wir: ex ungue leonem! Für uns Homöopathen, die Mikrodosisten, ist anch die Mikrologie in der Diagnostik jedes einzelnen Falles pflichtgemäss; ein unscheinbares, aber charakteristisches Symptom kann oft bei der Mittelwahl stark in's Gewicht fallen, ja den Ausschlag geben. —

Ueber die Wirksamkeit heisser Wasserinjektionen gegen Uterinblutungen.

Von Dr. Windelband, prakt. Arzte in Berlin.

Im Jahre 1875 veröffentlichte ich zuerst meine Erfahrungen über dies einfache, nnd doch so heroische Mittel gegen gefahrbringende Uterinblutungen der Geburtsperiode, sowohl bei frühzeitigen Ausstossungen der Frucht, in specie Abortus, als bei Blutnngen späterer Entwicklungsstadien des schwangeren Uterns, den Frühgebnrten und dem normalen Ende der Schwangerschaft.

Wie bei allen neu auftauchenden Mitteln ungewöhnlicher Art, namentlich wenn sie von einem Arzte veröffentlicht werden, der sich mehr oder weniger von der Schulmedizin entfernt hat und als einfacher

Praktiker seine Wege der Erfahrung geht und kein Professor ist, wurde auch mir, dem damals schon stark homöopathisch angehauchten und als solchen in Berlin bekannten Arzte, das grösste Misstrauen und achselzuckender Zweifel entgegengebracht, als ich das mir durch Zufall aufgestossene wunderbare Mittel, heisse Wassereinspritzungen gegen Gebärmutterblutungen, zum ersten Male öffentlich empfahl auf Grund selbst gemachter, vielfacher Versuche und günstiger Beobachtungen. Hitze gegen Blutungen, ein Paradoxon beim ersten Anblick. — Ich übergehe die persönlichen Erfahrungen, die ich im Kreise der mir bekannten Kollegen gemacht, und constatire, dass Jahre darüber hingingen, bis die nach mir von einigen weniger skeptischen Aerzten, welche meine Versuche nachgemacht, veröffentlichten Bestätigungen den Heisswasserinjectionen die allgemeine Anerkennung und damit die berechtigte Verbreitung verschafften. Betonen muss ich aber an dieser Stelle, dass der erste, welcher die Veröffentlichung meines, in der Gesellschaft für Heilkunde zuerst über dieses Thema gehaltenen Vortrages, aus eigener Initiative anstrebte, Dr. Rosenthal, der Redakteur der „Allg. med. Centralzeitung", war, desjenigen Blattes, welches in der Neuzeit ohne Scheu und mit einem, bei der heutigen Situation des Kampfes und des Frontmachens der Schulmedizin gegen die Homöopathie, geradezu bewunderungswürdigem Freimuthe und mit echter wissenschaftlicher Loyalität, Artikel, z. B. des Dr. Ide, über die Wahrheit homöopathischer Heilwirkungen veröffentlicht hat, eines Blattes, welches so recht dem Bedürfniss der Praktiker dient und mir wenigstens schon viele Anregung gegeben hat. — Wenn ich nun an dieser Stelle über die jetzt allgemein bekannte Wirksamkeit der Heisswasserinjektionen mich auslasse, so geschieht es hauptsächlich deshalb, weil ich das Bedürfniss habe, den Kollegen nach einer Reihe von Jahren Rechenschaft zu geben, was aus der von mir in Deutschland eingeführten Methode, die jetzt jeder Hebeamme bekannt und von jedem Geburtshelfer geübt ist, geworden, was von ihr, der im ersten Enthusiasmus vielleicht etwas zu warm gepriesenen, Gutes und für die Arztwelt Brauchbares geblieben ist und ob sich alle die von mir zuerst aufgestellten Indikationen wirklich durch eine langjährige und allseitige Erfahrung bestätigt haben.

Vor Allem muss ich ausdrücklich betonen, wie auch bei meiner ersten Veröffentlichung geschehen, dass ich nicht der Erfinder der Methode bin, sondern sie einer zufällig mir aufgestossenen Notiz aus der homöopathischen Litteratur verdanke. Das Einzige, was ich mir selbst vindicire, ist, dass ich den Muth gehabt habe, sie in einem Falle

der Noth anzuwenden, der allerdings im Misslingen mich leicht hätte mit dem Staatsanwalt in Berührung bringen können. Diese Notiz stammt aus der Internat. homöop. Presse, Bd. IV., Heft 2, in welcher ein Arzt aus Rhode-Island*) bei Gebärmutterblutung, in specie bei einem schweren Falle von Verblutung bei Abort die Applikation heisser Einspritzungen in die Scheide, resp. an die Gebärmutter, als von gutem Erfolg begleitet, erwähnt. Der Fall, in dem ich sie zuerst anwandte, war folgender und verdient schon deshalb einer ausführlichen Erwähnung, weil er die Wirksamkeit des Mittels nach allen Seiten so recht charakterisirt. Im Jahre 1874 wurde ich zu einer Kreissenden gerufen, bei der die Geburt unter Leitung einer Hebeamme schon seit einer Reihe von Stunden im Gange war, und durch sehr heftige Blutungen dieselbe nöthigte, zum Arzt zu schicken. Ich fand eine centrale Placenta praevia vor, der untere Gebärmutterabschnitt tetanisch contrahirt, fast ring- und wallartig der eingehenden Hand einen unbezwinglichen Widerstand entgegensetzend, dabei eine unausgesetzt strömende, erschreckend heftige Blutung, die nach Aussage der Hebeamme schon seit Stunden dauerte und die Kreissende dem Tode nahe geführt hatte; pulslos, mit kalten Extremitäten, bewusstlos, bot sie für den Arzt die dringende Veranlassung zum schleunigen Handeln. Ich versuchte gewaltsam in den Uterus einzudringen, um die Placenta bei Seite zu schieben, resp. sie zu lösen und durch die Wendung das Kind zu Tage zu bringen, doch scheiterte dieser Versuch an der unüberwindlichen Rigidität des im untern Abschnitt wallartig zusammengezogenen Uterus. Da fiel mir jene Notiz von der heissen Einspritzung ein, die ich lediglich in dem Gedanken benutzen wollte, die Starrheit des tetanisch contrahirten unteren Uterusabschnittes zu lösen, um zur Wendung gelangen zu können; zum Staunen und Schrecken der Hebeamme befahl ich das zum Bade des erwarteten Sprösslings schon vorräthige heisse Wasser herbeizubringen und machte

*) Dr. T. H. Mann auf Block-Island, im Staate Rhode-Island, brauchte, ohne dass er angiebt, auf welche Weise er auf die Idee gekommen, in zwei Fällen von Abort vom zweiten und vom dritten Monat, diese Injektionen in die Scheide, resp. gegen den Uterus (er sagt ausdrücklich „nicht gerade in den Uterus hinein, obschon wahrscheinlich etwas hineindrang"); er machte also keine Intrauterininjektionen, indessen nach den, in meinem ersten Falle geschilderten, Erfahrungen war der nächste Schritt, die Heisswasserinjektionen nicht nur in die Scheide und in das untere Uterussegment, resp. den Muttermund, sondern direkt in die erweiterte Gebärmutter zu machen, nicht weit, und die bereitwillige Reaktion des Uterus, die energischen Kontraktionen seiner Wandungen nach den heissen Injektionen, liess von vornherein die Möglichkeit einer üblen Nebenwirkung, etwa Eindringen in die Tuben etc., ausschliessen.

theils an den Uterus und theils in die Muttermundöffnung hinein, hintereinander, mit dem zum Glück vorhandenen Irrigator heisse Einspritzungen in die Scheide, und siehe da, von der Applikation des ersten Inhalts des Irrigators an liess die bisher geradezu erschreckende Blutung total nach, der tetanisch contrahirte Gebärmutterabschnitt zog sich völlig zurück, unter allgemeiner Contraction des Uterus traten kräftige Wehen ein, es gelang die vorher bei den Repositionsversuchen schon abgetrennte Placenta ohne jede Spur von Blutung bei Seite zu schieben, und die weitere Geburt ging ohne Anwendung von Kunsthilfe glücklich von Statten.

Dies in Kürze der erste Fall, der mich zu weiteren Versuchen ermuthigte, die ich seit dieser Zeit in grosser Menge, bei allen möglichen Formen von Gebärmutterblutungen fortgesetzt habe, mit ausgezeichnet wohlthätigem Erfolge, und zwar nicht nur bei Geburten, sondern in einer grossen Anzahl von Aborten, von Menstruationsblutung, von Blutungen bei Neubildungen, Polypen, Fibromen, Carcinomen etc. Was nun die Dignität der Methode betrifft, so will ich in Kurzem hier ein Resumé darüber geben, welches das Resultat meiner seit etwa acht Jahren in unzähligen Fällen gesammelten Erfahrung ist. Voran steht die Methode, die am besten mit dem Irrigator und einem gut desinficirten Hartgummirohr, eventuell mit einem durchbrochenen Katheter ausgeführt wird, bei sogenannten Blutungen aus Atonie des Uterus nach der normalen rechtzeitigen Entbindung, jenen Blutungen, die mit dem althergebrachten Secalepulver, dem Sandsack, resp., dem Schrecken jedes vernünftigen Geburtshelfers, der Eisinjection oft vergeblich bekämpft wurde, weil die Gefahr eine zu plötzliche, die Blutung eine zu rapide ist, und bei allen diesen Mitteln zu viel Zeit vergeht und jede Minute für das Leben der Patientin kostbar ist. Man bedenke, was für grosse Gefässlumina an der Placentarstelle eines von seiner ausgetragenen Frucht befreiten Uterus offen stehen.

Hier ist die Heisswasserinjektion souverän und von zauberhafter Wirkung. Abgesehen von der prompten Zusammenziehung der Gebärmutter und dem Abschneiden der gefahrdrohenden Blutung, ist die Wirkung auf die Wöchnerin eine äusserst wohlthätige, belebende und anregende, ganz im Gegensatz zu der höchst unangenehmen und gefährlichen Einwirkung der früher beliebten und ja auch unvermeidlichen Kälte der Kaltwasser- oder Eiseinspritzungen. Dabei wird das heisse Wasser, das zu 39—40 Grad, eventuell 41 Grad Reaumur, eingelassen wird, innerlich durchaus gut vertragen und verursacht keine unangenehme Empfindung für die Wöchnerin, höchstens an äusseren Theilen wird die

Hitze vorübergehend unangenehm bemerkt. Von irgend welchen Nachtheilen habe ich bei langjähriger, unendlich häufiger Anwendung nie etwas constatiren können.

Im stetigen Verhältniss steht nun die gute Wirkung mit der Ausdehnung des Uterus. Je weniger ausgedehnt die Gebärmutter ist, desto weniger prompt ist auch die Einwirkung der Hitze auf die Blutung derselben, desto dauernder, resp. häufiger muss die Applikation des heissen Wassers vorgenommen werden. Deshalb ist die Wirkung auch eine relativ schlechtere bei Aborten, wo es sich um eine viel rigidere, compaktere und weniger zugängliche Beschaffenheit der Gebärmutterwandungen handelt, die an und für sich weniger contractionsfähig sind, als bei einem Uterus von grösserer Ausdehnung durch eine im Wachsthum vorgeschrittene Frucht. Dasselbe gilt von allen Neubildungen. Dennoch behandele ich, wenn es irgend geht, einen Abortus selten mit Tampons oder andern örtlichen Eingriffen, und benutze zuerst unter allen Umständen die heisse Intrauterininjektion, und zwar in Fällen, wo der Inhalt der Gebärmutter, also faulende Placenta- resp. Fruchtreste oder Eihautfetzen, schlechte Granulationen der Placentarstelle, eine Infektionsquelle bildet, mit Carbollösungen, in den letzten Jahren lieber mit Salicylsäurelösungen mit Zusatz von salicylsaurem Natron, wegen der leichteren Löslichkeit und grösseren Gefahrlosigkeit gegenüber der Karbolsäure. Selbstverständlich giebt es auch hier Fälle, wo vor Allem die möglichst schnelle Entfernung des Uterusinhalts, resp. die Auskratzung mit dem scharfen Löffel, unumgänglich nothwendig ist. Ich kann aber versichern, dass ich eine grosse Anzahl von Aborten jeden Alters einzig und allein mit Heisswasserinjektion, zuerst von mir selbst in Form von Intrauterininjektionen, später von der Hebeamme oder von der Patientin selbst nur als Scheideninjektion, also nur möglichst an die Gebärmutter applizirt, behandelt und ohne weitere Eingriffe operativer Art habe günstig verlaufen sehen.

Auf nicht so günstigem Boden stehen die Neubildungen, sowohl die intrauterinen, wie die intramuralen der Gebärmutter. Hier bilden die Heisswasserinjektionen nur einen Nothbehelf, der allerdings oft vom Standpunkt der augenblicklichen Lebensrettung, oder in Fällen, wo operative Eingriffe ohne Nutzen oder nicht möglich sind, immerhin noch einen wichtigen Faktor der Behandlung von Blutungen ausmacht. Habe ich doch eine Reihe von Fällen von ausgedehnten Fibromen und Myomen des Uterus jahrelang durch consequente Heisswasserinjektionen vor den drohendsten Blutungen bewahrt und so über Wasser gehalten. Hier

sind dieselben aber, wie gesagt, nur durchaus palliativer Art. Ein höchst wichtiges Unterstützuugsmittel bilden sie aber bei den verschiedenen operativen Eingriffen, welche die pathologischen Zustände der Gebärmutter erfordern. Nach allen Erweiterungen des Uterus, bei allen und nach allen Absetzungen oder den Entfernungen von Neubildungen, vom Adenom bis zum Carcinom, bei allen Ausschabungen des Uterus etc. sind sie ein garnicht hoch genug zu schätzendes Mittel zur Beschwichtigung augenblicklich bei der Operation oder nach derselben auftretender Blutungen, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, dass ein Gynäkolog der Neuzeit ohne das heisse Wasser, welches ausserdem alle möglichen Zusätze medikamentöser Art gestattet resp. begünstigt, kaum auskommen wird.

Gegen passive und Stauungsblutungen des Uterus bei Lageveränderungen, chronischen Katarrhen und Erweiterungen desselben, bei profusen Menstruationsblutungen sind die heissen Einspritzungen nur von geringerem Werthe, jedenfalls nur palliative und von einigermassen erheblicher Einwirkung nur bei häufigen Applikationen, die in den meisten Fällen nicht angebracht sind. Dagegen empfehlen sie sich gegen Menstruations-Koliken, bei sturzweise und unregelmässig eintretenden Blutungen und haben dabei einen zweifellos beruhigenden, krampfstillenden Einfluss bei gleichzeitig blutstillender Wirkung. Sie machen die Blutung entschieden gleichmässiger und mässigen deren Heftigkeit. Im ganzen stehen sie aber bei Menstruationsanomalien gegen ihre Wirksamkeit bei aktuellen Blutungen zurück.

Was die Erklärung der Wirksamkeit betrifft, so bleibt, trotz aller Hypothesen darüber, die des mechanischen Reizes auf die glatten, organischen Muskelfasern des Uterus die einzig plausible. Am wirksamsten wird die Einwirkung der Hitze also nur auf Organe sein, die solche Muskelfasern besitzen wie der Darm, die Blutgefässe, Drüsengänge etc., wenigstens lässt sich aus der unzweifelhaft contraktionsanregenden Eigenschaft der Hitze auf den Uterus, der nur glatte Muskelfasern hat, der Schluss ziehen, dass die Hitze auch auf die andern Gewebe und Organe, welche glatte Muskelfasern führen, eine gleichmässig contrahirende Einwirkung haben wird. Man wird sich daraus auch die wohlthätge Einwirkung von heissen Umschlägen auf das Abdomen bei Darmkrämpfen, beziehungsweise durch partiellen Krampf hervorgerufenen Darmerweiterungen, resp. Auftreibungen, also bei Koliken des Darms, ebenso bei Gallensteinkoliken, bei tympanitischen Zuständen des Darms als Folgekrankheit bei Peritonitis, Peri-Para-

metritis und Metritis, bei Blasenentzündungen etc. etc. erklären können. Jedenfalls bietet die Thatsache der günstigen Einwirkung des heissen Wassers auf die Gebärmutterblutungen Anregung zu weiteren Untersuchungen auf physiologisch-physikalischem Gebiete.

Referate.

Von Dr. **Hafa**, prakt. Arzte in Herrnhut.

Studien über Digitalis.

Von Dr. **Martiny.**

(Revue Homoeopathique Belge.)

Ohne Zweifel bewirkt Digitalis zuweilen wunderbare Heilungen, aber mitunter hat auch ihre Anwendung schwere, selbst tödtliche Zufälle zur Folge. Ist es möglich, genau anzugeben, wann das erstere der Fall sein wird, ohne die letztere Eventualität befürchten zu müssen? Diese Frage kann nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nicht bejaht werden, was auch von aufrichtigen Autoritäten der allopathischen Schule zugegeben wird. Mehrere Ursachen tragen zu diesen Unklarheiten bei, und wir werden versuchen, denselben nachzuspüren und dieselben aufzuklären. Obgleich die Digitalis schon in den ältesten Zeiten als Heilmittel angewandt wurde, so begann doch erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts Wilhering und Cullen ihre Eigenschaften genauer festzustellen, indem ersterer ihre Wirkung als Hydragogum, letzterer ihre Action auf die Blutcirculation erkannte.

Bei einem Arzneimittel von so grosser Wichtigkeit ist auch die Zeit seiner Einsammlung und die Art seiner Zubereitung nicht gleichgültig; hierüber hat Apotheker Schneider in Basel werthvolle Untersuchungen angestellt, und dieselben im Jahre 1870 in der Schweizerischen Wochenschrift für Pharmacie veröffentlicht.

Derselbe stellte durch genaue Prüfungen fest, dass die Digitalis am kräftigsten sei und die meisten wirksamen Bestandtheile enthalte, wenn die Blätter Ende August oder Anfang September, nach dem Blühen und zugleich mit den am Stengel befindlichen Trieben, welche erst im nächsten Jahre zum Blühen gelangen, gesammelt werden. Das Gesammelte muss möglichst rasch bei mässiger Temperatur so weit getrocknet werden, dass das Parenchym zwischen den Fingern zerrieben

werden kann, und die Blattstiele nnd Rippen zurückbleiben. Das so bereitete, durch ein Sieb geriebene Pulver von grüner Farbe hält sich in einem trocknen Glase vor dem Licht geschützt ein Jahr lang vollkommen gut und wirksam. Die darans bereiteten Verreibungen müssen hingegen öfters erneuert werden. Das Infusum, welches vielfachen Beobachtungen zufolge in manchen Fällen die wirksamste Arzneiform ist, zeigt merkwürdigerweise eine verschieden dnnkle Farbe, je nachdem es mit destillirtem oder mit Quellwasser znbereitet wurde, indem das mit Quellwasser bereitete Infusum die dunkelste Farbe besitzt; ob die Wirkung der beiden verschieden zubereiteten Aufgüsse anch eine verschiedene, ist noch nnentschieden.

Allopathische Studien über die physiologische Wirkung von Digitalis, besonders auf das Herz.

Mnrray lieferte eine Zusammenstellung der ältesten Beobachtungen von Boerhave, Van Helmont, Haller, Withering, Darwin und Sanies. Nach diesen war die hauptsächlichste Wirkung der Digitalis die Verlangsamnng des Pulses, welcher bis zu dreissig Schlägen in der Minute heruntergehen konnte.

Sandars, Präsident der medizinischen Gesellschaft in Edinburg, gelangte dagegen zu einem entgegengesetzten Resultat, indem er in zweitausend Fällen fand, dass Digitalis die Freqnenz des Pulses in den ersten Tagen beschleunige. Jörg fand, dass der Puls zuerst beschleunigt werde, um später sich zu verlangsamen. Aehnliches beobachtete Maclean in zweihundert Fällen.

Merat nnd Delens beobachteten nach starken Gaben Uebelkeit, Schwindel, Speichelfluss, Pnlsbeschleunigung, späterhin Verlangsamung, Schlafsncht, vermehrte Urinsekretion.

Tronsseau und Pidanx fanden, dass Digitalis vorzngsweise diuretisch und beruhigend auf das Herz wirke.

Giacomini beobachtete, dass die Pflanzenfresser viel weniger empfindlich für die Wirknng der Digitalis sind, als die Fleischfresser.

Allopathische Anwendung der Digitalis in Herz- und Gefässerkrankungen.

Bayle sagt: Digitalis ist anwendbar bei einfachem Hydrops, der nicht mit Herzaffektion komplizirt ist, mit Blässe, allgemeiner Schwäche, weichem Pnls; anch bei hydropischen Anschwellungen, welche durch Herzkrankheiten bedingt sind, kann Digitalis nützen, doch ist dies unsicher.

Bei sechszehn Fällen von Herzaneurysma erzielte Bayle fünf Heilungen und vier Besserungen.

Merat und Deleus empfehlen gleichfalls bei organischen Herzerkrankungen Digitalis; sie mässigt die tumultuarische Aktion des Herzens.

Piasari fand, dass die diuretische Wirkung der Digitalis nicht sicher ist, weil sie nicht bei allen Kranken eintritt. Nach Fabre wenden beinahe alle Aerzte der Pariser Hospitäler Digitalis gegen die chronischen Herzerkrankungen an, welche in Klappenfehlern mit oder ohne Hypertrophie oder Erweiterung des Herzens bestehen.

Comte und Richard empfahlen Digitalis besonders bei nervösem Herzklopfen, während Trousseau, Pidoux und Grisolle finden, dass ihre Wirkung bei nervöser Ursache desselben unsicherer ist als bei organischer Veränderung des Herzens.

Niemeyer hält Digitalis für schädlich bei Herzerweiterung; bei Hypertrophie und Insufficienz der Aortenklappen nütze sie durch Mässigung der Herzfrequenz; bei Verengung des Aortenvolumens hält er sie für gefährlich, hingegen wiederum für nützlich bei Verengung der Mitralis, um die bessere Entleerung des Vorhofs zu bewirken. Im Allgemeinen hält er Digitalis für indizirt, wenn die Herzthätigkeit so beschleunigt ist, dass die Kontraktionen unvollkommen erscheinen.

Jaccoud giebt nur Digitalis bei Hypertrophie ohne Klappenfehler, weil der arterielle Druck, welchen Digitalis hervorruft, hierbei schon vermehrt ist. Wohl vermindert Digitalis den arteriellen Druck nach Traube, aber nur in gefährlichen Dosen. Dagegen empfiehlt Jaccoud die Anwendung bei Dilatation mit Herzklopfen, raschem aussetzendem Puls und Unregelmässigkeit, um die Stasen und deren Folgen zu beseitigen, und resumirt die Indikation für Digitalis dahin: Wenn die Energie des Herzens und der arterielle Druck geschwächt sind; während dieselbe nicht indizirt ist, wenn obige vermehrt erscheinen. Dies gilt nur von therapeutischen Dosen, während massive und toxische Dosen zur Herzlähmung führen.

Homöopathische Arbeiten über die Herz- und Gefässwirkung der Digitalis.

Sowohl Hahnemann als auch andere Beobachter fanden als hauptsächlichste Wirkung zuerst eine Verlangsamung des Pulses, welcher bis auf vierzig Schläge pro Minute fiel und zugleich unregelmässig wurde; diesem ersten Stadium folgt ein zweites nach einigen

Tagen, in welchem derselbe beschleunigt und klein wird. Letzteres erklärt Habnemann als Nachwirkung oder Reaktion des Organismus. Nebensymptome waren Ohnmachten, resp. Neigung dazu, Herzklopfen, besonders bei Bewegung, Frost, besonders an den Extremitäten, Schweiss, zusammenziehende Schmerzen unter dem Sternum. Hahnemann schliesst aus seinen Beobachtungen, dass es vergeblich sei, durch Digitalis eine dauernde Herabsetzung des Pulses erzielen zu wollen. Teste findet dies zu weit gehend und giebt als pathogenetische Digitalis-Wirkung an: heftiges Herzklopfen alle Viertelstunden, nur fünf Sekunden dauernd, grosse Appetitlosigkeit, Obstruktion und Schlingbeschwerden.

Bär präzisirt die Wirknng nach vielen Beobachtern dahin: Vermehrung der Pulsfrequenz zwei bis sieben Tage lang; bei Fortgebrauch der Digitalis verlangsamt derselbe sich oder er wird schnell; letzteres um so mehr, je grösser die Dosis war.

Professor Jousset schildert in der Art medical die Pathogenese der Digitalis folgendermassen:

I. Wirkung nach toxischen Dosen.

Dieselbe äussert sich meist in sehr heftiger acuter Weise, doch giebt es auch Constitutionen, welche dieselbe in progressiver Form zeigen. Die Symptome der ersten Art zeigen sich eine halbe Stunde bis zwei Stunden nach dem Einnehmen. Zuerst heftiges Erbrechen und starke Leibschmerzen mit Durchfall, allgemeine Kälte mit klebrigen Schweissen wie bei Cholera; Aphonie; geringerer oder stärkerer Verlust des Gehörs und Gesichts; kleiner unzählbarer Puls, heftiges, beinahe unfühlbares Herzklopfen; unterdrückte Uriusecretion. Wenn der Kranke diesem ersten Anfall nicht zum Opfer fällt, so erfolgen von Zeit zu Zeit wieder stärkere Contractionen des Herzens, der Puls wird allmälig langsamer und deutlicher fühlbar, auch die übrigen Erscheinungen schwinden allmälig, in 3 bis 5 Tagen, doch bleibt noch einige Zeit Unregelmässigkeit des letzteren mit Intermittiren desselben; die Körperwärme geht später manchmal über die normale hinaus und es stellt sich eine reichliche Diurese ein. Bei der progressiven Form treten die obigen Symptome langsamer auf und nicht in so starkem Grade mehr nach einander. Der Puls ist stark, nicht unregelmässig, bis 140 Schläge in der Minute. Doch kann auch hierbei der Tod durch eine heftige Ohnmacht oder schnellen Collaps eintreten.

Waren die toxischen Dosen etwas kleiner oder die Disposition für

ibre Wirknng geringer, so zeigt sicb kein Collaps, die übrigen Symptome sind gleichfalls mässiger; der Puls ist in diesen Fällen stark und beschleunigt nnd wird später erst langsamer nnd nnregelmässig. Die characteristischen Wirkungen starker Dosen sind also Läbmung des Herzens nnd der Arterien, denn die Beschlennigung des Pulses, die Unregelmässigkeit nnd Kleinheit desselben sind Zeichen des verminderten Blutdrucks; erfolgt der Tod, so bleibt das Herz in der Diastole stehen, nnd nach Orfila und Tardieux ist es mit unvollkommen geronnenem Blute gefüllt.

II. Wirkung nach wägbaren aber nicht toxischen Dosen.

Die Prüfer derselben haben zu wenig Einzelheiten angegeben, nm ein vollständiges Bild zu erhalten, nnd da die Wirkung der Digitalis sich nacb und nach steigert, so können auch mittlere Dosen, länger fortgenommen, toxiscbe Erscheinungen hervorbringen.

Das Herz zeigt zuerst starke aber verlangsamte Contraction, dann wird dieselbe schwach, beschleunigt und nnregelmässig. Die durch schwache Dosen bervorgerufene Verlangsamung des Pulses ist danernd uud nicht von Verringerung des Blutdrucks begleitet.

Therapeuthische Anwendung der Digitalis nach Jousset.

Hydrops. Da Digitalis die arterielle Spannung vermehrt, so wird sie auch in den Fällen von Hydrops wirksam sein, welche von einer Verminderung der Urinsecretion begleitet sind, und zwar sind hier stärkere Dosen indizirt und vollkommen homöopathisch. Ist die Herzcontraction geschwächt, unregelmässig und beschleunigt, mit Dyspnoe und geringerer Urinsecretion verbunden, so wird ebenfalls Digitalis bei Anasarca in mittlerer Dosis von Nutzen sein. Die alte Schule giebt gewöhnlich Infusnm von $^1/_2$ bis 1 Gramm auf 100 Gramm Wasser, hiervon 4 bis 5 Esslöffel pro Tag; Jousset erreichte oft den gleichen Erfolg mit der ersten Decimal- oder Centesimalverreibung, 0,25 Gramm pro Tag.

Professor Jousset glaubt nicht, dass Digitalis noch in andern Herzaffectionen indizirt ist, doch wäre sie in kleinen Dosen bei Uebereizung der Herzmusculatur mit verstärkter Contraction derselben zu versuchen.

Nach Tessier's Ansicht ist Digitalis eines derjenigen Medicamente, welche das Gesetz Similia similibus am besten zeigt, indem es die Asystolie hervorbringt nach längerem Gebrauch und dieselbe in mässigen, selbst kleinen Dosen heilt, wo sie vorhanden war.

Die Aehnlichkeit der Wirkung ist in der That vollständig, denn die Asystolie des Herzens ist dann vollständig, wenn dasselbe, nachdem es längere Zeit zu stark functionirt hat, fettig degenerirt; wird dagegen Thieren Digitalis längere Zeit eingegeben, so entsteht bei denselben nach Rabuteau und Meyerand Fettdegeneration des Herzens.

Hughes nimmt an, dass Digitalis besonders auf die Herzmusculatur schwächend und lähmend wirkt, und dass die Verlangsamung des Pulses durch die auf den Vagus übergehende Wirkung hervorgebracht werde.

Auch Claude Bernard glaubt, dass Digitalis direkt auf die Herzmusculatur lähmend wirke, denn bei Fröschen kann das Herz 4 Stunden vor dem Tode des übrigen Körpers still stehen nach Digitalis. Hughes hält dieselbe indizirt bei allen Formen von verminderter Herzaction bis zur vollständigen Erweiterung und Lähmung. Als Zeichen der einfachen Herzschwäche giebt er an: Schwindel, Neigung zu Ohnmacht, Athemmangel beim Gehen, Herzklopfen, welche bei längerer Dauer zur Erweiterung des rechten Ventrikels und später zu Hydrops führen.

In der neuesten Auflage der „Action des medicaments homöopathiques" leitet Hughes die Erbrechen und Uebelkeit bewirkende Eigenschaft der Digitalis von einem auf die Gehirnbasis, das verlängerte Mark und den Vagus hervorgebrachten Reize ab, auch die Verlangsamung des Pulses und der Athmung resultirt von demselben. Die Hauptwirkung bleibt immerhin die Retardation des Pulses, worin alle Beobachter übereinstimmen, wenngleich einige derselben eine primäre Beschleunigung und die Retardation als secundäre Erscheinung annehmen. Hughes erklärt dies dadurch, dass die primäre Vagusreizung sich zuerst mit dem vorhandenen geringeren Blutdruck der Arterien zum schnelleren Pulse combinire, und erst dann bei längerer Einwirkung der Digitalis die vasomotorischen Nerven der Gefässe höheren Blutdruck und dadurch im Vereine mit der Retardation der Herzbewegung auch langsamere Pulsation erzeugen. Er vergleicht die Digitalis in dieser ihrer Wirkung mit Tartarus stibiatus, Lobelia und Tabacum, die einen ähnlichen Reiz auf die an der Basis des Gehirns gelegenen Theile ausüben, welche Erbrechen hervorrufen und die Circulation des Blutes herabsetzen. Die bei länger fortgesetztem Gebrauche der Digitalis wieder eintretende Pulsbeschleunigung hält Hughes für eine direkte Einwirkung des Mittels auf die Herzmusculatur, welche Claude Bernard nachgewiesen hat.

Edwin Hale resümirt die Wirkung der Digitalis auf das Herz folgendermassen:

1. Sie ruft einen Reizustand der das Herz regulirenden Centra hervor nnd in Folge davon Verlangsamung des Pulses nnd Verstärkung des Blutdrucks.
2. Sie wirkt spezifisch auf die Herzmusculatur, deren Contractionen erst energischer, später aber schwächer werden.

Die secundären Symptome sind also den primären direct entgegengesetzt, und deren Wirknng durchaus homöopathisch.

Will man Digitalis gegen die den primären Symptomen analogen Erkrankungen anwenden, so sind hohe Verreibungen und Dosen indicirt, während gegen die den secundären Wirkungen entsprechenden Alterationen starke, das heisst niedere Dosen nothwendig sind. Den primären Wirkungen entsprechen die Herzaffectionen, bei welchen dasselbe stark und mässig rasch schlägt, wodurch Kopfcongestionen, Ohrenklingen nnd Gesichtsröthe hervorgernfen werden. Dergleichen Znstände entstehen nach starken Bewegnngen und Gehirnreizen.

In der reinen Hypertrophie mit Pulsbeschlcunigung ist die sechste Verdünnung derselhen von Nntzen. Der Hauptwerth jedoch der Digitalis heruht in ihrer secundären Wirknng dnrch niedere Dosen, wenn durch Insufficienz der Klappen hedingt die Systole zu schnell und unvollkommen erfolgt und die Ventrikel sich weder vollständig füllen noch leeren können.

Hier wirkt das Mittel durch die Verlangsamung der Contractionen und Erhöhung des Blutdrucks regulirend auf die Vertheilnng desselhen. Noch gieht es einen Zustand allgemeiner Schwäche mit Atonie der Gewehe und Stockung aller Sccretionen, aus der mangelhaften Assimilation der Nahrung hervorgehend. In diesen Fällen erscheint oft das Herz als der schwächste Theil des Organismus, und darum gilt es hierhei nicht hlos durch kräftige Nahrung, frische Luft nnd Mittel wie Nux vomica, Phosphor, Ferrnm auf den Gesammtorganismus zn wirken, es ist vielmehr hier oft ein spezielles Herzmittel nothwendig, welches nicht selten Digitalis sein wird.

Dr. Martiny beklagt es am Schlusse seiner Arbeit lehhaft, dass aus allen bisherigen Veröffentlichnngen sowohl der allopathischen als auch der homöopathischen Schule keine vollkommene Klarheit üher die Wirkung der Digitalis sich gewinnen lasse. Nur folgendes glauht er als feststehend annehmen zu können:

1. Digitalis wirkt unzweifelhaft auf das Herz.
2. In vielen Fällen scheint die primäre Wirkung eine toxische zu sein.

3. Wird der Gebrauch des Mittels längere Zeit fortgesetzt, so entstehen Symptome von Schwächung der Herzkraft, weil die Wirkung sich nach und nach steigert.
4. In vielen Fällen schwächt, ohne bisher nachweisbare Ursache, Digitalis die Herzkraft und die toxische erregende Wirkung entsteht erst secundär; oft wirkt in solchen Fällen Digitalis am nachhaltigsten und dieselbe darf alsdann nur in grossen Pausen weiter gegeben werden.

Die Ursachen dieser Unsicherheit findet Martiny hauptsächlich darin, dass die Anatomie und Physiologie des Herzens trotz aller Forschungen noch unklar und wenig gefördert ist, was auch Regnier in seiner neuesten Arbeit über das Herz ausspricht.

Es bleibt daher für den Therapeuten nichts übrig, als bei Herzaffectionen mit kleinen Dosen prüfend vorzugehen und je nach dem Erfolg dieselben zu vergrössern oder zu verringern.

Trotz dieser unleugbaren Mängel erscheint dem Referenten vorliegende Arbeit und darin namentlich die Erfahrungen von Hughes und Hale entschieden geeiguet, eine gewisse Sicherheit in der Anwendung der Digitalis zu gehen. Um aber klare Resultate zu erhalten, ist es vor Allem wichtig, die im Anfang gegebenen Anweisungen über die Einsammlung und Zubereitung der Pflanze zu beachten, da ohne solche eine gleichmässige Wirkung undenkbar ist.

Cephalalgie.

Von Dr. **Urbanetti.**

(Aus Rivista omiopatica.)

Signora H., eine israelitische Kaufmannsfrau, 28 Jahr alt, gross, hager, regelmässig menstruirt, Mutter von drei gesunden Kindern, wurde vor acht Jahren ohne nachweisbare Ursache von einem heftigen Kopfschmerz befallen. Derselbe zeigte sich erst alle Monate, dann alle vierzehn Tage, in letzter Zeit alle acht Tage. Die Anfälle waren so heftig, dass die Kranke sich legen und die Dunkelheit aufsuchen musste, sie dauerten 12 bis 24 Stunden. Chinin, Morphium und Chloral waren von von allopathischer Seite ohne jeden Erfolg angewandt worden.

Da der Schmerz vom Scheitel nach der Nasenwurzel sich hinzog, deutliche Periodität zeigte und es sich um ein Subject von sanftem Charakter handelte, so zögerte ich nicht Ignatia 12 früh und

abends zu gehen. Der nächste Anfall stellte sich zur gewöhnlichen Zeit und mit vermehrter Heftigkeit ein, doch dauerte er nicht so lange als früher, und die Patientin fühlte sich nach demselben nicht so ermattet und angegriffen als sonst. Acht Tage darauf zeigte sich nur eine leise Andeutung des Schmerzes, und dann blieben die Anfälle vollständig weg; die Kranke war und blieb von ihrem jahrelangem Leiden genesen.

Fistulae ani.

Von Dr. **Muni.**

1) Zwei Kinder, Brüder von gleicher Constitution nnd geringem Altersunterschied, klagten beinahe zu gleicher Zeit über Schmerz in der Umgebung des Afters, sie konnten nur mit Mühe gehen und der Stuhlgaug war von heftigem Schmerz begleitet. Bei der Untersuchung constatirte ich bei Beiden einen Abscess dicht neben dem Sphincter ani mit deutlicher Fluctuation. Seit 2 Tagen bestand heftiges Fieber mit starkem Frösteln und Delirien. Die Abscesse wurden durch Incisionen eröffnet und einige Tage Aconit 6 gereicht, um die örtliche Entzündung und das Fieber zu mässigen. Als dies erreicht war und der Eiter anfing serös zu werden, boten beide Abscesse den Anblick von alten Fisteln. Es wurden nun innerlich Silicea 3. 10 Centigramm pro Tag und örtlich Einspritzungen von Aq. silicata verordnet. Nach etwa einem Monat waren beide Fisteln vollständig geheilt.*)

2) Frau B., 40 Jahre alt, Mutter mehrerer Kinder, von plethorischer Constitution, empfand in Folge eines Stosses leichten Schmerz im After. Nach einigen Tagen vermehrte sich derselbe und es entstand starke Schwellung, so dass Patientin das Bett hüten musste.

Ein Allopath, welcher consultirt wurde, erklärte, dass es sich um einen Abscess handle, dessen freiwilliges Aufgehen abgewartet werden müsse. Zur Beschleunigung verordnete er erweichende Cataplasmen und innerlich gegen das Fieber Chinin. Der permanente heftige Schmerz, welcher der Kranken Tag und Nacht keine Ruhe liess, nnd das mit heftigem Frost und Schweiss verbundene Fieber bestimmten die Patientin, mich zu consultiren, in der Hoffnung rasch von ihren Leiden befreit zu

*) Es ist hier leider nicht ersichtlich, ob eine Kothfistel vorgelegen, resp. eine Fistel, die mit dem Darmrohr in Verbindung stand, welcher Umstand doch für die Heilung besonders von Bedeutung ist. Dr. **Sulzer.**

werden. Der Bericht der Kranken nnd die örtliche Untersuchung überzeugten mich, dass dem Eiter, welcher das ganze Perinäum und die Umgebnug des Afters unterminirt hatte, schnell müsse Abfluss verschafft werden. Auf die Incision hiu ergoss sich eine grosse Menge sehr übelriechenden Eiters. Ordination: Silicea 3. 10 Centigramm pro Tag, Injection von Aq. silicata, Einführung von Plumasseaux, um die Oeffuuug offen zu halten. Heilung in zwei Monaten.

3. Zwei Brüder, deutscher Abkunft, von scrophulös-lymphatischer Coustitution, ziemlich gleichaltrig, begannen gegeu ihr sonstiges Naturel öfters zu weinen, ohne nachweisbare Ursache; ihre Amme beobachtete weiterhin, dass dies besonders beim Sitzen sich zeige. Die angestellte Untersuchung ergab etwas Röthung und Schwelluug in der Regio analis, welcher bald heftiges Fieber mit Frost folgte. Ich verorduete erweichende Cataplasmen äusserlich und Hepar sulfuris 6 für einen Tag. Den folgenden Tag zeigte sich Fluctuation; die Incision ergab dicken normalen Eiter. Nach drei Tagen begann die Absonderung serös zu werdeu, die Fisteln waren bis 3 Centimeter tief neben dem Rectum. Silicea inuerlich nnd Aq. silicata als Injection bewirkten in 40 Tagen Heilung.

Ein dritter Bruder, welcher an demselben Uebel erkraukte, wurde allopathisch mit Injectionen erst von China, dann von Jod behandelt; die Fistel heilte binuen zwei Monaten nicht und es entwickelte sich ein cachectischer Zustaud. Dieselbe Behaudlung, welche wir oben beschriebeu, wurde nun eiugeleitet; sie heilte noch verhältuissmässig rasch und dauernd, so dass der Patieut sich jetzt einer guten Gesundheit erfreut.

Trillium gegen Abortus.

Von Dr. **Bernard.**

In drei Fällen von drohendem Abortus im dritten nud füuften Monat mit heftigen Schmerzen, reichlichem Blutabgang, erweitertem Os uteri bewirkte Trillium peudulum erste Decimale alle fünf bis zehn Minuten gegeben vollkommene Heilung und normalen Verlauf der Schwangerschaft. Trillium wirkt nur günstig auf die Haemorrhagie der Graviditāt, aber nicht auf die der Climaxis oder des nicht schwangeren Uterus.

Calcarea phosphorica.

Skizze von Dr. **Traeger**, prakt. Arzte in Potsdam.

Die gewöhnliche Darstellung des phosphorsauren Kalks nach Beneke, wie sie auch in die Pharmakopoe übergegangen, ist folgende: Man lässt zwanzig Theile kohlensauren Kalk mit je fünfzig Theilen Salzsäure und destillirtem Wasser einige Stunden stehen; etwaigen Eisengehalt eliminirt man durch Zusatz von Chlorkalk mit einigen Tropfen Liquor ammonii caust. Dann setzt man fünfzig Theile Natr. phosph. in dreihundert Theilen destillirten Wassers zu, wäscht das nach einigen Stunden auf dem Filter erhaltene Präzipitat in Wasser aus und erhält so den neutralen phosphorsauren Kalk als amorphes blendend weisses Pulver. — Dieses ist in Wasser unlöslich, in kohlensäurehaltigen Wässern etwas, in schwachen Säuren zum Theil, in starken Säuren leicht löslich; bei starken Säuren, wie Chlorwasserstoff- und Milchsäure wird jedoch die Phosphorsäure vollständig ausgeschieden und bilden sich dann milch- und salzsaurer Kalk. Um nun die Verbindung, wenn auch nicht ganz, so doch zum grössten Theil intact zu erhalten, hat man empfohlen, phosphorsauren Kalk mit Chlorkaliumlösung zu verbinden und den dabei entstehenden Niederschlag durch Zusatz von Essigsäure zu lösen. Letzteren Versuch habe ich zu verschiedenen Malen nachgemacht, muss aber bekennen, dass ich nie eine vollkommene Lösung erzielt habe.

Das natürliche Vorkommen des phosphorsauren Kalks im Pflanzen- und Thierreiche muss ich kurz erwähnen, da ich im therapeutischen Theil darauf reflectiren werde. Das Präparat findet sich im Pflanzenreich ganz besonders in den Aschentheilen der Samen, im Thierreiche namentlich bei Vögeln und carnivoren Wirbelthieren, und zwar im Skelet und im Blute, in beiden Reichen aber „besonders reichlich da, heisst es bei Husemann, wo es sich um Neubildung von Zellen und Geweben handelt“ (Samenkörner, Sperma, Knospen etc.).

Die Assimilation des phosphorsauren Kalks und die daraus folgende Verwerthung zu Heilzwecken stellen sich sämmtliche Autoren übereinstimmend so vor, dass durch die natürlichen Säuren des Magensaftes ein Theil des einverleibten phosphorsauren Kalks gelöst und so theils als milch- oder salzsaurer Kalk, theils als saurer phosphorsaurer Kalk durch die Lymphgefässe aufgesogen und übergeführt wird.

Anerkannt wird ferner allgemein, dass der grösste Theil des durch Nahrungsmittel oder zu Heilzwecken eingeführten phosphorsauren Kalks unverändert durch den Stuhl, den Harn etc. wieder ausgeschieden wird; unter normalen Verhältnissen, also bei Aufnahme von phosphorsaurem Kalk durch die Nahrungsmittel, scheidet der Mensch pro Tag circa 3 Gramm davon aus. Dem entsprechend fordern sämmtliche, mir zur Hand gewesenen Schriftsteller über phosphorsauren Kalk, sehr grosse Dosen zu Heilzwecken, 1 bis 5 Gramm pro Tag.

Schon hier befinde ich mich in Controverse zu der landläufigen Anschauung. Halten wir Folgendes fest: Nach den vorher angeführten Ansichten über die geringe Löslichkeit des phosphorsauren Kalks springt von selbst der Schluss in die Augen, dass die Einführung grosser Dosen unnütz, da ja zur Lösung des Mittels ein Ueberschuss der natürlichen Säuren erforderlich, aber nicht vorhanden ist. Ferner lässt sich an einem Beispiel nachweisen, dass nach dem nackten Chemismus, wie wir ihn ausserhalb des menschlichen Organismus mittelst Retorte und Reagenzglas betreiben, die Natur nicht immer arbeitet. Im Apfelwein, wie in einigen niederösterreichischen Weinen haben wir natürlichen, flüssigen phosphorsauren Kalk. Dies ist anerkannt a priori durch genaue Untersuchung, a posteriori durch viele und gute Wirkungen vorgenannter Weinsorten, die von vielen vorurtheilsfreien Aerzten beobachtet sind.

Ich bin somit in medias res, in den therapeutischen Theil meiner Abhandlung gekommen. — Den allgemeinen Charakter unseres Mittels kennzeichnet Hnsemann am besten dadurch, dass er Calc. phosph. unter seine Plastica, oder wie wir sie früher nannten, Tonica, Roborantia, rubrizirt.

Beneke, dem wir die neueste und energischste Empfehlung der phosphorsauren Kalkerde verdanken, nennt sie eine nothwendige Bedingung zur Zellenbildung, neben Eiweiss und Fett. Er wendet sie deshalb bei mangelhaften Zellenbildungsprocessen, bei der sogenannten Kalkinanition, in der Rhachitis, Skrophulose, Knochenerweichung, verspäteter Zahnbildung, ferner bei lange offen stehenden Fontanellen und ganz besonders in der Tuberkulose an, um Verkreidung der Tuberkeln einzuleiten. — Aehnlich, wie man den Beginn der Rhachitis in die Dentitionsperiode verlegte wegen gesteigerten Bedarfs von phosphorsaurem Kalk zur Zahnbildung, suchte man den Ursprung der meisten Fälle von Osteomalacie während der Schwangerschaft durch die Osteophytenbildung im Fötus zu erklären. Beide Krankheiten haben ausserdem eine bedeutende Elimination von phosphorsaurem Kalk durch die Nieren gemein — Gründe genug, das Mittel in Rachitis und Osteomalacie für indizirt zu halten.

Piorry empfiehlt Calc. phosph. dringend bei Caries, namentlich auch der Wirbelsäule. — Der Umstand ferner, dass man durch geflissentliche Entziehung phosphorsauren Kalkes bei Thieren Knochenerweichung erzielte und umgekehrt bei künstlichen Frakturen unter Darreichung von Calc. phosph. schnellere Callusbildung, nach einigen Beobachtern sogar allgemeine Gewichtszunahme der Knochen hervorzubringen im Stande war, veranlasste Malgaigne das Präparat bei Frakturen allgemein zu verwenden. — In allen bisher erwähnten Fällen wurden massive Dosen des Mittels angewendet.

Um der erkannten Schwerlöslichkeit des phosphorsauren Kalks abzuhelfen, haben einige Autoren andere Compositionen vorgeschlagen, so Doragow, indem er Calc. phosph. mit gleichen Theilen Natr. mur. nehmen liess, um durch gleichzeitige Einwirkung des Natr. mur. eine vermehrte Secretion des Magensaftes und dadurch wieder bessere Resorption des phosphorsauren Kalks zu bewirken. Er nannte diese Zusammenstellung Calc. phosphorica salita.

Blache giebt unter dem Namen „Lactophosphate de chaux" eine Verbindung von Milchsäure mit phosphorsaurem Kalk in Wein und Syrup mit derselben Absicht wie Doragow.

Damit genug der generellen Besprechung. Handelt es sich nun darum, festzustellen, ist Calc. phosph. als ein homöopathisches Mittel anzusehen oder nicht, ist es nach S. s. c. unserm Arzneischatz einzuverleiben oder nicht? Scheinbar nein; denn Beinweiche bei Thieren, Rhachitis, ungenügende Callushildung etc., sämmtlich auf Mangel an phosphorsaurem Kalk basirt, werden durch Darreichung des Mittels als Nutritionsmittel wesentlich gebessert, resp. beseitigt. Trotzdem ist das Präparat von homöopathischen Aerzten vielfach mit Erfolg angewandt und dürfte die Entscheidung darüber, auf welche Weise die homöopathische Wirkung des Mittels zu Stande kommt, in hoffentlich nicht zu langer Zeit dadurch herbeigeführt werden, dass bei länger fortgesetzten Fütterungsversuchen mit Calc. phosph. bei Thieren in der That die obigen Krankheiten entstehen. — Dass durch Calc. phosph. in homöopathischer Dosirung auffallend günstige Erfolge erzielt wurden, dürfte nur als ein Schluss a posteriori für seine Homöopathicität sich geltend machen lassen.*)

*) Beachtenswerth ist, dass bei Rhachitis, Osteomalacie etc. auffallend viel Kalk durch den Urin abgesondert wird, also nicht blos der Mangel des Kalkes, sondern seine schlechte Verwerthung im Organismus Ursache oder Begleiter der Krankheiten ist. Dr. Sulzer.

Was bis jetzt von unserer Seite über Calc. phosph. mitgetheilt wurde, ist Folgendes:

Altschul behauptet, dass Calc. phosph. bei Blasensteinbildung und Lähmung der oberen Extremitäten wirke. Ich habe mich vergebens bemüht, einen Grund für die Behauptung ausfindig zu machen.

Mehr Bedeutung haben für mich die Angaben von v. Granvogl; ich kann sie zum grossen Theil bestätigen. Grauvogl räumt der Calc. phosph. einen entschiedenen Vorzug vor anderen Mitteln ein bei Hydrocephalus chronicus und giebt das Mittel — allerdings im Wechsel mit Argt. nitr. — mit Erfolg bei Basilarmeningitis; ferner auch erscheint es mir plausibel, dass er es nach Vorausschickung von Sulfur in der dritten Schwangerschaft bei einer Frau, deren beide erste Kinder an Hydrocephalus zu Grunde gegangen waren, als Präservativ mit Erfolg angewendet haben will. Auch giebt v. Grauvogl die Dosis an, zweite Verreibung, zweimal täglich eine Messerspitze.

Kollege Schüssler spreche ich hiermit zunächst öffentlich meinen Dank dafür aus, dass er mich zuerst auf Calc. phosph. aufmerksam gemacht und verweile auch gern bei seiner Behandlung unseres Themas etwas länger.

Schüssler nennt Calc. phosph. das formative Funktionsmittel der Gewebe, der Blutzellen, des Knochengewebes u. s. w. Dies können wir ohne Weiteres acceptiren.

Ferner sagt er, wirkt Calc. phosph. bei Krämpfen jüngerer Personen, deren Körper in der Entwickelung begriffen sind. Diesem Satz stelle ich die Anwendung von Calc. phosph. durch Blache in der Pubertät, sowie die Empfehlung unseres Mittels durch Clarus bei Chlorose zur Seite.

Zur Unterstützung seiner Behauptung, dass Calc. phosph. ein Mittel für Chlorose, citirt Schüssler sehr glücklich Virchow, wie folgt: „Die Chlorose unterscheidet sich aber von der Lenkocytose und der Leukämie dadurch, dass die Zahl der zelligen Blutkörperchen im Blute überhaupt geringer ist — es vermindern sich bei der Chlorose die Elemente beider Gattungen (rother und farbloser Blutkörperchen), ohne dass das gegenseitige Verhältniss der farbigen zu den farblosen in einer bestimmten Weise gestört ist. — Alles würde darauf hindeuten, dass eine verminderte Bildung von Zellen innerhalb der Blutdrüsen stattfindet.“ — So weit Virchow. Schüssler bemerkt dazu: Obigem nach kann man annehmen, dass den Blutkörperchen das formative Functionsmittel nicht in genügendem Masse zugeführt wird. Welche

Uebereinstimmung, zwischen Beneke (mangelhafter Zellenbildungsprozess), Clarus, Schüssler und Virchow — und doch möchte ich Tausend gegen eins wetten, dass auf gegnerischer Seite ausser dem lieben Eisen noch nichts Anderes gegen Chlorose angewendet ist. — Eins mag mir Kollege Schüssler verzeihen; wenn er sagt: Magn. ph. passt bei sehr lebhaften Schmerzen, Kali phosph. bei sehr lähmenden Schmerzen; der Schmerz, welchen Calc. phosph. heilt, hält zwischen beiden Schmerzensarten die Mitte, so bin ich ausser Stande, mir von der mittleren Sorte Schmerzen einen Begriff zu machen.

Weiter dagegen unterschreibe ich gern die folgenden Sätze: „Calc. phosph. passt für das Alter" und: „Calc. phosph. passt, wenn dem Nervengewebe das regenerative Functionsmittel fehlt."

Die Anwendung von Calc. phosph. gegen seniles Haut- und Vaginaljucken fällt wohl mit dem eben erwähnten Satz zusammen; und endlich die Anwendung des Calc. phosph. in der Reconvalescenz nach Ablauf acuter Krankheiten kann ich nach einer Beobachtung aus neuester Zeit lediglich bestätigen. Eine hochgestellte Dame, die ich in der Reconvalescenz nach schwerer Pleuropneumonie vierzehn Tage vergeblich mit China 1 und starkem Wein etc. behandelte, erholte sich auf Calc. ph. 2, dreimal täglich eine Messerspitze, auffallend schnell.

Zum Schluss will ich versuchen, eine kurze Darlegung meiner Anschauungen und Erfahrungen über Calc. phosph. zu geben. Ich gebe Calc. phosph. durchweg in zweiter und dritter selbstgefertigter Decimalverreibung, je nach Umständen zwei bis dreimal eine Messerspitze pro Tag. —

Nothnagel giebt an, dass Calc. phosph. selbst in den früher erwähnten Dosen 0,5—1,0—5,0 stets gut vertragen wird; von meinen ungleich kleineren Gaben kann ich mindestens dasselbe behaupten, resp. mich vielleicht noch besserer Erfolge rühmen. —

Meine grosse Vorliebe für Calc. ph. basirt auf der ausgezeichneten Wirkung des Mittels in Tuberkulose. Ich habe schon vor Jahren Gelegenheit gehabt, in einer Sitzung des Berliner Vereines homöopathischer Aerzte Mittheilung von einem Falle zu machen, den ich kurz rekapituliren will. Ich wurde in den Wintermonaten 76 zu einem Regierungssekretair berufen wegen Hämoptoe. Patient war seit Monaten von mehreren hiesigen Aerzten behandelt, hatte aber schliesslich jedes Vertrauen verloren, weil die Hämoptoe sich immer mehr steigerte und namentlich kolliquative Schweisse ihn entsetzlich reduzirten. Ich erinnere mich des Falles auf das genaueste. Die physikalische Untersuchung

ergab fast Nichts; der Mann, im Alter von dreissig Jahren war bis zum Skelett abgemagert, die Interkostalräume und Klavikulargruben vollständig eingesunken, Dämpfung, mit Ausnahme einer kleinen Stelle im vierten Interkostalraum rechts, nirgend vorhanden, Inspiration etwas verschärft, an vorerwähnter Stelle sehr beschränktes, kleinblasiges knisterndes Athmungsgeräusch; dabei sehr starker, eitriger, grünlich gelber Auswurf, kein Appetit etc. Patient erhielt zunächst Millefol. 3. zweistündlich drei bis vier Tropfen; darauf hörte die Hamoptoe nach ca. acht Tagen auf und von Stund ab reichte ich Calc. ph. 3. vier Mal täglich eine Messerspitze. Der erste sichtbare Erfolg zeigte sich nach etwa vierzehn Tagen im Nachlass der profusen Schweisse und Rückkehr des Appetits. Unter konstantem Gebrauch von Calc. ph. 3. schritt die Genesung weiter vor, Patient konnte das Bett verlassen, sich weiter nach ca. vier Monaten im Freien bewegen und kam nach einem sechswöchentlichen Aufenthalt in Thüringen als vollkommen genesen zurück. — Als Kuriosum und zur Bestätigung dessen, dass der Patient allgemein als Todeskandidat galt, will ich noch erwähnen, dass zwei oder drei Monate, nachdem Patient in meine Behandlung übergegangen war, ex officio bei der Frau des Patienten angefragt wurde, warum sie es versäumt, den Tod ihres Mannes anzuzeigen. —

Eine junge Frau aus Gl. erschien am 7. September 1878 in meiner Sprechstunde; notirt finde ich: Dämpfung in beiden Lungenspitzen, feuchte Rasselgeräusche, bedeutende Abmagerung, kolliquative Nachtschweisse. Calc. ph. 2. drei Mal täglich eine Erbse; gegen interkurrenten Cat. ventr. ist zwei Mal Nux vom. 3. verordnet; am 1. März 1879 notirt: keine Dämpfung, keine abnormen Geräusche, Gewichtszunahme 11 Pfund; gesund. Nichts mehr!!

Ausser bei Tuberkulose, habe ich auch in anderen Fällen von kolliquativen Schweissen Calc. ph. entschieden wirksam gefunden; ferner ist ein sehr dankbares Feld für Calc. ph. Hydrocephalus chronicus; drei Fälle davon schweben mir deutlich vor, in denen ich bei genauer Messung der Distanzen zwischen den Tubera parietalia nach zwei- bis dreimonatlicher Behandlung eine entschiedene Abnahme der Masse, successiv fortschreitende Schliessung der Fontanelle, Aufhören der Krämpfe, sichere Bewegungen etc. genau konstatiren konnte. —

Bei Pollutionen junger Ehemänner und Onanisten habe ich kein Mittel bewährter gefunden als Calc. ph. — ohne die beliebten kalten Douchen und Abreibungen; aber Ausdauer!! Bei Knochenauftreibungen rhachitischer Kinder wende ich mit Vorliebe Apfelwein innerlich und

äusserlich an, und wenn auch nicht immer, sehr oft mit gutem Erfolg; in neuester Zeit habe ich vielfach noch Calcium fluor. zu meiner Zufriedenheit dabei angewandt.

Eine namentlich neuerdings konsequent von mir befolgte Methode ist die Darreichung von phosphorsaurem Kalk bei Chlorose und glaube ich je länger je mehr mich in der Ueberzeugung zu bestärken, dass Ferrum in seinen verschiedenen Präparaten gegen Calc. ph. zurücksteht. Ich lasse in der Chlorose Apfelweinmolken und drei Mal täglich eine Messerspitze Calc. ph. 2 brauchen. Soweit in Kürze meine thatsächlichen Beobachtungen. Für zwei Dinge kann ich es mir nicht versagen, zu kollegialischer Mitwirkung aufzufordern und bitte meine nun folgende Ansicht vorläufig als Hypothese aufzufassen.

Bei Chorea haben wir, ehrlich gestanden, eben so wenig sichere Mittel, wie die Gegner. Tritt Chorea in der Pubertät, gleichviel bei Knaben oder Mädchen auf, so bin ich geneigt, meinem heute in's Feld geführten Heros eine entschiedene Wirksamkeit einzuräumen, cf. Schüssler-Blache! Ich habe vor einigen Jahren einen zwölfjährigen Knaben daran verloren, trotz Anwendung aller bekannten Mittel: Bellad., Cuprum, Zinc. in verschiedenen Präparaten, Strammon., Hyosc., Apis etc. und behandle gegenwärtig ein Mädchen mit derselben Krankheit. Letztere ist bei Anwendung von Calc. phosph. entschieden ruhiger geworden, wenn auch die Chorea nicht als beseitigt angesehen werden kann.*) —

Ferner: Während ich cursirte, wurde mir ein Fall von Epilepsie zur Behandlung übergeben, den Professor Vogel ätiologisch auf Atherom der Hirnarterien basirte. Der Zufall spielte mir in der eigenen Praxis kurz nachher denselben Fall in die Hände. Eine sehr korpulente Bauersfrau in der Mitte der 50er Jahre, nicht mehr menstruirt, consultirte mich wegen schwerer Epilepsie; bei Untersuchung des Radialpulses fand ich

---

*) Hierbei möchten wir doch im Gegentheil behaupten, dass wir in der That einige sichere Anzeigen für Chorea haben, gegenüber den Allopathen. In der poliklinischen, sowie der Privatpraxis habe ich bei einer Reihe von Fällen von Chorea bei gleichzeitig bestehender Skrophulose eclatante Erfolge von Calcarea carbonica 3—6 gesehen, in wenigen Wochen mit 2—3 Gaben täglich. Ausserdem sah ich von Stramonium 2 und 3 einige sehr gute Erfolge in Fällen, wo fast allgemeine Convulsionen, heftige Gemüthsdepression mit Aufregung wechselnd, und geradezu Geistesstörungen stattfanden. In einem der folgenden Hefte denke ich in einer Fortsetzung der „Poliklinischen Erfahrungen“ sowohl hierüber, als namentlich über die Wirksamkeit der Calcarea phosphorica bei Tuberkulose ein reichhaltiges, die Träger'schen Behauptungen stützendes Material beizubringen. Dr. Windelband.

die Art. radialis, dadurch aufmerksam gemacht, auch die maxillaris externa und frontalis atheromatös entartet. Ich gab damals Calc. carb. 3 und die Frau war nach kurzer Zeit von ihrer vierjährigen Epilepsie geheilt. Sollte nicht auch hier Calc. phosph. am Platze gewesen sein?

Ein Fall von sympathischer Gesichtsstörung.

Von Dr. **Münninghoff**, prakt. Arzt in Borken in Westfalen.

Vor ungefähr vier Jahren stellte sich mir der Ackerknecht Schr.. aus Grossreeken zum ersten Male vor wegen Augenleidens.

Das rechte Auge des Patienten war ektatisch, sprang gewaltig zwischen den Lidern hervor und war auf Druck schmerzhaft. Die Cornea war weiss entartet, jede quantitative Lichtempfindung war aufgehoben.

Das linke Auge des Patienten war lichtscheu. Patient erkannte nur noch mittlere Schrift der Snellenschen Tafeln, das excentrische Sehvermögen war beschränkt. Die vordere Augenkammer war bedeutend vergrössert, die Flüssigkeit in derselben war leicht getrübt.

Patient hatte zuweilen an Schmerzen in den Schultergelenken gelitten. Bald war das rechte, bald das linke Schultergelenk ergriffen. Ebenso empfand er, wie er sagte, zuweilen Stiche und ein Ziehen in der linken Hüfte und in dem linken Kniegelenk. Um die Stirn zog es ihn zuweilen, wie ein sich zusammenschnürendes Band herum.

Obwohl keine Verletzung des Corpus ciliare vorlag, so glaubte ich doch eine sympathische Augenentzündung diagnostiziren zu müssen, da dieselben auch ohne äussere Verletzung vielfach vorkommen. Da das zuerst ergriffene Auge hinsichtlich der Function unrettbar verloren war, so schlug ich dem Patienten eine Enucleatio bulbi vor.

Allein Patient weigerte sich entschieden, das obgleich völlig sehunfähige Auge sich entfernen zu lassen, obwohl ich ihn mit den Gefahren gründlich bekannt machte, denen das zweite Auge unterworfen sei, wenn die Operation bei dem zuerst ergriffenen Auge nicht vollzogen würde. Alle Verantwortung auf sich nehmend, verlangte er von mir eine medicamentöse Behandlung. Unter solchen Umständen liess ich

ein oder zwei Mal Eserin einträufeln und zwar Eserin sulf. solut. (1 : 200). Innerlich bekam Patient Eserin sulf. 3. Eserin gebe ich stets mit Vorliebe bei Vergrösserung der vorderen Augenkammer. Im Laufe von vierzehn Tagen bis drei Wochen waren alle entzündlichen Erscheinungen gewichen.

Vier Jahre hindurch hörte ich dann nichts weiter über den Patienten. Vor sechs Wochen stellte er sich unerwartet wieder bei mir ein. Dieses Mal war das Sehvermögen auf dem linken Auge dermassen gesunken, dass Patient meine Finger nur äusserst mühsam, und zwar unmittelbar vor das Gesicht gehalten, erkannte. Das excentrische Gesichtsfeld war bis auf einen ziemlich kleinen Raum gesunken, und am meisten nach unten beschränkt. Patient erklärte mir, dass im Laufe der vier Jahre sich mehrmals Anfälle von Augenentzündung eingestellt hätten. Allein mit meinen ihm früher verschriebenen Mitteln habe er sich immer selbst kurirt. Bei diesem letzten hochgradigen Anfall hatten ihn aber die Mittel gänzlich im Stich gelassen und darum wäre er wieder gekommen.

Das rechte Auge des Patienten war auf Druck empfindlich. Umging man mit einer Sonde das Corpus ciliare, so fand man es etwas schmerzhaft. Schmerzhafter freilich reagirte bei Umkreisung mit der Sonde das Corpus ciliare des linken Auges, doch keineswegs so stark wie bei florider Cyclitis. In der vergrösserten vorderen Augenkammer des linken Auges fand sich eine leicht und schwach getrübte Flüssigkeit.

Das Befinden des Patienten war vor Ausbruch des letzten Anfalls im Allgemeinen folgendes gewesen: Stiche in der linken Schläfe und in den linken Augenbrauen. Manchmal Schmerzen im Kopfe, besonders links auf dem Schädelbein. In den Schulterblättern hatte er Stiche empfunden, bald rechts, bald links, meistens aber links. Dasselbe galt von den Schultergelenken. — Stiche in den Seiten, bald rechts, mehr aber links. — Der Schlaf war ein unruhiger. Rückenschmerzen entstanden häufig nach Bücken. Nachts wirft er sich unruhig von einer Seite auf die andere. — Häufiges Gähnen. — Patient leidet häufig an kalten Händen und Füssen. — Der Urin ist beinahe farblos, etwas gelbbleich. — Es wird ihm schwer, Nachts Urin zu lassen, und er urinirt im Ganzen nicht viel, auch nicht oft. Der Urin zeigt weder Eiweis noch Zucker. —

Es war ohne Zweifel, dass wir es hier in unserem Falle mit einem erneuten Anfall von sympathischer Augenkrankheit zu thun hatten und wollen wir versuchen, die Form dieser Affection näher zu charakterisiren.

Die sympathische Augenkrankheit wurde zuerst bekanntlich beobachtet nach Verletzung des Corpus ciliare, und vorzüglich nach Ver-

weilen eines Fremdkörpers in dem verletzten Auge. Schon Makenzie beobachtete mit bewunderungswürdiger Feinheit, dass nach Verletzung das amaurotische Leiden sich mehr auf dem verletzten, als auf dem sympatisch ergriffenen Auge ausbilde. Aber auch ohne Verletzung traten sympathische Augenleiden auf. Die gefährlichste Form ist die plastische Iridochorioditis symphathica. Hier zeigt sich zuerst leichte Ermüdung bei der Accomodation, Gefässinjection, vermehrte Thränensecretion, Circulationsstörungen im Uvealtractus mit pericornealer Röthung. Die Farbe der Regenbogenhaut verändert sich, die blaue wird grün, die schwarze wird braun. Die Gefässinjection hat anfangs einen dilatatorischen Charakter. Später kann sich das ändern. Die pericorneale Injection ist hier Symptom der Erschlaffung der Gefässwände und deutet auf unveränderte Ausscheidung der Secrete. Diese können rückgängig werden und treten mit erneuter Heftigkeit die Secrete dann wieder auf. Der Ausscheidungsprocess zeigt nun den Charakter der Agglutination. Die Regenbogenhaut verlöthet völlig mit der Linsenkapsel. Die vordere Kammer wird weiter. Die venösen Gefässe dehnen sich aus, und wir finden eine Retraction der Iris-Peripherie, welche mit der Flächenverlöthung Hand in Hand geht. In diesem Stadium sinkt der vorher erhöhte intraoculare Druck. Es kann das Auge schrumpfen unter nachfolgender Starbildung und gleichzeitiger kalkiger Ablagerung des Glaskörpers.

Bei jüngeren Individuen kann aber wohl ein Stillstand eintreten. Das Auge zeigt zwar Andeutungen von Atrophie, aber die Pupille lichtet sich, und die Patienten kommen mit leidlich erhaltenem Sehvermögen davon. In anderen Fällen wiederum bildet sich eine regressive Form Chorio-retinitis und Neuro-retinitis aus, mit tiefem Verfall des Sehvermögens.

Die sympathische Iridochorioditis und Iridocyclitis zeigen beide Destructionsprocesse, hervorgegangen durch Wucherungen, die, auf der hinteren Fläche der Iris beginnend, sich auf die Ciliarfirsten erstrecken, die Zufuhr des arteriellen Blutes hindern und das venöse Blut nicht abfliessen lassen. Intralamellare Hornhauttrübungen gesellen sich häufig dazu, auch tritt wohl Hypopyonbildung ein. Iris und Linse können ganz bis an die Cornea herangedrückt sein.

Es scheint, dass in der Mehrzahl von Fällen das zweite Auge hauptsächlich dann erst ergriffen wird, wenn das erste Auge bereits amaurotisch geworden ist. Auf alle Fälle dürfte dieses Verhältniss aber nicht passen.

Die sympathische Iritis zeichnet sich dadurch aus, dass die gewöhnliche Therapie der Iritis, z. B. Atropin-Einträufelungen, ganz ohne Erfolg bleibt und keine Heilung bewirken.

Eine andere Form wiederum ist die sympathische Neurose, oder Secretionsneurose. Lichtscheu mit Schmerz in der Orbita, ungewöhnlich starke Thränensecretion, relativ unbedeutende Gefässinjection sind bei derselben vorhanden. Sie zeigt das Bild der Photophobia scrophulosa. Sie kann Monate lang bestehen, ohne das Gesicht zu schädigen. Die völlige Sehfähigkeit stellt sich ein, wenn das erblindete Auge enucleirt ist. Gewöhnlich tritt die Neurose auf dem zweiten Auge dann am meisten ein, wenn es obendrein gereizt wird. Besteht auf diesem zweiten Auge Synechie, oder laden andere Symptome und Verhältnisse etwa zur Operation ein, so hat man da doppelten Grund sehr vorsichtig zu sein. Donders glaubt, eine Secretionsneurose kann nicht in Irido-Cyclitis übergehen. Mooren theilt diese Ansicht nicht.

Wir haben jetzt noch ferner die Iritis serosa sympathica zu nennen. Sie ist weniger perniciös als die plastische Form. Sie zeigt Vermehrung der humor aqueus und feine Punkte auf der hinteren Hornhautwand, lauter Symptome, welche sich bei unserm in Rede stehenden Patienten vorfanden. Sehr selten wohl geht sie in die perniciöse Form über, indessen liegen sicher konstatirte Fälle vor, welche den Uebergang in perniciöse Formen ausser allen Zweifel stellen. Allein die perniciöse Form kommt erst nach dem zweiten Anfall und da zeigt sich denn Hypopyon oder es können auch retroiritische Wucherungen auftreten, welche zu Phthisis bulbi führen. In unserem Falle hatte Patient einige getrübte Hornhautlamellen ausser den schon erwähnten punktförmigen Trübungen. Aus dieser Iritis serosa kann sich leicht Glaucom entwickeln. Und obwohl jedes Glaucom sich mit Iritis serosa und Cyclitis verbinden kann, so kommt doch bei Iritis serosa sympathica selten eine Umwandlung der Form vor; wohl aber kommt dieselbe bei anderen Iritisformen vor, sowie bei Chorioiditis. Die sympathische Erkrankung wird zuerst eine Irido-chorioiditis und endet später amaurotisch als Irido-Cyclitis.

Bei der Irido-chorioditis sympathica ist es prognostisch wichtig, zu wissen, wo der Prozess zuerst beginnt, ob von der Choroidea oder von der Iris. Diese Ausgangspunkte bieten eine günstigere Vorhersage, als wenn von vornherein sympathische Cyclitis auftritt. Zu Agglutinationsprozessen kann es in allen Fällen kommen. Es können aber vorher Structurstörungen auftreten, die ophthalmoscopisch gar

nicht wahrnehmbar sind; aber sie drücken auf die Netzhaut und bewirken dann konzentrische Gesichtsfelds-Verengungen, wie wir dieses auch bei Hypermetropen und bei Menostasia congestiva finden.

Sympathische Chorio-retinitis ist von v. Gräfe mit Bestimmtheit beobachtet und mehrfach konstatirt worden; Uebergangsformen von der chorioidealen in retinale Formen stehen auch fest. Ophthalmoscopisch zeigen sich Schlängelungen der Nerven. Patienten zählten kaum Finger; Schmerzhaftigkeit ist nicht vorhanden, und folgt Iritis serosa sehr leicht. Dass es ein sympathisches und ein nicht sympathisches Glaucom giebt, steht ausser allem Zweifel. Sympathische Excavationen der Sehnerven gehen mit Glaucom Hand in Hand. Fragen wir nun, welche Form bei unserm Patienten vorlag, so müssen wir antworten, dass wir es mit einer Irido-chorioditis sympathica zu thun hatten, welche einen serösen Erguss gesetzt hatte. Durch eine einfache Iritis serosa sympathica lassen sich die hochgradigen Gesichtsfeldsstörungen allein wohl nicht erklären. Ebensowenig die Beschränkung des excentrischen Gesichtsfeldes durch vorhandene Trübung der Cornea. Auch lässt die Länge der Zeit auf vorgeschrittene Prozesse schliessen, und das ganze Bild legt zugleich die Affection der Retina durch Druckverhältnisse als Vermuthung nahe. Ich schlug dem Patienten auch jetzt wiederum die Enucleation des rechten Auges vor, welches ja doch so wie so unbrauchbar geworden war.

Mit der Enucleatio bulbi ist indessen, wie selbst Arlt gesteht, viel bedauernswerther Missbrauch getrieben worden, der vielleicht für die histologischen Studien des Auges manchen Nutzen gebracht haben mag. In London hatte man sogar in manchen Spitälern als festes Gesetz und als Regel den Usus eingebürgert, dass ein durch Verletzung functionsuntüchtiges Auge stets zu enucleiren sei, wegen der möglichen Gefahr einer sympathischen Reizung. Auch in Deutschland ist manches Auge leider der Operationswuth zum Opfer gefallen, obwohl nicht in dem Maasse, wie in England.

Im vorliegenden Falle entschloss ich mich zur Operation, und zwar zur Enucleatio bulbi, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Das rechte Auge war vollständig sehunfähig, und für die Function unter allen Umständen verloren.
2) Die wiederholten Anfälle sympathischer Erkrankung brachten, wie besonders auch bei der jetzigen Vorstellung des Patienten ersichtlich war, eine vermehrte Sehunfähigkeit des ergriffenen zweiten Auges mit, und musste bei so fortschreitender Pro-

gression notbwendig der Zeitpunkt eintreten, wo auch das sympathisch ergriffene Auge völlig und für immer erblindete. In der vorhandenen hochgradigen Schlechtigkeit liess sich befürchten, dass der richtige Operationstermin vielleicht bereits versäumt sei. Es galt nothwendig für das sympathisch erkrankte Auge rasch, zu retten, was noch gerettet werden konnte, um den Patienten vor völliger Erblindung zu bewahren.

3) Das Corpus ciliare des zweiten Auges war auf Berührung mit der Sonde wohl etwas empfindlich; allein eine solch hochgradige Empfindlichkeit, wie sie bei florider Cyclitis stets gefunden wird, war durchaus nicht vorhanden.

Dann fielen mir hier ganz besonders die Gedanken von L. v. Wecker's ein, welche er im Handbuch der Augenheilkunde (vierter Band) Seite 528 dort schriftlich niedergelegt hat. Er sagt:

„Ist eine sympathische Entzündung schon zum Ausbruch gekommen, so ist unverzüglich zur Enucleation des die Reizung verursachenden Auges zu schreiten, wenn solches seiner Function beraubt ist, oder eine Verletzung erlitten hat, die keine Hoffnung auf Wiederherstellung derselben zulassen kann. Den Rathschlag, nicht durch einen operativen Eingriff eine beginnende Reizung zu steigern, halten wir für vollständig unpraktisch und zugleich für einen solchen, der sich auf keine beweisenden Thatsachen stützt.“ —

Patient war jetzt völlig mit der Enucleation einverstanden, und fand die Operation im hiesigen Krankenhause statt. Herr Dr. Spangemacher von hier hatte die Freundlichkeit zu assistiren, auch waren einige barmherzige Schwestern zugegen, welche die Pflege im hiesigen Krankenhause übernommen haben.

Der Patient wurde in den Zustand tiefer Chloroformnarkose versetzt. Zuerst wurde die Bindehaut über dem Rectus superior gefasst und eingeschnitten, der Rectus superior wurde mit dem Schielhaken gefasst und möglichst nahe am Bulbus durchschnitten. In ähnlicher Weise wurden die übrigen Augenmuskeln vom Bulbus gelösst. Nochmals wurde zuletzt der Muskelhaken in Kreisform um den Bulbus unter die Bindehaut geführt, um etwa sitzengebliebene Sehnenstränge hervorzuholen. Alsdann wurde der Bulbus in die Höhe gehoben, etwas um die vertikale Axe gedreht, die Scheere unter den Bulbus geführt und so der Sehnerv mit einer über die Fläche gebogenen kleinen Scheere rasch in einem einzigen Scheerenschlage durchschnitten. Vor einigen

Jahren zerbrach mir bei dieser Operation, die ich in einem fremden Hause vollzog, eine Branche der noch völlig neuen Scheere. Seit dieser Erfahrung nehme ich zur Vorsicht stets mehrere Scheeren mit.

Die Blutung war gering. Von einigen Autoren wird nun empfohlen, den Bulbussack mit Nadel und Faden zu umstechen und ihn so wie einen Tabaksbeutel zusammen zu schnüren.

Im vorliegenden Falle schnürte ich, nachdem das Auge gereinigt, in oben genannter Weise den Sack zusammen. In den ersten drei Tagen entstand nicht die mindeste Eiterung, die Oeffnung des Sackes war verklebt. Am vierten Tage aber durchbrach der Eiter die verklebte Oeffnung des Bulbussackes, und nun eiterte es stärker denn sonst, auch hielt die Eiterung länger an. Ich glaube darum, dass der Rath, den Sack wie einen Tabaksbeutel einzuschnüren, durchaus kein vorzüglicher ist. Eine einfache Bedeckung des Auges mittelst eines ausgepressten Schwammes, der durch eine Binde oder ein Tuch festgebunden wird, genügt in allen den Fällen, wo keine Neigung zu starker Blutung vorhanden ist. Diese einfache Nachbehandlung unter sorgfältiger Reinigung des Auges genügt vollkommen.

Das hiesige Krankenhaus wird in arzneilicher Hinsicht versorgt von allopathischen Apothekern; darnach richtete ich die äussere Form meiner Recepte. Mit Rücksicht auf den serösen Erguss im Innern des linken Auges, sowie mit Rücksicht auf den Urinabgang, gab ich Pilocarpin innerlich. Ich verschrieb es zuerst in homöopathisch kleinen Dosen: Pilocarpin muriat. 0,002 aufgelöst in Aqu. dest. 80,0. Hiervon zweistündlich einen Theelöffel voll zu nehmen. Patient empfand Erleichterung hinsichtlich des Urinirens. Drei Tage nach der Operation, in welchen Tagen obiges Pilocarpin zur Anwendung kam, konnte Patient wieder die Finger einer vorgehaltenen Hand deutlich erkennen und unterscheiden. Da ich noch eine stärkere Urin-Entleerung wünschte als die, welche der Kranke gegenwärtig hatte, so vermehrte ich die Dose des Pilocarpin zu 0,02 und ging dann zu Pilocarpin. muriat. 0,06 gelöst in Aqu. 175 über. Von letzterer Mischung trank Patient eines Tages einen recht gründlichen Schluck, um rascher kurirt zu werden, wie er glaubte. Es trat nun Erbrechen ein und Leibschneiden. Der Kopf schwindelte ihm, und in den Armen fühlte er eine Schwere und eine Art Lähmung. Die kleinen Dosen theelöffelweise vertrug er sehr gut. Es wurden dem Patienten auch subcutane Injectionen von Pilocarpin. muriat. 0,06 auf Aqu. dest. 10,0 gemacht, jedesmal eine halbe Spritze voll. Die Urinabsonderung vermehrte sich, die Füllung der

Augenkammer schien merklich nachzulassen. Die Sehschärfe nahm stetig zu, und jetzt nach sechs Wochen findet sich Patient, der keine Finger vor der Operation zählen konnte, überall deutlich zurecht. Freilich kann er noch jetzt nur Buchstaben der Snellen'schen Tafeln Nr. XX. erkennen; kleinere Buchstaben als Nr. XX. werden nur mit grosser Mühe entziffert. Hoffentlich wird die Sehschärfe noch zunehmen unter Gebrauch von Kal. jodat., welches ihm demnächst verschrieben. Leider hat Patient seine Arbeit wieder aufnehmen müssen, da er völlig mittellos und von seiner Hände Arbeit leben muss, wie er sagt. Selbst die Verpflegung im hiesigen Krankenhause hatte er nicht frei, da er einer fremden Gemeinde angehört, die bisher für ihn noch nichts gethan hat. —

Sei es vergönnt, hieran noch einige Bemerkungen über die Pathogenese sympathischer Augenleiden zu knüpfen.

Es giebt drei Möglichkeiten der Fortpflanzung eines Augenleidens auf das andere. Die Fortpflanzung kann geschehen auf dem Wege der Ciliarnerven, auf dem des Gefässsystems, und sie kann durch den Nervus opticus vermittelt werden. H. Müller stellte die Ciliarnerven zuerst in den Vordergrund. Irritationspunkt ist nach ihm das Ganglion ciliare. Vom Opticus findet bekanntlich keine Leitung zum Trigeminus statt. Der Opticus aber wirkt reflectorisch auf den Sympathicus. Jeder Arzt kann beobachten, dass viele entzündete Augen, wenn sie dem Einflusse des Lichts ausgesetzt sind, Niessen beim Patienten hervorbringen.

Der Trigeminus hat Einfluss auf den Sympathicus. Bei Trigeminus-Reizung erfolgt Erschlaffung des Sympathicus, und somit ist die pericorneale Injection als paralysisch aufzufassen. Hiermit geht Hand in Hand eine Aenderung der Secrete, welche als Agglutinations-Massen anfzufassen sind. Bei den sympathischen Erkrankungen spielt der Opticus jedenfalls eine Hauptrolle. Pagenstecher theilte zuerst den Sectionsbericht des primär ergriffenen und des sympathisch erkrankten Auges mit. Dr. Pinto berichtet in den „klinischen Monatsblättern für Augenheilkunde“ ebenfalls einen Sectionsbefund. Es fanden sich Infiltrationen am Sehnerv des zuerst erkrankten Auges, ebenso an der Pial- und Arachnoidal-Scheide. Und auf dem sympathisch erkrankten Auge fand sich ebenfalls eine gegen die Orbita allmälig zunehmende zellige Infiltration der Sehnerven, sowohl seiner Pial- als auch seiner Arachnoidal-Scheide. Hiernach kann vermuthet werden, dass sympathische Ophthalmien auf dem Wege bindegewebiger Schwellung zu Stande kommen.

Auch in den Fällen von Knies zeigte der Sehnerv deutliche Neuritis und eine stark zellige Infiltration, die bis hinein in's Chiasma ging, wobei die Pialscheide des Opticus ganz besonders zellig infiltrirt war, und zwar bei beiden Augen. Obgleich in den Fällen von Knies das Chiasma selbst nicht aufbewahrt war, so waren die beiden Sehnerven doch so knapp am Chiasma durchschnitten, und die zellige Infiltration in der Pialscheide war noch so stark, dass der Uebergang von dem einen Auge auf das andere nicht bezweifelt werden konnte. In den Fällen von Knies hatte es sich um Iritis serosa sympathica gehandelt.

Arlt will trotzdem das bilaterale Auftreten, als auf rein mechanischem Wege allein zu Stande gekommen, doch nicht erklären. Er beschuldigt zugleich die Ciliarnerven, acceptirt auch nicht das Wort Iritis serosa, sondern sucht darzuthun, dass diese im Grunde genommen weiter nichts als Cyclitis serosa wäre.

Ohne Zweifel aber spielt die bindegewebige Schwellung eine Hauptrolle bei sympathischen Augenerkrankungen und da liegt denn die Vermuthung nahe, dass Silicea, Calcarea phosphorica (Calcarea sulfurica. D. Red.) wegen ihrer Beziehung zum Bindegewebe homöopathisch sehr zu verwerthen sind. Bei Agglutinations-Processen dürfte Natr. sulf., Kal. sulf. zu beachten sein. — Wir sahen oben, dass Esprin. sulf. 3 unserm Patienten anfangs sehr nützte.

In einem andern Falle von Iritis sympathica serosa gab ich Silicea 3, später Apis 3 nnd stellte beide Augen wieder her, obgleich bereits auf dem sympathisch erkrankten Auge vergeblich und ohne allen Erfolg in einer auswärtigen Augenklinik eine Iridectomie nach oben gemacht war. Patient erhielt ausserdem zugleich zweimal in der Woche warme Fussbäder, denen etwas Aqua regia zugesetzt war.

Bei plastisch sympathischen Augenaffectionen dürften Mercursublimat., Kal. jodat. eine Hauptrolle spielen. Doch fehlen mir vom homöopathischen Standpunkte aus darüber alle persönlichen Erfahrungen. Bekannt ist, dass bei plastischen Processen sympathischer Natur mercurielle Einreibungen bis zur Salivation von entschiedenem Nutzen sich erwiesen haben und täglich erweisen.

Ueber Krankheit und Heilung.

Vortrag von Prof. Dr. G. Jäger.

Auf der Generalversammlung des homöopathischen Central-Vereins zu Stuttgart, am 10. Augnst 1882, hielt Herr Prof. Dr. Jäger einen Vortrag über Krankheit und Heilung, der der interessanten Momente und geistreichen Gedanken so viele enthält, dass wir den Vortrag auch unsern Lesern nicht vorenthalten möchten. D. Red.

Motto: Corpora non agunt, nisi fluida,
maxime agunt, si volatilia

Ueber Krankheit im Allgemeinen, abgesehen von jeder Casuistik, läss sich Klarheit nur gewinnen, wenn man genan weiss, was „Leben" ist, denn Krankheit ist, allgemein gefasst, eine Schädigung des Lebens.

Was ist Leben? Antwort: Bewegnng, während Tod Ruhe ist. Die Erklärung des Lebens muss somit an die Physik der Bewegung anknüpfen. Diese lehrt, dass es zweierlei Bewegungen giebt, 1) solche der Masse = mechanische Bewegnng, 2) solche der Moleküle = Molekularbewegnng, nnd von diesen beiden ist für unsere Frage die letztere die allein wichtige, denn die Massenbewegungen der lebenden Körper sind erst die Konsequenz der Molekularbewegungen.

Ueber letztere lehrt die Physik Folgendes:

Nur wenn wir einen Stoff auf die Temperatur von etwa 273 Grad unter Null erkälten könnten, würde die Moleknlarbewegung sistiren, weil jetzt die Moleküle so dicht aneinander liegen, dass sie aus Raummangel sich nicht bewegen können. In diesem Zustand hätte dann auch der Körper sein kleinstes Volnmen und dem Zustand könnte man den Namen „absolnter Tod" geben.

Bei höherer Temperatur nimmt das Volumen der Körper zu, um so mehr, je höher ihre Temperatur steigt, nnd das bedeutet für die Moleküle Distanzirung, Raumgewinn. Diesen Raum benützen sie nun sofort zur Ausführung der sogenannten Molekularbewegung, indem

sie zwischen ihren Nachbarn hin und her pendeln. Diese Pendelung wird um so ausgiebiger, je grösser der Abstand der Moleküle wird.

Mit steigendem Abstand steigt aber nicht blos die Heftigkeit der Molekularbewegung, sondern sie ändert sich auch qualitativ, ein Vorgang, der zur Aenderung des sogenannten Aggregatzustandes führt. Diese erklärt sich, wenn wir annehmen, dass die Molekularbewegung im Kleinen ganz so verläuft, wie die Bewegung der Himmelskörper, die darin besteht, dass dieselben 1) um einen Schwerpunkt kreisen = Bahnbewegung, 2) um ihre eigene Axe sich drehen = Axendrehung.

Für die Erklärung der Aggregatzustände genügt die Betrachtung der Bahnbewegung. So lange der Schwerpunkt, um den das Molekül kreist, seinen Ort innerhalb der Körpers unverrückt behauptet und die Kreisung in einer geschlossenen Bahn erfolgt, hat der Körper eine endliche Ausdehnung und eine von der Schwerkraft unabhängige bestimmte Form. Das nennen wir den festen Aggregatzustand.

Der flüssige tritt ein, wenn durch zu weit gehende Distanzirung mit folgender Schwächung der Molekularanziehung die Schwerpunkte, um welche die Moleküle kreisen, ihre Stellung gegeneinander nicht mehr behaupten können, sondern dem Zug der Schwerkraft folgen müssen und selbst in Bewegung kommen. Jetzt gleicht die Bewegung des Moleküls nicht mehr der der Erde um die feststehende Sonne, sondern der des Mondes, welcher um die im Raum fortschreitende Erde kreist. Bei diesem Zustand der Molekularbewegung hat ein Körper zwar eine endliche Ausdehnung, weil die Molekularbahn eine in sich zurückkehrende ist, aber keine eigene Form mehr, er bildet ein Segment der Erdform.

Der gasförmige Aggregatzustand tritt ein, wenn sich die kreisende Bewegung des Moleküls um seinen Schwerpunkt ändert. Hierüber eignet man sich zweckmässig folgende Anschauung an:

So lange die Molekularbewegung noch klein ist, z. B. bei sehr kalten festen Körpern, beschreibt das Molekül eine Kreisbahn um seinen Schwerpunkt; in dem Maass, als der Bahndurchmesser wächst, wird die Bahn zu einer immer gestreckteren Ellipse. Der neue Wendepunkt zum gasförmigen Aggregatzustand tritt nun ein, wenn die Bahnform paraholisch oder hyperbolisch, d. h. eine offene wird, denn jetzt kehrt das Molekül nicht mehr zu seinem Ausgangspunkt zurück, sondern strebt in die Unendlichkeit des Raumes hinaus wie ein

Komet, wenn seine Bahn eine derartige Ablenknng erfahren hat. Deshalb hat ein Gas keine endliche Ausdehnung mehr, sondern ein unendliches Ausdehnungsbestreben.

Nachdem wir uns über die Molekularbewegung innerhalb eines und desselben gleichartigen Körpers orientirt haben, müssen wir das Verhalten zweier verschiedener Körper zu einander betrachten. Hier ergiebt sich eine Verschiedenheit je nach dem Aggregatzustand.

Sind beide Körper fest, so nimmt jeder einen besonderen Raum ein und sie wirken so gut wie nicht aufeinander.

Ist der eine fest, der andere flüssig oder gasförmig, so kann erster Fall: der letztere in ersteren eindringen, am sichersten thun das die Gase (Gasabsorption durch feste Stoffe), seltener Flüssigkeiten (Quellung); zweiter Fall: der feste Körper sich auflösen und jetzt durchdringen sich die Moleküle beider Stoffe.

Dieser zweite Fall tritt immer ein, wenn zwei Gase anfeinander stossen: das eine dringt stets in das andere wie in einen leeren Raum, bis beide Räume mit einer ganz gleichartigen Mischung aus beiden erfüllt sind (Gasdiffusion.)

Sind beide Stoffe flüssig, so mischen sie sich entweder gar nicht oder sie dnrchdringen sich ebenfalls vollständigst (Hydrodiffusion). Trifft endlich ein Gas und eine Flüssigkeit zusammen, so findet ein partielles Durchdringen statt; die Flüssigkeit absorbirt ein Gasquantum nnd von ersterer verdampft ein Quantum in den Gasranm hinein.

Die für unseren Fall wichtigste Frage ist nun die: wie verhalten sich die Molekularbewegungen in Stoffgemischen, wobei ich nur den einen Fall, den der Lösnng, heransgreife.

Hier diktiren uns die Gesetze der Diffusion, Gasaushanchnng und Auskrystallisation, dass die Moleküle eines gelösten Stoffes sich zwischen den Molekülen des Lösungsmittels fast ebenso frei bewegen wie im leeren Raum, insbesondere, dass die Energie ihrer Bewegungen ganz ebenso von der Distanz ihrer eigenen Moleküle abhängt wie im leeren Ranm: je grösser diese, d. h. je verdünnter die Lösung, um so heftiger pendeln die Moleküle. Namentlich deutlich ist das, wenn der gelöste Stoff ein Gas ist; verdünnt man nämlich die über der Flüssigkeit stehende Gasportion, so rücken auch die in der Flüssigkeit befindlichen Gasmoleküle sofort weiter auseinander, und konzentrirt man ersteres, so rücken auch letztere zusammen.

Aehnliches findet anch statt, wenn der gelöste Stoff im gewöhnlichen Zustand ein fester Körper, z. B. ein Salz ist. Seine Moleküle

pendeln ebenso zwischen einander, nm so heftiger, je grösser ihr Abstand, nnd die Thatsache, dass man in der über einer Salzlösung stehenden Luft das Salz am Gernch erkennen kann, beweist, dass die Bewegung der Salzmoleküle eigentlich dieselbe hyperbolische ist wie die der Gasmoleküle, sie streben in die Unendlichkeit des Raumes. Wir können also sagen: die Moleknlarbewegungen eines gelösten Stoffes nnterscheiden sich von denen eines freien Gases nur der Intensität nach nnd dnrch geeignete Verdünnnng können wir diesen Unterschied sogar ganz verwischen, sie werden ebenso flüchtig wie Gasmoleküle. Wir können deshalb im Folgenden beide zusammenfassen als flüchtige Moleküle, im Gegensatz zu flüssig nnd fest.

Nun bleibt noch ein Punkt zn erledigen: Wie verhalten sich die Molekülbewegungen in Lösnngsgemischen? Hier lehren die Erscheinungen der Diffnsion, Verflüchtigung und Auskrystallisirung, dass die Intensität der Molekularbewegungen ganz abhängt von der Konzentration, die jeder der Stoffe für sich hat. Befinden sich von dem einen Stoff z. B. viel Molęküle in einer Lösung, von dem anderen wenig, so ist die Distanz nnd damit die Bewegungsgeschwindigkeit bei den letzteren gross, bei den ersteren klein, oder anders gesagt: Die Energie hängt nnr ab von der Distanz der gleichartigen Moleküle.

Nach diesen einleitenden Betrachtungen können wir wieder an unsere Frage gehen:

Ein Lebewesen besteht aus festen, flüssigen und flüchtigen Stoffen: wie verhalten sich diese drei Kategorien zu den Lebensbewegnngen? Die Antwort giebt uns das Motto an der Spitze: Corpora non agunt, nisi fluida, maxime agunt, si volatilia, also das Aktive das Agirende, also das Lebensagens sind die flüchtigen, das passiv bewegte, das Agitirte sind die festen Stoffe, uud die flüssigen sind gewissermassen das Medinm oder Spatium, in welchem die aktiven nnd passiven Bewegnngen der flüchtigen nnd festen sich vollziehen.

Man hat die Lebewesen bisher immer mit einer Maschine verglichen, ich möchte jetzt diesen Vergleich dahin ergänzen, dass ich sie Dampfmaschinen nenne. Auch letztere sind ans festen, flüssigen nnd flüchtigen Stoffen zusammengesetzt nnd Niemand ist im Zweifel, dass das Agens der Dampfmaschinen die flüchtigen Stoffe sind.

Eine weitere Konsequenz dieser Betrachtungen ist folgende:

Da die Snbstanz der Lebewesen für flüchtige Moleküle permeabel

ist, so dringen stets Moleküle des Lebensagens aus der Oberfläche des Körpers heraus in das umgebende Medium. Dass ist praktisch von grösster Wichtigkeit, denn wir branchen jetzt behufs Prüfung des Lebensagens nicht in das Innere des Körpers einzudringen, es liegt offen zu Tage in der das Lebewesen umgebenden Luft, es ist in der Perspiration enthalten.

Das führt uns jetzt von der erledigten Frage nach der physikalischen Beschaffenheit des Lebensagens zu der Frage nach der chemischen Natur desselben. Hier tritt uns nun scheinbar hemmend die Thatsache gegenüber, dass die Perspiration der Lebewesen notorisch ein Sammelsurium der verschiedenartigsten Stoffe ist. Sind es nun alle oder nur ein Theil und wenn letzteres, welche sind das eigentliche Lebensagens?

Die Antwort können wir uns aber leicht aus unseren physikalischen Erläuterungen bilden und zwar so:

Agitirend wirken alle Perspirationsstoffe, aber nicht alle gleich, und den Maassstab für ihre Agitationskraft giebt uns die Molekularphysik. Am meisten agitirend wirken die flüchtigsten und da die Flüchtigkeit in umgekehrtem Verhältniss zu dem Konzentrationsgrad steht, so sind die wichtigsten Lebensagentia nicht die bisher fast allein von der Physiologie beachteten Massenedukte, wie Wasserdampf und Kohlensäure, diese geruchlosen Gase, sondern just die feinsten, verdünntesten, der wägenden Chemie fast gar nicht, wohl aber unserm chemischen Sinne besonders dem feinsten derselben, dem Geruchssin sehr leicht zugänglichen Minimaledukte.

So kommen wir zum Schluss: das Lebensagens ist riechbar (und schmeckbar) und von dieser Basis aus können wir jetzt die zweite allgemeine Frage erheben: Ist das Lebensagens bei allen Lebewesen und zu allen Zeiten dasselbe? Hierauf antworten unsere chemischen Sinne ohne Weiteres mit Nein. Das Agens riecht und schmeckt nicht nur bei jeder Thierart, sondern bei jedem Individuum, ja selbst bei einem und demselben Individuum je nach seinen verschiedenen Lebenszuständen verschiedenartig.

Das Resultat unserer Erwägungen ist somit: das die Lebensbewegungen aktiv erzeugende Agens sind spezifisch, individuell und temporär verschiedene, riechbare, also gasförmige Stoffe.

Jetzt können wir an die Frage nach der Natur der Krankheit

gehen. Diese ist nur zu lösen, indem wir diesem Zustand der Lebensverrichtungen den gegentheiligen, den der Gesundheit, gegenüberstellen und ganz allgemein, d. h. absehend von jeder Casuistik, die Symptome aufsuchen, durch welche sich beide Lebenszustände unterscheiden. Wir halten dabei wieder das Physikalische und das Chemische auseinander.

Für ersteres lautet die Frage: Wie unterscheiden sich die Bewegungen im kranken Zustand von denen im gesunden Körper?

1) Die willkürlichen Bewegungen sind — von einer bei akuten Krankheiten im Anfangsstadium vorkommenden Steigerung der Bewegungsgeschwindigkeit abgesehen — bei Kranken a) langsam und kraftlos, b) unregelmässig; bei Gesunden a) rasch und kraftvoll, b) regelmässig. Mit dem korrespondirt, dass das Fleisch des Kranken weich und welk, das des Gesunden fest und elastisch ist, der Kranke Schwächegefühl, der Gesunde Kraftgefühl besitzt.

2) Die unwillkürlichen Bewegungen zeigen dieselben Erscheinungen, nur dass die anfänglichen Steigerungen der Bewegungsgeschwindigkeit bei acuten Krankheiten länger anhalten, als auf dem Gebiete der willkürlichen Bewegungen; aber auch hier folgt ausnahmslos matter, kraftloser und unregelmässiger Puls und dito Athmung. Demnach erledigt sich der physikalische Theil der Frage nach dem Wesen der Krankheit dahin: die Agitationskraft, d. h. die Molekularenergie des flüchtigen Lebensagens hat abgenommen und seine Bewegungen sind unregelmässig geworden.

Wenden wir uns jetzt zu der **chemischen** Frage: Wie unterscheidet sich chemisch das Lebensagens des Kranken von dem Gesunder? Antwort: alle Kranken haben eine übelriechende Perspiration, während Gesunde eine wohlriechende besitzen. Dem entspricht subjectiv und objectiv eine Aenderung des Geschmacks: das Fleisch kranker Thiere schmeckt schlecht, das gesunder gut; weiter: der Kranke hat einen schlechten Geschmack im Mund, der Gesunde einen frischen, angenehmen. Hierzu gesellt sich ein Unterschied in den idiosynkrasischen Beziehungen zur Nahrung nach Quale und Quantum: Der Gesunde ist bei gutem Appetit, der Kranke meistens bei schlechtem Appetit bis zu völliger Appetitlosigkeit (nur bei gewissen Krankheiten, z. B. Diabetes ist er krankhaft gesteigert.) Der Gesunde hat Appetit nach seiner natürlichen Nahrung, beim Kranken ist gerade diese Beziehung

meist gestört und tritt häufig Appetit nach unnatürlicher Nahrung auf. Daraus ergiebt sich für die Beantwortung der chemischen Frage der Satz: der kranke Zustand rührt davon her, dass das flüchtige Lebensagens stinkend und übelschmeckend geworden ist.

Facit: **das Lebensagens des Kranken unterscheidet sich somit von dem des Gesunden**

a. durch geringe und unregelmässige Molekularbewegung,

b. durch übeln Geruch und Geschmack.

Die nächsten Fragen sind: 1) unter welchen Verhältnissen werden die Molekularbewegungen eines flüchtigen Stoffes langsamer und unregelmässig? und 2) unter welchen Bedingungen wird ein wohlriechender Stoff übelriechend nnd schlecht schmeckend?

Von diesen beiden Fragen ist die chemische durch tausendfache Erfahrung längst beantwortet, und zwar dahin: jeder Wohlgeruch wird durch Konzentration über einen gewissen Indifferenzpunkt hinaus übelriechend nnd ekelhaft. Umgekehrt weiss jeder Parfümerietechniker, dass man alle übeln Gerüche, selbst die schlimmsten durch Verdünnung über einen gewissen Grad hinaus zu Wohlgerüchen machen kann, und dass ein Bouquet nm so feiner wird, je mehr man es verdünnt. (Das „Feinerwerden" alkoholischer Getränke durch Alterung ist das Resultat fortschreitender Verdünnung der Bouquette durch partielle Verflüchtignng). Das gleiche Konzentrationsgesetz gilt auch auf dem Gebiete des Geschmacksinns.

Für die physikalische Seite der Frage steht Folgendes fest. Die Energie der Molekularbewegung steht wie oben erläutert in geradem Verhältniss zur Grösse des Raumes, in dem die Moleküle sich bewegen. können; daraus folgt mit Nothwendigkeit, dass sie bei konzentrirten Stoffen geringer ist, als bei verdünnten, nnd dass die Molekularenergie wächst, je weiter man sie verdünnt und abnimmt, je weiter man sie konzentrirt.

Es bleibt somit für die physikalische Frage nnr noch das Quale zur Besprechung. Wir sahen oben, dass die Lebensbewegungen beim Gesunden regelmässig, beim Kranken nnregelmässig sind So fragt sich jetzt: unter welchen Bedingungen ändern die Molekularbewegungen diese Qualität?

Physik nnd Chemie sagen uns bisher nichts darüber; Aufschluss haben mir meine neuralanalytischen Untersuchungen gegeben, nnd zwar speziell folgendes Experiment: bereitet man von irgendwelchem löslichen Stoff eine Serie von Lösnngen verschiedener Konzentration, und prüft

deren physiologische Wirkungen, so liegt in der Mitte der Skala, bald höher oben, bald tiefer unten, je nach der chemischen Natur des Stoffes, ein indifferenter Konzentrationsgrad und die nach entgegengesetzten Richtungen von ihr liegenden zeigen folgenden physiologischen Gegensatz:

Auf dem Gebiete der willkürlichen Bewegung äussert sich der Unterschied so: inhalirt man konzentrirte Lösungen und prüft während dessen in der von mir angegebenen Weise mit dem Chronoskop das Tempo derselben, so ergiebt sich entweder sofort oder nach einer initialen Steigerung von kurzer Daner eine Verlangsamung derselben, die um so tiefer ausfällt, je konzentrirter die Lösung und je länger die Inhalation dauert. Eine verdünnte Lösung erzeugt dagegen eine Verschnellerung, die um so bedeutender ist, je verdünnter die Lösung gewählt wurde. Bildet man durch wiederholte Vornahme des Messungsakts in gleichen Zeitintervallen Kurven, so erhält man die Lösung auf die oben offen gelassene Frage: unter welchen Umständen werden die Molekularbewegungen unregelmässig? Die von konzentrirten Lösungen gewonnenen Kurven haben nämlich einen unregelmässigen Rhythmus, die von verdünnten einen regelmässigen, und das quantitative Element tritt in der Kurve noch einmal darin zu Tage, dass die von verdünnten Stoffen gewonnenen Kurven grössere Amplituden zeigen, als die von konzentrirten.

Diesen messbaren Veränderungen entspricht ein bei Inhalation konzentrirter Substanzen sich einstellendes Mattigkeitsgefühl, während verdünnte Lösungen Kraftgefühle erzeugen.

Auf dem Gebiete der unwillkürlichen Bewegungen (Puls und Athmung) sind meine Messungen mittelst Kymographion in Folge äusserer Behinderung noch ziemlich mangelhaft, aber im Allgemeinen ergaben sie: Inhalation verdünnter Substanzen macht den Puls voll und regelmässig, die konzentrirter klein und unregelmässig.

Die Kleinheit wird Anfangs durch einen geschwinden Herzschlag bis zu einem gewissen Grad kompensirt, bis schliesslich auch dieses kompensatorische Element wegfällt. Aehnliches gilt von der Athmung.

In Bezug auf die chemische Wirkung unterscheiden sich konzentrirte und verdünnte Lösungen in folgender Weise: Die ersteren haben einen schlechten Geruch und Geschmack und erzeugen Ekelgefühle, Alterationen des Appetits (Sättigungsgefühl, Appetitlosigkeit, Ekel, Rausch); verdünnte Lösungen sind frischriechend und -schmeckend, appetiterweckend und ernüchternd.

Vergleichen wir diese Inhalationswirkungen nun mit den oben geschilderten Symptomen von **Gesundheit** und **Krankheit**, so erhält man als Resultat: dass konzentrirte Stoffe dieselben Symptome erzeugen, wie sie der Krankheit eigen sind, und verdünnte solche, wie sie der Gesundheit zukommen, woraus der Schluss sich ergiebt:

Krankheit entsteht durch Stoffkonzentration, d. h. entweder durch die Konzentration der den gesunden Zustand beherrschenden, zum natürlichen Bestand des Körpers gehörenden flüchtigen Stoffe, oder durch Einführung von konzentrirten Fremdstoffen (Giften).

Heilung ist nun folgerichtig das Gegentheil von Konzentration, nämlich Verdünnung der durch Konzentration giftig gewordenen Lebensstoffe, resp. der eingedrungenen Gifte.

Dass diese meine Anschauung von Krankheit und Heilung richtig ist, lehrt uns einerseits eine Analyse der krankmachenden, resp. zu Krankheit disponirenden Ursachen, andererseits eine Analyse der durch die Praxis sanktionirten Heilmethoden und Gesundheitsbedingungen.

I. Krankmachende, resp. zu Krankheit disponirende Einflüsse sind:

1) alle stinkenden und übel schmeckenden Speisen und Getränke;
2) übermässiger Genuss von Speisen und Getränken, wodurch eine übermässige Entbindung flüchtiger Stoffe innerhalb des Körpers entsteht;
3) alle, selbst die gesündesten Stoffe, sobald sie in zu grosser Dosis oder zu starker Konzentration verabreicht werden (Missbrauch von Genussmitteln und allopathischen Arzneien);
4) alle und jede stinkende Luft, so zwar, dass man geradezu sagen kann: „Krankheit ist Gestank“;
5) ganz besonders alle Umstände, welche eine Konzentration der flüchtigen Ausdünstungsstoffe des Körpers begünstigen: Unterdrückung der Thätigkeit von Haut, Lunge und Niere, Zurückhaltung der Perspiration durch falsche Bekleidung und Aufenthalt in geschlossenen Räumen;
6) Steigerung der Zersetzungsprozesse im Innern des Körpers mit vermehrter Entbindung flüchtiger Stoffe (Fermentationsprozesse oder hochgesteigerte Organthätigkeit);

II. Heilpotenzen resp. -Methoden sind:

1) alle wohlriechenden und wohlschmeckenden Speisen und Getränke, aber nur solange, als sie wohlschmecken, und sofern sie nicht im Darm einem zu intensiven Zersetzungsprozess anheimfallen;
2) Mässigkeit im Essen und Trinken, resp. Hungerkur;
3) Entfernung der Darmkontenta als Gestankquelle (Laxation, Vomition);
4) alle genügend verdünnten Stoffe, resp. alle Medien (Luft und Wasser), welche nur hoch verdünnte Stoffe in Lösung oder Suspension enthalten, also reine Luft, reines Wasser, alkoholische Getränke mit feinen Bouquetten, und Arzneien mit verdünnten Arzneistoffen (homöopathische Arzneien) sind gesund und um so gesünder, je verdünnter sie sind;
5) alle Umstände, welche der Verdünnung der Perspiration günstig sind: Luftkur, Bewegungskur, Schwitzkur, Wärmekur (klimatische Kur, türkische Bäder), Ventilation der Wohnräume, poröse Kleidung, dermatische Kuren zur Steigerung der Hautausdünstung etc.;
6) Trinken von warmen Getränken, die flüchtige Stoffe (Thee) enthalten, indem diese flüchtigen Stoffe die konzentrirten Perspirationsgase mitreissen;
7) chemische Zerstörung der Perspirationsdüfte durch Desodorantia (Räucherung, Ozogen, Kampher etc.);
8) Elektrolyse, d. h. elektrolytische Zerstörung, wenn auch nur partielle, des betreffenden konzentrirten Krankheitsstoffes, analog der Thatsache, dass Gewitter die übelriechenden Stoffe in der Athmosphäre, aber auch die wohlschmeckenden Stoffe im Schlachtfleisch zerstören.

Daraus folgt: **krankmachend und krankheitsdisponirend wirkt Alles, was eine Konzentration der unseren Organismus beherrschenden flüchtigen Agentien herbeiführt, und heilend Alles, was zur Verdünnung derselben beiträgt.**

Auf den ersten Blick scheint diese Lehre mit dem in Widerspruch zu stehen, was ich in meiner Schrift: „Seuchenfestigkeit und Konstitutionskraft“ über die Bedeutung des spezifischen Gewichts für die Gesundheit sagte; dieser Widerspruch hebt sich auf, wenn man erwägt:

1) Beim spezifischen Gewicht handelt es sich in erster Linie um das Verhältniss zwischen flüssigen und festen Stoffen, und bei der Konstitutionskraft um Stabilität und Labilität. Je mehr die Flüssig-

keiten über die festen Stoffe überwiegen, desto labiler ist die Konstitution, und je mehr das umgekehrt der Fall ist, um so stabiler, wobei allerdings zu beachten ist, dass die Stabilität schliesslich so gross werden kann, dass die in Labilitäts- d. h. Bewegungserscheinungen der festen Stoffe bestehenden Lebensprozesse aus Raummangel (Lebenslatens durch Mumifikation) nicht mehr vor sich gehen können. Deshalb liegt die höchste Lebensenergie nur auf einem Optimum, nicht auf dem Maximum des spezifischen Gewichtes, auf letzterem liegt die höchste Konstitutionskraft nur in so fern, als völlig mumifizirte Lebewesen der Fäulniss gegenüber ihre Konstitution behaupten.

2) Konzentration der flüchtigen Stoffe in den Flüssigkeiten des Körpers steigert zwar das spezifische Gewicht dieser, allein da hiebei stets in dem Darmlumen, dem Hauptentbindungsort flüchtiger Stoffe, freie Gase von sehr geringem spezifischen Gewicht (Tympanitis) auftreten, so wird die Steigerung des spezifischen Gewichts der Flüssigkeiten überkompensirt und das Gesammtergebniss der Konzentration der flüchtigen Stoffe ist eine Abnahme des spezifischen Gewichtes.

Ueber die in sichtbaren Strukturveränderungen bestehenden sog. anatomischen Krankheiten geht meine Ansicht dahin, dass sie erst Folge der Störung der Molekularbewegung der Lebensagentia, also sekundäre Erscheinungen sind. Sichtbar ist nur Festes und Flüssiges, das Lebensagens ist als Flüchtiges nicht sichtbar. Anatomische Störungen bestehen in Plus oder Minus, resp. falscher Vertheilung von Festem und Flüssigem, und hiedurch können die Massenbewegungen beeinträchtigt werden, aber die Molekularbewegungen direkt nicht, sondern nur indirekt. Thatsache ist, dass die sekundären anatomischen Veränderungen heilen, d. h. verschwinden, 1) Wenn die Deskonzentration der primären flüchtigen Krankheitsstoffe gelingt, 2) und die festen sekundären Krankheitsstoffe der Verflüssigung und Verflüchtigung überhaupt noch zugänglich sind.

Nun noch einige Worte über die so vielfach bestrittene und doch so natürliche Heilwirkung der homöopathischen Arzneien.

1) Dass das Verdünnungsverfahren in der That eine Potenzirung d. h. Machtverstärkung des gelösten Arzneistoffes ist, geht aus dem früheren unwiderleglich hervor, und ebenso dass Hochpotenzen machtvoller sind als niedere, da die Abnahme der Molekülzahl überpotenzirt wird durch die Steigerung der Bewegungsenergie der restirenden, (denn die Zahl der Moleküle ist Beeinträchtigung des die Bewegungsenergie repräsentirenden Raumes).

2) Wenn man eine verdünnte Lösung in eine konzentrirte giesst, so wirft man heftig sich bewegende Molekūle unter träg sich bewegende und wenn sich die Energie der ersteren nnn anf alle vertheilt, so entsteht ein allgemeines Distanzirungs- oder Diffnsionsbestreben. Befinden sich nnn die betreffenden Lösungen in einem von flüchtigen Stoffen so leicht penetrirbaren Gefäss, wie der Körper eines Lebewesens, so mnss der Effekt der homöopathischen Arznei eine Deskonzentration, also Heilwirknng sein.

Einer meiner Schüler, Herr Stndiosns Naser, hat mit Thonzellen einige Versuche in dieser Richtung angestellt, allerdings mit negativem, d. h. dnrch die Wage nicht zn konstatirendem Erfolg. Allein es traten hiebei doch so eigenthümliche Erscheinungen anf, dass ich den Misserfolg auf Rechnnng der Rohheit des Versnches, d. h. der relativ ausserordentlich geringen Kontaktfläche nnd des relativ nngewöhnlich grossen Diffusionswiderstandes der Thonzellen im Vergleich zu den Kapillaren des Körpers und der thierischen Membran überhaupt setzen zu müssen glaube, und überzengt bin, man werde mit feineren Hilfsmitteln positive Resultate erlangen können.

Die allopathische Lehre, dass „Viel viel wirkt, nnd Wenig wenig", ist nnr richtig, wenn es sich bei Heilung von Krankheit nm chemische Bindung oder Zersetzung eines Krankheitsstoffes handelt; dass es solche Fälle giebt, z. B. Säurctilgnng im Magen, ist zweifellos, allein in weitans den meisten Krankheitsfällen ist diese chemische Therapie gar nicht ansführbar, 1) weil man es meist mit Stoffen zu thun hat, welche sehr wenig Neignng besitzen, sich chemisch zu verbinden, 2) weil man bei Anwendung von zerstörend wirkenden Chemikalen zu leicht mit dcm Krankheitsstoff anch die Gesundheitsstoffe todtschlägt. Die Therapie hat also in den meisten Fällen die Aufgabe, physikalisch zu wirken, d. h. die Molekularenergie zn heben. Hier ist der Satz, „dass viel Stoff anch viel wirkt", ein physikalischer Nonsens: wenn man zu träg sich bewegenden Molekülen solche mischt, die sich ebenfalls träg bewegen, wie die konzentrirter Arzneistoffe, so bleibt alles träg nnd zn der nrsprünglichen Krankheit tritt nnn eine Arzneikrankheit. Wolle man doch nicht vergessen, dass die zwei belebendsten und machtvollsten, anch von den Allopathen angewendeten Heilpotenzen, nämlich reine Lnft, reines Wasser (Wildbad, Gastein) nichts anderes als homöopathische Medikamente sind, d. h. Medien mit hochverdünnten Stoffen!

Ebenso klar ist das Aehnlichkeitsgesetz der Homöopathen

auf Grund dessen, was wir oben über die Molekularbewegungen in einem Lösungsgemische erfuhren. Hier richten sich die Moleküle jedes Stoffes nur nach ihren eigenen Kameraden, d. h. die Molekularanziehung, welche das Pendeln der Moleküle unterhält, besteht nur zwischen gleichartigen Molekülen, und nichts ist nun natürlicher, als dass durch Zumischung einer verdünnten Lösung des einen der im Lösungsgemische enthaltenen Stoffe, nur die Diffusionsbewegung dieses einen Stoffes und nicht die der anderen gesteigert wird.

Wir können uns auch sehr gut denken, dass eine ähnliche Beziehung nicht blos zwischen den Molekülen des gleichen Stoffes, sondern auch zwischen den Molekülen ähnlicher Stoffe besteht, z. B. wenn wir einem Lösungsgemische von Salzen und ätherischen Oelen eine homöopathische Verdünnung irgend eines anderen ätherischen Oeles beimischen, so steigt nur die Verdampfungsgeschwindigkeit des ätherischen Oeles und nicht auch die des Salzes.

Selbstverständlich erfordert auch diese These die Erhärtung durch das Experiment und zwar sowohl durch physiologische, wie durch physikalische ausserhalb des Körpers angestellte, und ich empfehle die Vornahme solcher allen denen, welche entweder den Trieb oder die amtliche Verpflichtung zur Ermittlung der Wahrheit in diesen Dingen haben.

Zur Situation.

Wie es scheint, haben die Sommerfrischen und die Ferien zur Zeit einen beruhigenden Einfluss auf die Gemüther gehabt, denn von irgend welchen Angriffen oder Kampfeszeichen hat sich in den letzten Monaten keine Spur gezeigt, selbst Herr Rigler ruht auf seinen Lorbeeren aus, nachdem er die Homöopathie vernichtet hat. Das Hauptereigniss seit Erscheinen unseres letzten Heftes bilden die am 9. und 10. August abgehaltenen Sitzungen des homöopathischen Centralvereins, über welche in den andern, früher erscheineuden Journalen zur Genüge Bericht erstattet wurde, sodass ein Referat unsererseits überflüssig ist. Wir konstatiren aber, dass die diesjährige Versammlung, obwohl im Durchschnitt auch nicht stärker besucht von auswärtigen Mitgliedern, als sonst, doch als eine recht gelungene zu bezeichnen war und namentlich für uns Norddeutsche eine Menge angenehmer Eindrücke und Anregungen gebracht hat. Vor allem hat uns der Verkehr mit den württembergischen Kol-

legen einen erfreulichen Einblick in die dortigen ärztlichen Verhältnisse und eingehendere Kenntniss einerseits von der Rührigkeit und Tüchtigkeit der homöopathischen Aerzte, andererseits von der wirklich erfreulichen Ausbreitung der Homöopathie im Lande Württemberg gegeben. An letzterer hat ein verständiges und einflussreiches Laienthum einen hervorragenden Antheil und wenn wir einen Namen für alle anderen nennen sollen, der wirklich die Palme verdient für seine intelligente und aufopfernde Thätigkeit, so ist es der des Sekretärs der Hahnemannia, des Herrn Zöppritz. Bei dieser Gelegenheit können wir den Kollegen die von der Habnemannia ins Leben gerufene Stiftung, welche die Unterstützung von Studirenden bezweckt, welche als Aerzte sich der Homöopathie widmen wollen, nicht warm genug ans Herz legen. Es wird durch dies Institut wenigstens ein Theil jener Misere ausgeglichen, die uns bis jetzt so sehr bedrängt hat und an deren Beseitigung mit allen Mitteln gearbeitet werden muss; es ist dies der Mangel an Nachwuchs, an jungen ärztlichen Kräften. So lange wir noch kein grosses Krankenhaus in einer Hauptstadt und an einer Universität haben, wird der von der Hahnemannia eingeschlagene Weg der einzig wirksame sein, jenem Mangel abzuhelfen.

Die Wahl von Leipzig als nächsten Versammlungsort halten wir für sehr opportun, da es gewissermassen im Centrum von Deutschland liegt und für Alle am besten zu erreichen ist. Wir halten überhaupt die Wanderversammlungen für wenig praktisch, namentlich wenn sie an extremen Punkten abgehalten werden, die zuviel Opfer an Geld und Zeit kosten; die Präsenzliste der jedesmaligen Central-Vereinssitzungen spricht wenigstens laut genug dagegen. Ausserdem scheint uns die Zeit der Versammlungen auch nicht günstig, denn die Mehrzahl aller Kollegen hat um diese Jahreszeit ihre Ferien, die vielfach zu Kuren und Badeaufenthalten benutzt werden und sich schwer durch eine weite Reise unterbrechen lassen. Wir würden das Frühjahr oder den Spätherbst für besser halten und werden in Leipzig einen dahinzielenden Antrag stellen.

Für den kommenden Winter werden von unserm Verein wieder eine Anzahl von Vorträgen an öffentlicher Stelle und in populärer Form gehalten werden. Wir haben damit gleichzeitig die Absicht, den hiesigen Laien-Verein in seinem Zweck, der Ausbreitung und Befestigung der Homöopathie in Berlin, zu fördern, und werden deshalb diese Vorträge in Versammlungen halten, die mit öffentlicher Bekanntmachung in dem

Sitzungssaale des Berliner homöopathischen Vereins stattfinden werden. Zu den Vorträgen haben sich die Kollegen in folgender Weise verpflichtet: Windelband im November „über die Zwecke und die Nothwendigkeit eines homöopathischen Krankenhauses in Berlin.“ Waltz (Frankfurt) im December „über Skrophulose und Knochenerkrankungen, eine Parallele allopathischer und homöopathischer Behandlung.“ Sulzer im Januar „über physische Kindererziehung, mit Berücksichtigung homöopathischer Behandlung.“ Träger (Potsdam) im Februar „über Nahrungsmittellehre.“ Dr. Fischer im März und Burkhard im April über noch zu bestimmende Themata. Während die Vorträge des vorigen Winters mehr theoretischen Inhaltes waren, soll in den diesjährigen mehr der Praxis und speziell der Hygiene Rechnung getragen und dem grossen Publikum nachgewiesen werden, in welchem nützlichen Zusammenhang die Homöopathie mit der Gesundheitspflege steht und welche Vorzüge sie gegenüber der allopathischen Behandlung mit sich bringt. Dr. Windelband.

Personalien.

Herr Dr. Huber ist, nachdem er seiner Gesundheit wegen längere Zeit in Pisa und Flitz weilte, nach Görz übergesiedelt und wird in diesem klimatischen Kurort praktiziren. Dr. Huber wohnt Piazza grande Nr. 19.

Leider haben wir wieder einige Todesfälle aus den Reihen der Homöopathen zu verzeichnen:

Am 16. August 1882 starb in Wittemberg Herr Dr. Eichelbaum, nachdem er schon Jahre lang gekränkelt und dadurch genöthigt war, s. Z. seine ausgebreitete und anstrengende Praxis in Stettin aufzugeben. A. H. Z.

In Folge eines apoplektischen Anfalles starb am 17. August 1882 ein altes und treues Mitglied des Centralvereins, der praktische Arzt J. Ganz in Eisenach. In seiner ausgedehnten, segensreichen Praxis hat er viel zur Verbreitung der Homöopathie gethan, für welche er auch durch Betheiligung an Vereinen und litterarischen Bestrebungen sein immer waches Interesse stetig an den Tag legte.

Druck von Emil Dreyer in Berlin.

Retorsion.

Von Dr. **Theodor v. Bakody**, Professor der vergleichenden Pathologie (Homöopathie) und medizinischen Klinik in Budapest.

Die in der 106. Nummer der „Sammlung klinischer Vorträge“ erschienene kritische Abhandlung des Professor Jürgensen „Die wissenschaftliche Heilkunde nnd ihre Widersacher“ bestätigt die Thatsache, dass der Inhalt des geistigen Lebens ebenso Gegenstand der Analyse und Beurtheilung sein muss, wie die Erscheinnngen, die nnsere Sinne erregen. Durch dieses Vorgehen soll alles Denken nnd Handeln Substrat der psychologischen Prüfung werden, die in der Beurtheilung des Gegebenen seine Ursache zu erforschen hat.

Der entschieden antinomische Charakter dieses Essays zwang mich, nach den Motiven zu forschen, die Jürgensen bei der Darlegung seines Gegenstandes leiteten. Die Behandlung des Diskussionssubstrates macht durch den Widerstreit, in den der Verfasser einestheils mit sich selbst, anderentheils aber mit der Sache an und für sich verfällt, unleugbar einen chaotischen Eindruck.

Es ist nicht zu verkennen, dass man in Jürgensen einer besseren Natnr begegnet, der es auch um die objektive Wahrheit ernst ist, er liess sich aber, nm den zu verurtheilenden Gegenstand um so erfolgreicher bekämpfen zu können, dnrch Nebenmotive verleiten, sich hierbei der mannigfachsten eristischen Manöver zn bedienen. Trotz der gewandten Dialektik, die er hierbei entfaltet, kann aber Jürgensen dem Vorwnrf nicht entgehen, dass seine ganze Ueberzeugung in dem Satze wurzelt: „Veritas est in — puteo!“ —

Jürgensen benützt zur Vertheidigung seiner Hanptthese die verschiedendsten Kunstgriffe, die wohl eines gewerblichen Klopffechters, aber nie eines Ritters der Wahrheit würdig sind. —

Einem solchen Knnstgriff begegnen wir vor Allem in dem Titel des Artikels, der an das Glöcklein des Leithammels mahnt, dem eine gedankenlose Heerde folgen soll. Der Eingeweihte erkennt sogleich das

Ungerechtfertigte der — in einen so grellen Gegensatz und eine so schroffe Beziehung gebrachten Begriffsbestimmung —: „die wissenschaftliche Heilkunde und ihre Widersacher.“ In der Benutzung des konventionellen Kollektivbegriffes „wissenschaftliche Heilkunde“ als positiven, einheitlichen Hauptbegriff, erkennen wir das Strategem eines Appells an eine Illusionsautorität. In dem Worte „Widersacher“ — wodurch die Unterordnung unter eine verhasste Kategorie gegeben ist, soll der Kunstgriff der subsummirenden Praejudikation — und das der Benutzung der Autorität des Vorurtheils zur Geltung kommen. Das nächstfolgende pugilistische Strategem, dessen sich Jürgensen bedient, ist das der Amplifikation der Kontroverspunkte, indem er in ungerechtfertigter Weise die Lehre Hahnemann's mit dem Mesmerismus in Verbindung bringt, wodurch Jürgensen die Hahnemann'sche Methode betreffend, die nur sich zu vertreten hat, weit über die legitimen Kontroversgrenzen hinausgreift.

Die Anwendung dieser dialektischen Finten charakterisirt genügend den Ursprung der Motive, die Jügensen führten. In erster Reihe ist es die gegenfüsslerische ärztliche Praxis, — der er im Privatleben oft genug begegnet, — die sich ihm vielfach entgegenstellt, und seinen, dem Leser unsichtbaren, Zielpunkt ausmacht. —

Die Hahnemann'sche Reform fordert aber eine ernste und ihrer Bedeutung nach auch würdige Beurtheilung, — und da muss jede subjektive Gemüthsverfassung und -Verstimmung unterdrückt und ausgeschlossen werden. Auf Grund ihres experimentellen Charakters und ihrer induktiven Methode muss sie gleich der Hydrotherapie, die sinnlos genug früher den Namen Hydropathie führte, und noch vor wenigen Jahren von der herrschenden Staatsmedizin verworfen wurde, in die Reihe der wissenschaftlichen praktischen Heilmethoden aufgenommen werden. Sie hat wie jene das Recht zu fordern, dass man sie aus ihrer esoterischen Stellung erlöse, um endlich ein integrirender Theil der kollektiven wissenschaftlichen Heilkunde werden zu können. Die Hydrotherapie erreichte ihre Anerkennung durch das naturwissenschaftliche Experiment, und am selben Wege wird auch der Hahnemann'schen Methode Gerechtigkeit werden.

Die alte Materia medica, — deren Existenz steinfest geleugnet wird, — die aber ihr Leben täglich durch eine Unzahl von bunt kombinirten schädlichen Rezepten kund giebt, — ist ein dürres Mütterlein geworden, das immer mehr an Lebenskraft verlor; es ist aber ebenso unklug als unstatthaft, sie durch andere praktische therapeutische

Methoden künstlich kräftigen zu wollen, und auch die Bemühung Jürgensen's eine vergebene, ihr die schmucke hydrotherapeutische Toga anzupassen.

Lassen wir diese Fastnachtsspässe — wir kennen sie, die schöne Maske. Doch sollte Jürgensen nicht vergessen, dass, so gut es Männer giebt, die ihrem Zeitalter voraus sind, — es auch Männer giebt, die viel zu spät zur Welt kamen; dass erstere die Genugthuung haben, von den späteren Generationen bewundert zu werden, während jene höchstens erwarten können, dass sie die kommenden Generationen zum Lachen reizen. Professor Griesinger in seiner allgemeinen Verurtheilung und Verwerfung der Hydrotherapie giebt hierfür ein lehrreiches Beispiel. Abgesehen von der berechtigten Verurtheilung der zu jener Zeit unmethodischen Benutzung des kalten Wassers, das man in seinen Wirkungen noch nicht als Medium der Wärmegrade kannte, musste er als denkender Psychiater die zu jener Zeit allzukalten Wasserprozeduren wohl entschieden perhorresziren, — dabei tragen aber im Ganzen genommen seine Sturmattaquen gegen sie doch immer den Don Quixotschen Charakter an sich.

Jürgensen begeht in seiner Kritik den Fehler, dass er die naturwissenschaftliche Berechtigung der Hahnemann'schen Methode mit dem simultanen praktischen Betrieb derselben verwechselt und ihr in der Reihe der Naturwissenschaften eine andere Beziehung zuschreibt, als ihr von Rechts wegen zukommt — dadurch in eine unerlaubte Konsequenzmacherei verfällt, die historischen Thatsachen verrückt und unrichtige Folgerungen daraus ableitet. Vollends parachronistisch wird aber sein Verfahren, indem er fort und fort Sätze zitirt, die aus längst vergangener Zeit stammen, mit der eigentlichen Sache nichts Bleibendes gemein haben, ihrer damaligen Fassung nach der heutigen Wissenschaft theils nicht mundgerecht, theils als längst überwundene, theoretische Darlegungen den Auffassungen von heute nicht entsprechen. Eine ähnliche manqué Auffassung über den Werth der Hahnemann'schen Reform dokumentirt auch Professor Billroth in der ironischen chronologischen Tabelle seines Werkes „das Lehren und Lernen der medizinischen Wissenschaften an den Universitäten der deutschen Nation", wo er (pag. 333) Hahnemann seiner Auffassung nach „inmitten von Propheten" in die Reihe der „Weltenkinder" verurtheilt.

Die wissenschaftliche Bewegung dieses Dezenniums ist eine rasche und wenn auch auf ein Verständniss der erregten kontemporanen Antipoden nicht zu hoffen ist, so ist die Anbahnung dieses Verständnisses

für die späteren Generationen heute schon denkbar. Endlich wird sich der Zwang des Zeitgeistes vollgültig geltend machen und durch die Macht der experimentalen Methode die radikale Reform vollziehen.

Ein Verfahren, das mehr dem Zufall anheimstellt, als den naturgesetzlichen Anforderungen entspricht, muss endlich durch die naturwissenschaftlich disziplinirten Geister für unhaltbar erklärt werden. Freilich wäre wünschenswerth, dass jeder Berufene schon jetzt den Geist der Wahrheit walten liesse, denn es ist gewiss, dass selbst die Ueberzeugung derjenigen, die sich hie und da für die heutige Materia medica ereifern, sehr bedeutend vom Zweifel angenagt ist, nur fehlt den Meisten der Muth oder die moralische Kraft, sich von den gewohnten Täuschungen loszusagen. Was heute noch im hohen Tenor gegen die Hahnemann'sche Methode laut wird, sind die besorgten Hierophanten, die auf Grund ihrer Impotenz auch mit der entsprechenden Anmaassung ausgestattet sind. Die Gewissenhaften schweigen, denn es belebt sie die Zuversicht, dass sich die korrektive Einsicht, in Betreff des wahren Werthes der einzelnen praktischen Richtungen, in Bälde erfüllen wird, denn im grossen Ganzen kann sich Niemand über gewisse kategorische Forderungen der Zeit hinwegsetzen, der sich nicht absichtlich unmöglich machen will; auf die gegensätzliche Auffassung wird aber nur Derjenige einen umgestaltenden Einfluss ausüben können, der, von der Achtung der Rechte Anderer durchdrungen, zugleich von der Ueberzeugung belebt ist, dass in den Wissenschaften keine Meinungen entscheiden können, und die Wissenschaft unparteiisch sein muss.

Es ist psychologisch interessant zu sehen, wie die medizinischen Philister in Aufregung gerathen, wenn es den Anschein nimmt, dass die Hahnemann'sche Methode neue Gebiete erobert.

Jürgensen's einleitende Worte seines Artikels beweisen dies; im weiteren Texte bemüht er sich ganz ernstlich, die Hahnemann'sche Methode nicht als gesetzmässigen Sprössling der Hygea, sondern als eine, dem gesunden Menschenverstand entlaufene, ungerathene Dirne hinzustellen und alle Jene, die sich ihrer annehmen, für unehrliche oder beschränkte Leute zu erklären, deren Wort kaum Vertrauen verdient.

Es wäre da die erste Frage: was denn die Hauptmomente seien, die diese böswillige Stimmung weckten und theilweise noch immer unterhalten?

Das rücksichtslose Verdammungsurtheil, das Hahnemann über die hundertjährigen Irrthümer in der Heilkunde proklamirte, der schonungslose Eifer dieses Reformators, mit dem er, gleich Paracelsus seiner

Zeit, das Unkraut jätete, dabei in mancher Beziehung auch das gesunde Samenkorn ausriss, sodann seine der damaligen Denkungsart angemessenen paradoxen, aber immerhin hypothetischen Dogmen, die Psoratheorie, der wohl, — wenn auch in anderer Form — auch anerkannte Geister der herrschenden Schule huldigten, die Riechtherapie, waren vorzugsweise die Faktoren, die den Sturm des Widerspruches entfesselten. Die nüchternen Schulautoritäten jener Epoche, die die Nothwendigkeit einer Reform am Felde der Heilkunde anerkannten, brachten in Folge alles dessen dem Stürmer kein Vertrauen entgegen, den Erfolg einer die Anschauungen umgestaltenden Bewegung sichert aber immer nur das Vertrauen des Coaetanen. Hufeland allein, der anfänglich für Hahnemann's Ideen einstand, reichte mit seinem milden eklectischen Charakter nicht aus, um durch Korrektion des Irrthümlichen, die radikalen Reformideen zu fördern — die Wogung, die ihm entgegenwirkte, war zu mächtig.

Dieser feindlichen Strömung gegenüber stand auf der anderen Seite eine nicht unbedeutende Anzahl jüngerer, von der damaligen Kathederweisheit nicht vollends beherrschter Aerzte, die als selbständige Denker sich von den Vorurtheilen der dogmatischen Richtung frei zu erhalten wussten, grösstentheils aber noch ohne Amt und staatliche Stellung, ohne litterarischen Ruf, nichts weniger als berufen erschienen, auf die Gestaltung des wissenschaftlichen Lebens, einen besonderen Einfluss zu üben. Die Gegenwehr Dieser steigerte die Haltung im feindlichen Lager, an dessen Spitze die anerkanntesten medizinischen Notabilitäten kämpften, noch mehr, und es wurde mit gleichem Eifer das Brauchbare mit dem Unbrauchbaren bekämpft.

So kam es, dass der berechtigte Reformgedanke, von den Universitätshallen ausgeschlossen, in die Arme der Laienwelt flüchtete. Von da an datirt der erste Versuch, die Frage der praktischen Medizin durch popularisirende Bestrebungen zu einer vom philanthropischen Geiste beseelten, sozialen Kulturfrage zu machen.

Nachdem somit der Bruch mit der Alma-Mater Thatsache geworden, und ein Theil der Hahnemannianer den Landsturm gegen die Universitätszinnen zu harangniren begann, erstarkte der Revolutionsgeist in dem für sein eigenes Wohl besorgten Volke immer mehr, und der Kampf wurde immer heftiger und leidenschaftlicher, wodurch die Autorität der herrschenden Schule sowohl an Ansehen als auch an Macht immer mehr verloren hatte. Nachdem der Volksgeist die diametralen Gegensätze der beiden verschiedenen Richtungen in ihrer

praktischen Bedeutung noch klarer erkannte und die Heilerfolge der Hahnemannianer immer neue Anhänger rekrutirten, steigerte sich die Oppositionsleidenschaft noch höher. Den höchsten Grad erreichte sie aber, nachdem die unerschütterlich feststehenden empirischen Thatsachen im Laienthum die Ueberzeugung weckten, dass die Hahnemann'sche Methode vollends auch als der Genius zu betrachten sei, der das Menschengeschlecht von dem damals allgewaltig dominirenden Vampyrismus befreite. Die Zahl der materiell beeinträchtigten Abergläuber wuchs mit jedem Tag, diese und die in ihren Interessen empfindlich geschädigten Apotheker verstärkten das gegnerische Lager um ein Beträchtliches, — und bildeten mit jenen eine unbesiegbare Phalanx.

Ein geringer Theil der Hahnemannianer hielt sich von diesem Gedränge fern, mied allen antipodischen Wirrwarr, trachtete versöhnend zu wirken und befasste sich abgeschlossen nur mit der wissenschaftlichen Pflege der Fundamentalgedanken des Reformators, doch wurden sie anfänglich wenig beachtet, und der gewissenhafte Fortschrittsdrang, die Wahrheitsliebe und das Pflichtgefühl, das da lehrt, die Rechtlichkeit höher zu halten als alle Interessen, sowie das erwachte Schamgefühl trachteten vergebens diesem peinlichen Verhältnisse abzuhelfen; die zarten Anknüpfungsfäden wurden immer wieder durch fanatische Hände wie die eines Jürgensen zerrissen. Im gegnerischen Lager entwickelte sich die Abneigung gegen die Hahnemann'sche Methode zu einer wahrhaften geistigen Epidemie, die sich in paroxismusartigen Erscheinungen manifestirte und richtig diagnostizirt: als Egomanie bezeichnet werden muss. Die am schwersten Befallenen glaubten im Dienste der Wahrheit zu handeln und dabei war das bedenkliche Symptom des Grössenwahns nie zu vermissen. Da aber die Pathogenese dieser Psychose auf fast ein Jahrhundert zurück zu führen ist, so ist es auch natürlich, dass in Folge ihrer Intensität und langen Dauer ihr zerstörender Einfluss auch noch auf unsere Generation zurückwirkt. Einen eminenten Beweis für diese Behauptung liefert uns der Gedankengang des Professor Jürgensen.

So lange die Hahnemann'sche Methode — vom Standpunkte der Beeinträchtigung der Staatsmedizin — erbittert und in leidenschaftlicher Befangenheit beurtheilt, hinsichtlich ihrer Fundamentalideen mit Ignorirung der nothwendig geschichtlichen Voraussetzungen und Anwendung fälschlich präjudizirender Urtheile betrachtet wird, wie dies Professor Jürgensen gethan, — können wir diese geistige Epidemie noch immer nicht als abgelaufen betrachten. Würde Jürgensen —

unberührt vom Interessenstandpunkt — die Hahnemann'sche Methode auf den verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung objektiv geprüft haben, so hätte er erkennen müssen, dass sie im Sinne der Wissenschaft keinen eigentlichen Gegensatz der wissenschaftlichen Medizin bildet.

Durch den Zuwachs der naturwissenschaftlichen Kenntnisse haben sich beide unbewusst in ihren pathologischen Anschauungen so sehr genähert, dass der Unterschied nur mehr ein gradueller ist, der sich insbesondere auf die praktische Benutzung des im Wege der Induktion gewonnenen Materials bezieht. Wäre dies einmal in das allgemeine Bewusstsein aller praktischen Aerzte der Staatsmedizin aufgenommen, so würde sich diesen Theorien gemäss der Betrieb ihrer medizinischen Praxis unserer Methode konformer gestalten. So lange dies aber nicht der Fall ist, wird zwischen der Uebungsart beider der unbehagliche Unterschied fortbestehen.

Das Streben der Hahnemannianer ging im Gegensatze dieser immer dahin, ihr Prinzip mit strenger Konsequenz den naturwissenschaftlichen Fortschritten gemäss zu entfalten.

Würde nicht die feindliche Sonderung, sondern geistige Berührung die Devise der verschiedenen praktischen Richtungen sein, so würde sich der geistige Einfluss, in seiner erspriesslichen Wirkung, auf den Gedankengang der Praktiker der offiziellen Medizin, direkt, schon längst gedeihlicher geltend gemacht haben. Doch fehlte denselben, den Hahnemannianern gegenüber, von jeher das Bedürfniss für eine soziale Basis, in der das Bewusstsein eines höheren Pflichtgefühls wurzelt und gedeiht. Die Hahnemannianer waren in dieser Beziehung zu allen Zeiten fügsamer und toleranter, wie dies die Ueberlegenheit, die eine unerschütterliche Ueberzeugung gewährt, stets mit sich bringt. Wenig oder gar keine Toleranz zeigten hingegen, mit spärlichen Ausnahmen, die Antipoden der esoterischen Bestrebungen. Zuerst übten sie das traurige Recht des apodiktischen Verdammungsurtheils, ohne höhere Instanz, ohne Appellation, dann wollten sie mit dem Manöver des Todtschweigens imponiren, bis sie endlich wieder die Finten der Verdächtigung und der Skandal-Publizistik in Anwendung brachten. Es wäre die höchste Zeit, dass endlich die Epoche der vorurtheilsfreien Kritik ihren Anfang nähme, wozu der heilige Geist des Anstandes seinen Segen gebe.

Die erste Leuchte hierfür wäre die Anerkennung der Thatsache, dass eine Idee, die einem denkenden Kopfe entsprungen ist, nie eine völlig verlorene sein kann, da jede einen Kern der Wahrheit in sich schliesst; sodann dass jeder Reformator zugleich unter dem Einflusse

seiner Zeit steht, und somit auch der neue Gedanke, durch die Beimischung der nebensächlichen Attribute des Irrthums, die Mängel seiner Zeit an sich tragen muss.

Diese Momente zu würdigen hat Jürgensen in seiner Darlegung versäumt.

Ein Theil der Anhänger Hahnemann's kultivirte wohl diesen Anhang des Irrthümlichen, und so ist wohl begreiflich, dass auch diese Gedankenrichtung ihre Strandläufer hat. Diese sind aber bei Beurtheilung des Hauptgegenstandes als nebensächliche Ausnahmen zu betrachten, und nicht — wie Jürgensen gethan — in den Vordergrund zu schieben und zum Hauptgegenstand zu machen. Dieses Vorgehen förderte wohl seine Absicht, ist aber im Sinne der Wahrheit als unkorrekt zu bezeichnen. — Hätte Jürgensen das Ziel der Verständigung vor Augen gehabt, so hätte er die Grundprinzipien des Reformgedankens einer Kritik unterzogen; das zu thun, hatte aber Jürgensen geflissentlich versäumt. Würde er dies im objektiven Sinne unternommen haben, so wäre ihm nicht entgangen, dass die Grundprinzipien Hahnemann's noch heute aufrechtstehen und durch den Inhalt ihrer Wahrheit, mit unwiderstehlicher Kraft noch heute wirken und auch fürderhin wirken werden. Manche der Gegner haben dies schon längst eingesehen, was Jürgensen vielleicht wirklich verborgen blieb, — die üben den Versuch, dieselben auf Umwegen zur Anerkennung zu bringen. Dieses Vorgehen, das der Hydrotherapie gegenüber gelingen konnte, soll bezwecken, dass man die Urtheile durch unklares Darlegen der geschichtlichen Thatsachen so weit verwirrt, dass die Masse nicht wahrnehmen könne, wie eine Wahrheit, die man Anfangs kurzweg abgeleugnet, und den Ansichten der Wissenschaft widersprechend erklärte oder ignorirte — endlich als eine schon längst bekannte hervorgehoben wird. Der Hahnemann'schen Methode gegenüber ist dieser Versuch ein vergeblicher, sie ist bereits zu einem so bedeutenden Ast herangewachsen, dass die gewaltthätige Zerstörung desselben nicht ohne Beeinträchtigung der Kraft des Mutterstammes möglich wäre.

Aus alledem ist deutlich ersichtlich, dass für die Beurtheilung ihres Werthes eine vorurtheilsfreie Auffassung nothwendig ist; diese oder das nöthige Korrektiv für die verfälschte Darlegung ist aber nur aus einem gründlichen und gewissenhaften Studium ihrer Entwicklungsgeschichte zu schöpfen, eine einzige unrichtige Aufstellung trübt den Blick und macht das Urtheil inkompetent.

Jürgensen hätte die Aufgabe zu lösen gehabt, darzulegen, ob

der Entwicklungsgang der Hahnemann'schen Ideen der ursprünglich angedeuteten Richtung entspricht, ob der Charakter der Methode im Verlaufe der Zeit fortschrittlich seinen Prinzipien gemäss derselbe geblieben, oder ob er abgelenkt in Deviationen verfiel.

Bei ernster Prüfung dieser Frage würde sich ihm dargelegt haben, dass sich die Methode hinsichtlich ihrer Fundamentalgedanken, die sie eben charakterisiren, treu geblieben. Ob später der Begründer der Reform und einige seiner Jünger in Formalfragen sich verirrten, oder durch ihre zu weit getriebene Konsequenz hinsichtlich der Hauptfragen über das Ziel hinausgingen, das ist ebenso nebensächlich wie die späteren Aberrationen eines Liebig den hohen Werth seiner tonangebenden Methode nicht zu schmälern im Stande waren. Thatsache bleibt, dass die den Zielpunkt im Auge behaltenden Epigonen Hahnemann's die Grundprinzipien der neuen Richtung durch die Vervollkommnung der naturwissenschaftlichen Methoden im ursprünglichen Sinne förderten.

Durch diese im Entwicklungsgang sich deutlich dokumentirende Konsequenz übte sie auf indirektem Wege einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Schuldogmatik. Büchner spricht sich im Archive Virchow's diesbezüglich folgendermassen aus: „Was wollte die von den Heroen der pathologisch-anatomischen Schule ganz über Bord geworfene Therapie beginnen? verzweifeln, abwarten, oder sich mit einem kühnen Schlage von den Vorwissenschaften emanzipiren, und es versuchen sich auf eigene Füsse zu stellen? Es ist bekannt, dass seit einigen Jahren eine nicht kleine Anzahl tüchtiger Aerzte diesen Weg eingeschlagen hat. Die „Homöopathie" hatte zuerst die Emanzipation faktisch gemacht. . . . Die sogenannte rationelle Therapie konnte nicht halten was sie versprach und die „Homöopathen" und Rademacherianer, mag man sonst von ihnen denken was man wolle, haben wenigstens das Verdienst, gleichzeitig mit den Angriffen von Seiten der pathologisch-anatomischen Schule und dem Erwachen einer gesunden naturwissenschaftlichen Kritik überhaupt, die Illusionen mit einem reichen Aufwand von Witz und Scharfsinn zerstört zu haben."

Die offizielle medizinische Therapeutik ging ursprünglich von ganz anderen Gesichtspunkten aus, als die Hahnemann'sche Therapie — ihr Denken und Handeln bestimmte in früherer Zeit fast ausschliesslich ein dieser ganz entgegengesetztes Prinzip; dasselbe ist jedoch durch die Fortschritte der naturwissenschaftlichen Pathologie und die cellulare Richtung theils eingeschränkt und überwunden worden; dadurch ist das, dem „Similia Similibus" gegensätzliche „Contraria Contrariis" scheinbar verschwunden.

Anderentheils erlitt auch das Prinzip des Simile durch den Fortschritt der pathologischen Kenntnisse eine formale Umgestaltung, und so scheint es dem Unaufgeklärten, als ob sich beide Richtungen überwunden hätten: dem ist aber nicht so, denn das Prinzip der Hahnemannianer erhielt nur eine, den fortschrittlichen pathologischen Anschauungen entsprechende neue Fassung und wurde hierdurch von den letzten ontologischen Residuen depurirt.

Die Hahnemann'sche Richtung erwies sich somit durch die weitere Entwicklungsfähigkeit ihres ursprünglichen Prinzips als eine konsequente Methode, während sich die offizielle medizinische Therapeutik — mit Bezug auf ihr ursprüngliches Hauptprinzip — im Verlaufe der Zeit als eine inkonsequente Schule charakterisirte. Selbst hinsichtlich ihrer übrigen leitenden Grundgedanken, die sie nach dem zeitweilig dominirenden theoretischen System leiteten, ist sie vielfach als wandelbar erschienen.

Von jenen Wandlungen, die sie in Folge des Einflusses der Hahnemann'schen Reform durchmachte und denen Entwicklungsphasen von Jahrzehnten zu Grunde liegen und somit von einem höheren Standpunkt aus überschaut werden müssen, den nicht Jedermann einnimmt, werden von den offiziellen Chronisten nur die auffallendsten hervorgehoben, von den Pamphletisten sogar diese verschwiegen. Petersen's Werk „Hauptmomente in der geschichtlichen Entwicklung der medizinischen Therapie" und Jürgensen's Abhandlungen dokumentiren diese Behauptung zur Genüge. Petersen spricht vielfach von einem solchen Einflusse, hebt aber hierbei immer nur die negative Bedeutung desselben hervor. Seine ganze historische Darstellung besteht aus künstlich zusammengefügten Mosaikstücken, die mit subjektivem Gedankenkitt verbunden sind. Dabei schimmert aus allen Ecken die zersplitterte Grundidee, die von ihm nicht gekannte Hahnemann'sche Methode, in ihrer reformatorischen Bedeutung zu schmälern, hervor.

Bei seiner breitbasigen Darstellung der zertrümmerten Systeme lässt er immer im Hintergrunde die sterbende Gestalt erscheinen, von der man wohl lernen konnte, dass es oft besser sei: Nichts — als zu viel zu thun, und dass man es nach allem Durchstudiren der grossen und kleinen Welt gehen lassen müsse, wie's Gott gefällt, und dass man somit, durch die Heilungen der Hahnemannianer, die Naturheilungen vielfach genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Die Erfolge ihres positiven Einflusses werden aber sorgsam verschwiegen. Dass Prof. Schroff auf Anregung der Wiener Hahne-

mannianer der erste war, der physiologische Arzneiprüfungen vorzunehmen für nothwendig fand, und die Arzneistoffe an sich selbst und seinen Schülern prüfte, findet sich bei keinem offiziell denkenden Chronisten verzeichnet. Wo sich bei tieferem Eindringen in die Frage bedeutendere positive Beeinflussung herrausstellen könnte, reisst Petersen den genetischen Zusammenhang entzwei und findet sich hierdurch ganz einfach der Verpflichtung enthoben, die nachwirkende Gedankenströmung zu berücksichtigen.

Möge aber wie immer gekünstelt werden, — es ist in keiner Weise zu leugnen, dass die Hahnemann'sche Reform in der Geschichte der medizinischen Therapie eine Epoche schuf, der keine andere an tiefgreifender Bedeutung gleichzustellen wäre. Spätere Generationen werden diese Frage gerechter behandeln.

Die Hahnemannianer waren bei Erörterung der Frage der Reciprocität dieses Einflusses stets gerechter.

Hierbei ist jedoch nicht jener Einfluss gemeint, den der Fortschritt der biologischen Wissenschaften auf die Vervollkommnung ihrer Methode übte — denn dieser machte sich auf beide medizinisch-therapeutischen Richtungen gleichmässig geltend, obwohl unbestreitbar mehr zu Gunsten des Hahnemann'schen Gedankenganges; sondern jener korrigirende Einfluss verstanden, den die offizielle praktische Medizin im Allgemeinen auf sie übte. Diesen betreffend haben die Hahnemannianer stets mit voller Würdigung der Thatsachen anerkannt, dass sie durch die eminenten Fortschritte so mancher Zweige der praktischen Medizin — wie z. B. der Oculistik, hinsichtlich der vermeinten Berechtigung der Ausdehnung ihres Wirkungsgebietes, sich einzuschränken bemüssigt waren — und erklären auf Grund der gewonnenen Einsicht, ihre Methode nur für einen Zweig des mächtigen Stammes der allgemeinen Heilwissenschaft. Zuweilen schien es, als ob die gegenseitige Beeinflussung in Folge der losen Fühlung in manchen Zeiten abgeschwächt gewesen wäre, doch ist dies nicht der Fall; ein ganz genaues Eingehen in den Entwicklungsgang dieser antipodischen Richtungen der internen Medizin, lässt sofort erkennen, dass sie stets thätig war, und wenn auch nur in latenter Form, sich aber immer geltend machte. Jedes Blatt der Geschichte legt hiefür Zeugniss ab, und wäre es von einem noch so subjektiven Historiographen geschrieben. Selbst im Werke von Petersen phosphoresciren die Berührungspunkte immer wieder neu auf, sobald sich die Gegensätze berühren. Jürgensen wird diesen geschichtlichen Thatsachen gar nicht gerecht. Die besseren Re-

präsentanten der Staatsmedizin modifizirten wenigstens im Prinzip ihre Anschauungen, wenn sie dieser Umwandlung in der theoretischen Auffassung, auf dem Gebiete der Praxis auch nicht durchgehend Ausdruck gegeben haben.

Nachdem Hahnemann immer mehr den Hyperdynamismus zu kultiviren begann, und sich seine Heilungen somit fast ausschliesslich zu Naturheilungen gestalten mussten, wiesen die wissenschaftlichen Vertreter seiner Prinzipien die Fesseln der Dogmatik zurück und kultivirten, vom Meister getrennt, schon in den Jahren 1830 in ihrer Isolirtheit, sowohl in theoretischer als auch praktischer Beziehung im fortschrittlichen Sinne die ursprüngliche Richtung der Hahnemann'schen Reform, von der selbst Hufeland seiner Zeit sagte (Spener'sche Zeitung Nr. 66): „Sie ist eine der grössten Erscheinungen in der Medizin, die erlebt worden und ihre Entwicklung wird unberechenbare Folgen haben, die ich freilich nicht mehr erleben kann."

Durch diese Männer erfüllte sich auch für diese Reformideen der Spruch: „dass jede grosse Idee, sobald sie in die Erscheinung tritt, desshalb eine so ausserordentliche Macht entfaltet, weil ihre Wahrheit sofort in das Gewissen übergeht."

Viele der Schüler Hahnemann's blieben in den Fesseln der Dogmatik gefangen, während Einzelne der Adepten Fanatiker oder Cagliostros wurden, die eine mystische Richtung einschlugen. Durch diese Mystiker wurde die ursprüngliche Idee Hahnemann's noch mehr zum Produkt eines auf die Spitze getriebenen Dynamismus. Auf diese Männer bezieht sich Virchow's Paralelle zwischen „Homöopathie und Astrologie," und auf Grund dieser Thatsache cumulirt der von Jürgensen breit dargelegte Vorwurf der Mystik, – im Werke Petersen's schon in dem entschiedenen Versuche: die Hahnemann'sche Lehre mit aller Gewalt in die Kategorie der medizinisch-mystischen Richtungen einzuzwängen. Um dies scheinbar berechtigt thun zu können, schreitet Petersen mit Meilenstiefel aus einem Jahrhundert in das andere, bringt die einzelnen maassgebenden Geister der verschiedensten Epochen, wie es seinem Gedankengang passt, in so inuige Beziehung, als wären sie die Erscheinungen ein und derselben Zeit. Dabei wirft er mit einer wahren Titanenkraft die Gedanken der verschiedensten Zeitperioden hin und her, dass uns ein Säculum wie eine Spanne Zeit erscheint, die zwischen Vorgestern und Heute liegt. Dies geschieht Alles, um die Hahnemann'sche Lehre mit Erfolg den mystischen Richtungen einschalten zu können. Diesen Gedankengang berücksichtigend, müssen

wir Petersen bitten — nicht zu vergessen, dass auch die Mystik ihre Geschichte hat — und dass sie sich seit Menschengedenken, je nach der mehr oder weniger geläuterten Geistesbildung, als ein mehr oder weniger sichtbarer rother Faden durch das Menschengemüth zieht. Das Zeitalter der Reformation, das uns in Betreff des Gemüthslebens als eine von den ernstesten Motiven des menschlichen Geistes bewegte Epoche erscheint, in der Alles, was lange früher keimte, und nur mit schwachen Regungen sein Dasein manifestirte, stürmisch hervorgebrochen ist, erweckte auf allen Gebieten des Denkens die gegensätzlichen Elemente zu einem kräftigen Widerstreit. Der Gedanke der freien Individualität als geistige und moralische Einheit war die Kraft, die die alte Welt zertrümmerte — und zugleich eine neue schuf. Das Losungswort der neuen Zeit war: Freiheit und Wahrheit.

Da aber die mächtige Bewegung dieser Zeit in einer religiösen Ueberzeugung wurzelte, wonach die menschliche Individualität — die wahre Einheit der geistigen und moralischen Natur — nur in einer göttlichen Persönlichkeit zu finden glaubte, so ist es leicht begreiflich, dass sich selbst in dieser geistig hochwerthigen Epoche, im Menschengemüthe der rothe Faden der Mystik nicht verlor.

Ihre Geschichte zeigt, dass sie stets auf religiösem Boden keimte und blühte, und wir vermissen sie nirgends, wo das religiöse Bedürfniss die Menschenseele beherrscht. Auf Grund dieser Bedingung beherrschte sie zu allen Zeiten die meisten Gebiete des menschlichen Denkens, und zwar in einer um so kräftigeren Form, je günstiger sich für ihr Gedeihen der Boden erwies. Wenn wir die Mystik auf diese Weise betrachten, so werden wir sie viel leichter begreifen.

Die allseitige Entwickelung, die unsere Gegenwart in allen Gebieten des geistigen Lebens auszeichnet, hat so manche Erscheinung der schwer verstandenen Vergangenheit unserem Verständniss näher gebracht; so lernten wir auch begreifen, dass auch die Mystik ihren Zusammenhang hat und dass ihre Erscheinung in ihren mannigfachen Formen, von der graduellen Entwickelung des geistigen Lebens abhängig ist.

Als verhüllte Philosophie übte sie zur Zeit Hahnemann's und noch weit über sie hinaus, fast auf allen Gebieten des Denkens ihren Spuk; in der Medizin, die es mit dem räthselhaften Leben zu thun hat und die zu jener Zeit ihren Anschauungen nur in der Form des begrifflichen Denkens Ausdruck gab, war es ihr noch leichter die Geister zu beherrschen.

Da die Mystik eine das Gemüthleben beherrschende Stimmung ist,

die überall zum Vorschein kommt, wo sich die in individueller Naturanlage liegenden Bedingungen vorfinden, so ist es leicht begreiflich, dass zur Zeit, wo das religiöse Bedürfniss noch ein ausgesprochenes gewesen, diese Bedingungen sich häufiger vorfanden. Ihr Verschwinden in der damaligen Existenzform ist demgemäss auch kein plötzliches, sondern ein allmäliges in vermittelten Uebergangsformen, wie sie der Fortschritt der Zeit bedingte, bis sie sich endlich in den Kreisen der Wissenschaft, in die nüchterne Klarheit von heute auflöste.

In dem Werke von Petersen sind einzelne Phasen dieser Umgestaltung zu verfolgen, wobei sich aber zugleich klar zeigt, dass sie in ihren verschiedenen Transmutationen weit über die Zeit Hahnemann's hinauswirkte. Dass sie aber durch den endgültigen Durchbruch unseres gegenständlichen, naturwissenschaftlichen Denkens nicht ganz verschwunden, beweist der Mahnruf „Ignorabimus." Dieser Proteus des Menschengemüthes ist derzeit nur latent, es bedarf nur einer kleinen Unvorsichtigkeit, und er kann sich in einer neuen Gestalt wieder des Menschengemüthes bemächtigen.

Wer den Charakter der Zeit Hahnemann's, in der seine Ideen wurzelten, somit den Zeitgeist berücksichtigt, der die ganze Medizin von damals beinflusste, und berücksichtigt, wie sehr sich im allgemeinen Gedankenstrom die philosophische Mystik jener Zeit geltend machte, wird der in einer gewissen Beziehung naturwissenschaftlichen Denkart Hahnemann's und der Richtung seiner experimentellen Methode unmöglich den Vorwurf eines mystischen Ursprungs machen, sondern muss die darauf basirten Reformbestrebungen als einen Emanzipationsversuch vom mystischen Einfluss bezeichnen. Zum Beweis führe ich anbei Hahnemann's selbsteigene Worte an: „Da sollte düstere, sich selbst nicht verstehende Mystik und poetischer Geisteswirbel dasjenige in's Licht stellen, was helle Physik und Chemie nicht vermocht hatte; alte Astrologie, neuere Naturphilosophie!" So sprach Hahnemann im Jahre 1808. Siehe den Allgem. Anz. der Deutschen Nr. 263.

Die theoretischen Interpretationen der Lebensvorgänge und der Heilungsprozesse, die ontologische Darlegung der pathologisch-dynamischen Anschauungen, die hypothetische Erklärungsweise der Potenzirtheorie und Arzneiwirkungen waren das Denkgebiet der Dynamisten-Fraktion; dieser gegenüber standen aber stets mit offenem Auge und klarem Blick in oppositioneller Haltung die Männer des induktiv-empirischen Strebens. Wer sich hierüber belehrende Einsicht verschaffen will, dem empfehle ich die heute noch historisch inter-

essanten Bände der „Hygea, Zeitschrift für Heilkunst“ durchzuschauen. Das von diesen konsequent im nrsprünglichen Sinne Hahnemann's vertretene therapeutische Prinzip konnten die wandelbaren Theorien der Pathologie jener Zeit nicht schwanken machen; während sich die offizielle medizinische Therapie, hinsichtlich ihrer Prinzipien, damals wie jetzt als leicht bewegliche Windrose erwies, die ihre Richtung je nach den zeitweilig herrschenden pathologischen Theorien wechselte.

Scheinbar geringfügige Phasen im Entwicklungsgang der medizinischen Erkenntniss übten Dezennien hindurch einen massgebenden Einfluss auf ihren Gedankengang. Jeder halbwegs ernst scheinende Gedanke, jede mit Selbstvertranen vertretene subjektive Meinung wurde von der Schaar der Nachbeter leicht als vollgiltige Wahrheit hingenommen.

Einen Beweis hierfür liefert uns in neuester Zeit das fast alles in den Hintergrund schiebende Interesse für die Micro-Parasitenlehre, die durch die forcirte Bewegung voraussichtlich zn einem nenen „fausse couche“ führen wird, von dem sich die arme Staats-Therapie nur schwer erholeu wird. Sie unterordnet sich dieser nenen Lehre schon wieder mit fast ausschliesslichem kindlichen Vertrauen und vernachlässigt hierdurch die sorgfältige Pflege ihres übrigen grossen Wirkungsgebietes.

Wir Hahnemannianer protestiren aber feierlichst gegen die droheude Verallgemeinerung dieser neuen iatroparasitären Schule, durch deren alleinigen Kultus wieder neue Lücken entstünden. In solchen Momenten zeigt sich erst deutlich, wie nothwendig sich der gesicherte Bestand einer prinzipiellen medizinischen Therapie erweist. Die Hahnemann'sche Methode erwies sich im Verlaufe der Zeit häufig genug als Golfstrom, der die Wogungen der medizinischen Anschauungen durch seine isolirte Strömung in bestimmter Richtung abzugrenzen die Kraft besass.

Wer die Hahnemann'sche Methode nach alledem mit gerechtem Auge betrachtet, wird sie — im Entwickluugsgange der Medizin — nie als eine ephemere Erscheinung auffassen.

Indem sie dem Schoosse der Mutterschule entsprossen, ist sie als Frucht einer sich lange vorbereitenden Entwicklung anzusprechen, der die Rechtsansprüche auf das Erbe alles erworbenen naturwissenschaftlichen Wissens niemand bestreiten kann. Sie hat es als Stiefschwester der offiziellen medizinischen Therapie mit gutem Gewissen angetreten, nnd es steht ihr das volle Recht zn, sich desselben ihrer Bedürfnisse gemäss zu bedienen. Nur die kurzsichtigen, vom böswilligen Neide erfüllten Eiferer, die ihr fort und fort das Leben verkümmern, möchten sie immer wieder in die esoterische Existenz eines Aschenbrödels zurückdrängen.

Sie wollen eben allein sein und ihre Familienfreude allein geniessen — die Gevatterschaft hält auch häufig genug Taufe, aber der neue Sprössling erweist sich zumeist als lebensunfähig und muss mit der Diagnose „Debilitas congenita“ vom Leben scheiden. Uns, die wir etwas weiter zurückblicken, und ein grösseres Gebiet der Vergangenheit überschauen und die Zahl der obsoleten Mittel kennen, — entrollt sich da das Bild eines ganz ansehnlichen Familienfriedhofs.

Das gutmüthige, aber stets voreilige Streben der offiziell medizinischen Therapeuten, der Heilkunde eine bessere Gestaltung zu geben, liess sie somit immer wieder das Opfer eines neuen Systems werden, nach dessen Verfall immer wieder die unheilvollste Verwirrung eintrat.

Diese wechselnden Anschauungen, die sich in den letzten fünfzig Jahren rasch wiederholten, entkeimten zumeist dem Boden irgend einer im neuen Aufschwunge begriffenenen biologischen Disziplin.

Auf die letzten Systeme hinweisend, die uns selbst, theilweise noch in ihrer Nachwirkung, theilweise direkt berührten und beeinflussten, müssen wir vor Allem das die naturphilosophische Richtung verdrängende naturhistorische System erwähnen, das so manchen von uns noch wie ein schwacher Blitzstrahl streifte. Dafür wurden wir aber viele, wenn auch nur für kurze Zeit, vom Strudel hingerissen, der durch das Aufwallen der Chemie die medizinischen Anschauungen bewegte. Kaum hatten wir diesen Traum ausgeträumt, fielen wir dem tyrannischen Skeptizismus der pathologisch-anatomischen Wiener Schule in die Arme, aus denen uns der blande physiologische Rationalismus hätte retten sollen.

Mich leitete in meinen kritischen Bestrebungen die nüchterne Beobachtung, und so geschah es, dass ich Schritt für Schritt, durch sinnfällige Thatsachen gezwungen, mich der Macht der pharmakodynamischen Wechseldogmen der offiziellen medizinischen Therapie entwunden habe.

Nachdem ich immer mehr einsehen lernte, dass die zusammenhanglos ephemeren Bestrebungen, die organische Entwicklungsmöglichkeit der medizinischen Therapie ausschliessen — und immer mehr verstehen lernte, dass das Prinzip der Hahnemann'schen Methode, den Ausgangspunkt einer berechtigten entwicklungsfähigen Idee darstellt, kultivirte ich das Gebiet dieser esoterischen Richtung immer mehr.

Zur Zeit der Restitnirung der politischen Rechte meines Vaterlandes kehrte ich im Jahre 1861 nach Ungarn zurück, und benützte die mir anfänglich — in Ermangelung einer grösseren praktischen Thätigkeit —

zu Gebote stehende freie Zeit dazu, durch die praktischen Anweisungen meines werthen Kollegen Dr. Koloman von Balogh, derzeit Professor der Pharmakologie und Toxikologie an der Universität, gründlich in die cellular-pathologische Richtung, die ich als Wiener Schüler noch wenig zu erfassen Gelegenheit hatte, einzudringen.

Von da an war es mein Hauptbemühen, all' meine praktischen Ueberzeugungen auf dem Felde der Therapie mit diesen Anschauungen konsequent in Einklang zu bringen. Die Verstimmung, die sich meiner in Folge des unbefriedigenden Einflusses der kurzlebig dominirenden dogmatisch-therapeutischen Satzungen bemächtigte, schwand durch die Vertiefung in die neuen Anschauungen immer mehr, — ich betrieb das Studium der vergleichenden Therapie. — Die Lehrkanzeltherapie mit der esoterischen Richtung vergleichend, erfasste mich die klare Erkenntniss der Unterschiede: der reinen Naturheilungen, sodann der arzneilich biologisch unterstützten — und der arzneilich unbiologisch gehemmten Heilungen — immer mehr.

Alle Jene, die einen ähnlichen Weg der Ueberzeugung gegangen, muss die Auffassung eines Jürgensen über die spezifische Richtung als eine äusserst lückenhafte erscheinen. Jürgensen sagt: „fängt man erst an Spezifica als einzige Rettung zu betrachten, so ist die Gefahr nahegelegt, dass der Bruch mit der Wissenschaft ebenso wie der Bruch mit der Denknothwendigkeit sich vollziehe. Denn das Warum der spezifischen Thätigkeit kennen wir nicht, die Erkenntniss davon aber hat im Gefolge, dass man Schwierigkeiten von Gedankenoperationen in anderen für minder wichtig erachteten Sachen auszuweichen sucht."

Jürgensen's Abhandlung enthält eine ganze Reihe ähnlicher alogischer Urtheile und Widersprüche; so fordert er von den Hahnemannianern einen induktiven Beweis für die Richtigkeit ihrer Methode, die, wie in seiner Darstellung klar gelegt sein soll, zu verwerfen ist und mit dem gesunden Menschenverstande nichts zu thun hat.

Mit Berücksichtigung des obig vermissten „Warum" und seines Postulats des streng induktiven Beweises — zeigt sich deutlich, dass Jürgensen selbst mit dem Begriffe „induktiv" aller philosophischen Denkart baar hantirt. Durch eine im Wege der Induktion gewonnene Thatsache haben wir nur eine Erscheinung mehr, für deren Zustandekommen uns häufig genug das „Warum" eine weitere offene Frage bleibt.

Wenn uns die Diskussion dieses Gegenstandes nicht in eine so ernste Stimmung versetzt hätte, so würden wir in Anbetracht obiger Widersprüche die Definition des Begriffes Induktion folgendermaassen

geben —: die Gewinnung einer noch nicht bekannten Thatsache, für die uns in letzter Analyse noch die Frage ihres Warum offen steht, ist eine Induktion, und die Verwerthung einer schon bekannten Thatsache, häufig genug ohne gelöstes Warum, ist eine Deduktion. Als deutlicher Interprete dieser Definition kann heute noch unser Polychrest Chinin fungiren.

Die Induktion hat wohl den höchsten Werth für unsere Denkoperationen, weil sie für unser Denken den Grund legt. Sie ist der Leitfaden, dem wir auf allen Stufen der Erkenntniss folgen, aber sie ist so gut wie die Deduktion täuschungsfähig. Ihre Methode ist wohl die Detailbeobachtung und sie muss mühsam Schritt für Schritt vorwärts gehen, um endlich zum Allgemeinen zu gelangen; es inhäriren ihr aber zwei Aberrationsmöglichkeiten, wovon die eine darin besteht, dass sie sich durch die intuitiv vorgefasste Meinung leicht verführen lässt, schon eine verhältnissmässig geringe Zahl von beobachteten Thatsachen, oder nicht genaue Beobachtungen zur allgemeinen Gültigkeit zu bringen; und die zweite Gefahr, die mit ihr einhergeht, wäre, dass man sich durch eine lange Reihe von sehr genauen Beobachtungen, die noch ausserdem sehr verlässliche Ergebnisse liefern, zur irrigen Meinung verleiten lässt: durch die Induktion sei überhaupt in allen Fragen absolute Erkenntniss des Wahren zu erzielen.

Diese Auffassung ist irrig, denn die Induktion, die nur selten über exakte Prämissen verfügt, kann auch nur selten exakt sein. Um exakt sein zu können, muss sie eine absulut exakte Beobachtung machen können, was darum nicht möglich ist, weil eine jede Thatsache Erfolg einer unendlichen Reihe von Ursachen und Bedingungen ist, die wir höchstens eine Strecke weit verfolgen können. —

Wir hoffen wohl, dass es uns durch die Vervollkommnung der Induktionsmethode möglich wird, „von Fall zu Fall“ immer verlässlichere Resultate zu erlangen, werden uns aber mit philosophischer Bescheidenheit immer nur mit der Annäherung an die Wahrheit begnügen müssen; dadurch werden wir uns ebensogut vor dem deduktiven, wie vor dem neuandrängenden induktiven Dogmatismus schützen.

Was uns hierbei förderlich sein könnte, ist ein bischen Induktion, die kann so hie und da das Richtige treffen, die wirft aber Professor Jürgensen als Ballast ganz über Bord — daher sein Schiff sich am Gedankenmeere so erschreckend schwankend bewegt. Baco v. Vernlam markirte die Hauptursachen des irrigen Denkens, das er einestheils im Hange der Menschen sucht, auf kürzestem Wege sich Systeme zu

bilden, sodann in den individuellen Hemmnissen, die das richtige Denken beeinträchtigen; und reflektirt hierbei auf die Neigungen, Abneigungen, Leidenschaften, Einseitigkeit der Geistesgaben, auf die dominirende Tagesstimmung, die sich im Missbrauch der Sprache und Schlagworte bewegt, und giebt hierbei der Ueberzeugung Ausdruck, dass unter diesen der Schulsprache die grösste Rolle zukomme.

Das dem so ist, zeigt desgleichen Professor Jürgensen's Abhandlung. — Am Schlusse dieser plaidirt er von seinem Standpunkt noch für eine verlängerte Studienzeit für die Mediziner, um sie vor dem Unglücke zu schützen, in Folge ihres unzureichenden gründlichen „Denkens und Wissens" sich der „Homöopathie" zu ergeben. Was mit einigen Semestern mehr in dieser Richtung gewonnen wäre, ist schwer zu verstehen; machen aber Herrn Jürgensen auf folgenden Satz Petersen's aufmerksam, der diesbezüglich Gefahr andeutet: „je gründlicher und vorzüglicher die ganze Universitätsbildung durchgeführt wird, umsomehr nimmt unsere Verstimmung der Unzuverlässlichkeit der Therapie gegenüber zu."

Mit der Vermehrung der Methoden ist die Theilung der Wissenschaft in immer mehr Fächer eine natürliche Folge, je mehr aber diese Theilung zunimmt, umsomehr erhellt die Nothwendigkeit, dass ein Fach das andere bedinge.

Hierdurch soll die Einheit der Naturwissenschaften angedeutet und darauf hingewiesen sein, dass die wissenschaftliche Erkenntniss in der Medizin eine einheitliche werden müsse; dies kann aber nur möglich werden, wenn sich ihre Vertreter zum gemeinsamen Nutzen vereinen und, soweit es thunlich, zu Gunsten der besonderen Wissenszweige an der allgemeinen Arbeit Theil nehmen. Um diesen Gedanken zu fördern, gründeten wir im Jahre 1879 in Buda-Pest einen biologischen Verein, der aus einer rein naturwissenschaftlichen und zwei therapeutischen Sectionen besteht, in methodischer Verbindung und Gemeinschaft, die biologische Fragen behandelt und in planmässiger Einheitlichkeit für alle Zweige der Therapie zu verwerthen strebt. Wir sollten doch Alle wissen, dass nicht blos ein Weg zur Erkenntniss führt, und dass die volle Sicherheit erst dann gewonnen ist, wenn jeder mögliche Weg zu derselben Erkenntniss geleitet hat.

Seien wir wahr und aufrichtig gegen uns und die Wissenschaft, und lassen wir uns nicht durch Rücksichten abhalten, Irrthümer einzugestehen, wonach wir nach strenger Prüfung einsehen müssen, dass noch ein ungleich grösserer Theil der Aerzte befangen ist.

Die Geschichte der medizinischen Therapentik ist mit Ausnahme weniger Wahrheiten, die sich bis in unsere Gegenwart herein bewährten, kaum mehr als ein Pantheon von Irrtbümern — und es muss jedem unbegreiflich erscheinen, wie sich bei Jürgensen hinsichtlich des heutigen Werthes der offiziellen eine so grell-optimistische nnd hinsichtlich der Hahnemann'schen Therapie eine so grell-pessimistische Subjektivität geltend machen konnte. Petersen ist diesbezüglich nüchterner, docb befremdet in seiner kritiscben Darstellung desgleichen, dass bei Behandlung jener Zeitperiode, die anch seine Individnalität berührt, die objektive Beurtheilung immer matter zum Durchbrncb kommt.

Es ist leicht möglich, dass beide Individualitäten im Leben Repräsentanten der antipodischen Richtung begegneten, die sie aus mannigfacben Gründen antipathiscb berührten, doch hätte sie dies nicht hemmen dürfen, sich über die Parteien zu erheben nnd als Kritiker unbefangen Aufklärung zu geben.

Petersen gegenüber muss aber mit Nachdruck hervorgeboben werden, dass man in einem Werke wie das Seine, bei Erörternngen jener Geschicbtsphasen, die sich als die anregenden Ausganspnnkte einer neuen bleibenden Richtung erweisen, am wenigsten dieser abneigenden Subjektivität begegnen sollte.

Wenn in Bezug zweifelhafter historischer Fragen Aufklärung geboten werden soll, so müssen zur Klärung der obwaltenden Verwirrungen und differenten Anschauungen immer die Hauptphasen ihres Entwicklungsganges berücksichtigt werden. Würde Jürgensen nnd Petersen diesen unerlässichen Anforderungen an einen Kritiker entsprochen haben, so wäre ihnen die Einsicht in die Thatsache nicht entgangen, dass die Wissenschäft, die in fortwährender Entwicklung begriffen ist, ebensoviele Wurzeln hat, die zu ibrer Gesammtfortentwicklung beitragen, als es Beobachtungsgebiete und Forschungsmetboden giebt, und dass alle Wahrheiten derselben nur durch Uebereinstimmung alles Einzelwissens erkannt werden können. Die Geschichte zeigt nns den Entwicklnngsgang der Erkenntniss und lehrt uns Schlüsse zieben; — sie ist nicht blos das Bild der Vergangenheit, sondern auch das Spiegelbild der Gegenwart nnd Zukunft.

Daraus erhellt die grosse Aufgabe und Bedeutung eines unbefangenen Geschichtsunterrichts und Studiums; — und es wäre zu erwarten, dass fürderhin die Geschichtsschreiber nnd Lehrer ihre Aufgabe gewissenhafter erfüllten, als es im Allgemeinen bis jetzt der Fall war. Wenn sich die Professoren der Geschichte auch noch nnterordnen — und sich berufen

fühlen ihre Aufgabe im Frohndienst der offiziellen therapeutischen Richtungen zu lösen, — so dürfen wir uns nicht wundern, wenn die jüngere Generation den Boden nicht kennt, dem naturnothwendig ihre Gegenwart entsprossen ist.

Da von den offiziellen Therapeuten die prinzipiellen Gesichtspunkte der Hahnemann'schen Methode, hinsichtlich ihres Zusammenhanges, nur apodeutisch gekannt sind, wird auch das auf die vergleichende Pathologie der natürlichen und künstlichen Krankheiten basirte Bestreben zur Begründung einer spezifischen Heilwissenschaft nicht begriffen und als unwissenschaftlich bezeichnet.

Gewisse Vertreter der medizinischen Presse Deutschlands, die sich gerne als die Hierodulen der alten Glaubenshalle geriren und an der Seite der hohen Priester Ministrantendienste leisten, lieben es heute vorzugsweise zu verkünden, dass die Hahnemann'schen Prinzipien in der medizinischen Entwicklung aufgehört haben ein lebensfähiger Faktor zu sein, und dass es endlich Zeit wäre, über dieselben die Akten zu schliessen. Eine unbefangene Beurtheilung der Sachlage führt aber zu einem entgegengesetzten Schlusse.

Als medizinische Heilkunde geht ihre wissenschaftliche Entwicklung wohl ziemlich langsam von Statten, und stösst häufig genug auf unerquicklicbe Hindernisse, ist zuweilen den betrübendsten Rückfällen unterworfen, geht aber im Ganzen genommen doch sicheren Schrittes vorwärts. Als solche erscheint sie nämlich, wie dies das Auftauchen Lutze's beweist, zuweilen so arg verballhornt, dass es ihr trotz ihres inneren Werthes und ihrer Nützlichkeit unmöglich wird, sich jene Bedeutung zu erringen, die ihr von Rechtswegen gebührt. Was den Grund hierfür abgiebt, dass sich solide Denker, wie Wernich, zu Aeusserungen veranlasst finden, wie wir sie in dessen interessanter Broschüre „Die Medizin der Gegenwart und ihre Stellung zu den Naturwissenschaften und zur Logik", in der er die vielfältigen Mängel der heutigen Medizin parapbrasirt, zu lesen Gelegenheit haben. „Unbeschadet ihrer Naturwissenschaft", sagt Wernich, „drängen sich in die Medizin von allen Seiten noch heute entartete und verkrüppelte Wildlinge ihres eigenen Stammbaumes ein, und zwar, wie wir gestehen müssen, durch die offenen Lücken unserer logischen Zusammenhänge. Selbst die fratzenhaftesten Auswüchse, wie die Homöopathie und anderer systematisirter Quack, können an der Heilwissenschaft deshalb lange Jahre ruhig weiter parasitiren, weil die scharfe Grenze von Sinn und Widersinn nicht nur

den gebildeten Laien, sondern auch vielen Aerzten, die an einem mangelhaft ausgebildeten Denkvermögen kranken, viel zu verwischt erscheint."

Dies gilt aber nicht nur vom Stammbaum der Medizin, sondern jedem seiner gesunden und lebensfähigen Aeste und Zweige. So hat die Hahnemann'sche Methode in der Graf Mattei'schen Elektrohomöopathie, in dem Hochpotenzlerthum und in der Isopathie ihre üppigsten Schmarotzertriebe aufzuweisen.

Unter günstigeren Verhältnissen, wo sie gediegen vertreten ist, übt sie aber häufig genug auf die Ueberzeugung des gegnerischen Lagers einen so eminenten Einfluss, dass man es nothwendig erachtet, sich zuweilen ihrer einzelnen Prinzipien zu bedienen und ohne Nennung der Bezugsquelle, die am Wege der Erfahrung erprobten Heilmittel ihrem Arzneischatze zu entlehnen, ja zuweilen die Vorzüge derselben sogar laut anzuerkennen. Zeugniss hiervon geben Sydney Ringer's Handbuch der Therapeutik, von Dr. Oskar Thamhayn ins Deutsche übersetzt, und Professor Dr. Felix Niemeyer's Ausspruch in dessen Lehrbuch der speziellen Pathologie und Therapie: „Ich will Jemand, der mir lieb ist (?), wenn er an Pneumonie erkrankt, noch eher in den Händen eines Homöopathen wissen, als in den Händen eines Arztes, welcher glaubt den Ausgang der Pneumonie an der Spitze seiner Lanzette zu haben.

Auch litterarisch wird sie oft genug so oberflächlich behandelt, dass sie sich die auf Grund ihrer empirischen Thatsachen gebührliche Werthschätzung kaum erzwingen kann, und dennoch werden selbst diese Werke, hinsichtlich ihrer vielseitig richtigen praktischen Anschauungen, von den offiziellen Therapeuten reichlich ausgenützt. Im Grunde genommen sind ihre Grundsätze vorwiegend in der die Massen bewegenden Laienlitteratur vertreten, und dass sie sich in diesen Kreisen dominirend bewegt, ist in den ihr selbsteigenen, unvertilgbaren Grundwahrheiten zu suchen.

Was Wunder, dass unter solchen Verhältnissen mit den Männern der Staatstherapie kein Verständniss kann angebahnt werden. Was Wunder, dass diese Volksmedizin mit ihrer gesunden Intuition den beeinträchtigten gegenfüsslerischen Soblenpraktikern ein Dorn im Auge ist. Da brausen sie dann heran wie Sturmgeister, die ihre Ombriten auf die arme Wahrheit schleudern, erweisen sich aber endlich nur als kecke Sperlinge, die das eherne Standbild eines Denkers beschmutzen.

Unter solchen Verhältnissen sollte es endlich von den Einsichtsvollen erkannt werden, dass die Lösung dieser praktischen Kulturfrage unmöglich ad calendas graecas könne verschoben werden, sondern dass

mit Einflussnahme der Maassgebenden endlich einmal an dieselbe herangetreten werden müsse.

Die Habnemann'sche Methode entwickelte sich, bis zur Errichtung der Lehrinstitute in Ungarn, ausserhalb des Rahmens der Fakultät. In ihrer Sonderstellung entbehrte sie von dieser Seite jeder maassgebenden Kontrolle und Kritik, und so ist es leicht begreiflich, dass unter den Praktikern die Sanguiniker immer Neigung verspürten, dieselbe als eine ansschliesslich fertige und alleinseligmachende Heilkunde zu verrufen. Dieses Vorgeben musste wieder die Männer der Wissenschaft verstimmen. Hiezu gesellte sich der durch eine grosse Anzahl der homöopathischen Praktiker kultivirte hyperdynamische Dosenkultus und die Verstimmung der Homöopathie gegenüber musste sich in den Kreisen der naturwissenschaftlich Denkenden zur völligen Missachtung steigern. Durch den Nebel der Begriffsverwirrungen konnte ihr wahres Wesen nicht erkannt werden. Hierzu kam, dass die empirischen Siege der Hahnemannianer die Machtstellung der Staatsmedizin vielfach verdunkelten, während diese mit souveräner Verachtung auf die wissenschaftlichen Bestrebungen jener herabschaute. Die Resultate der ausserhalb der Fakultät gepflogenen Arzneimittellehre mit ihrer vorwiegend subjektiven Richtung betrachtete sie als kümmerlich, ungenügend und unverlässlich. Hätte aber die experimentelle Arzneimittellehre Hahnemann's seiner Zeit im Flusse der fortschrittlichen Wissenschaft in berechtigter Form fakultative Vertretung gefunden, so würde sich in Folge der Forthildung und Sicherung ihres Kernes auch der Charakter der sich daraus entwickelnden Heilmethode allgemein annehmbarer gestaltet haben. Für das experimentelle Forschungsprinzip im therapeutischen Sinne waren jedoch zu jener Zeit die medizinischen Bildungsstätten noch nicht zugänglich, später, als das Prinzip der experimentellen Methode auch von denselben richtig aufgefasst und aufgenommen wurde, war aber die Trennung der praktischen Medizin in eine offizielle und nicht-offizielle bereits eine vollendete Thatsache geworden. Dass sich aus dem reellen Kreise der Vertreter der nichtoffiziellen Richtung zu allen Zeiten freie Hand haben wollende Wunderärzte ablösten, die ihre fingirte Autoritätsstellung auszubeuten strebten, liegt in der Menschennatur und sollte bei Beurtheilung unserer Sache nicht immer zum Ausgangspunkte gemacht werden. Im Anschlusse dieser Thatsache will ich es mit Nachdruck hervorheben, dass bei Behandlung des Meritorischen unseres Gegenstandes, die Vertreter der Tausendkünstlertherapie nicht in den Kalkül gezogen werden dürfen.

Gelegentlich einer ernsten Diskussion muss diese Olla potrida gänzlich ausgeschlossen bleiben, selbstverständlich alle Lager mit einbegriffen, denn sie verdirbt die Atmosphäre intra et extra muros.

„Es würde gewiss sehr lehrreich sein, den Zustand der offiziellen Medizin, wie er kaum vor fünfundzwanzig Jahren existirte, des weiteren zur Belehrung und Warnung der Nachwelt zu schildern," sagt Virchow im 50. Bande seines Archivs. „Die Therapie bewegte sich in ihren herkömmlichen Richtungen, der Aderlass stand obenan, die Wirksamkeit der Heilstoffe galt als ebenso sicher, wie ihre Eintheilung in bestimmte Gruppen feststand." Anknüpfend an diese Zeit, ist es natürlich, dass der reellen Richtung der Hahnemann'schen Heilmethode mit ihrem individualisirenden Prinzip das Vertrauen gesichert war.

Der ursprüngliche Gedanke Hahnemann's entsprach von Anfang her dem Prinzip der Induktion, das Verfahren selbst war aber bei der Mangelhaftigkeit der Hülfsmittel und des Standes der Naturwissenschaften von damals so primitiv, dass nach unseren heutigen Begriffen die durch ihn eingeführte Prüfungsmethode nur als Torso erscheint. Hahnemann gebührt aber die Anerkennung, vor beinahe hundert Jahren die Geister bewegt und das Bedürfniss und Verständniss für die induktive Methode am Gebiete der Therapie geweckt zu haben. Die damalige fast alleinige Berücksichtigung der subjektiven Symptome werden wir aber erklärlich finden, wenn wir einestheils vor Augen haben, dass zu jener Zeit diese Seite der Krankheitslehre fast allgemein ausschliesslich kultivirt wurde, und anderntheils bedenken, dass die pathologische Anatomie erst viel später ihr Licht zu verbreiten begann. Ebenso natürlich muss es uns erscheinen, dass in der Blüthezeit der Treibhausdeduktionen, in der die bedeutendsten Denker zum Versuche der Begründung von Systemen verführt wurden, auch Hahnemann in den Fehler verfiel, auf Grund der gewonnenen Thatsachen ein fertiges Heilsystem hinstellen zu wollen. Dass sodann die in dieser Weise geprüften Arzneimittel von den praktischen Aerzten leichtgläubig genug fast ausschliesslich zu absolut verlässlichen Heilmitteln gestempelt wurden und die ausserhalb der Fakultät stehenden Prüfer das „Similia similibus" zum absoluten Heilgesetz proklamirten und unter allen Umständen aufrecht zu erhalten strebten, werden wir desgleichen erklärlich finden, wenn wir den früher berührten desolaten Zustand der Materia medica berücksichtigen.

Von Seite einzelner Männer der Staatsmedizin wurde das reelle Streben der Hahnemannianer oft genug lobend anerkannt. Hie und

da leuchteten Lichtpunkte auf, die die Hoffnung weckten, als wäre Aussicht vorhanden, dass die unheilvolle Gegnerschaft ihr Ende erreiche. So oft die Hahnemann'sche Methode durch reelle Vertreter gediegene Arbeiten aufwies, waren die wenigen gerechten Geister stets bereit, denselben ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, was merkwürdig genug, zumeist von Seite der Pharmakologen der offiziellen Medizin geschah. Sobald aber mit dem Ableben der Leiter dieser Bestrebungen die wissenschaftliche Thätigkeit wieder eingestellt wurde, verstummte alle Theilnahme. Auch von Virchow's Enunziationen sind mehrere anzuführen, die zu Gunsten des realen Gehaltes der Hahnemann'schen Ideen sprechen; da es aber im Felde der praktischen Verwerthung derselben mehr des Unkrautes, als der gesunden Früchte zu sammeln giebt, so finden sich unter diesen Aeusserungen auch der Zurückweisungen genug, die aber nur im Missverstehen des Verhältnisses der wissenschaftlichen Methode und der simultanen Praxis, somit in der Verwechslung dieser beiden Gebiete ihre Erklärung finden. Dabei spricht es übrigens entschieden für den imponirenden Einfluss unserer biologischen Richtung, dass von Seite der Männer der Staatsmedizin alle Negation stets dem zusammengewürfelten Heere der sogenannten homöopathischen Praktiker galt.

Es ist auch nicht zu verkennen, dass sich die offizielle Medizin durch das Wirken jener in ihrem Verfahren bedeutend änderte. Die Reformideen der Hahnemann'schen Methode bewegten sich im beständigen Flusse der Entwickelung der medizinischen Therapie, und möge sich die offizielle Medizin seit dem Auftauchen dieser Ideen noch so weit in die Vergangenheit vertiefen oder in die fernste Zukunft schauen, sie wird sich immer durch dieselben berührt finden. In dieser fortwirkenden gegenseitigen Berührung der gegensätzlichen Ansichten, mussten sich naturnothwendig die Anschauungen beider Parteien modifiziren. Die offizielle Medizin näherte sich der Hahnemann'schen Richtung dadurch, dass sie den Usus der einfachen Mittel wenigstens prinzipiell anerkannte, bei ihren Arzneimittelprüfungen diese Form zu benutzen, mit immer kleineren Dosen zu experimentiren und die sublimeren Wirkungen der Arzneien zu würdigen begann, wodurch nicht nur der allgemeine Theil, sondern auch die spezielle Kenntniss der Arzneimittelwirkungen mehr gefördert wurde. Seitens der Hahnemannianer wurden die nicht prinzipiellen Gedanken Hahnemann's, die mit der naturwissenschaftlichen Denkart in keinen Einklang gebracht werden können, längst aufgegeben; dies beweisen die achtzehn Thesen Dr. Paul Wolf's, die im 16. Bande des Archivs für die homöopathische

Heilkunst 1837 niedergelegt sind. Würde Professor Jürgensen die Geschichte der sogenannten Homöopathie genauer stndirt hahen, ehe er sich an die kritische Darlegung derselben machte, so würde er anch von diesen Thesen Keuntniss gehabt hahen und seine Aussprüche hätten einen gerechten Charakter angenommen. Doch wie Viele beschäftigen sich denu mit ernsten historischen Studien? Wie Viele sind ihrer, die zur Sichtung und Klärnng geschichtlicher Fragen die nöthige geistige Befähigung und den edlen moralischen Gerechtigkeitssinn hesitzen? Muss es doch heut zu Tage in Allem den Anschein habeu, als hätte alles Wissen erst mit uns seinen Anfang genommen.

Die Homöopathen befreiten sich somit schon fast vor einem halben Jahrhundert von dem dogmatischen Einfluss jener Satzungen, die insbesondere die Früchte des späteren doktrinären Denkens Hahnemann's waren, und bestrehen sich seit jeher, ihre Arzneimittellehre und pathologischen Anschauungen den fortschrittlichen Grundsätzen der Natnrwissenschaften anzupassen. Das auf das Aehnlichkeitsgesetz basirte Aehnlichkeitsprinzip erklärten sie wohl als ihren leitenden Grundsatz zur Auffindung von Heilmitteln, aber mit dem Bemerken, dass er nicht einzig und ausschliesslich gelte, sondern dass ihre Forschungsmethode auch das viel weitere Spezifizitätspriuzip in sich schliesse. Hinsichtlich der Dosirung aher gingen sie auf die ursprünglichen Hahnemann'schen Normen znrück, wonach sich das Postulat derselhen, den individuellen Verhältnissen gemäss nach naturwissenschaftlich-physikalischen Gesetzen hestimmt.

Die gut Unterrichteten hadern auch nicht üher ihre Existenzberechtigung. Ja, wenn wir das Verhältniss derselhen zur Fakultätsmedizin näher prüfen, so ergiebt sich sogar, dass nnter manchen Verhältnissen die Machtstellung der Letzteren ihr gegenüher eigentlich nur in dem negirenden Einfluss Einzelner besteht, und hinsichtlich ihrer Aufnahme in den Fakultätsverband hei gntem Willen das Problem nicht schwer zu lösen wäre. Es müsste nur einmal der Unterschied, der zwischen der vulgären Praxis und der wissenschaftlichen Pflege der Hahnemann'schen Methode besteht, anerkannt werden. Die diesbezüglichen Verwechslungen sollten bei Beurtheilung der Hahnemann'schen Frage korrekterweise gar nicht mehr vorkommen. Der unglückselige Konflikt, der bald in aktiver, bald in passiver Form zwischen praktischer Medizin und Wissenschaft sich geltend macht, kommt da und dort in gleicher Weise vor, wird jedoch bei Fragen der offiziellen Medizin entweder gar nicht oder im milden Tone in Betrachtung ge-

zogen. Diese Gepflogenheit sollte gerechtermaassen auch der Hahnemann'schen Richtnng gegenüber geübt werden.

Der Erfolg des Strebens, die Hahnemann'sche Methode mit den Fortschritten der experimentellen Pathologie, der pathologischen Histologie und Physiologie in Einklang zu hringen und die Möglichkeit der Nutzanwendnng der Fortschritte dieser Disziplinen auf dieselhe, spricht sattsam für ihre naturwissenschaftliche Bedeutung. Durch die neugewonnenen Thatsachen auf diesen Gebieten ist sie immer mehr erstarkt. Mein Bestreben als akademischer Lehrer war demgemäss stets, derselben im fortschrittlichen Geiste eine gründliche formgerechte, dem heutigen Stande der Wissenschaft angepasste Gestaltung zu geben. Gestützt durch die gewaltige Phalanx von Gründen und Thatsachen, muss sie sich auf diesem Wege immer mehr zu einer wissenschaftlichen Potenz entfalten. Die Grundideen Hahnemann's erwiesen sich somit als eine fundamentale Macht, die das Auftanchen der neuen naturwissenschaftlichen Fächer und alle Vervollkommnung der Methoden, ihre selbstständige Art, nicht verwischen konnten, sie ist durch dieselben nur bedeutungsvoller geworden, denn mit dem Aufschwung der neuesten Fortschritte entfaltete sich die ursprüngliche Reform Hahnemann's nur noch zu einer intensiveren Lebensfähigkeit Anders verhielt es sich mit der offiziellen medizinischen Therapie, der genetische Zusammenhang in ihr wurde abgeschwächt, ihre ursprüngliche Gedankenrichtung durch den Fortschritt des cellularen Prinzips zersplittert, und dadurch hat sie an Intensität eingehüsst und liegt nur in brüchigen Formen vor uns. Will sie den Neubau mit Erfolg beginnen, so muss sie den Boden der Hahnemann'schen Methode betreten. Die Hahnemann'sche Methode hat ausserdem ihr gegenüber den Vortheil, dass ihr Grundgedanke in den Besitz der Erkenntniss Vieler übergegangen ist nnd ihr somit für die fernere Zukunft keine Gefahr droht. Die leuchtende Fackel der Spezifitätsidee geht seit fast einem Jahrhnndert von Hand zu Hand uud ihr Licht verscheucht den symptomatischen Spuk, der die Geister nmdüstert, immer mehr. Der verhängnissvolle Hang des heutigen Zeitalters, dem Gedanken der historischen Kontinuität das ihm gebührende Recht zu versagen, ist aber der Grund, warum auf keinem Gebiete der geistigen Thätigkeit die fortschrittliche Bewegung eine so langsame ist, wie in der Medizin. Die geschichtliche Entwickelung lehrt, dass die Hahnemann'sche Methode nicht zu vernichten ist; ihr Geist liegt in der Bewegung der Zeit, nnd die Kraft der moralischen Begeisterung fördert sie. Ein jeder hellsehende

Geist, der mit ungetrübtem Blick die verbindenden Fäden der Vergangenheit bis in unsere Gegenwart überschaut und am Webstuhl des Denkens ihre weiteren Richtungen verfolgt, muss erkennen, dass diese Gedankenströmung nicht mehr zu ignoriren ist und dass sich ihre weitere Entwicklung vollziehen muss; freilich denken hierüber Viele ganz anders und bringt auch Professor Klebs in seinem Vortrage „über die Umgestaltung der medizinischen Anschauungen in den letzten drei Dezennien," um sein Piedestal um einige Centimeter zu erhöhen, seiner Auffassung nach die Hahnemann'sche Methode auf die Bühne, was mich zwingt, etliche seiner Behauptungen einer genaueren Prüfung zu unterziehen.

Nach vielfacher Verrückung der pragmatisch-historischen Rechtsansprüche auf gewisse Reformen in den medizinischen Anschauungen hat es durch die Darstellung desselben häufig den Anschein, als würde diesbezüglich die Priorität ihm gebühren, so zum Beispiel in Betreff der nachdrücklichen Ponssirung der genetischen Methode. Dieses, jetzt zur Mode gewordene, in den historischen Auffassungen Wirrwarr schaffende und auch von ihm als „Juristen-Descendent" recht gewandt geübte Verfahren zu analysiren und die Masse von unterschobenen Behauptungen zu rectificiren, würde mich zu weit ablenken. Hier kann ich zur Charakteristik der Denkart des Herrn Klebs nur einige auf unseren Gedankengang bezughabende Aeusserungen in Betrachtung ziehen.

„Wenn wir sehen," sagt Klebs, „dass die alte Lehre (!?) für ihre eigentliche Aufgabe, die Heilung der Krankheiten, nicht dasjenige leistet, was man von ihr gehofft hatte, wenn hieraus eine dauernde Gefahr für Gesundheit und Leben Tausender hervorgeht, so ist es — meine ich — Pflicht des Theoretikers (?!) die Anhaltspunkte zu sammeln, welche eine Reform der Therapie kultiviren und den partiellen, in dieser Richtung gewonnenen Erwerbungen ihre sichere Basis und Begründung zu verleihen im Stande sind". . . . .

„Diese Letzteren zu geben, dafür arbeiten wir ja, wir Mikroskopiker und Experimentatoren, seit mehr als zehn Jahren."

Nach flüchtiger Erörterung der Umwandlung der Anschauungen am Felde der Pathologie und des Ueberganges der ontologischen Denkart in die anatomische Vorstellung sagt Klebs Folgendes: „Die Sicherheit, welche durch diese Errungenschaften der Erkennung der Krankheiten, der Diagnose gegeben war, liess nun lange Zeit übersehen, dass hierdurch allein die eigentliche Aufgabe des Arztes, die Heilung der

Krankheiten, keineswegs gefördert wurde. Es konnten sich daher die rein empirischen therapeutischen Schulen, vor allem die sogenannte Homöopathie, noch bis in die neueste Zeit eine gewisse Geltung bewahren, vorzugsweise natürlich in den Kreisen der Laien; stellenweise werden aber auch noch gegenwärtig von dieser Seite Ansprüche auf eine Gleichberechtigung mit der naturwissenschaftlichen Medizin erhoben, die nicht energisch genug zurückgewiesen werden können. Hier genüge es zu bemerken, dass keine Richtung der Forschung auf die Berücksichtigung wissenschaftlich gebildeter Kreise Anspruch erheben kann, welche sich einer notorisch falschen Methode bedient. Wir können den Jüngern Hahnemann's ihr Similia Similibus vergeben, da dieser Satz, dass Gleiches durch Gleiches geheilt werde, auf einer völligen Verkennung des Wesens der Krankheitsprozesse beruht, einem allgemeinen Erfahrungssatz widerspricht und für jeden regelrecht geschulten Geist unschädlich ist. Aber dass die Anhänger dieser Lehre, unbekümmert um die Entwickelung der wissenschaftlichen Methode, welche die zu lösenden Fragen zu vereinfachen sucht, den Organismus immer wie den Fragkasten eines Journals behandeln, in den es genügt, die oft einfältig genug gestellten Fragen zu werfen, um von einer gefälligen Redaktion die Antwort zu erhalten, — dieses scheidet sie für immer von der wissenschaftlichen Medizin, auch wenn sie ihre Werke mit noch so vielen, dieser entlehnten, Phrasen verbrämen. Dass ein solcher roher Empirismus in dieser und anderer Form trotz der Fortschritte der wissenschaftlichen Medizin sich noch immer behaupten konnte, zeigt aber am besten, dass auch unsere wissenschaftliche Medizin Mängel besitzt, welche nicht übersehen werden dürfen, und unser System Lücken aufweist, durch welche der Charlatanismus bequem hineinschlüpfen kann."

Diesem Noth- und Uebelstand endlich einmal ein Ende zu machen, ist, nach der Apostrophirung des Herrn Klebs, die parasitäre Krankheits-Theorie berufen.

„Unsere Aufgabe aber," sagt Klebs, „wird sein, zu zeigen, dass in Wahrheit die gewonnenen Erfahrungen bereits nöthigen, die Ursache zahlreicher und wichtiger Krankheiten ausserhalb des Körpers aufzusuchen und dass diese Krankheitsursachen parasitärer Natur seien."

An den Schluss-Passus anknüpfend, sei bemerkt, dass dieser Programm-Ausspruch, welcher, wie so viel von Professor Klebs an Unklarheit laborirt, korrekt formulirt, folgendermaassen lauten sollte: Unsere Aufgabe aber ist, zu beweisen, dass in Wahrheit die auf

Grund erwiesener Thatsachen gewonnenen Erfahrungen lehren, dass die Ursache zahlreicher und wichtiger Krankheiten parasitärer Natur sei.

Daraus ergäbe sich dann für die verschiedenen biologischen Methoden die Aufgabe, einestheils die Bedingungen der Entwicklung und Fortpflanzung dieser Mikroparasiten im Organismus und Wirkungsweise derselben, bezüglich des ihnen inhaerenten oder adhaerenten Giftstoffes, auf die Gewebselemente zu erforschen; anderentheils aber, im Falle dieselben ausserhalb des Körpers existiren und von da in denselben gelangen, die Brutstätten derselben aufzusuchen, ihre Existenzformen und Organisationsbedingungen zu ermitteln und endlich die Mittel zu finden, wodurch die Vernichtung derselben da und dort möglich wird.

Hierdurch erweitert sich entschieden die Aufgabe der experimentellen Pathologie und Chemie, sowie der ätiologischen Therapie. Diese, durch die Parasiten-Theorie nothwendig gewordene Vervielfältigung der Methode spricht auch unbedingt für den hohen naturwissenschaftlichen Werth der Frage nach dem Contagium animatum. Diese Lehre hat jedoch schon lange vor Herrn Klebs ihren Ursprung genommen, und ist nur durch den Fortschritt der neueren Methoden zur höheren Bedeutung gelangt. Wir erklären aber feierlichst, dass wir die Microparasiten-Lehre nur als einen Bruchtheil der Krankheitslehre erkennen, und dass wir nicht die geringste Neigung haben, aus dem weiten Rahmen des naturwissenschaftlichen Denkens herauszutreten, um uns in eine Systemzwangsjacke einschnüren zu lassen, und dass wir das experimentelle ätiologisch-therapeutische Gebiet quo ad hoc als interne Therapenten vor der Hand noch Anderen überlassen. Die lose kritischbeobachtende Haltung, die wir den Mikro-Parasiten-Pathologen gegenüber innehaben, wird auch kaum den Verdacht aufkommen lassen, als wollten sich die Jünger Hahnemann's eine gleichberechtigte Stellung mit denselben erwerben. Für uns ist das Theorien-Gerüst dieses Neben-Neubaues am Gebiete der Gesammtmedizin viel zu schwach und unverlässlich, um unseren Anschauungen Anhaltspunkte bieten zu können. Unser Vertrauen zu denselben könnte aber auch aus dem Grunde nicht erstarken, weil sich der Hauptrepräsentant dieser Richtung auch auf anderen Denkgebieten als zu wenig vorsichtig erweist. In der Darlegung seiner Auffassung über die sogenannte Homöopathie tritt dies deutlich genug an den Tag. Wie wäre es sonst möglich, dass Herr Klebs für das Schibolet „Similia Similibus" die Uebersetzung „Gleiches

mit Gleichem" statt „Aehnliches mit Aehnlichem" geben konnte? Oder glaubt Herr Klebs wirklich, das Prinzip der Hahnemannianer bestände darin, dass sie in ihrem therapeutischen Vorgehen, Rekurrens-Spirillen gegen Rekurrens-Spirillen und Trichinen gegen Trichinen hetzen? Dann war es Schade, den Jüngern Hahnemann's diesen Unsinn zu „vergeben." Das Simile, das Aehnliche bezieht sich auf spezifische Gewebs-Wirkungen, wie z. B. auf die vasomotorische Belladonna- oder Atropin-Wirkung bei rein hyperämischen Krankheits-Prozessen, deren Wirkung sich auch am gesunden Organismus, auf den vasomotorischen Apparat geltend macht. Nach dieser Auffassung hat uns Herr Klebs höchstens zu vergeben, dass wir seiner Methode gemäss nach keinen Parasiten fahnden, der etwa mit dem Namen: „Spirilla vasoparalytica" zu bezeichnen wäre. Wir haben uns eben noch nicht gewöhnt, in jeder Zelle eine Parasiten-Seele zu suchen. Darum ist uns aber die Zelle nicht gleichgültiger geworden, denn die Erforschung der inneren Eigenschaften derselben in unserem Sinne ist die schönste Aufgabe unseres biologischen Strebens. Weil wir eben die ontologischen Vorstellungen kaum los wurden, fürchten wir, dass sich unser Denken in pathologischen Sachen, obwohl in einer ganz anderen Form, aber immerhin wieder nach gewissen Entitäts-Vorstellungen, in eine einseitige Richtung verirren könnte; daher rührt die verhältnissmässig starke Reaktion, gegen die, wenn auch innerhalb bestimmter Grenzen, gewiss berechtigte Theorie. Die Art und Weise des Auftretens der Vertreter dieser parasitären Richtung hat nun vollends einen so terroristischen Charakter angenommen, dass sie die Anhänger der Cellular-Theorie fasst in einen Belagerungs-Zustand zu versetzen schien. Doch erwies sich das Bombardirkäfer-Manöver nicht gar so gefährlich.

Das Streben der Jünger Hahnemann's ging stets dahin, die Klärung der pathologischen Vorstellungen auch auf ihr therapeutisches Wirken zu übertragen, doch können sie derzeit das durch Professor Klebs gelieferte Material hierfür noch lange nicht verwerthen.

Dass die maassgebenden Reformen im Gebiete der Pathologie auf unsere Schule einen mächtigen, auf die offizielle Medizin aber kaum einen Einfluss übten, liegt darin, dass die Hahnemannianer stets bestrebt waren, eine bestimmte Methode im Einklange der pathologischen Fortschritte zu verbessern, während den Klinikern der offiziellen medizinischen Therapie das Verständniss für eine solche Methode mangelt.

Eine andere Ursache ist aber die, dass die Mehrzahl das massen-

haft gelieferte Material, welches ihnen von den übrigen naturwissenschaftlichen Disziplinen zufliesst, in Folge ihrer den grössten Theil der Zeit in Anspruch nehmenden praktischen Thätigkeit nicht bewältigen und verarbeiten können, dasselbe nur kümmerlich erfassen und sich in Ermangelung eigener Anschauung auch keine sichere Kenntniss über die Thatsachen erwerben können. Das hier Behauptete bezieht sich nicht nur auf die, dem klinischen Apparat ferner liegenden Disziplinen, sondern findet auch auf die dem Therapeuten ganz nahe gelegenen und nothwendigen Hülfswissenschaften seine Anwendung.

Man durchblättere beispielsweise die Arbeiten Professor Jürgensen's über die croupöse Pneumonie, und der Fachkundige wird über die Haltlosigkeit des darin behandelten pathologisch-anatomischen Theiles staunen und zugleich begreifen, dass sich der Verfasser selbst veranlasst fühlt zu erklären: „dass er aus eigener Anschauung kein Urtheil über die anatomisch-histologischen Verhältnisse weder der croupösen noch viel weniger der desquamativen Pneumonie besitze.“ Was ist unter solchen Umständen hinsichtlich anderweitiger, die klinisch-therapeutische Methode unterstützenden Hülfswissenschafteu zu gewärtigen, wenn sich der Kliniker schon in den Propyläen der klinischen Medizin so unsicheren Schrittes bewegt?

Um diesen Uebelständen abzuhelfen, müssten die Anforderungen an einen Kliniker wohl etwas strenger bestimmt und höher gestellt werden.

Immerhin wäre es aber zu wünschen, dass jeder Kliniker sich aus dem biologischen Apparat wenigstens ein Gebiet erwählte, um die Klinik zu einem methodisch-therapeutischen Experimental-Institut zu erheben.

Dass hierbei die Beherrschung des morphologischen Gebietes eine conditio sine qua non sei, wird kaum Jemand bezweifeln.

Es dürfte somit nur jenem Kliniker das Recht des „Mitsprechens“ zukommen, der sich durch Uebung irgend einer solchen Methode als selbstständiger Forscher erweist.

Non possumus omnia omnes — und auf diese Weise könnte durch ein gediegenes Zusammenwirken die Gesammterkenntniss wesentlich gefördert werden. Traube winkt diesbezüglich als ermunterndes Beispiel aus der Vergangenheit herüber.

Doch möge sich unter den gegebenen Verhältnissen der ganze medizinische Mischmasch breit machen wie er wolle, die Lawine des Vorurtheils, die durch den Aufschwung der Hahnemann'schen Reform-

ideen in's Rollen kam und so viel des brauchbaren Materials mit sich riss, liegt endlich zerstäubt und zerschellt vor uns — nnd mit dem Lichte der Wahrheit, die sie weiter schmilzt, hat es die eigenartige Bewandtniss, dass es in die Zukunft hinüber leuchtet und die Wandlungen vorbereitet, welche denjenigen am nnangenehmsten sind, die nur aus unklaren Verhältnissen ihre Kräfte schöpfen. Es werden sich noch weiterhin genug finden, denen es Bedürfniss ist, in der schmelzenden Masse herumznwühlen nnd Schreckensschneemännchen zn bilden, die kann man aber ruhig gewähren lassen, denn der niedrigen hartnäckigen Willkür, die nnedlen Naturen eigen ist, wird der Sinn und die Befähigung für die Logik der Ethik ewig abgehen. Doch steht zu erwarten, dass durch die Repräsentanten der klaren Begriffs- nnd Gemüthsbildnng anch das Wollen dieser mit der Zeit zu einem besseren nmgestaltet wird. Die geringen Talente und moralisch-undisziplinirten Köpfe werden zu allen Zeiten die Konzentration des Willens, im Sinne der Solidarität der Wahrheit, zn lähmen suchen, doch sind dieselben durch energisches und konseqnentes Entgegenwirken der Besseren in ihrem Streben leicht zn paralysiren.

Das Hanptlehrbnch der alten heiligen Bücher der indischen Medizin verlangt von einem Manne, der Arzt werden will: „Dass er ein Mensch von ehrenwerther Herkunft, charakterfest nnd nneigennützig sei — die Wahrheit liebe, wohlanständig nnd lernbegierig sei, allen Wesen wohl wünsche, und ungetheilt der Aneignnng der Theorie sowohl als auch der Praxis nachstrebe.“ So möge es werden! —

Virchow postulirt diesen edleren Sinn mit folgenden Aeusserungen: „Die Medizin bedarf keiner feindlichen Schnlen, keiner im Ziel sich bekämpfenden Parteien, sondern nnr des Wettstreites nach demselben Ziel, um den gleichen Preis, wenn auch mit verschiedenen Mitteln.“ . . . . „Die Wissenschaft ist gross genng, all diese Richtungen gewähren zn lassen, wenn sie nicht exclnsiv sein wollen, wenn sie nicht ihre Grenzen überschreiten, wenn sie nicht Alles zn leisten prätendiren.“

In einer anderen Richtung hin sagt aber Virchow von sich mit voller Berechtigung: „es würde mir leicht sein, durch zahlreiche Citate darznthun, dass die selbstständigen, empirisch beobachtenden Pathologen und Therapeuten in unseren Ausführungen vielfach Ermnnterung gefnnden haben, sich gegen die herrschende Schnle aufzulehnen.“

Indem wir dies mit vollkommener Znstimmnng anerkennen, muss aber der Ueberzeugung Ausdruck gegeben werden, dass es jetzt mehr denn je ein Postulat der Konsequenz wäre, dass Virchow die selbst-

gefällige Selbstüberschätzung der Staatsmedizin als proklamirte Omnipotenz etwas abschwäche, damit sie sich nicht allzulange in der berubigten Behaglichkeit wiege: es sei diese Annahme für die Wissenschaft, wie beiläufig für das Individualitätsinteresse nothwendig.

Virchow muss seiner Stellung nach zu seinem früheren Liberalismus zurückkehren, der ihn in Therapeuticis schon vor Dezennien als Eminenz der Objektivität erkennen liess; denn in der Wissenschaft führt das konservative Prinzip nur zur Schädigung der gemeinsamen Interessen. Der Egoismus der Einzelnen darf nicht gehätschelt werden. Die Macht des Fortschritts muss im Geiste der Wahrheit zu Wandlungen führen, die auzudeuten die Aufgabe des Führers ist. —

Seitdem die naturwissenschaftliche Richtung auf allen Gebieten des medizinischen Wisseus Platz gegriffen, muss auch die Methode der Hahnemannianer als ein aktiver Faktor betrachtet werden, dessen Einfluss auf das Allgemeine im positiven Sinne nicht mehr abzuleugnen ist.

Als akademischer Vertreter dieser Methode habe ich vor dem Areopag der Wissenschaft von meinem Wirken Rechenschaft zu legen, und es wäre der höchste Lohn meiuer gut gemeinten Bestrebung, wenn es mir möglich werden würde, ein klareres Verständniss anzubahnen

Durch die fakultative Stabilisirung der Lehrstätte für die Hahnemann'sche Schule auch in Deutschland, würde in Folge des vorurtheilsfreien Unterrichts die medizinische Jugend jene objektive Denk- und Charakterbeschaffenheit erlangen, die für den ungestörten Fortgang der Wissenschaft unerlässlich ist. Gegensätze würden wohl immer bestehen und die Denker sich immer im gegensätzlichen Wettstreit bewegeu, die Hallen der Wissenschaft würden aber, je nachdem die Parteien das Herkömmliche vertheidigen, oder die Grenzmarken der Erkenntniss weiter hinaus zu rücken sich bestreben, seltener durch Hass und Leidenschaft entweiht werden. —

Das Sektenthum würde sich immer mehr verwischen, die Parteirücksichten veredlen, die Schaar der Afterärzte und Medicaster vermindern, im Nachwuchs aber von Generation zu Generation die Postulate der Vernunft sich immer mehr Geltung verschaffen; wodurch für die Sicherung des Berufsanstandes, dessen Mangel sich so bitter fühlen lässt, endlich einmal Bürgschaft geboten wäre. —

Den obwaltenden Verhältnissen gemäss muss die Frage der esoterischen praktischen Berufsmedizin und ihre Beziehung zur Fakultät, sowohl vom gesellschaftlichen als auch wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, als eine dringend aktuelle angesehen werden, und hierbei

Digitized by Google

tritt die Frage an uns heran, wie ist der Mechanismus der Machtstellnng der medizinischen Fakultäten znsammengestellt.

Je nach den localen Bedingungen gestalten sich diesbezüglich die Verhältuisse sehr verschieden.

Im Ganzen genommen werden dieselben entweder je nach dem vorwiegenden Einfluss einzelner vorragender geistiger Elemente der naturwissenschaftlichen Fächer, oder der praktischen Disziplinen, die zugleich über einen mächtigeren gesellschaftlichen Einfluss verfügen, bestimmt. Anderestheils modifiziren sich dieselben je nach der vorwiegenden Vertretung der älteren oder jüngeren Generation. Der eine Theil wird durch diejenigen repräsentirt, die mit ihren Kenntnissen noch in der alten Zeit wurzeln, es sind dies zumeist überzeugungstüchtige, zuweilen starre Maximen-Charaktere, die aber als ethische Naturen noch immer imponiren. Diese Herren haben die Epoche des neuen Aufschwunges der heutigen Medizin wohl miterlebt — aber nicht mitgemacht, und nur wenige von ihnen wurden von dem gewaltigen Schwung jener Ideen erfasst, sie blieben im grossen Ganzen ihrem antiken Ideale treu, jedoch ohne es zu affichiren; dabei fühlt sich aber immer etwas tückische Absicht gegen die neuen akademischen Bestrebungen heraus. Derjenige Theil der Fakultätsvertreter, die ihrem Alter nach wohl unter dem Einfluss der ihre Zeit bewegenden Geistesheroen standen, aber in Folge des dogmatischen Charakters ihrer Geistesanlagen dieselben nie vollkommen verstanden haben, bilden mit den früher Erwähnten gewöhnlich einen still geschlossenen konservativen Bund. Einige unter ihnen haben wohl ein klares Verständiss für die neue Epoche, aber bei der grösseren Mehrzahl ist der Schraubengang ihres Denkapparates doch vorzugsweise für die Schraubenmutter des Doctrinarismus zugänglich.

Die jüngere Generation, die die eigentliche Vertretung der neuen Richtung repräsentirt, und die hinsichtlich der Fachfragen unbestreitbar einen weiteren Horizont überschaut, ist inmitten dieser Verhältnisse im Interesse ihres Faches meistens zu einer klugen Reserve verurtheilt. Hierbei will ich derjenigen, die da und dort vertreten erscheinen, und auf Grund eines grellen Personalegoismus einer vorurtheilslosen Einsicht und Auffassung unfähig, als problematische Naturen unter allen Verhältnissen vom Interessenstandpunkt geleitet, ihre ohnmächtige Ueberzeugung verleugnen und der dominirenden Majorität unterordnen, gar nicht gedenken. Dafür sind aber die Aspiranten des praktisch-medizinischen Gebiets nicht zu vergessen. Die Geltendmachung der Sonderinteressen wird nur von dieser Seite angestrebt. Sie sind der Krystalli-

sationspnnkt für jene Bewegung passiver Gemüthsart, die den Rost des Vornrtheils willkommen heisst, weil er für jede weitere Einwirkung nnzugänglich macht.

Die Fakultäten sollten sich aber mit aller Kraft gegen die Bestrebungen der Sonderinteressler wahren, denn ihr Bernf ist ein höherer; sie sind es, die in allen medizinischen Fragen von Berechtigung sich an die Spitze zu stellen nnd in ihren Bestimmungen klärend und läuternd einznwirken haben. Dass die Methode des Unterrichts gründlich umgestaltet, die naturwissenschaftliche Bildung strenger dnrchgeführt, der dogmatische Einfluss noch mehr verringert und endlich anf objektiver Basis das Studium der Geschichte der Medizin strenger dnrchgeführt werden müsse, sollte von Allen klar erkannt sein.

Dadurch würde es möglich werden, dass die Fakultäten ihre hohe Sendung und Aufgabe immer mehr erfüllten und bei Entscheidung von Unterrichtsfragen, wenn sie auch die Interessen Einzelner zu schädigen scheinen, mit gerechter, wahrheitsliebender Objektivität vorgehen.

Ist einmal das Wort Fleisch geworden, so möge denn auch die entsprechende Verlängerung der Stndienzeit in Deutschland durchgeführt werden, und es wird sich sodann nicht nur das Didaktrum, sondern im echt naturwissenschaftlichen Sinne, auch das geistige Kapital der mediziuischen Jugend vermehren, widrigenfalls wir nur zu gewärtigen hätten, dass dnrch die aspirirte Verlängernng der Studienzeit, nnr noch streuger gedrillte Jürgensen'sche Halbwisser und Dogmatiker auf die Menschheit losgelassen werden.

Da aber die meisten Fakultäten zu diesem Kläruugsprozess noch längere Zeit branchen werden und somit wenig Aussicht vorhanden ist, dass sich ihr Verhältniss zu Gunsten der Homöopathie bessern dürfte, so tritt die Frage an uns heran, auf welch' anderem Wege der Homöopathie endlich Gerechtigkeit, Anerkennnng und Unterstützung zu Theil werden könnte.

Im Anschluss an den Ideengang meines unvergesslichen Freundes Clotar Müller möchte ich die Frage folgendermassen belenchten.

Da es nicht zu leugnen ist, dass unter obwaltenden Umständen der Bann der Universitäten sich noch lange geltend machen wird, und der jnnge Mediziner über die Hahnemann'sche Methode noch lange nichts mehr hören wird, als dass sie ein Zerrbild des Denkens ist, so steht auch nnr äusserst selten zu erwarten, dass ein mit muthiger Unabhängigkeit des Denkens ausgestatteter junger Arzt, die Protektion der Mächtigen hinopferud, sich mit derselben beschäftigen und sich darüber

hinaussetzen wird, zum Spotte seiner geistig beschränkteren Coätanen zu werden. Clotar Müller hebt hervor, dass unsere Kollegen der neuen Welt diesen Einfluss, der seitens der befangenen Lehrer auf die studirende Jugend ausgeübt wird, sattsam erkannten, und um denselben zu pariren, ihre neugegründeten Collegs nicht allein zu Lehranstalten der Hahnemann'schen Methode gemacht, sondern denselben die volle Ausdehnung medizinischer Hochschulen gegeben, und zwar mit Berücksichtigung aller medizinischen Disziplinen. Auf diese Weise entzogen sie einen grossen Theil der angehenden Mediziner dem Einflusse der alleinseligmachenden Staatsmedizin und sicherten sich den bleibenden Zufluss unbefangener Schüler.

Damit haben sie die anerkennungswerthe Unbefangenheit ihres Urtheils über die Unstatthaftigkeit aller Beschränkung im medizinischen Wissen gekennzeichnet und anerkannt, dass es solche Umstände giebt, die ein anderes Heilverfahren fordern, als das sogenannte homöopathische, wodurch sie zugleich der unerschütterlichen Ueberzeugung Ausdruck gaben, dass man vor Allem Arzt sein müsse und dann erst Homöopath.

Dadurch wurde aber die auf Unklarheiten und Befangenheit des Urtheils basirte grelle Parteistellung der Aerzte aufgehoben, während in Europa auf Grund der noch bestehenden Begriffsverwirrungen ein Jeder, der sich zugleich mit der Hahnemann'schen Methode befasst, von der Staatsmedizin noch immer als ein Ketzer betrachtet wird.

Diesem Entwickelungsgange in Amerika entgegengesetzt, haben die europäischen Vertreter der Hahnemann'schen Methode, zumeist mit greller Betonung der Exklusivität, sich zur Erreichung ihrer Ziele mit Forderungen an die Regierung gewendet.

Mit Kabinetsordren und Kammerbeschlüssen werden aber wissenschaftliche Fragen nicht gelöst und die Ueberzeugungen der Fakultäten nicht umgestimmt, am wenigsten aber das Interesse der jungen Mediziner soweit gewonnen, dass sie sich zu einer vorurtheilsfreien Prüfung der Methode anschickten. Als Beweis hierfür führt er die Verhältnisse bei uns in Ungarn an, wo durch massgebenden Einfluss für die Hahnemann'sche Methode für jetzt gewisse Rechte abgezwungen wurden. Diese Sonnenblicke haben aber trotz meiner ehrlichen Bemühungen die freundlichen Ueberzeugungen nicht viel reifer gemacht und nach einer bestimmten Zeit dürfte es sich immer deutlicher herausstellen, dass die in Ungarn durch die fakultative Repräsentation in ihr gutes Recht eingesetzten Fundamental-Gedanken der biologischen Therapie nur insofern einen massgebenden Einfluss zu üben im Stande waren,

als durch meine Arbeiten international eine auf längere Zeit hinauswirkende Anregung gegeben wurde. Insofern müssen wir die temporäre Errungenschaft in Ungarn betreffs der Förderung unserer Angelegenheit auch willkommen heissen, für die weitere gedeihliche Entwicklung derselben aber in Deutschland die Lehre ziehen, dass es in letzter Analyse als unzweckmässig betrachtet werden müsse, hinsichtlich der gründlichen Heilung unserer Schäden die Regierungen in Anspruch nehmen zu wollen. Die Hahnemann'sche Heilmethode muss — wie jede andere praktische Frage des menschlichen Kulturlebens — durch soziale Massregeln gefördert werden. Daher müssen die Hahnemannianer vor Allem für ihre Heilmethode auch fürderhin das praktische Interesse wach erhalten, das Vertrauen auf Staatshilfe über Bord werfen und durch die erwiesenen thatsächlichen Erfolge die vorzügliche Brauchbarkeit und Nothwendigkeit ihrer praktischen Richtung darlegen. Dadurch wird ihr immer mehr und mehr die allgemeine Beachtung zu Theil werden und endlich die städtischen Gemeinden — wie in Ungarn — sich im Interesse der Bevölkerung ihrer annehmen. Hierfür ist aber vor Allem nothwendig, dass den entgegenwirkenden Missverständnissen dadurch ein Ende gemacht werde, dass das Prinzip der Exklusivität aufgegeben werde. Zu diesem Behufe sollen und müssen die Führer der deutschen homöopathischen Laienvereine, die sich als Menschen-Schutzvereine zu erweisen haben, die Erkenntniss der Laien ehrlich und gewissenhaft, vorurtheilsfrei und unbefangen entwickeln, wodurch sich diese Vereine als wahre Stätten der Aufklärung erweisen werden. Ist dies durch das Bieten der ganzen, nicht halben Wahrheit vollzogen, so ist durch die Begeisterung, im Sinne der Wissenschaft, Alles gewonnen und der Sieg wird gesichert sein.

Der Central-Verein Deutschlands wäre vor allem berufen — seine Kraft in diesem Sinne zu entfalten.

Sind die Hannemannianer sodann im Besitze nur eines einzigen Gemeinde-Hospitals, so wird es weiter nicht schwer werden, auf dieser Grundlage dasselbe mit Opfern zu einer Lehranstalt umzugestalten, wodurch der Grundstein für den weiteren Ausbau gelegt sein wird. Durch den Nachwuchs wissenschaftlich gebildeter Aerzte wird die Laienpraxis für weiterhin überflüssig werden, und dass grösste Hinderniss der Versöhnung hinweggeräumt sein.

Dabei sind die exacten Forschungen der Staats-Pharmakologen, von denen schliesslich heute im wahrhaft objektivem Sinne die realsten Arbeiten zu erwarten sind, gewissenhaft zu berücksichtigen, denn durch

die nicht zu verkennende Kongruenz unserer Richtungen sind die Resultate ihrer Prüfungen für einen wissenschaftlichen Hahnemannianer unerlässlich.

Freilich wäre es dem ganzen und allgemeinen wissenschaftlichen Fortgang erspriesslicher, es fände sich ein Ritter von Geist, der das Vertrauen der Fakultäts-Repräseutanten besitzt, und der sich berufen fühlte, die leuchtende Fackel zu ergreifen; wo ist aber heute die Pflanzstätte und der Mutterboden solcher Geister zu suchen?

Die ewig bnmmelnde Auffässung über die Pflege der Therapeutik ist ja heute zumeist noch so verwirrt, dass Keiner weiss, wer da führt und wer da folgt. Die offiziellen Therapeuten allesammt repräsentiren ein Kollegium ohne Prinzip, ohne leitenden Gedanken. Petersen, der grosse Kritiker, wünscht die Therapie als selbstständiges Fach mit exact empyrischem Forschnungsprinzip kultivirt zu sehen, wobei ich des nngarischen Sprichwortes gedenken muss, das da sagt: „Hier hast du eine Hand voll Nichts — fass es gnt.“ — Uns ist sie und bleibt sie, wie ich dies in meiner Arbeit: „Die naturwissenschaftliche Methode der homöopathischen Schule“ darlegte, das Korollarium der experimentellen vergleichenden entwicklungsgeschichtlichen Pathologie der künstlichen und natürlichen Krankheiten.

Wir finden diese unsere induktive Methode für die Bildung der praktischen Aerzte als Ausgangspunkt unerlässlich, denn man kann nicht verlangen, dass jeder praktische Arzt sich im grossen Ganzen eine selbsteigene Methode bilde. Obwohl sich in letzter Analyse die Thätigkeit eines jeden mehr oder weniger auf individuelle Intuition basirt, muss diese schliesslich doch durch die Prinzipien einer Schul-Methode geleitet werden.

Das Prinzip: „Similia Similibus“, wobei immer im Auge zu behalten ist, dass bei realer Vergleichung, trotz der Uebereinstimmung gewisser Erscheinungen und Merkmale, somit bei einer theilweisen Gleichartigkeit, immer noch an einen bestehenden Unterschied gedacht werden muss, dient uns als Leitfaden, demgemäss wir am Wege der Induktion zu erforschen bestrebt sind, inwieferne das anatomisch-physiologische Wirkungsgebiet der Arzneistoffe im gesunden Organismus zugleich ihr Heilungsgebiet im Kranken ist. Soll eine Heilung erfolgen, so hat die nicht erkrankte Nachbarprovinz den erkrankten Theil zu bewältigen, denn die Regulirung im erkrankten Heerde können nur die vitalen Impulse seiner Pathosphären vollziehen.

Sind diese durch den Arzneistoff zu ähnlichen Impulsen angeregt,

wie sie bei sufficient vorhandener biologischer Reaktion die entsprechenden Organtheile selbst aufzubringen vermögen, so geschieht der Heilungsprozess nicht mehr durch die autonom-regulirenden Organtheile allein, noch durch den Arzneistoff allein, sondern der Heilvorgang vollzieht sich durch die gesteigerte multiplizirte reaktive Wirkung der durch den Arzneistoff gereizten normalen Gewebe. Der Heilungsvorgang ist somit die Resultante eines von Aussen zugeführten und einwirkenden Reizes nnd des inneren Zustandes der Gewebe der Reizbarkeit derselben.

Dieser Voraussetzung gemäss muss somit die Wirknng der Heilstoffe als eine biologische bezeichnet werden, und je mehr sie den Pathosphären der Krankheitsheerde spezifisch entspricht, wird sich ihre Wirkung auch um so biologischer erweisen. Dieser Auffassung nach formulirt, lautet das Prinzip „Similia Similibus" folgendermassen: Nach der indnktiv-empirischen Hahnemann'schen Methode werden, gemäss der entprechenden genetischen Phasen der inneren Krankeitsprozesse, solche Arzneimittel in Anwendung gebracht, die im kranken Organismus dieselben Gewebe spezifisch berühren, in welchen sie, dem gesunden Organismus ingerirt, ähnliche anatomisch-physiologische Veränderungen hervorzurufen vermögen. Die Hahnemann'sche Heilmethode hat damit anfgehört halb empirisch, halb wissenschaftlich dogmatisch zu sein, ihre Methode erhebt sie in die Reihen der induktiven, natnrwissenschaftlichen Disziplinen und macht sie zu einem ergänzenden Faktor der allgemeinen Heilkunde. Ihr Vorgehen ist ein biologisches und sie muss demnach gerechtermassen als „biologische Heilmethode" bezeichnet werden. Dabei will sie weder als alleinige Medizin gelten, noch die ganze Heilkunde sein, auch nicht als vollendet erscheinen, sondern erklärt sich nur für einen Theil der allgemeinen Heilkunde.

Um eine einheitliche Kraft entfalten zu können, wäre es im Interesse der Sache geboten, hinsichtlich der gegebenen Darlegungen an die fakultativ vertretene Schnle als internationales Centrum anzuknüpfen. Da aber die Devise unseres Zeitalters die Zersplitterung ist, so müssen wir abwarten, was die Zeit bringt.

Dr. Kaczkovszky sprach gelegentlich der Generalversammlung des Centralvereins der Hahnemannianer Deutschlands in Wien 1873 folgende Worte: Ungarn war der Wall und die Maner, an der die türkischen Herrschaftsgelüste zerschellten; Jahre lang bekämpften sie das heidnische Barbarenthum und bewahrten die deutschen Fluren und Gauen vor Zerstörung.

Ungarn empfing dafür seinen wissenschaftlichen Samen von den Deutschen. Zum kräftigen Baume erwachsen, sehen wir da, durch Schutz und Pflege, einen deutschen Kern: Hahnemann's Lehre!

Ungarn war es vorbehalten, durch die akademische Kultur dieser Lehre den wissenschaftlichen Werth derselben noch strenger zu bestimmen, hoffend, dass die schöne Frucht auf heimischem Boden sich noch edler und herrlicher entwickeln wird."

Wenn wir den Kulturgrad eines zivilisirten Volkes darnach beurtheilen, wie gross der Umfang des Wissens seiner ausgezeichneten Männer ist, und die Richtung dieses Wissens, wie seine Ausdehnung und Verbreitung im Volke, prüfen, so gebührt die Palme der Anerkennung gewiss den Deutschen. Da aber, durch eigenartige Verhältnisse bestimmt, Ungarn die Aufgabe zufiel, hinsichtlich der Hahnemann'schen Prinzipien in der Wissenschaft akademisch Stellung zu nehmen, ihr förderlich zu sein und sich der leidenschaftlichen Kampfmenge entgegenzustellen: so mögen es die Repräsentanten der Staatsmedizin Deutschlands natürlich finden, dass wir von ihnen, als den Förderern aller wissenschaftlichen Wahrheiten erwarten, dass sie fürderhin in dieser eminenten Kulturfrage die Fühlung aufrecht erhalten und, wenn auch mit einiger Selbstüberwindung, mit uns vereint den Weg der Wahrheit weiter verfolgen.

Einem allzu sanguinischen und leidenschaftlichen Streben, neuen Ideen Eingang und Geltung zu verschaffen, stellt sich stets ein hartnäckiger Widerstand entgegen.

Unserem Streben gegenüber dürfte dieser Vorwurf nur ungerechter Weise gemacht werden.

In den Reihen der auch fürderhin gegenwirkenden Faktoren werden daher höchstens einzelne eifersüchtige Autoritätsindividuen, sodann einige um ihre Interessen besorgte Kleingeister und wenige Repräsentanten des Herkömmlichen stehen, die da fürchten, für das Hingeopferte keinen entsprechenden Ersatz zu finden, diesen wird sich sodann noch die Schaar der Denkfaulen anschliessen, der die Fähigkeit sich zu vertiefen und das Verständniss für die Bedeutung und Tragweite der betreffenden Frage fehlt; doch wird der Mässigung gegenüber die durch die leidenschaftlichen Führer haranguirte unselbstständige Kohorte, die sich leicht verantwortet, wegfallen — und so steht zu hoffen, dass fürderhin der Fortgang der Verständigung, ein der Würde des Gegenstandes angemessener sein wird; denn das Gebahren der Wortführer charakterisirt immer die Parteien.

Allopathische Selbstkritiken.

Von Mayntzer, Arzt in Zell a. d. Mosel.

Die Bekenntnisse der Allopathen über ihre eigene Richtung, welche sammt und sonders auf die Klage hinauslaufen: „Wir Allopathen haben noch keine wissenschaftliche Therapie", haben für die Homöopathen einen bedeutenden und ergötzenden Werth, indem sie nicht nur dokumentiren, dass die Allopathie kein Recht hat, vom Staate besondere Rechte und Bevorzugungen vor der Homöopathie zu verlangen, sondern auch den Uebermuth der Allopathen gebührend geisseln und dämpfen, mit welchem sie gewohnt sind, auf unsere Richtung herabzusehen. Obwohl solcher Bekenntnisse über die schöne (!) Seele der Allopathie uns Homöopathen aus älterer und neuerer Zeit viele bekannt sind, so dürfte es dennoch von grossem Interesse sein, namentlich in dem gegenwärtigen Kampfe, noch andere allopathische Selbstkritiken, und zwar aus der allerneuesten Zeit, die Manchem vielleicht unbekannt sind, zu citiren, um sie bei passenden Gelegenheiten als kalte Wasserstrahle auf den hochtrabenden Gegner zu verwerthen. Gehen wir an's Werk!

Der Militärarzt Dr. Fr. Martius schreibt 1878 in Nr. 139 der Volkmann'schen Sammlung klinischer Vorträge, betitelt: „Die Prinzipien der wissenschaftlichen Forschung in der Therapie," also auf Seite 4: „Die herrschenden Gegensätze lassen sich kurz als rationelle und empirische Therapie bezeichnen. Von diesen beiden Richtungen ist die erstere immer mit dem Anspruch strengerer, ja ausschliesslicher Wissenschaftlichkeit aufgetreten. Und in der That, in der Kritik der krassen Empirie blieb sie stets und auf allen Punkten siegreich." (Nur nicht in der Kritik über die homöopathische Empirie.) „Aber sobald sie versuchte, nun ihrerseits an die Stelle der alten eine neue, exakte, auf streng physiologischer oder pathologisch-anatomischer Grundlage gestützte sogenannte rationelle Therapie zu errichten, **hat sie eben so konsequent und unausbleiblich Fiasco gemacht.**" — (Sehr richtig. Kein Allopath aber, auch nicht Martius, kann beweisen, dass die Homöopathie keine „exakte, auf streng physiologischer oder pathologisch-anatomischer Grundlage gestützte

Therapie" sive keine „rationelle Therapie" sei.) — „Ja, in ihren strengsten Konsequenzen, in der Wiener Schule, führte sie zum absoluten Nihilismus. Die Lösung der Frage nach einer sicheren, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Therapie, die dem praktischen Arzte, der sein wissenschaftliches Gewissen bewahrt hat, zum sicheren Führer im Handeln dienen soll, bestand also schliesslich in **der Negirung der Frage selbst,** in der Behauptung, dass es eben **eine solche nicht gebe und geben könne.** Aber wie überall, so ist es auch hier unmöglich, im reinen Nihilismus zu verharren. Mag Dietl, der Hauptvertreter jener Richtung, noch so emphatisch behaupten: „Im Wissen, nicht im Handeln liegt unsere Kraft!", so ist und bleibt für den praktischen Arzt darum doch der Mensch mit seinem Leiden und seinem Jammer mehr als ein interessantes wissenschaftliches Studienobjekt. Für ihn lässt sich der Virchow'sche Satz, dass der Begriff der Medizin ohne Weiteres den des Heilens involvire, nicht so einfach aus der Welt schaffen. Der Arzt verlangt und muss immer wieder von der wissenschaftlichen Medizin verlangen, dass aus ihr als Anwendung die Kunst des Heilens und Helfens erwachse." (Natürlich, sonst wäre der ärztliche Stand ja überflüssig.) „Wenn dies aber der Rationalismus eingestandenermassen nicht leisten konnte, so ist der Empirismus im Grossen und Ganzen nicht glücklicher gewesen." (Hahnemann wird das Letztere nicht sagen.) „Wohl hat er (der Empirismus) von jeher frisch und fröhlich darauf los kurirt, aber noch ist, **mit Ausnahme der sogenannten Specifica,**" — (die, nota bene, Herr Kollege Martius, der Empirie des Similia Similibus folgen,) — „jedes anfänglich von seinem Entdecker so hoch gepriesene Mittel bald wieder in Vergessenheit gerathen, oder durch ein anderes verdrängt; noch hat fast jede Behandlungsweise **binnen Kurzem** einer anderen Platz machen müssen." — (Diese Thatsache kann doch unmöglich der Allopathie den Stempel der „Wissenschaftlichkeit" aufdrücken. Vergebens wird man dieses wetterwendige System in jener „unwissenschaftlichen Richtung [Martius, S. 4]", in der Homöopathie suchen) — „Wohl ist die wissenschaftliche Empirie zu manchen werthvollen Einzelthatsachen gelangt" (Homöopathia involuntaria), „die einen bleibenden Werth beanspruchen können; aber — wer will es leugnen — zu einem **durchgebildeten, wissenschaftlichen Systeme,** das die Normen der Behandlungsweise für jeden einzelnen Fall mit Sicherheit an die Hand giebt, dazu ist man auch auf diesem

Wege noch **durchaus nicht gekommen.** Worin liegt das? Wie kommt es, dass die Therapie zum Range einer selbstständigen Wissenschaft noch immer sich nicht zu erheben vermochte?"

Die Antwort auf diese Frage giebt Martius in summa auf S. 18 in folgendon Worten: „Gehen wir den durchschrittenen Weg noch einmal in Gedanken zurück, so scheinen die gewonnenen Resultate allerdings **ziemlich negativer und trostloser Art zu sein.** Aber wir sind wenigstens zur Einsicht gelangt, warum die Therapie als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung zu einem durchgebildeten und abgerundeten System **noch nicht gelangen konnte.** Die Schwierigkeiten liegen in der enormen Verwicklung der zu untersuchenden Phänomene. Und eben diese Einsicht giebt die Gesichtspunkte ab, von denen aus eine gedeihliche Entwickelung zu erwarten steht. Dieselbe hängt offenbar ab von der Möglichkeit, das verschlungene Gewirre von Erscheinungen, die Komplexe einander bedingender und durchkrenzender Veränderungen, die Summe von Ursachen und Wirkungen, die wir eine Krankheit nennen, zu analysiren, in ihre Elemente zu zerlegen und dieselben einzeln der empirischen Forschung zugänglich machen. So lange man auf dem ontologischen Standpunkte stehen bleibend, die Krankheiten als generelle Wesenheiten auffasste und die Realität in der Therapie vorzugsweise in dem Nachweise spezifischer Mittel erblickte, musste die Deduktion willkürlich und unfruchtbar, die Empirie blind und unsicher bleiben. Es ist eben unmöglich, zu dauernden Resultaten zu gelangen, so lange man komplizirte Vorgänge wie einfache behandelt. Wie weit es dagegen bereits möglich gewesen ist, den Einfluss therapeutischer Agentien im weitesten Sinne auf streng ausgeschiedene und genau analysirte einzelne gesunde oder krankhaft veränderte Organfunktionen festzustellen, diese Frage kann in der vorliegenden, rein logischen Betrachtung nicht Gegenstand der Untersuchung sein." (Sehr klug und weise!)

Wie „negativ und trostlos", „wie blind und unsicher", wie dunkel und philosophisch sieht's doch noch in der Allopathie aus! Wann einmal wird sie echt wissenschaftlich und als ein „durchgebildetes und abgerundetes System", wie die Homöopathie, dastehen? Sicherlich so lange nicht, als noch die Allopathen die Homöopathie hassen. Und warum so lange nicht? Weil die Homöopathie das ist, was Martius mit Recht (à la Schöman, Schroff, Hahnemann) von der Therapie als Wissenschaft verlangt. Er sagt nämlich S. 10: „Die Therapie

als Wissenschaft hat, wie jede andere auch, die Feststellung gewisser Ursachen und Wirkungen zum Ziele. Sie beschäftigt sich mit der Frage, welche Einwirkungen die innere Darreichung einer grossen Reihe mehr oder minder komplizirter chemischer Agentien oder die äussere Anwendung gewisser Mittel, wie kalte Bäder, Massage u. dgl. einmal auf den gesunden, dann speziell auf den kranken Organismus ausüben. Es handelt sich darum, festzustellen, wie dieselben die normalen Funktionen der Organe verändern und den Verlauf krankhafter Veränderungen in denselben beeinflussen." Anstatt nun Hahnemann das Betreten dieses wissenschaftlichen Weges anzuerkennen, stolpert Martius in Folge seiner Unkenntniss in Betreff der Homöopathie (wie Jürgensen, Köppe) über das Nasenjucken etc. des Lycopodium, ist jedoch so offen, Folgendes zu äussern: „Seien wir ehrlich und fragen wir uns selbst: Woher nehmen wir in vielen Fällen die Ueberzeugung, dass die Genesung mit unserer angewandten Behandlungsweise in einem besser konstatirten ursächlichen Zusammenhange steht, wie jenes Nasenjucken Hahnemann's mit seinem Lycopodium?" —

Verlassen wir den Dr. Fr. Martius, um bei dem Privatdozenten in der Pharmakologie Dr. L. Lewin eine Visite zu machen. Es ist derselbe, der in seinem Buche: „Die Nebenwirkungen der Arzneien," ohne es zu wissen und zu wollen, die Grossdosisterei der Allopathen an den Pranger stellt und der jüngst in Nr. 36 der „Deutschen Medizinal-Zeitung" vom 7. September a. c. die „Lehre Hahnemann's" in einem jämmerlichen, parteiischen Gewäsche — Kritik kann man es nicht nennen — über das Buchmann'sche Werkchen: „Nachweis der Löslichkeit von Metallen etc." — risum teneatis amici — für „unsinnig" erklärt, — ohne Zweifel wegen „seines beschränkten Standpunktes", den er mit dem Redakteur der genannten Zeitung, Dr. Julius Grosser, wie letzterer in Nr. 29 vom 20. Juli 1882 in Bezug auf die Homöopathie von sich eingesteht, inne hat. L. Lewin lässt sich in der Sitzung der Berliner medizinischen Gesellschaft vom 15. März 1882 (nach Nr. 12 der „Deutsch. Mediz. Ztg.") folgendermassen über die Jodoformfrage aus:

„Die Angriffe und Anklagen, die gegen das Jodoform hier von Küster und auch vielfach von anderer Seite in neuerer Zeit erhoben wurden", — (Was der Eine preist, das verwirft der Andere.) — „geben mir Veranlassung, einige Punkte von mehr prinzipieller Bedeutung zu berühren, in der Hoffnung, dass dadurch die Sachlage einigermassen

geklärt wird. Nachdem sich die Therapie fast über zwei Jahrzehnte hindurch auf dem Boden des mehr oder minder vollkommenen Nihilismus befunden, nachdem zahlreiche, in ihren heilkräftigen Wirkungen erprobte Mittel besonders von der jüngeren Generation nicht mehr in Anwendung gezogen worden sind, wurden in den letzten Jahren eine Reihe von charakteristisch wirkenden Arzneimitteln experimentell geprüft und therapeutisch für gut befunden. Aber auch deren aktives Dasein scheint nicht von langer Dauer zu sein, denn in Folge verschiedener Angriffe fangen sie bereits an, in Vergessenheit zurückzusinken." (Lewin sagt gegenüber Buchmann, „B. habe durch den Ausdruck „Dreifuss" — Er sagt nämlich in der Einleitung: „Simile, simplex und minimum bilden den Dreifuss, auf dem die Homöopathie thront." — „den labilen Zustand der homöopathischen Dogmen bezeichnen wollen." In welcher Medizin also, Herr Privatdozent, ist nach Ihren eigenen Worten ein labiler, schwindsüchtiger Zustand zu finden? Nicht in der Homöopathie. Ein Versuch Ihrerseits, davon das Gegentheil zu beweisen, wäre uns — wir repitiren Ihre Ausdrücke gegenüber Buchmann — „ausserordentlich amüsant.") „Dies ruft", fährt Lewin fort, „den therapeutischen Nihilismus wieder wach. Ich verfolge nun seit einer Reihe von Jahren den Wandel der Arzneimittel" (Wie labil!) „und habe gefunden, dass nach kurzen Anklagen gegen **die besten Mittel** die Inaktivirung derselben von einem Untersucher immer folgendermassen ausgesprochen wurde: „So ist denn über dieses Mittel der Stab gebrochen." (Wie fest und sicher steht doch die allopathische Wissenschaft!) „In dieser Weise hat Herr Küster selbst vor einiger Zeit über das Thymol den Stab gebrochen und das Gleiche ist mit dem Resorcin und anderen Körpern von anderen Autoren geschehen!" (Wie armselig ist doch die Allopathie! Begreift man es, warum ein Homöopath bei Betrachtung des labilen Zustandes der gegnerischen Lehre aus Freude über die Stabilität seiner eigenen Lehre in das Feuer der Begeisterung geräth?)

„Woher rührt," fragt Lewin, „eine derartige abortive Behandlung der Arzneimittel? Der Grund ist meiner Ansicht nach zu suchen:

1) in der nicht sachgemässen Anwendung (Sehr richtig!) und
2) in dem Mangel an einer Individualisirung" (Dito richtig!)

„Wenn man," fährt Lewin fort, „grosse Wundhöhlen mit Jodoform auspackt, so halte ich das nicht für sachgemäss, denn einmal fehlt hier die erste Bedingung einer jeden Arzneimittelanwendung, die ratio-

nelle Dosirung," (Jawohl, rationelle Dosirung!) „nnd zweitens ignorirt man hiermit die Ergebnisse der experimentellen Forschung, aus denen u. A. hervorgeht, dass das Jodoform in grossen Dosen wahrscheinlich cellulare Veränderungen im Gehirn und sicher solche im Magen und der Leber zu Wege bringt. Diese Veränderungen können nm so leichter eintreten, als der Gehalt des Jodoforms an Jod ein sehr grosser ist. Man führt mit 20 Gramm Jodoform 16,6 Gramm Jod, mit 20 Gramm Jodkalinm nur 4,6 Gramm Jod ein. Es kann also nicht Wunder nehmen, dass die Organismen darauf pervers reagiren. Manche Individuen ertragen ja derartige toxische Eingriffe ein- und das andre Mal und scheinen durch dieses temporäre Wohlverhalten die **unzweckmässige** Medikation zn sanktioniren — (merkwürdig!) — während Andere diesem Einflusse bald in irgend einer Weise nnterliegen." — (Ein toxicologisches Experiment, eine Vergiftung mit irgend einer Arznei ist der Allopathie gleichgiltig, dient sie ihr ja doch zn einer sachgemässeren Anwendung des betreffenden Arzneimittels!) — „Darf man denn derartige Vergiftnngen" — (Voilà der allopathische „Freibrief im Bereiche der scharfen Gifte," Herr Rigler in Berlin!) — „als Grund für die Nichtanwendbarkeit des Mittels betrachten? Gewiss nicht! Sie haben nicht mehr Interesse, als jede andre Medizinalvergiftnng. Denn dass das Jodoform in grossen Dosen toxisch wirkt, wissen wir schon seit dem Jahre 1837 aus den Untersuchungen von Cogswell. Was wir aber nicht wissen, und was ich leider in allen klinischen Berichten über dieses Mittel vermisse, das ist eine Angabe darüber, nicht mit wieviel in einem konkreten Falle ein antiseptischer oder anästhetischer Effekt erzielt wurde, sondern welches hierfür" (d. i. um zu intoxiciren, nicht nm zu heilen) „die gerade genügende Dosis ist." — (Begreift man es, warum das Vergiften bei den Allopathen nichts Seltenes, warum die Allopathie eine gefährliche Methode ist nnd warum so viele Patienten seit dem Momente der allopathisch-arzneilichen Behandlung den Krebsgang gehen?) — „Sache der Therapie ist es, am Krankenbette" — (wir bedauern diese Versnchs-Personen) — „die durch die experimentelle Forschung gefundenen Thatsachen so zu erweitern, dass vor Allem eine zweckentsprechende Dosirung geschaffen wird, — eine Dosirung, die nicht nur den gerade vorliegenden Krankheitsprozess, sondern auch die Individualität der Kranken berücksichtigt." — (Die Homöopathie thut dasselbe, nur mit dem Unterschiede, dass sie dem Zwecke der Arzneien entsprechend die Dosen zum Heilen und nicht zum Krankmachen anpasst.) — „Und hiermit

komme ich auf den zweiten Grund des schnellen Wechsels der Anschauungen über die Wirkung der Arzneimittel, nämlich **dem Schematismus, der in keinem Zweige der Medizin in so schädigender Weise herrscht wie in der Therapie.** Wir würden einen viel stabileren Arzneischatz haben, wenn der Einfluss der Individualität bei Verabfolgung der Arzneimittel mehr berücksichtigt würde.“ — (Etwas Wahres liegt für die Allopathie in dem letzten Satze, im Grunde schiesst Lewin sehr daneben. Der Charakter des allopathischen Schematismus wird, solange er nicht die Prinzipien der Homöopathen annektirt, immer und ewig ein **labiler bleiben.**) „Nicht nur die Individuen unter einander, sondern sogar einzelne Theile der Individuen verhalten sich arzneilichen Einflüssen gegenüber verschieden, und diesem Verhalten muss Rechnung getragen werden. Allein das darf nicht dahin führen, diese oder jene Mittel zu perhorresziren, weil es immer Individuen giebt, die auf das eine oder andere selbst in kleinen Dosen nicht normal reagiren.“ — (Ausserordentlich amüsant! Wir glauben nicht, dass Lewin mit diesen Redensarten, die überdies allgemein bekannt sind, seine Anhänger in der Praxis weiser und gescheidter macht. Die Allopathie bedarf dazu einer Radikalkur von Kopf bis zu Füssen.) — „Deswegen halte ich es nicht für richtig, in dem Augenblick, wo ein so mächtiges Mittel, wie das Jodoform zur Anerkennung seiner vorzüglichen Eigenschaften kommt, es auf Grund einer nicht zweckmässigen Anwendung oder deswegen, weil hier und da eine unerwünschte Nebenwirkung“ (Sehr amüsant!) „auftritt, in Misskredit zu bringen. Wir begrüssen jeden Beitrag, der uns der vollen Erkenntniss der Wirkungsweise eines Körpers näher bringt,“ — (Wenn das wahr ist, warum wollen denn die Allopathen von den physiologischen Arzneiprüfungen der Homöopathen nichts wissen?) „aber wir verlangen, dass eine Sichtung zwischen der Wichtigkeit in therapeutischer und toxicologischer Beziehung stattfinde.“ — (Diese Sichtung ist unnöthig und unsinnig, wenn man, wie die Homöopathie, weiss, dass jede toxicologische Wirkung eines Mittels am Gesunden da, wo sie in das Krankhafte einschlägt, in richtig angepasster Dosis, in den sogenannten „kleinen Dosen“ eine therapeutische wird.) — „Es interessirt uns zu wissen, dass das Jodoform Psychosen erzeugt, dass es Durchfälle hervorruft.“ (Welcher Art und Natur?) „dass die mit Jodoformdämpfen geschwängerte Luft bei Katzen Pneumonie bewirkt,“ — (Auch die Allopathen wenden bekanntlich nach S. S. Jod in Pneumonien an.)

— „aber das Alles ist kein Anlass, gegen das Jodoform als Heilmittel eine Antipathie zu haben." — (Durchaus nicht, aber wegen der grossen Dosen mit ihren „unerwünschten Nebenwirkungen" kann zum Wohle der allopathischen Patienten eine Antipathie gegen dieses Mittel nichts schaden.) — „Die Wirkungsbreite desselben wird in kurzer Zeit festgesetzt sein, und Uebergriffe durch allzu enthusiastische Anwendung werden vermieden werden." — (Ob es wahr ist?) — „Die Mittheilungen über die Nachtheile der Jodoformanwendung sind daher als wissenswerthes und schätzbares Material zu betrachten, das uns die Verpflichtung auferlegt, eine andere Dosirung als die bisher gebräuchliche einzuführen, uns aber nicht abhalten darf, diese neueste Errungenschaft auf dem Gebiete der Arzneimittellehre in ausgiebigster Weise zu verwerthen." So L. Lewin in seiner amüsanten Rede, die uns ein echtes Bild der Allopathie abspiegelt und deren Unsicherheit und Labilität beweist.

Hören wir nunmehr, was der Redakteur der „Deutschen Medizinal-Zeitung", Dr. Grosser, welcher der Homöopathie gegenüber auf einem „beschränkten Standpunkte" steht, in der Kritik über Hertel's Buch: „Beiträge zur praktischen Heilkunde" in Nr. 39 (am 28. September 1882) äussert: „Ueberall finden wir den Schüler Traube's wieder, der des Lehrers nüchterne, immer auf den Kern der Sache gerichtete, scharfe und exakte Methode sich aneignet und spekulative Seitensprünge vermeidet." (So soll Jeder sein.) „Die Traube'sche Untersuchungs-, Beobachtungs- und Anschauungsweise führt ihn natürlich auch öfter zu einer gewissen Nüchternheit und zur Abwehr gegenüber einseitigen und dogmatischen Ansichten in der Diagnose und Therapie, zur Abwehr namentlich gewisser herrschender Modetheorien und Methoden, welche leider nur allzugläubige Nachbeter in ärztlichen Kreisen finden, wenn sie von prätentiöser Stelle aus als allein massgebend und allein seligmachend angepriesen und als Dogmen konstituirt werden." (Schöne Komplimente für Allopathen!) „Namentlich solchen typischen Behandlungsmethoden tritt Verfasser zuweilen mit berechtigter Schärfe entgegen," — (Bei allen denkenden Allopathen ist doch dieselbe Klage über ihren Schematismus in der Behandlung der Krankheiten zu finden, und doch liegt derselbe in dem ganzen Wesen der Allopathie, die nicht anders handeln lässt. Diese Klagen sind ein Beweis, dass die Allopathen selbst die Unwissenschaftlichkeit und Unzulänglich-

keit ihrer Richtung fühlen.) — „und es ist heut zu Tage schon als **Verdienst** anzurechnen, wenn Jemand, der nicht Professor an einer Klinik ist und den Titel Geheimer Medizinal-Rath führt, sich die Freiheit nimmt, seine Stimme gegen Dinge zu erheben, die im Experimentirsaal der Klinik wohl gestattet sind, zur Prüfung wissenschaftlicher Vorlagen auch ihre Berechtigung haben, in der Praxis aber sich ganz anders ausnehmen, als dort." — (Darf es einem Homöopathen nicht zum Verdienste angerechnet werden, wenn auch er seine Stimme gegen Professoren erhebt und gegen ihre einseitigen dogmatischen Ansichten protestirt?) — „**Den Uebertreibungen in Anwendung grosser Dosen stark wirkender Medikamente,** in der Verordnung kalter Bäder nach dem soviel missbrauchten Thermometer, in den täglich wechselnden Verbandsmethoden, in der täglich sich steigernden Operationswuth und den von hohen Stellen ausgehenden Verketzerungen der armen praktizirenden Schlucker, **die unverschämt genug sind, sich eine eigene Ansicht zuzutrauen,** muss nothgedrungen einmal eine Reaktion folgen" (aber eine energische, welche die Allopathie von ihrer ganzen Unsinnigkeit reinwäscht), „ohne dass dem Rückschritt auch nur der kleine Finger gereicht zu werden braucht," — (Ist auch nicht nöthig.) — „und der praktische Arzt wird nothgedrungen sich endlich von dem blinden Autoritätsglauben emanzipiren müssen, der ihm sein Feld einengt und sein Handeln schliesslich nur noch nach dekretirten Gesetzen und Verordnungen regelt."

Auch Grosser also bestätigt uns das allopathische Elend.

In diesem Jahre tagte in Wiesbaden vom 20. bis 22. April der „Kongress für innere Medizin". Es kam daselbst auch die stabile (!) antipyretische Behandlungsmethode der Allopathen zur Sprache, über deren Verhandlung in Nr. 19 der „Deutschen Medizinal-Zeitung" also berichtet wird: „Liebermeister hob die Nothwendigkeit der Wärmeentziehung in fieberhaften Krankheiten hervor; dieselbe wird durch abkühlende Bäder und antipyretische Medikamente — Chinin und Salicylsäure — bewirkt; Riess als Korreferent betont die Wirkungen des Natron salicylicum und die langsame Abkühlung Fiebernder durch permanente Bäder von 25° R., Curschmann hat den Eindruck, dass noch heute in vielen Kreisen bei Typhus etwas mehr als nöthig von kalten Bädern und Antipyreticis Gebrauch gemacht wird und hält es für zweifellos, dass auch ohne eingreifende Behandlung mittelschwere und unkomplizirte Typhen unter möglichst günstigen hygieini-

schen Bedingungen zu günstigem Ausgange gelangen. C. hat günstige Erfolge von milder abwartender Behandlung, allenfalls von seltenen, allmählig abgekühlten (Ziemssen'schen) Bädern in Verbindung mit kurz nach denselben gereichten grossen Chinindosen von 1—1,5 Gramm gesehen (er nimmt überhaupt das Chinin gegen die Salicylsäure in Schutz); Binz bestreitet" — (in sehr vielen Fällen mit Unrecht) — „die Ansicht von Riess, dass die Fieberbehandlung nur eine symptomatische, keine causale sein könne, vielmehr sei das Umgekehrte anzunehmen und die Bekämpfung der eingewanderten oder eingeführten Schädlichkeiten" — (also nicht zur Bekämpfung und Stärkung der loca aegrota) — **„durch abschwächende oder abtötende** Agentien anzustreben" — (echt allopathisch) —, „für deren Möglichkeit ja die Wirkungen der spezifisch wirkenden Mittel — Salicylsäure bei acutem Rheumatismus, Quecksilber und Jod gegen Syphilis, Chinin und Arsenik bei Malaria — sprächen." — (In diesen angeführten Beispielen hat Binz Recht mit der causalen Wirkung der genannten Mittel, Unrecht jedoch mit der Erklärung über die Wirkung derselben, weil diese letztere nicht auf chemischem Wege, sondern nach dem Geiste des hierbei mitspielenden Aehnlichkeitsgesetzes zu finden ist. Wirken die sogenannten „antipyretischen Mittel" in anderen Fällen nicht, auf die anatomisch-pathologische Grundlage, dann kann ihre Wirkung, wie meistens bei der Allopathie der Fall, doch nur eine toxische und einseitig-symptomatische sein. Deshalb hat sowohl Riess, wie Binz Recht und Unrecht.) — „Gerhardt spricht für Kaltwasserbehandlung mit Chinin und Aufrechthalten der Ernährung und Wein; **Rühle geisselt den Schlendrian der praktischen Aerzte** (und der Kliniker? Ref.), **sich nur auf das Thermometer und Chinin zu verlassen,** erwähnt die Abortivmethode mit Calomel (das nach Binz im Darm als desinfizirendes Sublimat [sic!] wirkt); Mayer aus Aachen spricht sich vom Standpunkte des „einfachen" praktischen Arztes für die regelrechte, konsequente Thermometrie, dreistündliche Bäder bei Mastdarmtemperatur von 39,5 und Chinin aus, indem er seine Erfahrungen bei Kindern in's Gefecht führt."

Das die kathederfähige, allopathische Fieberbehandlung, welche irrationeller und schablonenmässiger kaum gedacht werden kann. Es wäre deshalb für Professor Rühle weit besser angebracht gewesen, wenn er, anstatt die praktischen Aerzte der Allopathie wegen ihres Schlendrians in der Fieberbehandlung zu geisseln, sich und

alle anderen Professoren, welche in dieser Frage mitsprachen, gegeisselt hätte, weil sie Alle nur eine schlendrianmässige Behandlung des Fiebers kennen. Wie dürftig steht doch die Allopathie auch in ihrer Fieberbehandlung gegenüber dem causalen Verfahren nach S. S. da! In der Allopathie überall: quot capita, tot sensus, Schlendrian und Schablone, wechselnd wie die Mode und auch in so kurzer Zeit wie diese. **Noch lange nicht ist** „die innere Heilkunde" der Allopathie, wie Prof. Frerichs meint, „als der segenspendende Strom zu betrachten, von welchem die Spezialfächer wie Bäche sich abzweigen und gespeist werden, die aber im Saude verrinnen und versiegen werden, wenn sie sich abtrennen."

Jam satis superque. Diese angeführten allopathischen Selbstkritiken mögen genügen und uns durch ihre Schatten noch mehr begeistern für das Licht des Hahnemann'schen Systems. Den Gegnern aber mögen sie zur Belehruug dienen und dazu beitragen, ihnen den Weg nach dem S. S. zu zeigen. Wir werden nicht ermangeln, wenn die Allopathen weiter in ihrem krankhaften nnd thörichten Stolze gegenüber der Homöopathie verharren, für sie solche Einblicke in ihr Inneres zu sammeln und zu veröffentlichen. Ist es nicht vielleicht unnöthig, so viel über eine Angelegenheit zu reden, welche die Spatzen von den Dächern als etwas allerwärts Bekanntes und Unleugbares predigen? Wir schliessen, auf diese hier aus dem allopathischen Lager herausgenommenen Specula hinweisend, mit der Mahnung an die Gegner, das: Cognosce te ipsum! doch recht häufig zu üben!

Zur Neuralanalyse.

Von Dr. Herm. Fischer, Berlin.

Es ist nun schon eine längere Zeit vergangen, seit Professer Jäger in Stuttgart seine für die Homöopathie so ausserordentlich wichtigen neuralaualytischen Untersuchungen veröffentlicht hat. Leider hat bisher noch Niemand, soviel mir bekannt, wenigstens nicht in Deutschland, die Versuche nachgemacht, was wohl hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben ist, dass der Preis des vom Professor Jäger angewendeten

Chronoskops so bedeutend hoch ist. In Amerika jedoch hat Dr. Finke einen höchst einfachen neuralanalytischen Apparat konstruirt, der, wenn er sich bewährt, die Untersuchung ausserordentlich erleichtert. Im Juni-Heft des „Hahnemannian Monthly“ 1881 kündete Dr. Finke diesen Apparat an, welcher im Septbr.-Heft des „Homöopathic Physician“ 1881 kritisirt wurde. Hiergegen vertheidigt sich Dr. Finke im April-Heft des „Homöopathic Physician“ 1882 und giebt eine ausführliche Auseinandersetzung seiner Methode. Dieses Heft ging uns durch Vermittelung von Dr. Weber-Duisburg mit dem Ersuchen zu, auf der diesjährigen Versammlung unseres Centralvereins in Stuttgart darüber zu referiren. Da aber das Schriftchen erst unmittelbar vor meiner Abreise in meine Hände gelangte, so war es mir unmöglich, ein Referat in Stuttgart zu liefern. Ich gebe die wörtliche Uebersetzung des Aufsatzes und wünsche, dass die Nachversuche recht zahlreich angestellt werden mögen; vor allen Dingen aber möchte ich Professor Jäger in Stuttgart recht dringend bitten, das vorgeschlagene Instrument einer Prüfung zu unterwerfen und die Ergebnisse seiner Untersuchung in dieser Zeischrift zu veröffentlichen.

Die Uebersetzung aus dem Englischen lautet wie folgt:

Neuralanalyse.

Nach der elektro-magnetischen Methode.

B. Fincke, med. Dr., Brooklyn, N. Y.

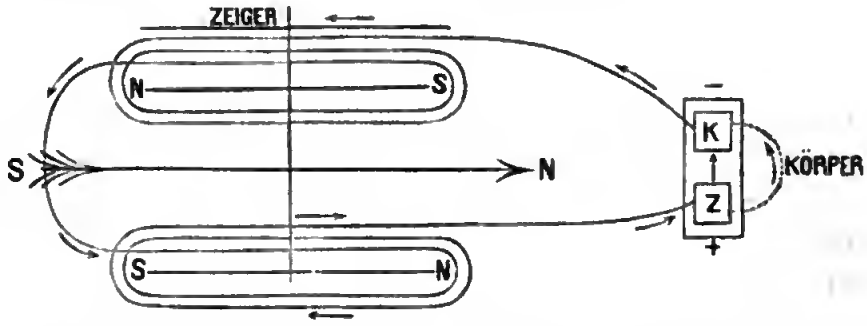
Die Ankündigung dieser neuen Methode in dem „Hahnemannian Monthly“, Juni 1881, ist in „The Homöopathic Physician“, Septbr. 1881, in einer Weise zur Kenntniss gebracht worden, die den Leser zu dem falschen Schlusse verleiten kann, dass das gebrauchte Instrument an manchen Irrthümern leidet, welche „verbessert werden müssten.“ Hier ist Nichts zu verbessern. Wie die Sache liegt, so finden sich die Irrthümer auf des Kritikers Seite, der sich wundert über die offenbare Unmöglichkeit, dass das Instrument im Stande sein soll, anzugeben eine Ablenkung von 245° von dem Ausgangspunkt der Nadel, nämlich 45° N.O. Nun, Jedermann kann sehen, wie die Nadel, nachdem der beschriebene galvanische Strom eingeleitet ist, über 90° abgelenkt wird, und dass die Ocularinspektion, zu welcher der Kritiker und jeder Andere eingeladen wird, die Frage erledigt.

Seitdem wurde die Methode verbessert, insofern als der Beobachter selbst das Mittel abgiebt zur Erzeugung der nöthigen Elektrizität und diese zugleich auch durch seinen Körper leitet. So wird die galvanische

Batterie für diesen Zweck ganz entbehrlich. Auf einem kleinen Brett, 1/4 Zoll dick, 2 Zoll breit, 6 Zoll lang befestigt man zwei viereckige Stückchen Kupfer und Zink von 1/4 Zoll Dicke, ungefähr 4 Zoll von einander entfernt, und verbindet sie mit den Drähten des Galvanometers. Sobald der Beobachter diese zwei kleinen Platten mit seinen Daumen, welche gut mit Wasser angefeuchtet sein müssen, bedeckt, wird die Nadel mehr oder weniger abgelenkt, entsprechend der Mächtigkeit des Nervensystems. Wenn zwei solche Platten auf einander gelegt werden und ein nasser Tuchlappen dazwischen, so geht die Nadel, wenn sie jetzt auf 60° N.O. steht, auf 265° W., zu dem Maximum der Ablenkung, dessen das Instrument fähig ist. Der Vortheil im Vergleich mit der älteren Methode besteht darin, dass die Quelle der Elektrizität konstant sein wird, weil bei jedem Versuch die Bedingungen gleich sind, nämlich dieselbe Oberfläche der verschiedenen Metalle und dieselbe Wassermenge, welche man zur Anfeuchtung der Daumenhaut anwendet, während bei dem früheren Gebrauch eines galvanischen Elements der Strom nothwendigerweise allmählig an Kraft verliert.

Die doppelte Nadel wurde vertauscht mit einer schwereren — No. 6 Millinor Milward — 1 1/2 Zoll lang, welche natürlich auf 60° N.O. steht, auf dem Punkt, welcher erfahrungsgemäss das Maximum der Aktion hergiebt. Ein besonderes rundes Maass wurde auf das Zifferblatt gelegt, um den gewöhnlichen Stand der Nadel von 60° N.O. zu 1° und ihre Ablenkung von hier auf 270° W. anzugeben. Die Verbindung von zwei Rollen statt einer geschieht in der That, wie der Kritiker mit Recht bemerkt, um grössere Empfindlichkeit des elektrischen Stroms hervorzubringen.

Die folgende Zeichnung wird die richtige Anschauung über Bau und Gebrauch des Instruments gewinnen lassen.



Die zwei Rollen sind in der Richtung von links nach rechts gewickelt. Sie werden über einander gelegt: die eine mit 6000 Windungen

oben, die andere mit 5700 unten. Die Drahtenden, welche aus den den Nadeln zunächst liegenden innersten Windungen kommen, werden verbunden; jene von der Oberfläche der Rollen kommenden gehen zu den Polen des galvanischen Elements. In dieser Weise wird das äussere Ende der untern Rolle mit dem positiven oder Zinkpol verbunden, das äussere Ende der oberen Rolle mit dem negativen oder Kupferpol. Sobald der Kreis geschlossen ist, geht der elektrische Strom von dem positiven Pol durch den Körper zu dem negativen Pol; von da in die obere Rolle vor der äussern Seite, bis er die Windungen um die obere Nadel erreicht; und dann geht er in entgegengesetzter Richtung um die untere Nadel durch die Windungen der untern Rolle und kehrt durch deren äusseres Ende zum positiven Pol zurück. Während dies vorgeht, wird die Nadel bis zu einem gewissen Grade abgelenkt und kehrt, wenn man den Kreis öffnet, in Schwingungen zu ihrem gewöhnlichen Stand auf 60° N.O. in zwei bis drei Minuten zurück. Die Ablenkung der Nadel geschieht nach der Ampère'schen Regel, welche in populärer Weise ausgedrückt lautet: „Der Südpol der Nadel wird abgelenkt nach der Seite, von welcher der positive Strom zu circuliren scheint, in der Richtung, wie der Zeiger der Uhr sich bewegt, nämlich von links nach rechts.“ Nun, hier tritt der positive Strom zuerst in die obere Rolle und umkreist die Nadel von links nach rechts und der obere Südpol muss demnach zum Beobachter hin abgelenkt werden, wenn dieser auf der Westseite steht. Im nächsten Moment tritt der Strom in die untere Rolle in entgegengesetzter Richtung und deshalb muss der untere Südpol in entgegengesetzter Richtung abgelenkt werden. Aber da bei dem jetzigen Arrangement die Nadeln in den Rollen nicht beobachtet werden können, so ist ein Zeiger indifferenter Natur an dem astatischen System angebracht über den Rollen, der über einem Zifferblatt sich bewegt, und die Ablenkung der Nadel angiebt. Und so geschieht es, dass, wenn man die zwei Platten mit dem befeuchteten Daumen bedeckt, die Zinkplatte mit dem rechten und die Kupferplatte mit dem linken, der Zeiger, der dem obern Südpol, welcher 60° N.O. zeigt, parallel steht, sich nach W. bewegt; werden die Pole umgedreht, so geht er nach O.

Das Galvanometer steht im Meridian auf einer Unterlage nahe am Fensterrahmen, die Drähte laufen in zwei kupfernen Oesen, die einige Zoll von einander entfernt und an der Fensterbank befestigt sind. Das Brett mit den Pol-Platten ist mit Verbindungsdrähten versehen, die in die Oesen gehakt und immer gebrauchsfertig sind. Der Beobachter

befeuchtet seine Daumen, nimmt das Brett in die Hand und bedeckt die Platten, und so ist der Kreis geschlossen.

Nun kommen wir auf die uns interessirende Frage: Was geht vor, wenn das Verbindungsglied der Pole der menschliche Körper ist, welcher durchlaufen werden muss in einer Länge von 67—70 Zoll, von einem Daumen zum andern, ehe überhaupt irgend welche Elektrizität sich entwickeln kann? Ich hatte bisher noch keine Gelegenheit, am Leichnam Versuche zu machen, aber wenn ich nach der Thatsache urtheile, dass ein erschöpfter, schlafender Mensch nur sehr kleine Ablenkungen giebt, während ein strammer und kräftiger Mensch, ganz besonders bei Muskel- und Geistes-Erregung Ablenkungen giebt, welche sogar das Maximum der Action erreichen, dessen das Instrument fähig ist, so muss man vermuthen, dass der Strom durch einen Leichnam nicht erzeugt wird; diese Betrachtung führte meinen Freund Dr. John C. Robert zu der wichtigen Bemerkung, dass diese Methode ein sicheres Mittel werden könnte, in zweifelhaften Fällen über den wirklich eingetretenen Tod zu entscheiden. Der Umstand ferner, das die Ablenkungen variiren bei verschiedenen Beobachtern und bei demselben zu verschiedenen Zeiten und sehr auffallend unmittelbar nach der Einnahme von Arznei, drängt zu der Annahme, dass der Strom nicht ohne Unterschied den nächsten Weg durch den Körper nimmt, indem er seinen Weg durch die vielen feinen Gewebe oder an der Hautoberfläche entlang sucht, wie die Reibungselektrizität, sondern dass das Medium vom Nervensystem gebildet wird.

Aus Volta's Fundamentalexperiment wissen wir, dass der Galvanismus nicht aus einer chemischen Aktion, sondern aus der Berührung verschiedener Metalle entsteht. In unserem Falle handelt es sich jedoch nicht um eine solche Berührung, weil die Metalle ungefähr 70 Zoll von einander entfernt sind. Wenn man das galvanische Element, das zuerst bei dieser Methode angewandt wurde, betrachtet, so diente das Wasser, in welches die Metallplatten eingetaucht wurden, als Medium, um dann verschiedene Naturen zu zeigen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass wenn wir eine von den Platten allein in das Gefäss mit Wasser legen, unmittelbar eine Thätigkeit Platz greift, welche versucht, die Natur der Platte dem Wasser mitzutheilen. Dies gleicht mehr einer physikalischen als einer chemischen Thätigkeit und wir können sagen, dass diese Thätigkeit die Elektrizität hervorruft, welche erscheint, sobald eine andere Platte verschiedener Natur in dasselbe Gefäss gelegt und ein Bogen gebildet wird, der den Kreis schliesst. Denn jede Platte kann angesehen werden als Ursache und Centrum eines Wellensystems, in

welchem die Strömungen eines jeden zuerst im Kreise herumgehen, bis diese Kreise sich treffen und krenzen und durch diese Kreuzungen (Interferenzen) sich aufheben und so die Verbindung herstellen. Diese Interferenzen also bewirken nnd gleichen ans die Elektrizität von den entgegengesetzen Polen aus. Sobald ein Leitungsdraht an den negativen Pol angelegt nnd zu dem positiven Pol geführt wird, so tritt der elektrische Strom aus der früheren Thätigkeit berans und die Elektrizität wird aus dem Element entfernt nnd in dieser Weise, indem Gelegenheit zn neuer Entwicklung sich bietet, wird diese Entwicklung begünstigt nnd gefördert.

Nnn ist hier, wenn man die Daumen auf die Platten legt, ebenso wenig Grund, die Enstehung der Elektrizität einer chemischen Thätigkeit zuzuschreiben, einer Wasserschicht zn Liebe, die den Kontakt zwischen den Platten und der Haut vermittelt. Das führt sofort zu Volta's Fundamentalexperiment zurück, wo der blos trockene Kontakt von Zink und Kupfer das Elektrometer ablenkt. Hier bringt der feuchte Kontakt der Platten mit der Haut die Elektrizität hervor, welche von den Hautnerven aufgenommen nnd durch Wellenbewegung zn dem Centrum zugeführt wird, welchem die Nerven angehören, ähnlich dem Wellensystem bei dem einfachen Element im Wasser. Diese Aufnahme geschieht auf beiden Seiten, beide Systeme auf den entgegengesetzten Seiten treffen sich nnd bilden im Centrum Interferenzen nnd dort und dann giebt der überwiegende positive Pol die Richtung dem von da allein beginnenden elektrischen Strom. Dieser geht aus dem Körper hinaus durch den linken Daumeu, umkreist und lenkt die Nadel ab in dem Galvanometer und kehrt zum positiven Pol zurück. Der Körper spielt demnach eine doppelte Rolle, erstens erzeugt er die Elektrizität durch seinen Kontakt mit den Metallen uud zweitens leitet er die so entstandene Elektrizität durch das Nervensystem.

Der Unterschied zwischen der Erzeugnng der Elektrizität durch ein für diesen Zweck besonderes Element und der Einschiebung des Körpers an den negativen Pol in der früheren Methode, und zwischen der Erzeugung durch direkten Kontakt des Körpers mit den Poleu in der gegenwärtigen Methode erlangt nun seine eigene Bedeutung. Denn die letztere Methode wird nicht blos die Grösse der Leistungsfähigkeit des Nervensystems zeigen, sondern auch darthun, wieviel Elektrizität das Nervensystem entwickeln kann, und wird demnach eiu mächtiges Mittel für physiologische Untersuchungen in einem neuen Licbte zeigen.

Aber lassen wir die Betrachtung über die Fähigkeit des mensch-

lichen Körpers, Elektrizität zu entwickeln und zu leiten, bei Seite, so können doch wichtige Lehren gezogen werden aus der Kombination dieser elektro-magnetischen Methode der Neuralanalyse — Jäger's unsterblicher Entdeckung — mit dem Chronoskop, welches die Zeit misst, in der die Ablenkungen geschehen, und es wird interessant sein zu sehen, wie die Schnelligkeit dieser elektrischen Thätigkeit in dem Nervensystem sich verhält zu den geistvollen Berechnungen der Schnelligkeit in der Nervenkraft Anderer.

Um zu zeigen, welch feiner Reaktion das Nervensystem des Menschen, und besonders des Weibes, fähig ist, geben wir folgende an Frau Dr. H. gemachte Beobachtung: Sie gab 127°, ein zweites Mal 122°, dann nahm sie eine Gabe Calcarea carbonica CM (Fincke); drei Minuten später war die Ablenkung 27°, also 100° weniger als das erste Mal; dann nach etwa ¼ Stunde 95° und eine Stunde nach der ersten Beobachtung 170°.

Vor zwanzig Jahren hatte ich, wie Dr. Adolph Lippe sich erinnern wird, ein kleines Galvanometer von 100 Ellen (Yards) Draht, den er und nachher Dr. Hering versuchte. Es war mit Kupfer- und Zink-Griffen versehen, die man mit beiden Händen fasste. Der Erfolg war augenscheinlich, aber nicht befriedigend, weil die Anwendung beim menschlichen Körper unzuverlässig war. Als nachher Jäger mit seiner wundervollen Entdeckung auftrat, welche in der Geschichte der Medizin Epoche macht, nahm ich meine Arbeiten in der galvanischen Richtung wieder auf und fand nun glücklicherweise eine bessere Anwendung durch Bedecken kleiner Platten mit nassen Fingern. Dies scheint der einfachste und leichteste Weg zum Experimentiren zu sein und schneidet viele Irrthumsquellen ab, welche den älteren Methoden anhaften.

In Bezug auf die neuralanalytische Methode vermittelsl des Chronoskops mag mir gestattet sein hinzuzufügen, dass Professor Dr. G. Jäger in Stuttgart schon nachgewiesen hat die Wirkung der 4000sten flüssigen Centesimalpotenz meiner Zubereitung von Natrum muriaticum, „welche eine Erregbarkeitssteigerung von 55,4 Procent ergab mit sehr heftigem, subjektiv wahrnehmbaren Erregungsgefühl, das anfallsweise noch während 1½ Minuten nach Beendigung der Inhalation wiederkehrte.“ S. Allgem. Homöopath. Zeitung, Leipzig Bd. 103, S. 134. Ich habe nicht den leisesten Zweifel, dass also durch diese Methode bei empfindlicheren Personen die Wirksamkeit der höchsten Potenzen wird nachgewiesen werden.

Ueber Reaktionsmüdigkeit und Epidemiologie.

Von E. Schlegel, Arzt in Tübingen.

Unter den epochemachenden Crookes'schen Experimenten über strahlende Materie ist eines der interessantesten jener Versuch, bei welchem die phosphorescirende Fläche einer Glaswand durch den dunklen Schatten einer vor derselben aufgestellten Kreuzfigur ausgezeichnet wird. Entfernt man, nachdem die Phosphorescenz der Umgebung dieses Schattens eine Weile gedauert hat, die schattenwerfende Figur, so tritt die überraschende Erscheinung ein, dass die vorher beschattete Stelle jetzt in schönstem Glanze zu leuchten beginnt und als scharf gezeichnete Lichtfigur von der weniger lebhaft phosphorescirenden Glaswand absticht. Die schon länger bestrahlte Umgebung des Kreuzes wurde nämlich allmälich weniger leuchtend, obgleich die Einwirkung der strahlenden Materie auf sie in gleicher Weise fortdauerte. Crookes bezeichnet diese Erscheinung als Müdigkeit der Glaswand und es fiel mir bei dieser Gelegenheit zum ersten Male die Anwendung des Begriffs Müdigkeit auf ein Phänomen der anorganischen Natur in die Augen. Auch bei längerem Nachdenken wurde mir kein zweites Beispiel bekannt, wo durch Anfeinanderwirken elementarer Naturkräfte in ähnlicher Weise eine Müdigkeitserscheinung an den Tag träte.

Der Begriff der Müdigkeit ist ganz der organischen Natur entnommen und er kommt augenscheinlich aus dem bekannten Gemeingefühl, dass sich am ausgeprägtesten nach starken Muskelleistungen einstellt, aber auch nach Anstrengung der Sinnesorgane oder des Denkwerkzeuges in besonderer Empfindungsform auftritt. Mit dem Gefühle der Müdigkeit ist ein Zustand von Kraftерschöpfung der Organe verbunden und obgleich das Bewusstsein und der Wille ihre Reize auf die ermüdete Muskulatur ausüben, so folgt dieselbe nur schwierig, unvollkommen, abgeschwächt. Wenn man diesen Zustand, wobei buchstäblich der Geist willig, das Fleisch aber schwach ist, verallgemeinert zu fassen sucht, so kann man die Müdigkeit als Abschwächung der Wirkung bei fortdauernder, oder gar sich steigernder Ursache bezeichnen und da in

der anorganischen Natur im Allgemeinen eine direkte Kräftebilanz herrscht, d. h. Ursache und Wirkung sichtbar proportional verknüpft sind, so werden wir schon durch die Definition ins organische Gebiet gewiesen, wo Ursachen vielfach auf dem Wege der Auslösung, durch indirekte Kräftebilanz mit ihren Wirkungen verbunden sind, wo in Folge dessen keine sichtbare Proportionalität zwischen Ursache und Wirkung herrscht und wo die letzteren Begriffe als Reiz und Reaktion bei aller kausalen Abhängigkeit von einander doch einen weiten Spielraum quantitativer Unabhängigkeit aufweisen.

Der seltsam isolirte Crookes'sche Müdigkeitsversuch kann deshalb auch nicht als echte Reaktionsmüdigkeit aufgefasst werden; man muss ihn als Ergebniss direkter Kräftewirkungen zu erklären suchen und die Bezeichnung der Erscheinung als Müdigkeit ist nur als zufälliger Ausdruck einer auffallenden Aehnlichkeit mit jenem organischen Zustande aufzufassen.

Ich habe mir die Erklärung der fraglichen Erscheinung dadurch zu geben versucht, dass ich annahm die phosphorescirende Glaswand werde durch das „molekulare Bombardement" der strahlenden Materie zunächst in jene regelmässigen Schwingungen versetzt, welche den Leuchtzustand hervorbringen, dann aber seien mit dem tieferen Eindringen der aufprallenden Molekule in die Glaswand, mit der Erregung von Schwingungen in deren tieferen Schichten Interferenzvorgänge und vielleicht noch anderweitige Störungen der Oscillationsregelmässigkeit verbunden, wodurch die Abschwächung der Leuchtkraft nothwendig hervorgerufen würde. Wie man sich aber auch die merkwürdige Thatsache erklären mag, es steht fest, dass der eigentliche Begriff der Müdigkeit nur auf dem organischen Gebiete Anwendung finden kann und damit Reaktionsmüdigkeit bedeutet.

Diejenige Reaktionsmüdigkeit, welche — gewissermassen als Grenzwall der physiologischen Thätgkeiten — nur zwischen eigenen Reizen und Reaktionen des Organismus zur Geltung kommt, soll uns hier nicht beschäftigen. Es sind dies die gewöhnlichen Müdigkeitszustände. Eine andere Gruppe von Vorgängen, die man im engeren Sinn als Erscheinungen von Reaktionsmüdigkeit bezeichnen kann, bezieht sich auf das pathologische und therapeutische Gebiet und diese möchte ich einer kurzen Besprechung unterwerfen. In allen diesen Fällen haben wir es mit wiederholter Einwirkung einer äusseren Ursache zu thun und wo diese nicht augenscheinlich am Tage liegt, müssen wir sie doch voraussetzen. Die Erscheinung der pathologischen und therapeutischen

Reaktionsmüdigkeit besteht nur darin, dass der Organismus auf wiederholte Einwirkung eines krankmachenden oder eines arzneilichen Reizes schwächer oder gar nicht mehr reagirt, welchen Umstand man auch durch den Ausdruck „Gewöhnung" bezeichnet, obwohl sich dieser seiner eigentlichen Bedeutung nach nur auf die physiologischen Müdigkeitsverhältnisse bezieht und hier nicht sowohl ein Fortschreiten der Müdigkeit, als vielmehr eine Ueberwindung dieses Zustandes durch gesteigerte Ernährungs- und Funktions-Thätigkeit der Organe besagen will.

Wir werden also den letzteren Ausdruck besser verlassen und den weniger vieldeutigen der Reaktionsmüdigkeit an seine Stelle setzen.

Es ist gewiss ganz richtig, wenn man sagt: der Körper hat sich an fortdauernd grössere Muskelleistung gewöhnt; auch genügt es für den gewöhnlichen Sprachgebrauch vollkommen, zu sagen, dass sich ein Organismus an Tabak, an Morphium gewöhnt habe; für genauere Ausdrucksweise in wissenschaftlichem Sinne wird es jedoch besser sein, zu sagen, der Organismus sei diesem oder jenem Agens gegenüber reaktionsmüde geworden. Mit den pathogenen Reizen verhält es sich ebenso: die Immunität gegen einmal überstandene Infektions-Krankheiten lässt sich nicht wohl als Gewöhnung an den Krankheitserreger bezeichnen, dagegen kann sie passend unter den Begriff der Reaktionsmüdigkeit gebracht werden.

Wenn wir uns nach einer Erklärung für die merkwürdige Erscheinung der Reaktionsmüdigkeit umsehen, so muss als deren Grundlage das schon erwähnte Verhältniss indirekter Kräftebilanz im Organismus festgehalten werden. Wenn die Geltung des Satzes Actio est par reactioni sich im Organismus ebenso allgemein manifestirte, wie in der anorganischen Natur, so könnte von Reaktionsmüdigkeit keine Rede sein. Die verwickelten Systeme der Kraftentbindung durch Auslösung sind es hauptsächlich, welche sie ermöglichen und durch deren Medium die quantitative Aequivalenz von Reiz und Reaktion verloren geht.

Ein noch einfacherer und fundamentalerer Erklärungsgrund liegt in der Thatsache der zeitlichen Veränderlichkeit des Organismus. Ein von einem pathogenen Reize wirksam getroffener Körper ist nach Ablauf der erregten pathologischen Prozesse nicht mehr derselbe Organismus; er ist speziell durch eine von dem pathogenen Reiz verursachte Reihe von Veränderungen hindurchgeführt worden und nichts bürgt uns dafür, dass er den früheren Stand vollkommen wieder erreichte. Mit Sicherheit kann sogar auf eine spezielle Veränderung seiner Beziehungen zum Krankheitserreger geschlossen werden.

Aehnlich verhält es sich mit der Heilmittelwirkung. Denken wir uns einen Arzneistoff, der vermöge seiner natürlichen Beziehungen zum Organismus tief in dessen krankhaft veränderte Ernährungs- und Funktionszustände eingreift und heilend auf sie wirkt, so ist es einleuchtend, dass spätere Anwendungen desselben Heilmittels einen mehr oder weniger veränderten Zustand des Organismus vorfinden und damit andere Anknüpfungspunkte naturgesetzlicher Wirksamkeit. Es wird sich also sehr fragen, ob diese spätere Applikation ähnliche Heilerfolge wie die erste aufzuweisen haben wird.

Dies ist der Punkt, welcher für uns homöopathische Aerzte Betrachtungen über Heilmittelwirkung und Wiederholung der Arzneigabe anzuknüpfen gestattet, wobei jedoch eine weitere Erscheinung, die zur Reaktionsmüdigkeit in naher Beziehung steht, zuvor berücksichtigt werden muss. Es ist dies die temporäre Empfänglichkeit oder Nichtempfänglichkeit der Organismen für Arzneien im Sinne Rademacher's. Rademacher lehrt uns nicht nur, dass zu gewissen Zeiten bestimmte Heilmittel einen ungewohnten über viele Individuen und weite Räume verbreiteten Einfluss auf die verschiedensten Krankheitsformen äussern, sondern auch, dass sich in gewissen Zeiten die Empfindlichkeit des Organismus gegen bestimmte Arzneistoffe derart verändert, dass schon kleine Quantitäten feindlich eingreifen, während für gewöhnlich „im Indifferenzzustande" grosse Gaben ohne Nachtheil ertragen werden. Auch erstreckt sich der Einfluss des „genius epidemicus" auf Eingeweidewürmer, welche zu Zeiten theils spontan abgehen, theils von kleinen Quantitäten sonst nicht wurmtreibender Mittel entfernt werden. Diese merkwürdigen und vielbestätigten Thatsachen weisen darauf hin, dass unser Organismus von im Einzelnen unbekannten äussern Ursachen mächtig beeinflusst wird. Insofern diese Ursachen das zeitlich wechselnde Verhalten gegen Arzneireize bedingen, fassen wir sie unter der Bezeichnung „genius epidemicus" zusammen und wenn es auch dabei bleibt, dass sie im Einzelnen unbekannt sind, so können wir doch den genius epidemicus alles wunderbaren Schimmers entkleiden, wenn wir ihn definiren als das zeitlich gemeinsam wechselnde Verhalten der Organismen gegen Arzneireize, bestimmt durch die Resultante aller natürlichen Einflüsse.

Ich lege Werth darauf zu sagen: durch die Resultante, denn wenn wir auch die einzelnen Komponenten dieser Einflüsse kennen würden, so wüssten wir doch nicht, wie sie sich durchkreuzen, abschwächen, verstärken, um das Resultat jenes charakteristischen Verhaltens zu

Digitized by Google

Stande zu bringen. — Dadurch ferner, dass ich das Verhalten als „zeitlich gemeinsam wechselndes" bezeichne, sage ich aus, dass der Wechsel des genius epidemicus viele Individuen zugleich betrifft und diese Thatsache macht es möglich, von der epidemischen Veränderung der Reaktionsform die individuelle Reaktionsmüdigkeit abzugrenzen.

Wenn wir nämlich nach anfänglicher günstiger Heilwirkung eines Arzneimittels von einer gewissen Zeit an dessen Unwirksamkeit beobachten, so kann dies in verschiedenen Ursachen seinen Grund haben.

Es wäre erstens möglich, dass das Heilmittel ein epidemisches im eigentlichen Sinne gewesen sein könnte, also (vielleicht ohne unser Wissen) zur Zeit der beobachteten Heilwirkung eine Vielzahl verschiedener Krankheitsformen beherrschte, oder es möchte zwar nur im individuellen Falle hilfreich gewesen sein, aber doch sich in einer gewissen Abhängigkeit vom genius epidemicus befunden haben, sodass mit dessen Wechsel seine Angriffspunkte im Organismus sich verändert haben würden. Beide Fälle wären für die praktische Bedeutung gleichartig, denn in beiden hört mit dem Wechsel des genius epidemicus die Heilwirkung auf.

Zweitens könnte es sich um eine allgemeine Reaktionsmüdigkeit oder -Unfähigkeit handeln. Diese Fälle kommen bei sehr schweren akuten oder chronischen Erkrankungen, bei hohem Alter oder eben dann vor, wenn das ganze Getriebe des Organismus durch schwächende und lähmende übermächtige Einflüsse derart verändert ist, dass die Reaktionsfähigkeit gegen Arzneireize sehr vermindert oder aufgehoben erscheint.

Endlich kann individuelle Reaktionsmüdigkeit bestehen, wenn das vorher heilkräftige Arzneimittel sich selbst als solches unmöglich gemacht hat, indem es die im Organismus liegenden krankhaften Anknüpfungspunkte für seine Wirksamkeit eben durch seine Heilwirkung beseitigt hat. Man sollte glauben, dass in diesem Falle Niemand auf den Gedanken käme es nochmals anzuwenden, allein wenn ein Heilmittel sich bei einem Krankheitszustande, trefflich bewährt hat, so kommt man, auch wenn sich letzterer verändert, doch gar zu leicht in Versuchung es abermals zu geben, obgleich schon Hahnemann dringend mahnt, die Veränderungen des Symptombildes nach einer beobachteten Heilwirkung genau zu konstatiren und darnach eine andere Arznei zu reichen. Selten ereignet es sich ja, dass ein homöopathisch gewähltes Mittel mit einem Male die ganze Krankheit entwurzelt. Meist bedarf

es einer Reihe von Arzneien, welche bald da bald dort mit Erfolg angreifen und endlich den Zustand der Gesundheit herstellen.

Individuelle Reaktionsmüdigkeit kann aber auch dann eintreten, wenn die Symptome eines Krankheitszustandes sich im Laufe längerer Zeit gleich oder sehr ähnlich bleiben, wenn wir dabei zwar Anfangs von einer gegebenen Arznei gradative Besserung wahrnehmen, diese jedoch ins Stocken geräth trotz fortgesetzter Gaben. Auch dieses Vorkommen ist Erfahrungsthatsache nnd wenn wir beobachten, dass dasselbe Heilmittel, welches in diesem Falle eine fortgesetzte Wirkung versagt, gleichzeitig bei anderen Menschen günstige Heilwirkungen hervorbringt, so lässt sich die Thatsache nicht auf Rechnung epidemischer Veränderungen schreiben, sondern steht unabhängig von diesen als individuelle Reaktionsmüdigkeit da. Auch für solche Fälle sind in der homöopathischen Praxis längst die „passenden Zwischenmittel" vorgesehen. Das in chronischen Verdauungsstörungen öfter zweckmässige Abwechseln von Sulfur und Nux vomica gehört hierher nnd auch in akuten Zuständen wird das vielbewährte Wechseln der Mittel von diesem Standpnnkte als raktionsschärfend manchmal günstig zu beurtheilen sein.

Diese Art individueller Reaktionsmüdigkeit ist schwieriger zu verstehen als die zuerst erwähnte. Ist der Organismus ein komplizirtes System von indirekten Kräftewirknngen mit vielen Auslösungsvorgängen, so lässt sich denken, dass die Reaktion auf ein Heilmittel unter Umständen von einer Kraftquelle abhängig ist, welche sich im rhythmischen Fluss der Thätigkeiten nur sehr langsam ersetzt. Daher ein spezielles Erschöpfen der Reaktionsthätigkeit. Das Zwischenmittel könnte seine Rolle dadnrch spielen, dass es die im speziellen Fall entscheidende Kraftquelle stärker fliessen macht.

Man begreift nach diesen Erörterungen recht wohl die verschiedene Beobachtung, welche über die Heilwirkungen der homöopathischen Arznei gemacht werden. Bald ist es eine Häufung von Fällen für ein bestimmtes Mittel, welche uns verwundert, bald ein Verschwinden dieses Falles, welches uns überrascht. Wir sehen bei einem und demselben Kranken eine Arznei nicht mehr wirken, die vorher ausgezeichnete Dienste geleistet hat, wir finden bei näherem Znsehen die Erscheinnng der Krankheit etwas verändert, oder auch sich gleichgebliehen. Wir finden, dass die häufigere Wiederholung oder Vergrösserung der Arzneigabe meist keinen Effekt macht, dass aber nach längerer Zeit oder nach Vorgebrauch eines anderen Mittels die gewohnte Wirkuug des althewährten wieder eintritt. Ueherall hegegnen wir der Thatsache, dass

sich nichts erzwingen lasse, dass wir unsre Aufmerksamkeit nur auf sorgfältiges Beobachten der Naturerscheinungen in dieser Richtung konzentriren müssen. Die Wiederholung der Arzneigabe, zeitlichen Zwischenraum derselben, Einschalten von anderen Mitteln, betreffen Fragen, welche eng mit diesen Dingen verknüpft sind, aber aus ihrer theoretischen Erörterung lässt sich kein beherrschendes Gesetz ableiten, wenn es nicht dieses ist: vorsichtig mit stetem Blick auf den Charakter des ganzen Krankheitsgenius zu verordnen und mit Wiederholung oder Verstärkung früher bewährter Mittel nichts erzwingen zu wollen.

Was hat es aber mit diesem Blick „auf den Charakter des ganzen Krankheitsgenius“ auf sich?

Wir Homöopathen sind scheinbar vom genius epidemicus ganz unabhängig gestellt, indem wir sichere Indikationen aus dem symptomatischen Krankheitsbilde und aus unserer Arzneimittellehre schöpfen. Wir sind auch gewohnt, überlegene therapeutische Resultate zu erzielen; dennoch streben wir vom Guten zum Bessern, indem auch aus unsern Reihen oft der Wunsch, epidemische Heilmittel zu besitzen, verlautbart. Es ist nicht etwa die Bequemlichkeitsliebe, welche uns nach solchen, zeitlich viele Fälle umfassenden Mitteln verlangen heisst, sondern sehr häufig ist es das Bedürfniss nach vermehrter Sicherheit des therapeutischen Eingreifens, nach Bewältigung von Fällen, die unserer gewohnten Kunst widerstanden haben, nach umfassenden Heilmitteln in gewissen, deutlich ausgesprochen, epidemisch auftretenden Krankheitsformen, wie Keuchhusten. Doch auch hierin scheinen wir auf eigene Füsse gestellt. Hat uns doch Hahnemann schon angewiesen, in solchen Epidemien das umfassende Heilmittel zu finden, indem wir bei allen Individuen die Symptome zusammenstellen, das kombinirte Symptombild dann wie ein Krankheitsbild betrachten und diesem das passende Heilmittel entgegensetzen. Es ist mir nicht bekannt, wie oft und mit welchem Erfolg diese Anweisung von homöopathischen Aerzten benützt worden ist. Ich glaube jedoch, dass sie eine ganz treffliche Vorschrift enthält, zeitlich umfassende Heilmittel zu finden. Eine andre Frage ist jedoch die, ob wir es dabei mit epidemischen Mitteln im Sinne Rademacher's zu thun haben. Letztere umfassen nicht nur eine Krankheitsform, sondern die verschiedensten zu gleicher Zeit und wenn man von den Rademacher'schen Heilmitteln durch Arzneiprüfungen die Homöopathicität nachgewiesen haben will, so muss zugestanden werden, dass die Prüfungsbilder zwar Anhaltspunkte für Organbeziehungen und symptomatische Aehnlichkeit mit den beobachteten Heilwirkungen auf-

weisen, dass dies aber doch nicht in befriedigendem Maasse der Fall ist und dass die Heilerfolge gerade dieser Mittel nach wie vor etwas frappirend Wunderbares behalten. Der Hauptfaktor in diesen Heilwirkungen, der genius epidemicus, ist eben unsern Experimenten nicht zugänglich; wenigstens ist bis jetzt meines Wissens kein Versuch gemacht worden, ihn bei den Arzneiprüfungen zu verwerthen.

Es lässt sich mit Sicherheit behaupten, dass es für die Resultate, welche wir bei dem Walten irgend eines genius epidemicus mit Arzneiprüfungen erzielen, nicht gleichgiltig sein kann, wie sich der geprüfte Arzneireiz zu dem epidemisch berührten Organ oder Gesammtorganismus verhalte. Ganz besonders gerade diejenigen Heilmittel, welche erfahrungsgemäss dem genius epidemicus häufig verwandt sind und deren Heilwirkung von ihm bestimmt oder verschärft wird, müssen unbedingt andere Prüfungssymptome ergeben, wenn sie während des Waltens einer entsprechenden, einer andersartigen oder einer geradezu entgegengesetzten epidemischen Konstitution untersucht werden. Hieraus erklärt sich der mangelhafte Nachweis der Homöopathicität jener Mittel, von welchen ich überzeugt bin, dass dieselbe eine vollkommene ist, jedoch mit Einschluss des Faktors der epidemischen Einwirkung.

Aber auch die übrigen homöopathischen Heilmittel, ja alle denkbaren Arzneireize müssen durch die epidemische Konstitution beeinflussbar sein, denn die letztere übt ja auch ihre Wirkung auf den Organismus aus und es ist undenkbar, dass sich die Richtung dieser Wirkungen nicht sollte begegnen, verstärken, kreuzen können.

Stehen nun die Errungenschaften der homöopathischen Pharmakodynamik unabhängig vom genius epidemicus da? Keineswegs! In dem Wechsel der epidemischen Konstitution giebt es nach der Ansicht erfahrener Epidemiologen kein Interregnum, und wenn ein solches zu sein scheint, so rührt dies nur daher, dass wir im gegebenen Falle das betreffende Arzneimittel nicht kennen. Unablässig richtet sich eine resultirende Kraft zahlloser äusserer Ursachen auf den menschlichen Organismus, diesen in seinem Verhalten gegen Krankheitserreger und Arzneireize in tausendfachem Wechsel beeinflussend.

Unter diesen Einflüssen sind auch die homöopathischen Arzneiprüfungen entstanden, unter ihnen kommen Heilungen zu Stande, stocken Heilungen, Mittel versagen gewohnte Dienste, andere Mittel drängen sich in den Vordergrund und vergessene Dinge zeigen sich im blendendsten Lichte. Haben wir somit allen Grund, die makrokosmischen Ursachen und Einflüsse betreffs der Heilkunst zu achten, so finden

wir doch — leider! — nur wenige Anhaltspunkte, um mit ihnen zu rechnen, denn dürftig sind die Zeichen, aus welchen wir das Walten einer Epidemie, beziehungsweise die zeitlich umfassende Indikation eines Heilmittels erkennen. Wie Rademacher, sind auch wir noch auf den Versuch angewiesen und wenig zuverlässige Winke unterstützen uns im Suchen. Vielleicht wage ich nicht zuviel, indem ich behaupte, dass die Homöopathie ihre wesentlichste Unvollkommenheit in der nicht genügend erforschten und berücksichtigten Lehre von den epidemischen Einflüssen besitze, dass vermehrte Kenntniss derselben ihre praktischen Erfolge noch beträchtlich steigern, zugleich aber zeigen würde, wie mit Einschluss der Wirkungen des genius epidemicus auf Arzneiprüfungen und Heilerfolge die Lehre Hahnemann's im Glanze einer umfassenden idealeren Heilkunst strahlte.

Vor Ueberschätzung der epidemiologischen Thatsachen zu warnen, wird wohl überflüssig sein, doch dürfen wir uns daran erinnern, dass im Allgemeinen die innern Ursachen des Organismus an bestimmender Kraft gegenüber den Krankheits- und Heilpotenzen vorwalten und dass auf dieses bestimmende Vorwalten die so tausendfach erprobte homöopathische Heilkunst gegründet ist. Der menschliche Mikrokosmus, obwohl dem Wiederschein der grossen äusseren Bewegungen offen, bewahrt doch seine natürliche Selbständigkeit um so entschiedener, je ungeschwächter und energischer die innere Lebensbewegung vor sich geht.

Zur Reform der medizinischen Therapie.

Sendschreiben an Herrn Professor Rudolf Virchow

von Dr. **Theodor v. Bakody**, Professor der vergleichenden Pathologie (Homöopathie) und medizinischen Klinik in Budapest.

„Alle Krankheiten lösen sich zuletzt auf in aktive oder passive Störungen grösserer oder kleinerer Summen der vitalen Elemente und die Aufgabe unserer Zeit ist: die Grundlagen einer Anschauung zu gewinnen, welche sich auf die Erkenntniss der besonderen Gewebselemente stützt, welche demnach spezifisch, das heisst lokalisirt ist."

Trotz dieses fundamentalen Reformgedankens, den Sie seit mehr als 30 Jahren in den verschiedensten stylistischen Formen Ihren Zeitgenossen begreiflich zu machen streben und in Betreff der Begründung richtigerer therapeutischer Anschauungen auch wünschten verstanden zu sehen, ist seitens der offiziellen Therapeuten hinsichtlich der Förderung und Ausnützung dieser Grundlagen bis heute noch wenig geschehen.

Richtig aufgefasst, involvirt dieser Gedanke die Tendenz einer spezifischen Kausaltherapie; die Staatsmedizin ist aber in ihren therapeutischen Auffassungen noch so sehr von den Maximen der Symptomatik beherrscht, dass das Bestreben, die Therapie ernstlich, gemäss der Prinzipien einer spezifisch-kausalen Lokalisation zu reformiren, bei ihr noch stark in den Hintergrund gedrängt erscheint.

Da selbst die Führer der medizinischen therapeutischen Schulen Ihre Reformgedanken bis jetzt nicht gründlich genug erfasst haben, kann es uns auch nicht wundern, dass die simultanen praktischen Aerzte dieser Richtung in therapeutischen Fragen noch an den grellsten Inkonsequenzen kränkeln. Um die kommenden Generationen von diesen Fehlern freizuhalten, wäre es endlich geboten, die therapeutischen Lehrstätten der Methode nach gründlich zu reformiren.

Auf keinem Gebiete sind Begriffsverwirrungen unheilvoller als auf dem der Medizin, sie schaffen jene verhängnissvollen Schlagworte, die Jahrhunderte hindurch wirken und durch ihre Herrschaft die besten Absichten lähmen.

Solche Begriffsverwirrungen werden aber so lange dominiren, bis die Führer der offiziellen medizinischen Schulen hinsichtlich der fortschreitenden Schulbildung nicht an Alles das angeknüpft haben, was im Entwicklungsgange der medizinischen Erkenntniss historisch geboten, sich im Verlaufe der Zeit zur Erweiterung des Erkenntnisskreises beizutragen berufen erwies.

So lange ihrerseits nicht mit aller Konsequenz berücksichtigt wird, dass die vitale Autonomie auch unter abnormen Bedingungen das Gesetz der Spontaneität, beziehungsweise das der Selbstregulirung in sich schliesse, und dasselbe in ihrem Vorgehen nicht entsprechend würdigen werden, können sie dem Netze der Symptomatik auch nicht so leicht entschlüpfen.

Das hier Gesagte bezieht sich, wie natürlich, nur auf ein bestimmtes Gebiet der internen Krankheitsprozesse und müssen alle jene Krankheitsformen, die entweder der direkt-chemisch-antidotarischen, ätiologischen und mechanischen-operativen Therapie zufallen, ausgenommen werden.

Würde nur ein einziger Kliniker der Staatsmedizin versuchen, die radikalen Reformanschauungen in dieser Beschränkung auf seine praktische Thätigkeit zu übertragen und zugleich bestrebt sein, dieselben konsequent durchzuführen und dem Fortschritt des pathologischen Wissens anzupassen, so würden sich die grellen Kontraste, die einerseits zwischen dem pathologischen Wissen und dem Betrieb der offiziellen medizinischen Therapie — und anderseits zwischen dieser und der Hahnemann'schen Richtung bestehen, wenigstens theilweise aufgehoben und sich die Materia medica im Allgemeinen schon längst konformer gestaltet haben.

Ohne geläuterte Erkenntniss, die einestheils die Frucht eines tiefsinnigeren Erfassens und einer gründlicheren Ausnützung der durch die biologischen und thanatologischen Disziplinen gebotenen Thatsachen ist; anderentheils aber nur durch die unbefangene Anerkennung, Würdigung und Benützung der im Wege der Induktion und Empirie gewonnenen positiven Thatsachen unserer esoterischen, medizinischen Richtung erreicht werden kann, ist dieses Ziel gar nicht zu erstreben und somit nicht bald zu erwarten, dass diese Gegensätze ausgeglichen werden.

Unsere Schule betreffend finde ich in Ihrem Artikel „Ueber den Werth des pathologischen Experimentes" für diese Behauptung die entsprechenden Beweise. Sie sagen: „Wir wissen, dass das Leben eine Gesammtleistung aller Theile ist und dass es nicht einen Sitz des Lebens giebt, sondern dass jeder wahre Elementartheil, insbesondere jede Zelle ein Sitz des Lebens ist . . . . . Die cellulare Theorie und der Nachweis der vita propria, s. cellularis — sind an sich abstruse Dinge und man kann ohne weiteres Verständniss damit keinen Kranken heilen. Und doch sind sie die Grundlage, ja gewissermaassen die Bürgschaft für die lokalisirende Therapie geworden; und sie werden es sicherlich von Tag zu Tag mehr werden, wenn erst die Materia medica in grösserer Ausdehnung den Weg gewandelt sein wird, den die Toxikologie in so erfolgreicher Weise schon seit längerer Zeit verfolgt."

Trotz der stringenten Darstellung des Lokalisationsprinzips in der Therapie und trotz der Hervorhebung und Anerkennung des Werthes, der durch die Toxikologie gewonnenen Thatsachen und der in Aussicht gestellten Vortheile, die die Materia medica zu gewärtigen hat, wenn sie in grösserer Ausdehnung die durch die Toxikologie angedeuteten Wege begehen wird, kann ich nicht umhin, zu bemerken, dass in

Therapeuticis gewissermassen auch Ihr Gedankengang von symptomatischen Vorstellungen beeinflusst und durch den Ausfall der Einsicht in die reellen Bestrebungen unserer Schule in seinen klaren Operationen getrübt werden kann.

Dies beweisen Ihre folgenden Worte im selben Artikel. „Seit langer Zeit hat kein Arzneimittel schnellere Anerkennung und grössere Anwendung gefunden als das Chloral. Wo wäre es möglich gewesen, diese Wirkungen kennen zu lernen ohne Thierversuche? Die Thierfreunde sagen uns: Versucht doch die neuen Mittel an Euch selbst! Sie verweisen uns auf die Arzneiprüfungen der Homöopathen; aber ganz abgesehen davon, dass die Arzneiprüfungen der Homöopathen kein einziges neues Mittel kennen gelehrt haben, das auch nur entfernt mit dem Chloral zu vergleichen wäre und dass diese Prüfungen selbst in Bezug auf die schon bekannten Mittel nicht einmal den bescheidensten Ansprüchen an eine wissenschaftliche Untersuchung entsprechen, dass sie also überhaupt nicht als ein Vorbild aufgestellt werden dürfen, so wird man doch nicht im Ernst verlangen können, dass sehr differente, möglicherweise giftige Körper der Gegenstand der Selbstexperimentation der Aerzte oder der Menschen überhaupt werden sollen. Diese Art von Moral, welche den Thierversuch verbietet und den Versuch am eigenen Leib oder am kranken Menschen anräth, entbehrt in der That der ersten Grundlagen einer verständigen Betrachtung."

Jeder unbefangene Vertreter unserer Schule wird die ingeniöse Entdeckung der Chloralwirkungen willkommen heissen, seine konstatirte generelle Wirkung als Hypnoticum, in Würdigung und Berücksichtigung seiner relativen Unschädlichkeit in seinen Nachwirkungen, in geeigneten Fällen vielleicht auch in Anspruch nehmen; sich aber, wie die Frage heute steht, mit den bis jetzt gewonnenen Erfahrungen noch nicht befriedigt erklären; sondern bei weiterer Darlegung seiner Wirkungen vor der Hand alle seine Aufmerksamkeit zunächst auf dessen antispasmodische Wirkung richten. Ein Arzneistoff, der sich in der Cholelithiasis, ob durch direkten oder indirekten Einfluss, was weitere Experimente darzulegen haben, auf die organische Muskelfaser der Gallenwege und die Entfernung der Gallenkonkremente als kausal wirkend zu erweisen scheint, verdient vom biologisch denkenden Therapeuten volle Berücksichtigung.

Dies sollte wohl auch für die offizielle Therapeutik gelten; diese ist aber gemäss ihres Gedankenganges, heute noch vorherrschend für dessen generelle hypnotische Wirkung engagirt.

Das chemische Prinzip, das der Entdecker als Erklärungsversuch der Chloralwirkung konsequent durchführt, ist, wie dies die Interpretationsweise der erregenden Chloralwirkung in der Gicht beweist, sehr lehrreich nnd massgebend, aber nur im generellen Sinne; in der weiteren kritischen Belenchtung der therapeutischen Chloralerfahrungen erweist es sich für die anderweitig möglich spezifisch-lokalisirten Wirkungen als unzureichend. Die Berücksichtigung seiner streng lokalisirten Kausalwirknngen erscheint in der ganzen Darlegung nur als ein pharmakodynamischer Appendix.

Hinsichtlich seiner isolirt-lokalen Beziehungen muss es erst studirt werden, wozu auch die Versuche am gesunden Menschenorganismus benützt werden müssen.

Dass diese Prüfungsart eine praktikable und gefahrlos durchführbare ist, beweisen die innerhalb der Grenzen der Staatsmedizin gelieferten Prüfungsresultate des Professor Schroff, der mit sehr differenten Stoffen an sich selbst und vielen seiner Schüler experimentirte, sich selbst keinen Schaden zufügte, und der Wissenschaft wesentlichen Nutzen schuf. Auf diese Weise geprüft, kann das Chloral beiden Richtungen zum Quell reichlicher Erkenntniss werden. Zur Feststellung seiner allgemeinen nnd isolirt lokalisirenden Wirkungen ist aber die Berücksichtigung aller brauchbaren Methoden nothwendig, nnd erst durch die erwiesenen Thatsachen Aller wird sich die Werthschätzung all seiner Wirknngsmöglichkeiten bestimmter nnd klarer gestalten.

Ihre strenge Apophase hinsichtlich des Werthes der Arzneiprüfungen nach Hahnemann'scher Methode muss ich vor Allem dahin rektifiziren, dass es nicht Anfgabe derselben ist „neue Mittel kennen zu lehren", sondern dass von Anfang her ihr Bestreben darin bestand: hinsichtlich der Arzneimittelwirkungen vom Spezifizitätsstandpunkte neue Gesichtspunkte zu erschliessen. Die durch Hahnemann erkannte, nothwendige Unterscheidung der gegensätzlichen Wirkungsweise gewisser Arzneistoffe, in grossen und kleinen Gaben und die mögliche Modifikation dieser Wirkungen, je nach interkurrenten, störenden Einflüssen nnd Bedingungen, wie sie beispielsweise Professor Nothnagel durch die aufsteigenden Natronstrikturen im Darme, künstlich den Morphinwirkungen entgegenstellte — ist der Angelpunkt der durch Hahnemann eingeführten Arzneiprüfungen.

Die Resultate der Experimente Nothnagel's, die im 89. Bande Ihres Archives niedergelegt sind, wonach Morphin, ähnlich der Digitalis,

welche die Hemmungsnerven des Herzens in grossen Gaben lähmt und in kleinen Gaben erregt, in grossen Gaben die betreffenden Hemmungsnerven des Darmes lähmt, in kleinen Gaben aber erregt, bestätigen die Richtigkeit und Berechtigung der Auffassung Hahnemann's und legen zugleich Zeugniss ab, von der genialen Intuition des fast vor einem Jahrhundert lebenden Denkers.

So leicht aber das Chloral als symptomatisches Hypnoticum in der offiziellen Materia medica Aufnahme, Verbreitung und Anwendung fand, ebenso schwer werden die dem allgemeinen Gedankengang sich nicht leicht anpassenden Thatsachen obiger Experimente in der medizinischen Praxis Nutzanwendung finden und es wird lange dauern, bis sie von den kleinen Fachblättern den simultanen Vertretern der offiziellen Richtung zurechtgelegt, von denselben aufgenommen und assimilirt werden.

Für die ausserordentliche Verschiedenheit der Standpunkte in der medizinischen Therapie ist es aber charakteristisch, dass die Hahnemann'sche Schule den Experimenten des Prof. Nothnagel eine viel höhere Bedeutung beilegt, als den gewiss bedeutungsvollen Errungenschaften durch das neue Hypnoticum. Jene liefern uns im Sinne der isolirten Lokalisation per Analogiam wichtiges Material, während die letzteren in dieser Beziehung unsere Erkenntniss nur in untergeordneter Weise fördern. Das Prinzip unserer Methode erfordert eine viel genauere Prüfungsart der Arzneistoffe und für die angestellten Heilzwecke auch eine ganz andere Verabreichungsart der Heilmittel, als dies der Codex der offiziellen Medizin gebietet, denn sowohl die Gabengrösse als auch die Wirkungsdauer derselben muss diesem entsprechend berücksichtigt werden.

Diese Thatsachen veranlassen mich, den durch Ihre Negation devalvirten Werth der Arzneiprüfungen im Sinne Hahnemann's weiter richtig zu stellen; früher muss ich aber zur Aufklärung Derjenigen, die den historischen Entwicklungang der spezifischen Richtungen nicht kennen, erwähnen, dass die von den Schülern Rademacher's gebotene Arzneimittellehre in geklärter Form den Hahnemannerianern entlehnt wurde.

Professor Weber sprach sich vor Jahren in der Vorrede seiner speziellen Heilmittellehre über diese Prüfungen folgendermassen aus: „In der neueren Zeit hat sich die Schule Hahnemann's, und in der neuesten Zeit die Schule Rademacher's sich angestrengt, lokale und spezifische Arzneien aufzufinden. Von grosser Wichtigkeit ist, dass die

spezifische Heilungslehre nur einfache Arzneien verordnet; dadurch gelangt sie zu bestimmterer und fruchtvollerer Kenntniss der Arzneiwirkungen als die alte Schule mit ihren Vielgemischen, auch ist jene genöthigt, ihre Arzneien an Gesunden zu prüfen, um das spezifische Wirkungsgebiet kennen zu lernen . . . . . Ein Arzneimittel, das vorzugsweise in einem bestimmten Organ, im gesunden und kranken Zustande Veränderungen erregt, oder spezifisch darauf einwirkt, muss auch hauptsächlich bei einem Leiden dieses Organs für den Heilplan in Betracht kommen und zum Heilmittel besonders geeignet sein. Die Hahnemann'sche Schule hat sich unstreitbar ein grosses Verdienst um die Heilmittellehre dadurch erworben, dass sie mit der Prüfung der Arzneien am Gesunden in grossem Maasstab vorgeschritten ist."

Der Pharmakologe Professor W. Köhler sagt diesbezüglich in seinem Handbuche der physiologischen Therapentik pag. VI in allerneuester Zeit Folgendes: „Wem es mit Berücksichtigung der gegenwärtigen, an den jungen Mediziner gestellten Anforderungen, den zu stellenden gegenüber, noch zweifelhaft sein könnte, ob beim Studium der Arzneiwirkungen vom physiologischen Experiment ausgegangen, oder dieses, bez. das Resultat desselben, dem am Krankenbett Beobachteten wohl oder übel angepasst werden müsse, der möge sich aus den dem gegnerischen Heerlager entstammenden Werken über Arzneimittellehre die Erkenntniss holen."

Eine wichtige Reihe von positiven Wirkungen der Arzneimittel kann gewiss nur durch Prüfungen am gesunden Menschenorganismus erforscht werden und in dieser Absicht wurden die Arzneimittelprüfungen von den Jüngern Hahnemann's mit unermüdlichem Fleisse geübt.

Die ersten Prüfungsresultate hatten sie später revidirt, nachgeprüft und hinsichtlich der anatomischen Wirkungen auch die Experimente an Thieren entsprechend gewürdigt.

Bei dem Ameisenfleisse der Prüfer ist das gewonnene Material ein kaum zu bewältigendes geworden, das aber trotz seiner Reichhaltigkeit hinsichtlich seines positiven Werthes nicht durchgehends hoch anzuschlagen war. Die kritisch denkenden Epigonen Hahnemann's haben dies sattsam hervorgehoben. Von diesen, mit nicht zu leugnender Umsicht geleisteten Sichtungsarbeiten hat die offizielle Medizin, die sich mit dem Entwicklungsgang dieser esoterischen Methode nicht eindringlich genug beschäftigte, keine Vorstellung. So sind ihr die mit bewunderungswürdiger Ausführlichkeit und Genauigkeit geleisteten Arbeitsresultate, die in den drei Bänden von Noak, Trinks und Clotar

Müller (Leipzig, T. Otto Weigel, 1843) niedergelegt sind, zumeist unbekannt. In diesem Werke erscheinen die Arzneiprüfungen mit Berücksichtigung der pathologischen Anatomie und Toxikologie, theilweise schon als Ergebnisse einer strengen naturwissenschaftlichen Kritik. Nachdem sich durch die pathologische Anatomie die Vergleichung der verschiedenen Entwicklungsstadien der Krankheitsprozesse nnd die Uebersicht über den Gang dieser Entwicklung immer klarer gestaltete, wurden diese Prüfungen seitens der Führer der Wiener Homöopathen weiter korrigirt und den Anschaunngen der Wiener Schule angepasst, hiervon geben die gediegenen Arbeiten eines Wurmb, Gerstl, Watzke, Caspar und Fleischmann genügend Beweise.

Da aber die Prüfer jener Zeit von den feineren morphologischen Verhältnissen und den Eigenschaften der Gewebe, auf die sie wirken wollten, fast gar keine Kenntniss hatten und ihnen somit hinsichtlich der Bedingungen und Relationen der aufeinander wirkenden Körper, welche diese Wirkungen beherrschen und modifiziren, die Einsicht fehlte, musste in Folge des Ansfalls dieser positiven Kenntnisse der Zweifel über die Richtigkeit der Prüfungsresultate noch immer gerechtfertigt erscheinen. Es wurden somit die Experimente unter möglichst gleichen Bedingungen neuerdings nachgeprüft und erst wenn sich unter solchen Verhältnissen immer wieder dieselben Erscheinungen einstellten, als verlässlich und wahr angenommen.

Da somit bei diesen Arzneiprüfungen mehrere Dezennien hindurch nur die Kontrollbedingung der wiederholten Nachprüfung kultivirt wurde, wobei sich bei der vorwiegenden Berüchsichtigung der subjektiven nnd functionellen Symptome noch immer die mannigfachsten Fehlerquellen geltend machen konnten nnd die objektiven Symptome nur als ein Anhang der generellen toxikologischen Beobachtungen verwerthet wnrden, so ist es begreiflich, dass sie selbst in der späteren purifizirten Form, aber der leitenden, einheitlichen physiologischen Idee baar, noch immer nicht vollkommene Anerkennung finden konnten. Unter diesen Umständen ist das konsequente Ignoriren und apodiktische Verurtheilen dieser Prüfungen seitens der Staats-Schule wohl zu verstehen.

Da sich mit den Fortschritten der Wissenschaften die Auffassung über die Wirkungen der Arzneistoffe verbesserte, ist es leicht begreiflich, dass die naturwissenschaftlich denkenden Hahnemannianer im Verlaufe der Zeiten auch hinsichtlich des Werthes ihrer Heilmittel ihre Anschaunngen vielfach ändern mussten.

Allen jenen, die den Entwicklungsgang dieser Methode kennen,

ist es bekannt, dass eine ansehnliche Reihe von Arzneimitteln, die nach Auffassung früherer Zeiten in bestimmten Krankheitsformen als spezifisch wirkende Mittel galten, vom Gesichtspunkte einer späteren Zeit beurtheilt, nicht mehr als solche aufgefasst werden konnten.

Alle, nach Anwendung derselben erfolgten Heilungen der früheren Zeit mussten somit als reine Naturheilungen aufgefasst werden; wodurch sich erspriesslicher Weise der Erkenntnisskreis der Hahnemannianer über die Bedingungen der spontanen Heilungen immer mehr erweiterte. So wurde vor mehreren Dezennien dem Aehnlichkeitsprinzip gemäss gegen Cholera vielfach ausser Arsen auch Veratrum und Secale cornutum in Anwendung gebracht; mit den Fortschritten der feineren pathologischen Anatomie erwies sich aber unter den drei Stoffen nunmehr der Arsen bis in die minutiösesten morphologischen und pathologisch-physiologischen Zeichen dem Bilde der Cholera ähnlich und Arsen ist auch hente noch dem Hahnemannianer das verlässlichste Heilmittel gegen Cholera und derselben verwandte Krankeitsprozesse.

Wenn wir die feineren, mit relativ geringeren Quantitäten von Arsen erzielten Wirknngen genau betrachten und dieselben mit den Wirkungen des Antimons und Phosphors vergleichen, so zeigt sich auch in dieser Versuchsreihe, dass wir hinsichtlich der morphologischen Wirkungsresultate dieser Stoffe die spezifische Wirkungsart nicht scharf genug zu bestimmen nnd zu nnterscheiden im Stande sind. Diese, derselben chemischen Gruppe angehörigen Stoffe erzeugen sich sehr ähnliche pathologisch-anatomische Veränderungen, sind aber im Ganzen genommen doch sehr verschieden. Die Fettmetamorphose, die sie hervorrufen, erscheint in allen drei Fällen, wie das Experiment darlegt, als das endliche Resultat einer sich graduell entwickelnden parenchymatösen Entzündung; dieser entzündliche Vorgang ist aber, je nach der Anwendung des einen oder des anderen der drei Stoffe, sowohl in seinem Entwickelungsgange, somit hinsichtlich der sich einleitenden nnd vollziehenden Zellentrübung, als auch in seinen Endresultaten, das heisst, hinsichtlich der Art nnd Menge der Fettanhäufung, sehr verschieden.

Behalten wir nun im Auge, dass sich die Fnnktionen eines Organs mit der Formveränderung seiner Gewebe ändern muss und dass diese zumeist in Folge einer physikalischen oder chemischen Alteration der Elementartheile eintritt, so kann es für uns nicht gleichgültig sein, welche Strukturelemente sich hierbei initial und vorzugsweise ändern und in welcher entwicklungsgeschichtlicher Ordnung sich dieser Vorgang vollzieht; denn jenachdem wird, da die funktionellen und morpho-

logischen, physikalischen und chemischen Momente nicht zu trennen sind, daraus eine verschiedentliche Funktions- oder Formstörung resultiren, die in Bezug ihres Charakters auf sehr verschiedene Ausgangspunkte zurückzuführen sein wird.

Da wir die den Formveränderungen zu Grunde liegenden biochemischen Störungen häufig genug so gut als gar nicht kennen, werden wir somit bei unseren Rückschlüssen von der gestörten Funktion höchstens bis auf die Formveränderung vordringen; indem wir aber wissen, dass diese verschiedenen Formveränderungen, wenn auch verschiedenen genetischen Ursprungs, das Resultat von Veränderungen in der Mischung der verschiedenen Elementartheile sein müssen, so bieten uns unsere Prüfungen auch diesbezüglich gewisse Anhaltspunkte und es werden unserer Methode gemäss auf inductiv empirischem Wege zum Versuch des Ausgleiches dieser Störungen Stoffe angewandt, welche diesen ähnliche Veränderungen hervorzubringen vermögen.

Durch die Anwendung dieser Stoffe wollen wir experimentell erforschen und empirisch feststellen, ob dieselben durch direkte oder indirekte Reizung entweder der ursprünglich affizirten Elementartheile oder der Pathosphären der erkrankten Gewebe auch wirklich spezifisch wirken. So erweist sich für uns von obigen drei Stoffen nur der Phosphor als geeignetes Mittel, wo wir die durch die vitalen Bedingungen autonom eingeleitete Fettmetamorphose, durch einen absichtlich eingefügten Impuls unterstützen und somit kurativ diese Vorbedingung der Resorption fördern wollen.

In Fällen, wo keine pathologisch-anatomischen Produkte Objekt des Angriffes sind, sondern unmittelbar die mit oder ohne solchen einhergehenden pathologischen Bildungsprozesse das kurative Ziel darstellen, schliessen wir durch die Vergleichung der künstlich gesetzten pathologischen Veränderungen mit jenen, aus zufälligen uns unbekannten Ursachen entstandenen, auf den genetischen Vorgang zurück und wählen je nach den Stadien des Krankheitsprozesses diejenigen Stoffe zum Heilversuch, welche im gesunden Organismus in genetischer Reihenfolge pathologische Veränderungen hervorzurufen vermögen, die den funktionellen und morphologischen Veränderungen der natürlichen Krankheit ähnlich sind.

Da nun zwischen dem beginnenden Bildungsprozess einer Krankheitsform und seinen Endresultaten eine unendliche Reihe von an- und absteigenden Veränderungen liegt, die in ihren besonderen markirten Phasen als bestimmte Stadien aufzufassen sind, so wird es nicht zu

leugnen sein, dass in gegebenen Fällen gewisse Krankheitsformen, bei zweckentsprechender Einwirkung, diesen Phasen gemäss zurückgebildet werden können. Unsere Arzneimittelprüfung und die feineren toxikologischen Experimente sollen uns zu diesem Zwecke immer genauere Einsicht in die pathologischen Bildungsprozesse verschaffen.

Die Arzneimittelprüfungen sind durch die fakultative Vertretung der spezifischen Therapie in Ungarn im Sinne der pathologischen Physiologie, Chemie und Histologie — mit der feineren Toxikologie in Einklang gebracht worden und haben dadurch an Werth wesentlich gewonnen.

Vom Standpunkte unserer Schule nennen wir jeden Stoff, der das Befinden des gesunden Organismus und seine Gewebe schädlich alterirt, einen krankmachenden Stoff, der in grösseren Quantitäten auf einmal, oder in kulminativ wirkenden, relativ kleinen Gaben zum Gifte wird. Unserer Methode gemäss bezeichnen wir diese Stoffe mit dem Kollektivnamen: Arzneimittel und die dem gesunden Organismus methodologische und absichtliche Ingerirung dieser Stoffe, mittelst denen wir gegenseitige Wirkungen, das heisst die Wechselwirkung zwischen Gewebe und Arzneimittel erforschen wollen: Arzneiprüfung.

Zur Erzielung von Wirkungen wenden wir verschiedene Mengen dieser Stoffe an.

Hierbei zeigt das Experiment, dass zu geringe Quantitäten, kaum nachweisbare, etwas grössere Gaben schon merkliche Erscheinungen bieten und wenn diese kulminativ oder in grossen Dosen auf einmal ingerirt werden, je nach der Menge des Stoffes und seiner Qualität, durch die hervorgerufene Gewebsreaktion in den gewebliehen Verhältnissen schon wesentliche Störungen und toxische Wirkungen hervorzurufen vermögen.

Die Wirkungsart der Stoffe erweist sich demnach hinsichtlich ihrer quantitativen Inkorporation als eine graduelle, die eine unendliche Reihe von kaum merklichen Symptomen, bis zu jenen der vollendeten Vergiftungserscheinungen in sich schliesst. —

Die Moleküle eines in gradueller Ascension zum Gifte werdenden Arzneimittels, die im Wege der Resorption vom Organismus aufgenommen werden, bewirken entweder durch physikalischen oder chemischen Einfluss in den biologischen Bedingungen Störungen der Gewebsmolekule, die sich unter allen Verhältnissen, je nach der Natur des angewandten Arzneimittels in charakteristischen Wirkungen kundgeben.

Die durch die feinere Toxikologie gelieferten Wirkungen sind

unzweifelhaft; aus den objektiven Erscheinungen lassen sich häufig genug die subjektiven Symptome ableiten, die morphologischen Veränderungen der Gewebe und die damit einhergehenden physiologischen Zeichen sind charakteristisch, der kausale Zusammenhang zwischen ingerirten Arzneistoff und den damit verbundenen organischen Veränderungen ist nicht zu bezweifeln; sobald aber die durch die Toxikologie gelieferten Thatsachen als unumstösslich wahr angenommen werden müssen und nicht bezweifelt werden kann, dass zwischen Arzneiprüfung und toxikologischer Wirkung nur ein gradueller Unterschied besteht, so wird für die Einen wie für die Anderen auch dieselbe wirkende Ursache angenommen werden müssen.

Das mit kleinen Mengen induktiv geübte Verfahren dieser Arzneiprüfungen konstatirt, mit den parallel toxischen Wirkungen verglichen, immer wieder eine unzweifelhafte Uebereinstimmung der Erscheinungen und es erweisen sich hierbei unter allen Verhältnissen immer wieder dieselben Gewebselemente, Zellenderivate, Organtheile und Systeme berührt, die sich auch bei toxischen Wirkungen stets ergriffen zeigen; demnach kann nicht bezweifelt werden, dass sowohl bei diesen wie bei jenen derselbe ursächliche Zusammenhang besteht und die Erscheinungen, wenn auch ihrer Intensität und Ausbreitung nach verschieden, aber immerhin als gleichwerthig aufzufassen seien.

Dass zwischen Arzneiprüfungen und toxischen Wirkungen mit demselben Mittel, der Unterschied nicht in der Wirkungsart, sondern nur in der Intensität der Wirkung, somit in der geringeren oder bedeutenderen Multiplikation der Lokalisation besteht, beweist die strenge Vergleichung beider, — mit demselben Mittel.

Behufs dieser Vergleichung, die eine strenge Kontrolle der Arzneiprüfungen darstellt, empfehle ich von den uns gemeinschaftlich interessirenden Arzneistoffen, den in toxischen Wirkungen von Ihnen so klassisch beschriebenen Arsen, sodann Merkur und Belladonna.

Dieselbe wird ergeben, dass die Resultate der Arzneiprüfungen der „Homöopathie“ von jenen der toxischen Wirkungen, somit die Wirkungen kleiner Gaben von den Wirkungen grosser Gaben nur insofern differiren, dass die Ersteren aus zusammenhanglos neben einander stehenden Symptomen bestehen, während die Letzteren Veränderungen bieten, deren Entwicklung bis zu einem gewissen Grade verfolgt werden kann. In ihrer Erscheinungsweise und Art zeigt sich die grösste Uebereinstimmung. — Sobald diese Uebereinstimmung nicht zu bezweifeln ist, so ist es schwer begreiflich, warum die sublimeren

Erscheinungen weniger Berücksichtigung verdienen, die Ursache, die sie hervorruft, ist ja dieselbe, nämlich ein und derselbe Arzneistoff. Nehmen wir in einem gegebenen Falle für die diffuse Stomatitis Mercur als Ursache an, so müssen wir bei Verabreichung von kleineren Quantitäten des Mercurs auch für die isolirten, circumscripten Geschwürchen und Aphten der Mundschleimhaut denselben Stoff als Ursache annehmen. Eine durchgängig strenge Vergleichung in dieser Weise wird den gereinigten Arzneiprüfungen der Hahnemann'schen Schule unbestreithar Realität zugestehen. Die Materia medica der offiziellen Medizin wird diese Arzneiprüfungen auch nicht weiter entbehren können, denn die Toxikologie kann ihr das für ihre Zwecke nöthige Material nie allein liefern und zwar aus dem Grunde, weil einestheils nur wenige differente Stoffe chronische Prozesse bieten, die akuten Intoxikationen aber für die Klarlegung der Wirkungsart zumeist dadurch fast gänzlich unbrauchbar sind, weil sie auf einzelne hochwerthige Centra wirkend, rasch tödten.

Der direkte Reizeinfluss auf die Organe ist bei vielen Arzneistoffen evident nachweishar. Bei Mercur, der, in grossen Quantitäten ingerirt, den ganzen Organismus durchdringen kann und hierbei die bedeutendsten Störungen verursacht, vermehren sich die Reizerscheinungen je nach der fortdauernden Ingerenz desselben und vermindern sich bei entsprechender Sistirung seiner Inkorporation und ist er, in Folge der bleibenden Einstellung seiner Verabreichung, gänzlich durch den Organismus ausgeschieden, so schwinden auch alle Eliminationsreizsymptome.

Wie wenig klares Verständniss für die autonome Vitalität der Gewebe heute noch besteht, beweist die durch Professor Klebs gegebene Definition der Intoxikationen. Nach ihm „sollen die durch die Intoxikation herbeigeführten Zustände entweder schwinden, oder stationär werden, — nachdem die Einfuhr und Verbreitung des Giftes im Körper beendigt ist.“ Diese Definition weicht von der unserer Auffassung gemässen Darlegung über die reaktiven Reizerscheinungen in den Geweben während der Elimination ingerirter Arzneistoffe, respektive Giftstoffe, wesentlich ab und dürfte kaum berufen sein, Klärung in die biologischen Vorstellungen zu bringen.

Hinsichtlich der Art der Reizung dieser Stoffe sind wir das kausale „Wo“ und „Wie“ sehr selten zu bestimmen im Stande. Oft genug ist die zureichende Beantwortung im Sinne der exakten Wissenschaft unmöglich und so sind wir selbst hinsichtlich der Erklärung der Intoxikationswirkungen oft genug einzugestehen gezwungen, dass wir die

Wirkungen wohl als Thatsachen hinnehmen müssen, deren Erklärung aber heute noch vielfach unmöglich ist.

Sind wir aber für die mit grossen Mengen der Arzneistoffe hervorgebrachten Erscheinungen nur änsserst selten im Stande, die wissenschaftliche Erklärung aufzubringen, so muss es eminent ungerechtfertigt erscheinen, für die Wirkungen der kleineren Mengen derselben Mittel eine präcisere Erklärung zu postuliren.

Sobald die Methode der Arzneimittelprüfungen eine richtige ist nnd der Inhalt ihrer Resultate als ein realer betrachtet werden kann, somit nach Alledem die Arzneiprüfungen der Hahnemann'schen Schule ergänzende Wahrheiten enthalten, so ist ihnen ein ebenso grosser Werth beizulegen, als man den toxikologischen Experimenten zugesteht.

Es ist auch nicht einzusehen, was gegen diese, die toxikologischen Thatsachen ergänzenden und amplifizirenden Arzneiprüfungen weiter eingewendet werden könnte, und jeder biologisch geschulte Therapent muss es unstatthaft finden, dass diese nach strenger Methode angestellten Prüfungen am gesunden Organismns noch weiterhin desavonirt werden sollen.

Durch die gewonnenenen Resnltate derselben werden der naturwissenschaftlichen Betrachtung neue Gebiete eröffnet, die für die medizinische Therapie nnerlässlich sind, den biologischen Gesichtskreis erweitern und in den spezifischen Therapenten die Hoffnung nähren, dass, sogut die physiologischen Faktoren nach gewissen, unabänderlichen Gesetzen wirken, auch eine auf diese Gesetze basirte naturgesetzliche Therapie zu schaffen möglich sein wird.

In Ihrem bedentungsvollen Artikel „Ueber die naturwissenschaftliche Methode und die Standpunkte in der Therapie", in dem Sie nichts weniger als schmeichelhaft auch der „Homöopathie" gedenken und sich nebenbei als Vertreter der experimentalen Methode, der von der Nothwendigkeit der Verlässlichkeit der Stoffe, deren Wirknng zu erforschen ist, überzeugt sein muss, auch gegen das Selbstdispensirrecht der Aerzte aussprechen, trachten Sie vom Standpunkte der empirischen Berechtigung den Klinikern nnd Praktikern der meisten therapeutischen Richtungen gerecht zu werden.

Indem Sie so gut der rein empirischen wie der rationell empirischen, der physiologischen, symptomatischen und exspektativen medizinischen Richtung Existenzberechtigung zusprechen, geben Sie aber

zugleich der Ueberzeugung Ausdruck, dass Sie allesammt doch nur durch die Verbindung mit der pathologischen Physiologie zu einer wissenschaftlichen Therapie gelangen können.

Hierbei würdigten Sie zu jener Zeit nur zwei Methoden in der Behandlung, die eine: „welche durch direktes Hinwegnehmen der krankmachenden Ursache oder durch Aufhebung ganzer Gruppen von abnormen Bedingungen dem primären Prozesse ein Ende setzt," die Sie der Chirurgie vindiziren; und sodann jene, „welche die Bedingungen für das Eintreten spontaner Heilungen herbeizuführen streht," die Sie der exspektativen Behandlungsweise zuschreiben. Die letztere betreffend sagen Sie, „gerade die exspektative Methode wird die Aufgabe haben, an die durch die pathologische Physiologie gelieferte Darstellung von den spontanen Heilungen und von den Bedingungen derselben anzuknüpfen, um die Mittel zu finden, unter denen solche Bedingungen willkürlich herbei geführt werden können."

Anknüpfend an diese Auffassung muss hervorgehoben werden, dass die naturwissenschaftlich denkenden Hahnemannianer, die Naturheilungen stets als das Paradigma ihres Handelns betrachten.

Der Vorwurf, Hahnemann hätte die vitale Autonomie geleugnet, beruht nur auf Missverständniss. Die in seinem Organon vorkommenden dieshezüglichen Negationen beziehen sich nur auf jene Krankheitsprozesse, die ohne Kunsthülfe auf den Organismus zerstörend wirken, und diese betreffend behauptete er: dass die organische Widerstandsfähigkeit und Reaktion nicht in allen Fällen im Stande sei, die Krankheitsursache zu bewältigen.

Diese Annahme werden wir allesammt als eine richtige anerkennen, dabei aber anderweitig zu unterscheiden trachten, wo und innerhalb welcher Grenzen sich die organische Autonomie mit Erfolg wird geltend machen können.

Dass Hahnemann die „Naturheilkraft" kannte und würdigte und im Verlaufe der Krankheitsprozesse auch in Rechnung zog, beweisen folgende Worte in seinen fragmentarischen Bemerkungen zu Brown's Elements of Medicine: „Dass die Natur bei einem zweckmässigen Regime Krankheiten von weit anderer Grundursache, als Mangel und Ueberfluss an Erregbarkeit ist, auch durch sich selbst heile, ist dem vorurtheilsfreien Beobachter eine alltägliche Erscheinung, die aber Brown wegleugnen musste, um sein scholastisches System aufrecht zu erhalten." Ferner folgende Aussage, die in seiner Arbeit: „Ueber den jetzigen Mangel aussereuropäischer Arzneien" niedergelegt ist: „Wurden die

Armen nicht oft weit eher gesund, die keine Arzneien brauchen konnten, an eben der Art Uebel, wo der bemittelte Kranke alle Fenster voll mit grossen Arzneiflaschen besetzt hatte?"

Die Vorstellungen Hahnemann's beruhten auf genauer Naturbeobachtung und sowohl seine coetanen Schüler, als auch die heutigen Vertreter seiner Ideen wussten und wissen es, dass ihr Wirken nur dann ein wissenschaftliches genannt werden kann, wenn sie in die Vorgänge und Einrichtungen des Organismus Einsicht haben, deswegen war ihr Streben stets dahin gerichtet, die regulatorischen Relationen der Organe immer mehr kennen zu lernen.

Zu diesem Behufe trachteten sie von jeher für den Entwicklungsgang derjenigen Ausgleichsbewegungen des organischen Lebens Verständniss zu gewinnen, die sie im Gegensatz zu den Kunstheilungen Naturheilungen nennen.

Hiebei leitet sie die Ueberzeugung; dass in einer ungleich grösseren Mehrzahl der internen Fälle, wo eine medizinische Kunstheilung möglich ist, wenn sie sich naturgesetzlich vollziehen soll, dieselbe ganz und gar den Entwicklungsgang der Naturheilung inne halten muss oder wenigstens dieser nicht entgegengesetzt sein kann.

Der Heilvorgang eines solchen Krankheitsprozesses wird stets durch eine ganze Reihe von gesteigerten physiologischen Impulsen eingeleitet, die in ihrem Zusammenwirken nicht gestört werden dürfen und die abnormen Bedingungen des Zellenlebens werden unter den mannigfachsten Symptomen häufig genug nur durch diese Impulse allein ausgeglichen.

Kein Zellenbezirk, kein Organtheil, noch ein ganzes Organ entfaltet seine Thätigkeit nur für sich allein, sondern für die gemeinsame Einheitlichkeit, so dass der Organismus als Ganzes auf seine Theile und alle seine Theile, ein jeder in seiner spezifischen Art, zum Ganzen mitwirken. Darin liegt die vitale Macht der organischen Einheit.

In Würdigung dieser Thatsache gehen wir aber in unseren Deduktionen weiter und sagen: dass eine noch so geringfügige Störung des einen oder des anderen physiologischen Faktors, wie unter normalen Bedingungen der übrigen bedürfe, und zwar ungeschwächt, in ihrer vollen naturgesetzlichen Thätigkeit.

Da nun alle Krankheit eine mehr oder weniger kürzer oder länger dauernde Störung der biologischen Verhältnisse und Bedingungen ist, gegen die der Organismus entsprechend reagirt und die er auszugleichen

strebt, so kann das künstliche Heilen in den meisten Fällen nur darin bestehen, diesen reaktiven Gesundungsprozess, der, wenn er überhaupt zu Stande kommen kann, dnrch die organischen Fnnktionen selbst vollzogen wird, bewusst und richtig zu fördern nnd zu unterstützen; jeder Krankheitsprozess mnss demnach, trotz der acceptirten Krankheitskategorie und Form, individualisirt aufgefasst und die vitale Autonomie demgemäss berücksicbtigt werden. Dies gilt ebenso für die feineren molekularen Veränderungen, die als funktionelle Alterationen nur dem Bereicb der Pbysiologie zufallen und seiner Zeit von Hahnemann als dynamiscbe bezeichnet wurden, als aucb für alle materiellen Alienationen, wo zugleich der biologiscbe Cbemismus nnd die anatomische Arcbitektonik der Gewebe und Organe verändert erscbeint.

Um die autonomen Ausgleichsfactoren mit entsprecbenden arzneistofflicben Heilfaktoren unterstützen zu können, bedarf aber der Arzt der Arzneimittel und einer bestimmten Heilmittelkenntniss. Diese zu erlangen benöthigen wir gewisser Experimentalmethoden; — und sind uns auf diesem Wege solche Stoffe bekannt geworden, die unter allen Umständen auf gewisse Gewebe wirken, das heisst mit naturgesetzlicher Notbwendigkeit nnfehlbar ihre bestimmten Gewebsbeziebnngen manifestiren, sich somit als spezifisch erweisen, so werden wir mit voller Berücksichtigung der natürlichen Heilungsvorgänge dieselben in Anwendung bringen und durch die willkürliche Einschaltung von Bedingungen, die dem Naturheilgange förderlicb sind, die spontane Heilung zu einer Kunstbeilung nmgestalten.

Eingedenk der Riesenanfgabe, die wir da zu lösen haben nnd Alles, was wir bisher auf diesem Felde erarbeiteten, damit vergleicbend, ist es geradezu unbegreiflicb, wie so Manche mit räthselhafter Zuversicht beute schon von einer wissenscbaftlichen medizinischen Heilkunde sprechen können. Icb verstehe dies mit Bezug auf die interne medizinische Tberapie, denn weder die operativen Fächer, noch die Hydrotherapie, welch letztere — von den Repräsentanten der offiziellen Medizin — erst seit kurzer Zeit als boffähig erklärt wurde, können als arzneiliche Therapeutik aufgefasst werden; um aber die medizinische Therapie als eine wissensehaftlicbe bezeichnen zu können, haben wir noch eine nnabsehbare Zahl von Erkenntnissstufen zu erklimmen, anf deren Letzter keiner von den jetzt lebenden Klinikern stehen wird, denn zur Erreichnng dieses hohen Zieles wird Kronos noch viele Generationen verzehren.

Die Hahnemannianer haben dieses weite Ziel scharf im Ange nnd sie gehen in dieser Richtung den Weg ihrer Methode sicheren Schrittes weiter. Da für die internen Krankheiten eine vielfache Reihe von physikalischen und chemischen Reizen als Krankheitsursache angenommen werden muss, die seine normalen Bedingungen stören, so ergiebt sich aus dieser Voraussetzung die nothwendige Aufgabe: den Organismus, soweit diese möglich, diesbezüglich zum Ohjekt der experimentalen Forschung zu machen, nnd es bleibt nichts anderes ührig, als denselhen, wie Professor Klebs zu schreiben beliebte: als einen „Fragkasten" zu betrachten und zu benützen, aber freilich nicht nach der unserer Methode unterschohenen oberflächlichen Auffassung dieses Herrn. —

Zur Lösnng dieser Aufgabe liefern heute mehrere Methoden das Material, hier soll jedoch nur von derjenigen die Rede sein, die Sie als einen der Faktoren bezeichneten, die durch ihren chemisch-experimentellen Charakter zur Umgestaltung der Bearbeitung der Arzneimittellehre den Anstoss gaben.

Hahnemann, der die pathologischen Theorien seiner Zeit verwarf, hatte damit auch die Anwendung der Arzneimittel „ex usu in morbis" verworfen und damit wollte er grundsätzlich die Heilkunst zu einer Heilwissenschaft umgestalten, die ihre Indikationen auf experimentell am gesunden Organismus gewonnene Arzneiwirkungen basirt. Auf diesem Wege strebte er zwischen Pathologie nnd Therapie den unerlässlichen Zusammenhang herzustellen, und hediente sich behufs dieser Prüfungen der verschiedensten Stoffe, die, als differente Substanzen dem Organismus ingerirt, denselben spezifisch reizen. Da aber die kranken organischen Gewebseinrichtnngen von den gesunden in Nichts differiren, sondern sich nur die Bedingungen ihrer Existenz geändert haben, so nahm er folgerichtig an, dass jede solche Substanz unter hestimmten Verhältnissen auch dann auf dieselben Gewebe wirken müsse, wenn sie sich als krankhaft ergriffen erweisen.

Die Festsetzung des Experimentes war demnach folgerichtig gerechtfertigt, wonach die Wirkungen der am gesunden Organismus geprüften Stoffe — auch am kranken Organismus geprüft wurden.

Auf Grund der gewonnenen Kenntniss ihrer konstanten Wirkung auf hestimmte Organe und Gewehe wurden sie dann mit der Absicht der Erforschung ihrer Heilwirkung auf gewisse Krankheitsprozesse in Anwendung gebracht und erst im Falle einer unzweifelhaft erwiesenen Heilwirkung als Heilmittel bezeichnet.

Nachdem aber die erkrankten Gewebskomplexe nnd ihre Sphären je nach den verschiedenen Gewebsarten sich gegen gewisse störende Ursachen und Einflüsse, respective spezifische Reize, und zwar im ungleich stärkeren Masse gegen derartige Einwirkungen, welche speziell ihre im physiologischen Entwicklnngsgange gestörten Centra direkt treffen, ceteris paribus auch empfindlicher erweisen können, als unter normalen Bedingungen, war auch die weitere methodologische Fortsetzung des Experimentes gerechtfertigt, wonach zur Erforschung ihrer charakteristischen Wirkung an kranken Geweben, diese Stoffe in ungleich geringerer Quantität in Anwendnng gebracht werden.

Die fakultativ vertretene Hahnemann'sche Schule in Ungarn entspricht diesem Postulat durch die Benützung der sechs ersten Stufen der Dezimalskala.

Darnach enthält die

I. Stufe	= 0,1	Gramm	Arzneistoff
II.	-	= 0,01	-	-
III.	-	= 0,001	-	-
IV.	-	= 0,0001	-	-
V.	-	= 0,00001	-	-
VI.	-	= 0,000001	-	-

Diese Methode ist jener Zweig der Medizin, den Hahnemann dem Stamme derselben als spezifische Heilkunde inokulirte. Das Heilmittel soll ihr entsprechend die erkrankten Gewebe stets direkt berühren, was möglicherweise so geschieht, dass es sich oder nur seine Wirkung lokalisirt, und hierbei dieselbe entweder fortdauernd, wenn es bereits ausgeschieden ist, oder indem es als chemischer Stoff die Ernährungsverhältnisse der Zellenelemente verändert nnd dnrch Hinzutritt seiner Molekülе als nutritives Zellenmittel die Gewebsrestitution unterstützt.

Dass diese Beziehungen der Wirkung ebenso gut zwischen den Protoplasmamolekeln der Zellen, ihren Kernen nnd Kernkörperchen, als auch zwischen den entsprechenden Nachbargebieten der vital intakten Zellenterritorien stattfinden, wird kein Biolog bezweifeln. Dem chemischen Affinitätsgesetz gemäss, das den Anstausch der Molekülе regulirt, gestaltet sich sodann, je nach der spezifischen Qualität des Stoffes, die Reaktion der Zellenindividuen.

Da wir hierbei stets die den Organismus durchdringende Säftebewegung als eine der kardinalen Einheitsbedingungen des organischen Zusammenhanges, so wie den komplizirten Apparat des Nervenlebens vor Augen haben, die für das einheitliche Zusammenwirken der Zellen und ihrer Derivate den inter- und intracellularen Strom bedingen und

reguliren und somit das Material der Lebensbedingungen liefern nnd entsprechend vertheilen, fällt jeglicher Vorwurf der Einseitigkeit unserer Auffassung weg.

Die Anwendnng des cellularen Prinzips ist nnserer Methode nach eine streng biologische, wobei die Bezeichnung „biologisch" in ihrer Bedeutnng und Gültigkeit in voller Klarheit hervortritt; denn durch unsere vergleichende experimentelle, entwicklungsgeschichtliche Pathologie der künstlichen und natürlichen Krankheit erweist sich dasselbe als das gründlichste Hülfsmittel der pathologischen Physiologie und Chemie, wobei eben so gut die Pathologie der Solida, als auch ihrer Säfte mit inbegriffen ist. Von diesem Gesichtspunkte anfgefasst ist die Cellularpathologie für uns nicht blos pathologische Anatomie, sondern der allein richtige Ausgangspunkt und die Basis einer naturgesetzlichen biologischen Heillehre. Daran ändert allo Zukunft nichts und sollte die Zelle als solche in kommenden Zeiten auch mit welch immer anderem Namen belegt werden.

Hahnemann inaugurirte somit die experimentelle Arzneimittelprüfung, um die Wirkungen der Arzneistoffe im Sinne der Spezifizität kennen zu lernen nnd er war der Erste, der diese, obwohl schon vor ihm durch einige Denker postulirte Prüfungsart konsequent übte und die Elemente dieses Gedankens, wie das nach dem damaligen Stande der Wissenschaft möglich war, niederlegte. Hinsichtlich der sich aus dieser primitiven Methode entwickelten physiologischen Arzneimittellehre erklärten Sie schon vor vielen Jahren, „dass sie der Therapie schätzbare Anhaltspunkte gewähren wird, aber vorläufig nicht die Basis der Therapie bilden könne, sondern, wenn sie als ein Glied in die pathologische Physiologie eingetreten sein wird, dazu dienen kann, die praktischen Erfahrungen bei der allmähligen wissenschaftlichen Ordnnng derselben verknüpfen zn helfen." Seit dem ist diese physiologische Arzneimittellehre durch den Fortschritt der Methoden anch wirklich ein Glied der pathologischen Physiologie geworden nnd hat insoferne, als sie nur in Verbindung mit den übrigen biologischen Disziplinen wahrhaft wissenschaftliches Material zu liefern vermag, auch aufgehört, eine besondere Disziplin zn sein — ist aber gerade dadurch zum Eckstein der Medizin geworden.

Die konseqnente Pflege dieser experimentellen Arzneimittellehre gemäss des leitenden Prinzips der Vergleichung, brachte die Hahnemannianer dem Verständnisse der kausalen Spezifizität immer

näher; während die offiziellen Therapeuten trotz der später aufgenommenen induktiven Methodo, — aber ohne leitenden Grundgedanken, heute noch zwischen der symptomatischen und kausalen Spezifizität hin- nnd herschwanken. „Alles Gescheidte ist schon gedacht worden," sagt Göthe, „man muss nur versuchen, es noch einmal zu denken." Um es noch einmal denken zu können, muss man aber von der Existenz desselben Kenntniss haben.

So wurde lhrerseits sattsam darauf hingewiesen, dass alle naturwissenschaftlichen Zweige, die sich zur Wissenschaft entwickelten, diese Stufe nur durch die Pflege der vergleichenden entwicklungsgeschichtlichen Methode erreichten, und dass sie znr Konstruirung dieser Methode der entsprechenden Hülfswissenschaften bedurften; für die Pathalogie ist dies innerhalb bestimmter Grenzen anch hereits anerkannt, bezüglich der Therapie erscheinen aber die Ueberzeugnngen noch gar nicht geklärt und nichts weniger als stabilisirt; dies ist ein Grund, dass sie noch hente wie vor fünfunddreissig Jahren sich des Mottos hedienen könnten, das Sie lhrem Artikel „Ueher die Reform der pathologisch-therapeutischen Anschauungen durch die Mikroskopie," voraussetzten:

„Immer noch den alten Kohl
Kochen faule Bäuche,
Neuer Wein geziemt sich wohl,
In die neuen Schläuche."

Dass das Prohlem der Pathalogie die Erforschung der Krankheitsursachen und Bedingungen in ihren fortlaufenden Wirkungen auf den Organismus und seine Gewebe sei — und der Therapie die Aufgahe zukomme, die Kausalbedingungen zur Tilgung jener zu erforschen, ist allgemein anerkannt; — aber hinsichtlich der Methode, die zur Erreichung dieses Zieles für die Letztere nothwendig ist und dem postulirten, vergleichenden, entwicklungsgeschichtlichen Prinzip entspricht, hat mit Ansnahme der Hahnemann'schen Schule noch keine medizinische Richtung etwas geleistet.

Wenn wir den Entwicklungsgang der kranken Gewebe his in die letzten, der Beobachtung zugänglichen Veränderungeu verfolgen, erkennen wir stets die Wirknngen derselhen vitalen Impnlse, die auch unter normalen Verhältnissen thätig sind; wo Störungen und Differenzen in denselben auftreten, haben sich auf Grund eines Reizes nnr die Bedingungen derselben geändert. Die Beobachtung, Verfolgung und Bestimmungen der ahnormen Lebensvorgänge, die in Folge dieser veränderten Bedingungen entstehen, ist die Aufgabe der Pathologie. Diese

muss aber unserem Standpunkte gemäss, durch das Prinzip der Vergleichung der künstlichen, d. h. Arzneikrankheiten und der natürlichen Krankheiten, geleitet werden.

Nachdem der leitende Gedanke der Pathologie im allgemeinen erfordert, „dass der Verlauf der krankhaften Vorgänge analysirt, die Gesetze, nach welchen diese stattfinden, erforscht und wenn die Erkenntniss der Elementarvorgänge und die Entwicklung derselben klar gelegt ist, endlich auch der letzte Grund, die Ursache, zu erforschen sei;“ so ist das Prinzip unserer vergleichenden entwicklungsgeschichtlichen Pathologie folgendermaassen festznstellen: die Pathologie der künstlichen Arzneikrankheiten, die in einer Richtung hin mit einem fixen Forschungsmaterial operirt, indem sie sich gelegentlich ihrer Experimente an Thieren nnd Menschen scharf bestimmbarer und charakteristischer Arzneistoffe bedient, hat ihre Aufmerksamkeit in erster Reihe auf den durch diese hervorgernfenen Cansalimpnls des Geschehens zu richten nnd hinsichtlich der Elementarvorgänge in den Geweben ihre Erkenntniss ans der Wirknngsweise der fixgegebenen Reiznrsache abznleiten; dieser Untersuchung schliest sich sodann, im Sinne der Vergleichung parallel geübt, mit Inbetrachtnahme aller übrigen Methoden, die klinische Beobachtung der natürlichen Krankheiten an, wobei jedwede symptomatische, dem Cansalprinzip nicht entsprechende Medikation ausgeschlossen ist.

Hierdurch sollen die morphologischen, chemischen, physiologischen Veränderungen nnd Störungen der Gewebe und Organe in den entsprechenden künstlichen und natürlichen Krankheiten streng verglichen und, hinsichtlich der ersteren, ihr Entstehen aus der willkürlich gesetzten, direkt wirkenden Ursache, in entwicklungsgeschichtlicher Richtung erforscht werden.

Diesem Grundgedanken gemäss geübt, wird sodann die Pathologie zur verlässlichen Hilfswissenschaft der Therapie, denn nnr anf diesem Wege kann die Wirkungssphäre nnd Wirkungsart der Arzneimittel bestimmter begründet werden. Durch diese Art der Erforschnng der Beziehungen der Arzneimittel zn den Heilobjekten wird die Arzneimittellehre zugleich ein integrirender Theil der Naturwissenschaften.

Dass es anch für die therapentische Erkenntniss unerlässlich sei, den Entwicklnngsgang des Werdenden, das heisst die genetischen Bedingungen nnd soweit dies möglich die kansalen Momente und Gesetze, nach welchen sich die Heilungen vollziehen, zn kennen, sollte von jedem Therapeuten sattsam erkannt sein.

Dieses biologische Postulat wird jedoch heute noch wenig beachtet. Die Physiologie lehrt uns diesbezüglich, dass die Reaktionsbefähigung der Gewebselomente, die die Assimilation und Elimination regulirt, wonach von den Zellen die dem Organismus nothwendigen homogenen Stoffe nach natnrgesetzlichen Verhältnissen aufgenommen, verbrancht und in ihren regressiven Formen ausgoschieden werden, sich nicht nur auf die den Aufbau, die Erhaltung und normale Fnnktion hedingende Stoffanfnahme beschränkt; sondern dass sie sich auch auf die dem Organismus ingerirten heterogenen, differenten Stoffe erstreckt, wonach derselbe auch diese, je nach ihrer verschiedenen Reizwirkung, nnter bestimmten Reaktionserscheinungen, d. h. charakteristischen Symptomen auszuscheiden strebt. Ohne diese antonome, spezifische Reaktionsbefähigung der Gewebe könnte die physiologische Grenzo des normalen Lebens unmöglich aufrecht erhalten bleiben und auf ihren verschiedenen Reizbarkeitsgraden beruht die unendliche Stufenreihe der organischen Praedisposition.

Die Ausscheidung der die normalen Lebensbedingnngen störenden Stoffe geht nach der Reizbarkeit der Gewebselemente, der Qnalität und Quantität des reizenden Stoffes, unter mehr oder weniger stürmischen Reizerscheinungen einher, die, je nach der Intensität der reziproken Wirkungen, entweder vorübergehende morphologische Veränderungen, oder mehr weniger bleihende oder aber gar nicht restituirbare Gewebsläsionen bewirken.

Zum Ausgleich der rein funktionellen Reizungen genügt wahrscheinlich die volle Summe der vorhandenen Gewebselemente und die Elimination des differenten Stoffes vollzieht sich innerhalb der Grenzen dieser. Die physologische molekulare Restitution geschieht somit den normalen Verhältnissen gemäss, wonach in der Anordnnng der Protoplasmamoleküle nur eine vorübergehende Veränderung stattfindet. Während bei den nntritiven Reizen geringeren Grades in den Ausgleichsvorgang schon neue Elemente herangezogen werden und die verbrauchten durch die formative Restitution ersetzt werden; wonach sich das Verhältniss der Protoplasmamolekñle insofern ändert, als die Verbrauchten, regressiv modifizirten Elemente, durch den Znfluss neuer ersetzt werden.

Die Reizungen noch höheren Grades gehen schon mit Zerstörnng der Alten nnd einem hyperplastischen Ersatz der Verbrauchten einher; während noch intensivere Wirkungen sogar die Zerstörung der zum Ausgleich herangezogenen nenen Gewebselemente bewirken.

Die Grade der Reizzustände erscheinen somit je nach der biologischen Grundlage des Zellenlebens und des krankmachenden Stoffes sehr verschieden.

Die einfache Reizung der Parenchymzellen, der differenzirten Zellenderivate, die funktionelle Hyperaemie, die reaktive, konsekutive Reizhyperaemie, die einfache Entzündung, die reaktive Entzündung mit konsekutiver Hyperplasie, die leichten Funktions- und Ernährungsstörungen und jene mit destruktivem Charakter, die aber immer erst eintreten, wenn die vitale Reaktion vernichtet ist, erscheinen uns als ebenso viele Abstufungen verschieden intensiv wirkender Reizzustände, die sich nach der Dauer und Intensität, oder dem spezifischen Charakter des Reizes graduell einstellen.

Das positive Material der Erkenntniss für diese Thatsachen liefert uns einestheils die Arzneimittellehre der Hahnemann'schen Methode, die Toxikologie und die jetzt schon in methodischer Weise geübte experimentale Pharmakologie der Staatsmedizin, sodann die pathologisch-anatomischen und histologischen Befunde derjenigen Obduktionsobjekte, deren klinisch beobachtete Krankheitsprozesse im Entwicklungsgange ihres natürlichen Ausgleichs durch keine symptomatische Behandlung gehemmt wurden und somit in dieser Richtung entwicklungsgeschichtlich genau verfolgt und studirt werden können; und endlich die Obduktionsobjekte derjenigen Krankheitsprozesse, wo die physiologischen Gewebs- und Organ-Kompensationsbedingungen durch symptomatisch-therapeutische Eingriffe gestört und der in seiner naturgesetzlichen Aktion durch längere Zeit gehemmte biologische Apparat die Kompensation auf Umwegen zu Stande zu bringen strebte.

Das reichhaltigste und am leichtesten zugängliche Material für diese Erkenntniss liefert uns aber die streng-kritisch vergleichende Beobachtung der Heilungsvorgänge der symptomatischen und physiatrischen Behandlungsart.

Aus dem hier Dargelegten geht hervor, wie limitirt sich das Urtheil derjenigen erweist, die da glauben, dass mit Ausnahme der selbsteigenen alle übrigen Methoden zu ignoriren seien.

Um für das therapeutische Vorgehen eine reale Grundlage zu gewinnen, soll somit unserer Methode nach das Zustandekommen der Krankheitsvorgänge, ihre Ursache und Folgezustände durch die gewonnene Kenntniss der Arzneimittelwirkungen an möglichst gesunden und unter konstanten, normalen Verhältnissen sich befindenden Menschen und Thierorganismen erforscht werden; hierbei sei jedoch bemerkt, dass

die Thierversuche unsererseits nur zur analogen Bestätigung der am Menschenorganismus gewonnenen Resultate verwerthet werden; da sie keine verlässliche Induktion für therapeutische Indikationen gewähren, werden sie nur ihres ergänzenden Werthes wegen als wichtig beachtet.

Dass diese Prüfungen sowohl mit grösseren, als auch relativ kleineren Mengen vorgenommen werden, ist selbstverständlich, denn die in jeder Hinsicht charakteristische Wirkungsart der Stoffe kann nur aus einer stufenweise ansteigenden Reihe von Versuchen ermittelt werden; dass überdies alle ihnen zukommenden Symptome bei gesunden Individuen reiner und ungetrübter zum Vorschein kommen, als dies bei ihrer Anwendung in kranken Individualitäten möglich ist, wo sich dieselben mit den Symptomen des Krankheitsprozesses vermischen und dadurch an Klarheit und Bestimmtheit verlieren, ist selbstverständlich.

Da aber alles Wissen nur auf empirischem Wege erworben werden kann, müssen auch die aus den Prüfungsresultaten zu abstrahirenden Schlüsse auf streng methodisch-empirischer Basis beruhen und das Gebiet der anschaulichen Thatsachen nach allen Richtungen ausgenützt werden. Als Wegweiser auf diesem Gebiete dient den Hahnemannianern das vielfach missverstandene Aehnlichkeitsprinzip, das übrigens auch nicht a priori konstruirt, sondern aus einer Menge bereits vorgefundener Thatsachen und sorgfältig wiederholter Beobachtungen abstrahirt wurde. Durch dasselbe soll die spezifische Wirkung der Arzneistoffe erforscht und gefunden werden. Da dieses spezifische Kausalprinzip die Anwendung der Heilmittel nicht gegen einheitliche, starre Krankheitsformen, sondern je nach dem Erwicklungsgange der Krankheitsphasen in auf- und absteigender Linie erheischt, so fällt der Vorwurf einer ontologischen Vorstellung weg. Demnach wird die Wahl der Heilmittel, je nach ihren genetischen Verlaufsstadien der Krankheitsprozesse erwogen und festgestellt und dies bestimmte mich, die ursprüngliche apophthegmatische Fassung des Aehnlichkeitsprinzips, das heisst das Schiboleth: „Similia Similibus“, dem heutigen Standpunkt der pathologischen Erkenntniss gemäss neu zu formuliren. Demnach lautet es: Nach der induktiv-empirischen Hahnemann'schen Methode werden gemäss der entsprechenden genetischen Phasen der inneren Krankheitsprozesse solche Arzneimittel in Anwendung gebracht, die im kranken Organismus dieselben Gewebe spezifisch berühren, in welchen sie, dem gesunden Organismus ingerirt, ähnliche anatomisch-physiologische Veränderungen hervorzurufen vermögen. —

Mit den Fortschritten des pathologischen und physiologischen Wissens erwies sich das Aehnlichkeitsprinzip seiner Form nach wohl als wechselnder Begriff, — dabei entwickelte sich aber seine Bedeutung stets bestimmter nnd präziser. In dem Verhältnisse, als sich aus der ontologisch-teleologischen die pathologisch-anatomische und aus dieser die cellulare und physiologische Auffassung entwickelte, erhielt auch sein Inhalt stets eine klarere und umfassendere Bedeutung, wodurch es entschieden an Werth und Berechtigung immer mehr gewann, und heute in obiger Fassung von Niemandem mehr als eine Phrase bezeichnet werden kann.

In der unrichtigen Auffassung dieses Prinzips liegt der Grund, warum man sich in der Beurtheilung seines Werthes Generationen hindurch so arg täuschte.

Dass Hahnemann die pathologischen Theorien seines Zeitalters verwarf, müssen wir natürlich finden, ebenso erklärlich wird es uns erscheinen, dass seine, statt jener anfgestellten Interpretationen der pathologischen Vorgänge desgleichen nicht befriedigen konnten.

Würde Hahnemann schon damals einen den heutigen Fortschritten der Pathologie adäqnaten Standpunkt gefunden haben, so würden sich seine Reformbestrebnngen diesen gemäss wesentlich modifizirt gestaltet haben. Sie hätten sich im selben Verhältniss anders geäussert, als sich die Gesammtmedizin seither in transitorischen Phasen änderte. Das bleibt ihm aber unbestritten, dass er den kommenden Geschlechtern sowohl im Felde der Pathologie, als auch der Therapie die Anregung zur Pflege der experimentalen Forschung gegeben hatte, woraus sich schliesslich für alle Zeiten die Erkenntniss entwickelte, dass alle Wirkungen der Arzneimittel als physiologische aufzufassen seien und dass man, um eine naturgesetzliche Heilwissenschaft begründen zu können, vor allem diese zu erforschen habe. Die vergleichende pathologische Morphologie und Chemie, die experimentelle Pathologie, die pathologische Physiologie nnd Toxikologie erwiesen sich im Laufe der Zeiten als nothwendige Hülfswissenschaft dieser primitiven Arzneimittellehre, sie ergänzen sie und bestimmen je nach ihrer Nutzanwendung ihren Werth.

Das Material für pharmakologische Erkenntniss muss demnach mittelst verschiedener Hülfsmittel und worauf es besonders ankommt, nach verschiedenen Methoden nnd leitenden Ideen gewonnen werden. Durch die auf diesen verschiedenen Wegen gefundenen Kenntnisse wird sich die pathologische Diagnostik immer mehr verfeinern und der kausale Zusammenhang der pathologisch-physiologischen Vorgänge stets klarer erfassen lassen.

Die Arzneimittellehre ist somit im Einklang mit allen diesen Disziplinen zu kultiviren, aus ihr wird sich sodann eine naturgesetzliche Heilwissenschaft herausbilden lassen.

Die Grundsätze des Denkers, denen gemäss hierbei zu operiren ist, sind wohl objektiver Natur, die Methoden der Erkenntniss werden aber immer objektiver Art bleiben; und da die Erkenntniss das Produkt vieler Faktoren ist, so ist es natürlich, dass sich bei den diesbezüglichen Denkoperationen die Institution, Induktion und Deduktion, je nach den individuellen Anlagen des Denkers, in den verschiedensten Verhältnissen geltend machen wird.

Wie sich nun bei der einheitlichen Benutzung dieser verschiedenen naturwissenschaftlichen Disziplinen und der Nutzanwendung der aus denselben gewonnenen Thatsachen, in Beziehung ihrer Resultanten, der verbindende Gedanke bethätigt, das charakterisirt das leitende Prinzip der Methode.

Aus der im Sinne Hahnemann's gepflegten experimentellen Methode der vergleichenden Pathologie der künstlichen und natürlichen Krankheiten, fliesst aber das Korrelat: dass die Bezeichnung „Homöopathie" unmöglich auf die sich aus dieser Pathologie herausbildende Heilmethode beziehen kann. Der Begriff „Homöopathie" kennzeichnet nur die Methode der Pathologie derjenigen Therapeuten, die der Heilkunde durch diese Forschungsart eine biologische Forschungsart zu schaffen bestrebt sind.

Unser Heilverfahren ist ein induktiv-empirisches und darum tragen die Heilmittel unserer Schule nicht den ephemeren Charakter an sich, der jenen der offiziellen medizinischen Therapie eigen ist. Diese finden von Zeit zu Zeit eine allgemeine Anwendung und machen einen modeartigen Cours durch; die Werthbestimmung derselben entwickelt sich nicht, wie eine allmälig sich entfalteude Kraft, die sich nach fortschrittlich induktiver Methode ihre Bahn bricht, sondern sie ist zumeist nur das Resultat einer persönlichen Autoritäts-Deklaration, wonach periodisch immer wieder nur Mittel in Gebrauch kommen, deren Wirkungsart dem eben herrschenden pathologischen Gedankengang theoretisch angepasst wird. Aber auch die Resultate dieser verschiedenen Entwicklungsarten der Erkenntniss sind sehr abweichend. Erfüllt sich die Erwartung der Wirkung des Mittels in unserem Sinne nicht, so haben wir im günstigen Falle eine beobachtete Naturheilung mehr zu verzeichnen; und die vergleichende Therapie lehrt und zeigt, ob wir hinsichtlich der Erfahrung

einer Mittelwirkung der offiziellen Therapie in derselben Krankheit einen positiven oder negativen Werth desselben zu verzeichnen haben.

Erwiese sich die Wirkung eines Mittels der offiziellen medizinischen Therapeuten kausal wirksamer als das unsere, so würden wir dies offen und laut anerkennen und darnach verfahren; die Erfahrung lehrt aber zumeist, dass durch die symptomatische Wirkungsart dieser Mittel die organischen regulatorischen Faktoren eher gehemmt als gefördert werden. Unserer Methode gemäss gehen wir somit im Wege der Induktion konsequent weiter, bis uns aus den durch die experimentelle Arzneimittellehre gewonnenen Resultaten die auseinander abgeleiteten Erscheinungen der pathologischen Physiologie, Chemie und Morphologie für unsere Mittelwahl verlässlichere Anhaltspunkte bieten. Da wir aber hierbei stets vor Augen haben, dass unsere Indikationen bei der lückenhaften Kenntniss der inneren Beziehung unserer Arzneistoffe zu den auszugleichenden Krankheitsvorgängen häufig genug nur einen problematischen Werth haben können und nach Anwendung derselben, hinsichtlich der Annahme von Heilerfolgen, auch die Fehlerquellen berücksichtigen, welche die Bildung voreiliger Schlüsse bedingen, so kommt es uns nicht in den Sinn, unsere Indikationslehre für alle Umstände als eine unantastbar autoritative hinzustellen.

Das Erkenntnissmaterial der unsererseits angestrebten differentiellen Gewebspathologie und der sich darauf basirenden differentiellen Gewebstherapie ist noch viel zu spärlich, um schon jetzt aus demselben eine nach allen Richtungen hin wissenschaftliche Therapie konstruiren zu können; aber es ist nicht zu bezweifeln, dass sich auf Grund der noch weiterhin fortschrittlich verbessernden Methode eine spezifisch-kausale Cellulartherapie wird gestalten lassen.

Wir wollen also nicht behaupten, dass wir schon heute, aus den morphologischen Veränderungen der Gewebe, wie sie sich unter dem Mikroskope zeigen, oder aus den pathologisch-physiologischen Zeichen, wie sie sich als gestörte Funktionen kund geben, und endlich aus den biochemischen Störungen, so weit sich dieselben bestimmen lassen, unter allen Verhältnissen unbedingte Schlüsse zu ziehen berechtigt sind; aber soweit sie hinsichtlich ihres inneren Zusammenhanges, durch die biologische Analyse zu kombiniren sind, können sie in Bezug mancher Heilindikationen schon heute werthvolle Anhaltspunkte bieten.

Positive Beweisgründe dafür, dass sich der Heilvorgang thatsächlich immer unserem Prinzip gemäss vollziehe, sind wir nicht durchwegs aufzubringen im Stande, unsere klinischen und praktischen Erfolge und Erfahrungen unterstützen aber oft genug diese Annahme.

Digitized by Google

Darum steht es für unsere Schule fest, dass das Aehnlichkeitsprinzip das Wirken des Therapenten bestimmter zu leiten vermag.

Dabei vergessen wir nicht, das wir trotz der bedeutenden Fortschritte im Felde der Pathologie durch voreilige Schlüsse noch immer die Beute doktrinärer Vorurtheile und dogmatischer Denkart werden können. Darum ist vor Allem anznerkennen, dass es sehr viele Heilungen giebt, die nicht unter dieses Prinzip zu rungiren sind, und eine gewaltsame Einzwängung derselben in seinen Rahmen die Unklarheiten nnr mehren nnd den Fortschritt beschränken würden.

In Ermangelung gründlicher Einsicht in die feineren Lebensvorgänge müssen wir offen eingestehen, dass das Aehnlichkeitsprinzip hinsichtlich seiner praktischen Verlässlichkeit und Verwendbarkeit für viele Fälle nur als relativ gültig zu bezeichnen ist nnd erklären feierlichst, dass es unstatthaft wäre, dasselbe als obersten Grnndsatz hinzustellen, von dem alle Forschung und Betrachtung anszngehen hat.

Wenn dies die Doktrinäre nicht unerkennen wollen, so ändert dieser Glaube an der Sache Nichts. Man muss der Wahrheit vertrauensvoll in das Auge schauen nnd ihr Blick wird zur lichtspendenden Leuchte. Die Biologie, die nus unverfälschten und vorurtheilsfreien Beobachtungen die vitalen Gesetze, die ihr als Normen zur Beurtheilung der Lebensvorgänge dienen sollen, zu erforschen strebt, bedarf keiner imaginären Stützen.

Nach all dem Dargelegten kann aber nicht bezweifelt werden, dass das Aehnlichkeitsprinzip für das Gesammtgebiet der Lebenslehre von grösster Wichtigkeit ist; denn streng geprüft, möglichst scharf nnd klar bestimmt, führt es uns im Wege des Experimentes immer tiefer in die Arbeitsstätten des Lebens, wodurch sich unser Verständniss für die vitalen Gesetze immer exakter gestalten muss. Daraus geht hervor, dass ein Arzt von Heute, der seine medizinische Bildung für maassgebend betrachtet wissen will, ausser dem, was ihm die offizielle medizinische Schule lehrt, anch in der Hahnemann'schen Methode versirt sein muss. Ja es muss unverhohlen ausgesprochen werden, dass bei ganz gleichen Studien bis zur Therapie, derjenige Arzt, welcher von da an, auch noch die Arzneimittellehre dieser kultivirte, in praktischer Beziehung demjenigen weit überlegen sein wird, welcher nur die medizinische Therapie der Staatsmedizin von Hente kennen zn lernen Gelegenheit hatte. Darum wäre es geboten — dass die offiziellen medizinischen Therapeuten endlich einmal an die Grundprinzipien der Hahnemann'schen Reform anknüpften, denn bis diese Anknüpfung

nicht vollzogen ist, kann von einer Klärung der medizinisch-therapeutischen Anschauungen nicht gesprochen werden.

Im Jahre 1847 schrieben Sie folgende Worte: „. . . . . die einzige Möglichkeit einer dauernden Umstimmung der öffentlichen Meinung kann meines Erachtens nur in einer genügenden Bearbeitung der Therapie vom empirischen Standpunkt und in einer allgemeinen gründlichen Ausbildung der Aerzte gefunden werden. Der Arzt wird dann zugleich helfen und belehren und es wird nicht mehr vorkommen, dass von einer Heilmethode, wie die Hydrotherapie, die in eigenen grossen Anstalten und mit oft sichtbarem Erfolge geübt wird, kein Hospitalarzt, kein Kliniker Kenntniss nimmt, noch weniger einen Schritt thut, um die prätendendirten Erfahrungen der Wasserdoktoren zu prüfen und für die Wissenschaft zugänglich zu machen! denn das Beharrungsvermögen (vis inertiae) und der Fortschritt schliessen sich aus."

Diese Worte der objektiven Unbefangenheit leuchteten zu jener Zeit wie eine erquickende Oase aus dem unabsehbaren Sandmeere der Vorurtheile hervor; wie grell kontrastirten mit dieser Ihrer Ueberzeugung die Anschauungen eines Griesinger! Wer das Recht hatte, das lehrte die Zeit. Heute ergeht es den Hahnemann'schen Prinzipien nicht besser.

Möge es zum Wohle Aller, bald anders werden.

Hinsichtlich der Ihrerseits gemachten Bemerkung über die wahrscheinliche Unterstützung der wissenschaftlich-gegnerischen Bestrebungen der Thierschutzvereine durch die „Homöopathen", muss ich noch bemerken, dass die wissenschaftlichen Vertreter der Hahnemann'schen Methode aller Orts, und die fakultative Vertretung dieser Richtung in Ungarn, im sentimentalen Kulturkampf um das Thierleben, stets in den Reihen Derjenigen stehen werden, die den drohenden Zumuthungen und Absichten der Thierschutzvereine, wodurch die Naturwissenschaft beeinträchtigt werden könnte, mit aller Energie entgegen zu treten sich berufen fühlen; so erheischt es das Prinzip unserer Methode und der eminent naturwissenschaftliche Geist der Universität in Budapest. Doch wird es bei uns zu diesem Kampfe nicht kommen, denn unser Thierschutzverein hat in seinen Bestrebungen und Aufgaben nur den praktischen Standpunkt vor Augen und ist bei dem gesunden Gedankengang seiner Mitglieder weit davon entfernt, auf Grund eines Afterhumanismus die Wissenschaft schädigen zu wollen.

Budapest, den 7. November 1882.

Prof. Dr. v. Bakody.

Digitized by Google

Mittheilungen
aus der
englischen und amerikanischen Litteratur.

Von Dr. Fischer, prakt. Arzt in Berlin.

New-York Medical Times. Juli-Heft 1882.

Neue Methode bei angewachsener Nachgeburt. Dr. J. Feld berichtet, dass er in sechs Fällen von angewachsener Placenta die Franen gerettet habe durch Einpumpen von kaltem Wasser dnrch die Nabelschnur. In einem Falle hatte die Patientin Konvulsionen, als die Nachgeburt abging.

Lawson Tait erklärt: „Beim nächsten Fall von Peritonitis, zu dem ich gerufen werde, welcher Art sie auch sein mag, — selbst bei der puerperalen — werde ich den Bauchschnitt anrathen und ausführen, wenn es gestattet wird, werde die Höhle reinigen und drainiren.“*)

Dr. Barnes meint, dass die Augenentzündung Neugeborner nicht immer verursacht wird durch den Kontakt mit den Sekreten der mütterlichen Wege während der Geburt. Er erwähnt einen Fall aus eigner Praxis, wo das Kiud mit unzerrissenen Eihäuten geboren wurde und doch Ophthalmie eintrat. Ferner erwähnt er einen von Veit berichteten Fall, wo die Krankheit bei einem Kinde erschien, das durch deu Kaiserschnitt zur Welt kam. Dr. Barnes glaubt, dass der Gebrauch von nnreinen Schwämmen, schmutziger Leinwand, Handtüchern etc. die Krankheit hervorbringen kann. — Brit. Med. Journ.

Convallaria majalis wird von Dr. Troitsky in St. Petersburg als wirksames Mittel bei allen Herzkrankheiten, ganz besonders bei Insufficientia mitralis empfohlen. Bei derartigen Kranken, die unfähig sind, Körperbewegung ohne Palpitation und Dyspnoë zu machen, die ferner ausserordentlich reizbar und erregt sind, wird ein Esslöffel voll des Infusum der Blumen (10 gran auf 6 Unzen Wasser) zweimal täglich, den Organismus beruhigen und die Dyspnoë beseitigen. Hahnemannian Monthly.

Prüfung von Grindelia squarrosa. — Dr. Bundy (Med. Eclectic) berichtet folgendes:

*) Ein sehr radikales Mittel. Wir würden doch jedenfalls vorerst unsere bewährten innern Mittel vorziehen. Die Redaktion.

„Abends um 7 Uhr fing ich an einen Theelöffel voll der Tinktur zu nehmen. Nach einer halben Stunde nahm ich einen zweiten und begann eine schreckliche Vollheit in meinem Kopf zu fühlen. Diese hielt 15 Minuten an, als ich Schmerz empfand in meinem linken Auge und dem rechten Kniegelenk, genau wie bei akutem Rheumatismus. Der Schmerz im Knie liess erst nach einer halben Stunde nach, und nun nahm ich den dritten Theelöffel voll. Der Schmerz im Auge wurde äusserst intensiv; die Pupille stark erweitert; es vergingen zwei Stunden, ehe das rechte Auge affizirt wurde, aber nun wurde meine Qual verdoppelt. Zu derselben Zeit, als das rechte Auge affizirt ward, ergriff ein unerträglicher Schmerz die ganze Leber- und Milz-Gegend und zwar so heftig, dass ich nicht einen Augenblick still liegen konnte und die Ueberempfindlichkeit an der schmerzhaften Stelle war mit Nichts zu vergleichen, als mit der des akuten Rheumatismus. Mit einem fest um den Kopf gebundenen Tuch und warmen Umschlägen über Leber und Milz verbrachte ich die schrecklichste Nacht meines Lebens in der Ueberzeugung, dass ich Hirn-, Leber- und Milz-Entzündung hätte. Der Schmerz in den Augen war in den Augäpfeln und lief direkt zum Gehirn und die Augen zu dehnen oder zu bewegen war eine Qual. In der That, der Schmerz, durch das Mittel hervorgebracht, wo immer er sich zeigte, war der des Rheumatismus — Schmerz mit Ueberempfindlichkeit. Die Conjunktiva war merklich injizirt und das Auge bot den Anblick, wie bei Hirnkongestion. Der Schmerz in den Augen, zusammen mit der Ueberempfindlichkeit, währte drei Tage. Die Wirkung des Mittels auf das Nervensystem ist augenscheinlich. In starker Dosis gegeben, beeinflusst es den Sehnerv und in kurzer Zeit das Vagus-Paar und scheint die Respiration zu unterbrechen. Die Unterbrechung der Respiration war so gross, dass sie den Schlaf hinderte, wenn der Schmerz es nicht that. In dem Augenblick, wo ich einschlafen wollte, drohte auch die Athembewegung anfzuhören und ich konnte erst weiter athmen, als ich durch das Erstickungsgefühl wach geworden war, das durch Aufhebung der Respiration entstanden war."

Das American Institute of Homöopathy hielt seine 35. Sitzung in Indianopolis vom 13. bis 17. Juni 1882 ab, aus den verschiedenen Sektionen ist Nachstehendes zu erwähnen:

In der Sektion für Materia medica gab Dr. H. N. Guernsey folgende Notizen:

Acetic. acid. — Ungeheurer Durst, grosse Menge hellen Urins

und innerliche Schwäche sind die konstantesten nnd charakteristischen Symptome dieses Mittels. In Diahetes, wie oben gezeichnet, ist dies Mittel mein Hauptverlass. In Myelitis mit obigem Charakter, hesonders wenn der Patient auf dem Bauche liegen muss, nm den Rückenschmerz zu lindern. Krehsaffektionen des Magens; viel Brennen und Angst, Erbrechen aller Speisen mit intensivem Durst etc. wie oben.

Aconitum nap. — Dies Mittel soll selten, wenn überhaupt, angewendet werden bei einem Kranken, der sein Leid philosophisch trägt oder ruhig und gefasst leidet, wenn sein Fieher auch noch so gross ist; auch nicht, wo Betäubung, Stupor oder Unempfindlichkeit vorhanden; auch nicht, wenn der Kranko sich ruhig verhält; auch nicht, wenn Benlen oder Znckungen in den Muskeln zugegen, gleichgültig, wie hoch das Fieber ist. Ich sage, ohne die charakteristische Ruhelosigkeit von Aconit, ohne fortwährendes Bewegen, Umherwerfen, Seelenangst etc. wird Aconit nicht seine höchste Wirksamkeit entfalten. Und ferner, wenn so indizirt, wird Aconit allein es thun, ohne Wechsel mit anderen Mitteln.

Ehenso, wie auf die Wahl des Mittels, kommt es auf die Methode der Verahreichung an. Ich weude die Mittel nie unter der 30. Potenz an und wiederhole die Gabe nie öfter, als drei Mal in Zwischenräumen von 12 Stunden, und warte sechs Tage die Reaktion ab. Ich hin ganz überzeugt, nun nach einer Erfahrung von 40 Jahren, dass es schlechter ist, als Nichts zu thun, wenn man die Gabe wiederholt, so lauge, als irgend ein Zeichen von Besserung in dem Allgemeinbefinden des Kranken vorhanden ist. In der That, wenn wir zu früh wiederholen, gehen wir oft der Hauptwirkung des Mittels verlustig.

Bei der Diskussion sagt Dr. W. E. Owens, Cincinnati: Aceticum acidum wird in klinischen Fällen sehr arg vernachlässigt. Es hat in seinen pathogenetischen Wirkungen die Tendeuz zu desorganisiren oder die Epidermis oder das Epithelium zu zerstöron, eine Tendenz, dem Epithelioma ähnliche Verhältnisse zu schaffen. Ich habe es angeweudet in einigeu gut beobachteten Fällen dieser Krankheit, wo die Krauken als unheilbar anfgegehen waren, und habe sie mit Erfolg behandelt. Ein Fall betraf den inneren Winkel des linken Auges und erstreckte sich bis zur Stirn mit einer Aushuchtung von 1 1/2 Zoll Tiefe, nud das ganze Leiden wurde in drei Monaten beseitigt.

In einem anderen Fall, wo die Brustwarzen ergriffen waren, wurde Aceticum acidum hypodermatisch angewendet. Eine junge Damo von 18 Jahren hatte diese Affektion an der Brustwarze; dies war vor 10 Jahren.

Sie ist jetzt verheirathet, hat zwei Kinder nnd nährte sie beide. Eine krebsige Verhärtung der Brust, die fünf Monate in Behandlung war, ist kürzlich ganz geheilt.

Das Mittel wurde in diesen Fällen innerlich in der zweiten Dezimalverdünnung angewendet und in verdünnter Form hypodermatisch, indem die Einspritzung direkt in das Krebsgewebe gemacht wurde. Das Mittel gehört zu den antiseptischen Agentien. Brennende, stechende Schmerzen sind charakteristisch für diese Arznei, aber das Brennen ist nicht so intensiv, wie bei Arsenik.*)

In der Sektion für klinische Medizin trug Dr. E. A. Farrington einige interessante Fälle vor.

1) Ein Fall von Herzhypertrophie mit Insufficientia mitralis; allgemeines Anasarca; Unmöglichkeit zu liegen; arge Dyspnoë. Die Oberfläche des Körpers blauroth gefleckt. Puls schnell und intermittirend. Die Herzschwäche, Bläue der Haut nnd Dyspnoë beim Versnch zu schlafen, indizirten Lachesis, welche, in 5. Potenz gegeben, auf Monate grosse Erleichternng schaffte.

2) Ein Patient, 72 Jahr alt, der viele Anfälle von Pericarditis erlitten hatte, einen Pnls von 130 bis 150, Dyspnoë und allgemeines Anasarca mit Hydrothorax. Der Puls war seit 10 Monaten nie nnter 130 nnd stieg oft zu 160 bis 170 in der Minnte. Ant. tart. wurde mit schlagendem Erfolg gegeben gegen folgende Symptomengrnppe: Husten, Schläfrigkeit, Uebelkeit mit weissgerändeter Zunge; dem Husten folgt immer Gähnen, Urin spärlich. Der Pnls fiel 20 bis 30 Schläge bei diesem Mittel und die seröse Ergiessung schwand gänzlich und der Nachlass der Beschwerden dauerte Tage und Wochen.

Digitalis wurde gegeben und erleichterte folgende Gruppe: Dyspnoë beim Versuch zu schlafen, Erwachen mit Luftschnappen oder mit dem Gefühl des Fallens; Angstgefühl oder Uebelkeit im Epigastrium; blaue Lippen; ängstliche Gesichtsausdrücke. Dies Mittel entfernte fast vollständig die Wassersncht und vermehrte die Urinsekretion. Lanrocerasus leistete gute Dienste unter folgenden Umständen: livides Gesicht, Augen hervorgeqnollen wie bei einem Erdrosselten; das Athmen keuchend und der Patient genöthigt, fortwährend nach dem Herzen zu greifen.

Hühnerangen zu entferneu. Man sättige ein kleines Stück Watte mit Alkohol, lege dies eine Minute lang anf das Hühnerauge,

*) Soll der Patient dies angeben? Anmerknng der Redaktion.

trenne dann mit einem scharfen Scalpell oder Messer sorgfältig das Hühnerauge von den gesunden Geweben los, was leicht geschieht, wenn man das Messer geschickt handhabt und mit einer Zange sanft zieht, so lange die Theile mit Alkohol durchfeuchtet sind. Wenn der Alkohol während der Operation eintrocknet, legt man wieder gesättigte Baumwolle auf und dies wird nochmals während der Operation wiederholt werden müssen. Der Alkohol mindert nicht nur die Empfindlichkeit der Theile, sondern erleichtert auch die Trennung des harten Hühnerauges von den gesunden und zarten Geweben. So heilt man und zwar ohne einen Tropfen Blut zu vergiesseu oder einen andern Schmerz zu erregen, als den beim Herausziehen des Hühnerauges mit der Zange. Hat man eine Ecke herausgehoben, so ist es, als ob man ein Heftpflaster entfernt. Amerikan. Med. Journ.

Behandlung der Nachgeburts-Hämorrhagie (Lyon Med. Boelz of Tokis, Japan.) Die von dem Autor vorgeschlagene Methode hat vor alleu anderen bekanuten Mitteln den Vorzug, dass sie sehr einfach und, wie es scheint, sehr wirksam ist. Sie besteht darin, dass man die Vagina mit der geballten Faust tamponirt, während man mit der andern Hand die Labia majora wie eine Manschette fest um das Handgelenk andrückt, so dass kein Tropfen Blut ausfliessen kann. Während desseu komprimirt ein Assistent deu Uterus von oben nach unten durch die Bauchwand, oder drückt die Vulva um das Handgelenk des Operateurs, während dieser mit der freien Hand den Uterus komprimirt. Die Methode ist einfach, schnell, kaun in allen Fälleu angewendet werden und scheint in der That von grosser Wirksamkeit zu sein. Beigegeben sind Berichte über zahlreiche Fälle.*)

Prophylaxis der Hundswuth. — In New York Medical Journal and Obstetrical Review, November 1881, bespricht Dr. L. L. Dorr aus San Francisco die Aetiologie der Hydrophobie mit besonderer Rücksicht auf klimatischen Einfluss. Die Pacificküste von Amerika, bemerkt er, bietet einige besondere Züge in Bezug auf diese Krankheit; von der Behringstrasse bis zum Kap Horn, behauptet er, ist kein beglaubigter Fall von Rabies bekannt geworden. Zur Unterstützung dieser Behauptung führt er Beweise an, denen man grosses

*) Das wäre eine einfache Tamponade der Vagina, bei der die Blutung immer noch nach innen eine sehr beträchtliche und gefährliche sein könnte, namentlich bei schlaffem, atonischem Uterus. Ein zweifellos besseres Mittel ist die heisse Intrauterininjection. Windelband.

Gewicht beilegen muss. Er weicht demnach von der gewöhnlichen Meinung ab, dass das Klima keinen Einfluss auf diese Krankheit habe. Ein Beweis von der Macht des Klimas an der amerikanischen Pacificküste, den Ausbruch der Rabies zu verhüten, kann leicht erbracht werden, führt er aus, dadurch dass mit grosser Wahrscheinlichkeit Hunderten von Menschen, die keine andere Hoffnung haben, segensreiche Hülfe geleistet werden kann. Die Inkubationsperiode ist in vielen Fällen so lang, dass viele Hunde, die von einem als wuthkrank bekannten Hunde scheusslich gebissen wurden, dahin geschickt werden könnten unter Aufsicht und eingesperrt beobachtet werden, bis zum äussersten Zeitpunkt des Ausbruchs. Oder ein praktischerer Weg kann der sein, dass eine Anzahl von den vielen Menschen, die jährlich von tollen Hunden in den östlichen Staaten und in Europa gebissen werden, an diese Küste gehen und dort bleiben, bis die äusserste Grenze der Möglichkeit überschritten ist; sie mögen sich einen Ort aussuchen von Kap Horn bis zur Behringstrasse, am liebsten jedoch Kalifornien, wo sie Abwechselung im Klima haben und in steter Verbindung mit allen Theilen der Welt sind. Wenn der Patient Kenntniss von diesen Thatsachen hat und gegründete Hoffnung, der Krankheit zu entgehen, so kann dies möglicherweise einem Anfall vorbeugen, und tritt dieser dennoch ein, so kann die Krankheit durch das Klima so modifizirt werden, dass sie der Heilung zugänglich wird.

Referate aus auswärtigen Journalen.

Von Dr. **Hafn**, prakt. Arzt in Herrnhut.

Ueber die homöopathische Behandlung des Trauma.

Von Dr. **Bernard de Mons.**

Meist wird bei Behandlung von traumatischen Affektionen verabsäumt, tiefer auf die Entstehung und Art derselben einzugehen, und man begnügt sich gewöhnlich mit der Anwendung der Arnica, welche keineswegs allein antitraumatische Kräfte besitzt.

Arnica wird besonders dann von Nutzen sein, wenn die Affektion durch Kontusion entstanden, ebenso bei den ausgedehnten Verletzungen in der Chirurgie und des Puerperiums.

Rhus passt mehr für die gewaltsamen Läsionen des Zell- und fibrösen Gewebes und der Gelenke.

Calendula ist geeignet für tiefe, ungleiche, zerrissene Wunden mit und ohne Blutung.

Hypericum zeigt sich heilsam bei chronischem Traumatismus der centralen oder peripheren Nerven, wobei auch Silicea nützlich sein kann.

Conium wird dienlich sein bei von einem Stoss oder Schlag getroffenen Drüsen mit chronischem Verlauf.

Symphytum und Ruta verdienen besonders bei mechanischen Verletzungen der Knochen im weiteren Verlaufe angewandt zu werden, und zwar Ruta bei tieferer, Symphytum bei oberflächlicherer Affektion. Ledum bei Stich-, Staphysagria bei Schnittwunden.

Wichtig ist ferner die Frage, ob die Medikamente nur äusserlich oder innerlich oder auf beide Arten angewandt werden sollen.

Dr. Bernard empfiehlt nur im Beginn die äussere Anwendung der Mittel mit Wasser verdünnt, weil längere Fortsetzung die örtliche Vitalität der Gewebe schwächt. Statt dessen lässt er die betreffenden Mittel mit indifferenten Fetten oder Glycerinsalbe vermischt anwenden und Verdünnungen derselben Arzneien einnehmen.

Casuistik aus amerikanischen homöopathischen Journalen.

Von Dr. Bernard de Mons.

Viburnum opulus bei heftigen Nachwehen.

Bei heftigen krampfhaften, 36 bis 48 Stunden dauernden Nachwehen gab Dr. Hale mit besten Erfolg dreimal täglich fünf Tropfen der Urtinktur

Chorea von Dr. Williams.

Bei einer sehr lange dauernden intensiven Chorea, gegen welche eine Menge Mittel vergeblich angewandt worden waren, gab Williams Zinc. sulf. 200, zuerst alle zwei bis drei Stunden, dann bei fortschreitender Besserung in immer längeren Zwischenräumen. Nach sechs Monaten war Patientin vollständig geheilt und im Stande, anhaltend zu arbeiten.

Bursitis — Stictn pulmonaria.

Nach den Erfahrungen von Dr. Elias ist Stict. pulm. bei allen akuten Entzündungen der Geleuksynovialhäute mit serösen Ergüssen von vortrefflicher Wirkung; auch bei subacuter Bursitis Genu sah er raschen Erfolg.

Niccolum sulfuricum von Dr. Hale bei periodischer Hemicranie.

Heftiger einseitiger Kopfschmerz der linken Seite von der Hinterhauptgegend nach der Ohr- und Augengegend übergreifend, unerträglich heftig reissend, gegen Mitternacht beginnend und gegen Morgen nachlassend, war mit Bell., Sepia, Atropin, Arsen, China etc. ohne Erfolg behandelt worden.

Niccol. sulf. zweite Dezimalverreibung heilte nach drei Wochen vollständig.

Bei einem zweiten Fall stellten sich die Anfälle Morgens zwischen 8 bis 10 Uhr auf der linken Seite ein und gingen dann auf die rechte Seite über. Niccol. sulf. erste Dezimale, alle zwei Stunden, heilte schnell. Nach Dr. Simpson ist Niccol. ein Antiperiodicum, ähnlich wie Arsen. Picrinsäure ist in der Wirkung dem Niccol. ähnlich und hat auch antiperiodische Eigenschaften.

Die bedeutendsten Mittel gegen chronische Ovaritis von Dr. Eaton.

Bryonia, wenn die Krankheit mit Irritation der Schleimhäute chronischer Pleuresie, Verstopfung oder schleimiger Diarrhoe komplizirt ist, und die Schmerzen sich durch Bewegung verschlimmern.

Arsen. jodat. bei viel Durst, Frost, Schlaflosigkeit, Schwäche und Drüsenanschwellungen.

Phytolacca wenn irgend Verdacht auf Krebsdyscrasie vorhanden, bei plethorischen Frauen.

Apis, wenn stechende und brennende Schmerzen hervorstechende Symptome sind.

China, wenn die Kranke sehr erschöpft ist, mit nächtlichen Schweissen, Appetitlosigkeit, belegter Zunge, aufsteigender Hitze, abwechselnd mit Schweissen.

Chinin. arsenic. bei Chinasymptomen mit Durst, Uebelkeit, Frost und Hitze, wechselnd gefolgt von Schweissen.

Pulsatilla bei Amenorrhoe nach Erkältung, Schmerzen im Rücken und in den Ovarien, Anorexie.

Cantharides bei mangelnder sexueller Befriedigung und Schmerzen im Nacken und Hals.

Drosera und Kali carb. bei Keuchhusten.

Bibliothèque Homöopathique.

Drosera ist geeignet bei kurzem Husten in heftigen Anfällen, welche den Patienten zu ersticken drohen, dabei Erbrechen der Speisen, oder

wenn der Magen leer ist, bei zähem, fadenziehenden Schleim, schlimmer in der Bettwärme besonders nach Mitternacht.

Für Kali carbon. ist Oedem des oberen Augenliedes und Gedunsenheit des Gesichtes charakteristisches Symptom und der Autor behauptet, alle derartigen Fälle mit obigem Mittel in kurzer Zeit geheilt zu haben.

Ueber das Alterniren der Medikamente.

Von Dr. Martiny und Bernard.

Revue homöopathique Belge.

Wenn Jemand mit dem Studium der Homöopathie beginnt, so ist derselbe besonders geneigt, die Regel vor allem ins Auge zu fassen, nur ein Mittel auf einmal anzuwenden, da dieselbe den Grundprinzipien der Homöopathie und den Ideen Hahnemann's besonders entspricht. Wenn nun auch das Aehnlichkeitsgesetz stets die Grundlage der homöopathischen Heilmethode bleiben wird, so haben doch viele der übrigen Anschauungen Hahnemann's durch die Praxis Abänderungen erfahren, und so giebt es wohl jetzt wenig homöopathische Aerzte mehr, welche nicht zuweilen alternirende Mittel anwenden, wenn dies auch meist mit einer gewissen Scheu geschieht.

Daher beschlossen die zwei Autoren dieses Aufsatzes, diese Frage ausführlicher zu bearbeiten und dieselbe dem 1881 in London tagenden internationalen homöopathischen Kongress vorzulegen.

Dr. Hughes sagt hierüber: Das Alteruiren der Mittel kann ausnahmsweise stattfinden und wird oft eine erhöhte Empfänglichkeit für Arzneireize zur Folge haben.

Da wir selbst schon lange und mit vielem Erfolg diese Methode befolgen, so möchten wir die Aufmerksamkeit unserer Kollegen darauf hinlenken. Wir verstehen unter Alterniren der Medikamente die Anwendung von zwei oder mehreren Arzneimitteln in der Weise, dass dieselben in einer regelmässigen Ordnung in gleichmässigen Intervallen sich folgen, welche letztere nicht so gross sind, dass die Wirkung des vorigen Mittels schon ganz vorüber sein kann. Es ist dies also nicht eine gleichzeitige Anwendung mehrerer Mittel, aber auch nicht die systematische Anwendung nur eines Medikaments. Wir glauben, dass dieses methodische Alterniren einen grossen praktischen Fortschritt bedeutet, und dass es noch zu wenig in Gebrauch gezogen wird. Diese Anwendungsweise ist übrigens keineswegs neu, denn Hahnemann sagt

schon in der ersten Auflage des Organon: Es giebt einige chronische inveterirte Krankheiten, welche nur einem geringen Wechsel der Symptome unterworfen sind; bei diesen kann man oft mit Erfolg zwei gleichzeitig angezeigte Mittel abwechselnd geben.

In den späteren Auflagen des Organon fehlt diese Bemerkung Die ersten Schüler Hahnemann's waren über diese Frage getheilter Meinung.

Hering schrieb darüber: die alternirende Anwendung der Mittel ist noch wenig diskutirt worden, und doch ist sie nicht ohne Wichtigkeit; ich habe öfters davon erfolgreichen Gebrauch gemacht. Besonders praktisch erscheint es, einem Medikamente von langer Wirkungsdauer ein solches von kurzer Wirkung folgen zu lassen. Es giebt Fälle, sagt Hering, in welchen ein Mittel, allein gereicht, nicht im Stande ist, eine solche dauernde Heilung hervorzubringen, als zwei alternirend angewandte es vermögen.

Auch Gross, Rummel, Aegidi bedienten sich dieser Methode besonders, wenn das Krankheitsbild nicht vollständig durch die Symptome eines Mittels gedeckt wird.

Kaempfer, Hirsch, Hartman, Perry, Teste waren ebenfalls Anhänger dieser Methode.

Jonsset empfiehlt in seinem Werke „Elements de Médicine pratique" vielfach das Alterniren der Mittel, so z. B. Jod und Spongia bei Gicht, Mercur und Baryt bei Angina im Scharlach, Belladonna und Rhus bei Erysipelas, Mercur und China bei der putriden Diphtheritis, Secale und China bei Dysenterie.

Espanet spricht sich über diese Frage bei der Behandlung der Entzündung folgendermassen aus:

Die Nutzlosigkeit des Aconit bei beinahe allen lokalisirten Entzündungen, obgleich derselbe das Hauptmittel gegen den allgemeinen Entzündungszustand ist, veranlasste uns Versuche mit alternirenden Mitteln zu machen, und wir fanden, dass Mercur das Hauptmittel gegen lokalisirte Entzündungen ist, wenn es mit Arzneien abwechselnd gegeben wird, welche der lokalen speziellen Entzündung entsprechen. So z. B. Belladonna und Mercur bei Entzündung der Drüsen, der Lymphgefässe, der Schleimhäute, des Zellgewebes, der Knochen.

Bryonia und Mercur bei Entzündung der Lunge.

Arnika und Mercur bei Entzündung der Muskeln.

Pulsatilla und Mercur bei Entzündung der Venen und Varicen.

Rhus und Mercur bei Entzündung der Haut und serösen Häute.

Digitized by Google

Canth. und Mercur bei Entzündung der serösen Hänte in der Ausschwitzungsperiode.

Bei chronischen Entzündungen hat sich Sulf. und Mercur im Wechsel bei verlangsamter Heilung bewährt.

Das Alterniren der Mittel sowohl als die Reihenfolge und der Wechsel der Verdünnungen beruhen auf der Beobachtung, dass der Organismus sich an die Wirkung eines Mittels gewöhnt und dass ein Mittel allein nicht immer hinreicht znr Heilnng; dass Alterniren der Arzneimittel ist daher indicirt 1) in Krankheiten, deren Symptome durch keine Mittel vollständig gedeckt werden, 2) in denjenigen Fällen, wo ein latenter Krankheitszustand und eine spezielle neue Affektion in Berücksichtigung genommen werden müssen; 3) wenn es gilt, gegen die Allgemeinerkrankung und gegen eine spezielle Laesion anzukämpfen. Diesen Rath giebt selbst Hahnemann bei chronischen Erkrankungen. Auch Dr. van den Nenker spricht sich gleicherweise aus.

Dieser Rückblick zeigt, dass unsere aufgestellte These in der homöopathischen Tradition vielfache Begründung findet.

Wir gehen nun dazu über, dieselbe näher zu erläutern und praktische Beispiele ihrer Anwendung zu bringen. Das Ideal der homöopathischen Praxis wäre, für jeden Krankheitsfall ein Mittel zu finden, welches sämmtliche Symptome desselben, sowohl die prodromalen als aktnellen, objektiven und subjektiven durch seine Pathogenese vollständig deckte.

Die Erreichung dieses Zieles ist leider mit viel Schwierigkeiten verbunden; der sichere Weg ist uns oft verdunkelt und es werden sehr häufig dem suchenden Praktiker mehrere Mittel als gleich geeignet erscheinen. Wer hätte sich nicht schon in dieser Verlegenheit befunden, welche zur Angst sich steigert, wenn der Fall ein dringlicher ist, es sich um das Leben handelt und zugleich die Zeit fehlt, sich mit dem Buch in der Hand über die Koncordanz der Krankheits- und Mittelsymptome klar zu werden. Solchen Fällen besonders ist der Gedanke des Alternirens entsprungen. Obgleich wir die ideale Forderung des Gründers der Homöopathie: ein therapeutisches Gesetz, eine Methode, die Arzneien zu greifen, ein Mittel für jede Krankheit, vom theorethischen Standpunkt ans voll anerkennen, so glauben wir doch nicht, dass uns auch die weiteren Fortschritte der Therapie ganz zu diesem Ziele bringen werden, und so lange dies nicht geschehen, halten wir das Alterniren von zwei, drei anch vier Mitteln unter gegebenen Umständen für gerechtfertigt.

Beispiele.

1) Heilung einer schweren Epilepsie durch Bellad. 200 und Cuprum 30 im Wechsel.

Ein junger Mann von 19 Jahren leidet seit drei Jahren an obigem Uebel. Die Anfälle erscheinen alle drei Wochen ohne alle Prodrome und dauern drei bis vier Stunden. Patient hat alle Behandlungsweisen durchgemacht, welche die Allopathie nur irgend bieten kann, ohne jeden Erfolg. Der Kranke bekam zuerst Ignatia glob. 1, 3, 5 der sechsten Verdünnung im Wechsel mit Causticum glob. 2, 4, 6 der 30. Verdünnung. Der Anfall war zur gewöhnlichen Zeit erschienen. Ignatia 30 und Causticum 30 wie früher. Derselbe Erfolg. Hyosc. 6 und Zinc. 30 Keine Besserung. Bellad. 200 nnd Cuprum 30 im Wechsel. Ich gab Bellad. 200, weil der Kranke früher Bellad. in allopathischer Dosis bekommen hatte. Der Anfall blieb 32 Tage aus. Dieselbe Ordination wurde alle vier Wochen erneuert und seit mehr als einem Jahre ist kein Anfall mehr zum Ausbruch gekommen. Der Kranke, früher mager, mit stierem Blick und kraftlos, geniesst jetzt einer guten Gesundheit.

2) Endocarditis mit Affektion der Mitralis.

Baron X., 57 Jahre, klagt über heftiges Herzklopfen, besonders Nachts, mit Kopfschmerz. Vorher hatte er an einem Gichtanfall des Fusses und der Kopfhaut gelitten, welcher durch alkalische Bäder etc. behandelt worden war.

Die Herzdämpfung ist nur wenig vergrössert, der Herzschlag stark, mit häufigen Intermissionen; an der Herzspitze blasendes systolisches Geräusch; der Puls klein. Beim Steigen beklagt sich Patient über starke Dyspnoë. Verordnung Aconit 6 und Arsenic 30, je einen Tropfen dreimal pro Tag, alternirend. Nach acht Wochen bedeutende Besserung. Aconit 3 und Arsenic 6 wie früher; im Juni weitere Besserung zu konstatiren, das Aussetzen des Herzschlages sehr selten, das blasende Geräusch jedoch noch vorhanden. Da einige gastrische Symptome auftraten, so wurde statt Arsen, Lycopodium 30 gegeben bis in den August. Da Patient sich besser fühlte, so erschien er erst im Februar wieder, um anzuzeigen, dass sein Gichtanfall sich wieder eingestellt habe; das Herz bot keine weiteren Abnormitäten, als dass es noch etwas rasch schlug.

3) Endopericarditis chronica.

Ein zwölfjähriges Mädchen hatte vor drei Jahren einen heftigen Gelenkrheumatismus überstanden, und litt seitdem an heftigem Herz-

klopfen besonders beim Steigen. Allopathische Mittel waren fruchtlos angewandt worden, und der Kranken Vermeidung jeder heftigen Bewegung empfohlen; trotz der Befolgung dieser Vorschrift nahm das Herzklopfen stetig zu, und wurde die Veranlassung, mich zu konsultiren. Bei der Untersuchung zeigte sich der Herzschlag sehr stark, das Stethoskop wurde bei jeder Kontraktion stark gehoben und dabei ein mässiger Grad von Katzenschnurren wahrgenommen, zugleich mit heftig blasendem Geräusch während der Systole und perikarditischem Reiben. Ich diagnosticirte Endopericarditis mit Affection der Mitralis.

Verordnung Kali jodat. 3, Kali bichrom. 3 und Spigelia 3, je ein Tropfen pro Tag in drei Gaben alternirend. Nach einem Monat zeigte sich bedeutende Besserung, dieselbe Behandlung wurde vom Mai bis Oktober fortgesetzt. Alsdann stellte sich ein Stockung der Regeln ein, wogegen noch Pulsatilla als viertes Mittel mit den übrigen gegeben wurde. Die Besserung machte weitere Fortschritte, bis im Mai beinahe garnichts mehr von den Geräuschen zu hören war und ich die Behandlung abbrach. Als ich in späterer Zeit die Kranke wiedersah, war nur ein sehr schwaches systolisches Blasegeräusch und sonst keinerlei Abnormitäten mehr zu bemerken.

4) Palpitationen.

Ein Mann von 55 Jahren bekam nach einem heftigen Schreck starkes Herzklopfen, verbunden mit Schlaflosigkeit und Schwindel. Der Herzschlag war sehr beschleunigt und stark, sonst nichts abnormes, als dass der erste Herzton etwas dumpf klang. In Folge der langen Dauer des Uebels litt die Ernährung und der Kranke kam so von Kräften, dass ihn seine Angehörigen als Todeskanditaten ansahen. Behandlung Aconit 6, Bellad. 6, Cactus 6, jedes vier Tage lang genommen. Diese Behandlung, von Anfang Mai bis Ende August fortgesetzt, stellte den Kranken vollständig her.

5) Angina granulosa, Bronchorrhoe und Palpitationen.

Patientin von guter Konstitution, dunklem Teint und biliös sanguischem Temperament, leidet seit achtzehn Monaten an einer schleimig eitrigen Bronchorrhoe. Die Untersuchung ergiebt ausgebreitetes Emphysem, schwachen Herzstoss, mit unregelmässigen saccadirten Tönen, doch ohne eigentliches Blasen; der Puls ist schwach, weich und langsam; öfters stellt sich heftiges Herzklopfen ein.

Zu einer alten granulösen Pharyngitis hat sich seit vierzehn Tagen Taubheit gesellt, welche die Patientin zur Konsultation veranlasst. Verordnung: Sulf. glob. 1, 3, 6 und Calc. glob. 2, 4, 6 der sechsten

Verdünnung mit je einem Tag Pause. Nach vierzehn Tagen Verminderung der Bronchorrhoe, aber Verstärkung der Nasensekretion. Merc. glob. 1 und 3, Sepia glob. 2 und 4 wie oben von sechster Potenz. Nach weiteren achtzehn Tagen entschiedene Besserung; Merc. solub. und Kali bichromic. mit je zwei Tagen Pause. Nach vier Wochen bedeutende Besserung in jeder Hinsicht. Lycopod. 200 und Arsen 3 mit vier Tagen Unterbrechung. Nach einem Monat weitere Besserung; wegen noch vorhandener Dyspepsie China 3 und Lachesis 6. Nach drei Monaten China 6 und Lachesis 6; acht Tage Unterbrechung. Nach zwei Monaten Nux 6 und Sulf. 6, welche die Heilung vollendeten.*)

6) Hysterie und Kolik.

Signora H., 40 Jahre alt, von gallig nervösem Temperament, kräftiger Konstitution, brünett, wurde bei Eintritt der Regeln von heftiger Kolik befallen. Der Hausarzt verordnete einen Aderlass, in Folge dessen die Regeln cessirten, aber nicht die Kolik. Auch das Heer der übrigen Mittel vermochte nicht das Uebel zu bessern, so dass nach vier Wochen die Homöopathie zu Hülfe gerufen wurde. Ich fand die bettlägerige Kranke blass und matt, über herumziehende Schmerzen im Leib und heftigem Tenesmus des Afters klagend. Bei der Untersuchung zeigten sich im Leib faustgrosse Darmauftreibungen, welche mit grossem Geräusche die Stelle wechselten und unerträgliche Schmerzen verursachten. Die Zunge war etwas belegt, der Geschmack schlecht, der Puls schwach, die Hauttemperatur normal, die Regel hatte sich wieder eingestellt. Verordnung Opium 6 und Nux 30 während der Anfälle abwechselnd alle Stunden. Nach zwei Tagen sah ich die Kranke wieder, sie war frei von Schmerz.

Verordnung Nux früh und Abends. Den nächsten Morgen stellten sich wieder leichte Kolikanfälle ein, aber ohne Tenesmus. Opium statt Nux; die Kolik hörte auf, aber der Tenesmus stellte sich wieder ein, weshalb wieder Nux und Opium im Wechsel gegeben wurden, welche in längeren Zwischenräumen die Heilung vollendeten.

Wir wollen nun die hauptsächlichsten Kombinationen von Mitteln, welche wir gewöhnlich anwenden, vorführen.

Prosopalgie: Puls., Merc., Sulf., Arsen.

Pertussis: Ipecac., Drosera, Kali bichr., Arsen.

Asthma: Ipec. und Arsen. Laches. und Cupr.

---

*) Abgesehen von der grossen Zahl der gewechselten Mittel überhaupt, es sind deren 11, deren Motivirung der Autor wohl verstehen mag, ist der Grund nicht ersichtlich, warum bei „entschiedener Besserung“ und bei „bedeutender Besserung in jeder Hinsicht“ nicht mit den helfenden Mitteln fortgefahren wurde. D. Red.

Pleuresie: Arsen, Bryon. oder Bryon, Acid. sulf. und Arsen. jodat.
Pneumonie: Bryon und Kali jodat. oder Brom.
Phthisis: Kali bichr. und Kali phosph., Arsen. jodat. und Hepar.
Diphtheritis: Brom und Merc. cyanat.
Gastralgie: Cham., Colocynth. und Arsen.
Dyspepsie, Nux vom., Sulf. und Lycop.
Metritis: Lap. alb., Kali bichr. und Sepia.
Menopause: Acon., Laches. und Sepia.
Arthritis: Lithium, Kali bichr. und jodat.
Gallensteine: Podoph., Chelid., Merc., China.

Wir benützen dabei hohe und niedere Verdünnungen, obgleich wir letztere vorziehen. Aber, wird man fragen, wie soll man sich die Wirkung der alternirenden Mittel erklären?

Wir gestehen, dass uns eine solche Erklärung nicht von Wichtigkeit zu sein scheint, so bald wir zahlreiche, gut beobachtete Thatsachen vor Augen haben. Haben sich nicht auf dem Felde der Hypothesen die grössten Geister bis zu Ungeheuerlichkeiten verirrt, und ist uns nicht die offizielle Medizin in dieser Hinsicht ein abschreckendes Beispiel, ein Gebäude aus fantastischen Trugschlüssen, ohne sichere Basis, von jedem Winde der Meinungen erschüttert?

Dennoch, um das wissenschaftliche Bedürfniss, welches seine Berechtigung hat, zu befriedigen, wollen wir versuchen, darzulegen, auf welche Weise man sich die Wirkung nach einander gereichter Mittel erklären kann; dies scheint uns auf viererlei Art möglich.

1) Die Mittel unterstützen sich gegenseitig.
2) Eines ist das Korrektiv für das andere.
3) Sie bilden zusammen gewissermassen ein neues Medikament.
4) Durch die differente Wirkung mehrerer Mittel wird der Organismus zu grösserer Thätigkeit angeregt. Einige Beispiele mögen zur näheren Erläuterung dienen.

Gegen Croup sind schon lange Spongia und Hepar abwechselnd gegeben worden und hier scheinen sich die zwei Mittel in der That zu ergänzen, da nach mehrfacher Erfahrung eins der Obigen allein die Heilung nicht oder viel langsamer bewirkt.

Als Korrektiv wird die Anwendung mehrerer Mittel dienen, wo es sich darum handelt, spezielle Empfindlichkeit des Organismus, sogenannte Idiosynkrasie, welche oft grosse Schwierigkeiten machen können, zu bekämpfen.

Als ein neues Mittel kann das Alterniren mehrerer besonders dann angesehen werden, wenn die vorherige Anwendung der einzelnen Mittel

fruchtlos gewesen ist. Bei hartnäckigen Dyspepsien und bei Gallensteinen haben wir dies öfters erprobt. Nach dem Vorgange von Kafka gaben wir einst bei ersterer mit gutem Erfolg Morgens Calc. carb., Abends Nux vomica, und haben seitdem sehr oft diese Methode mit Glück angewandt; sehr häufig kommen wir dadurch znm Ziel, dass wir die bisher einzeln fruchtlos angewandten Medikamente alternirend gaben was könnte besser für diesen Modus sprecben?

Anch für die nnter 4) gegebene Erklärnng werden sich in der Praxis Beispiele finden, wie wir dieselben öfters zn beobachten Gelegenbeit hatten.

Vorlesungen über Materia medica.

Von Professor Jousset.

Arsenic. (Fortsetznng.)

Herz und Cirkulation. Zusammenschnürender Schmerz unter dem Sternum, schmerzhaftes, heftiges Herzklopfen. Kleiner, frequenter, schwacher, unregelmässiger Puls. Nach klinischen Beobachtungen ist Ars. wirksam gegen Aortenerkrankung, jedocb nicht bei Affektion der Mitralis; ferner bei Angina pectoris, wenn dieselbe Nacbts anftritt, von heftigem Schmerz, grosser Angst und Scbweiss begleitet ist.

Allgemein klinische Anwendung.

1) Chlorose, besonders solche mit Menorrhagie, wenn Ferrnm nicht vertragen wird.

2) Diabetes, wenn dieselbe mit Furunculose komplizirt ist und Neigung zu Antbrax und Gangrän sich zeigt.

3) Albnminurie, im Beginn der parenchymatösen Nephritis, wenn der Urin Blut enthält.

4) Pellagra mit chronischem Dnrchfall und Cachexie.

5) Cachexie nach akuten Krankbeiten, z. B. Bronchitis, Pneumonie, Dysenterie. Cachexie der chronischen Erkrankungen, Skrofeln, Gicht, Skorbut, Krebs. Hämorrboiden, wenn dieselben einen voluminösen Kranz bildeu, stark brennen, leicht bluten und zu Cachexie führen.

Pustula maligna, Grangrän.

Gastritis mit heftigem Brennschmerz, Erbrechen, Durst und Diarrboe. Nervöses Erbrecben der Schwangern, wenn dasselbe von Abmagerung und grosser Schwäcbe begleitet ist.

Ulcus ventriculi. Chronische Diarrhoe mit Brennschmerz und starkem Durst. Coryza mit Anschwellung der Nase und Augen and brennendem, wundmachendem Sekret.

Pneumonie in schweren Fällen, wenn Collaps droht, bei kleinem, unregelmässigem Puls, hoher Temperatur und kühlen Extremitäten, grosser Dyspnoë.

Metritis chronica bei gichtischen Individuen, mit Geschwüren und seröser Absonderung, heftigem Pruritus und häufigen Blutungen.

Menorrhagie, besonders bei Fibromen. Skrofulöse Ophthalmie, Keratitis und Blepharitis.

Dosis bei Cachexien und akuten Erkrankungen erste bis dritte Centesimal-Verdünnung. In anderen Affektionen die höheren Potenzen.

Asa foetida.

bewirkt Hitze, Schweiss, Druck im Magen, Erbrechen, Diarrhoe, Kolik, langsamen schwachen Puls.

Anwendung. Bei Hysterie, Keuchhusten und Caries scrofulosa. Bei Hysterie ist Asa angezeigt durch den Globus hystericus, nervösen Husten, Pulsation im Epigastrium und Tympanitis des Abdomens.

Aurum

bewirkt als Chlorür in grösseren Dosen choleraartige Zufälle, Gastroenteritis mit Krampf der Extremitäten, Schlaflosigkeit, Unruhe, Schwindel, Kopfschmerz. In kleinen Gaben vermehrt es die Absonderungen der Haut und Nieren, reizt die gastrischen und sexuellen Funktionen, verursacht Verstopfung und einen fieberhaften Zustand mit Hitze, Schweiss, Beschleunigung des Pulses und Hautausschlägen.

Aurum wird therapeutisch angewendet bei Neurosen, Syphilis, Skrofulose und Gicht.

Die Symptome, welche dasselbe indiziren, sind: Ungeheure Empfindlichkeit gegen Schmerz, Wechsel von Lachen, Weinen, Angst und Klagen, Neigung zu Selbstmord, Zittern, Schlaflosigkeit, Anästhesieen und Hyperästhesieen.

Aurum ist ein Hauptmittel bei Hypochondrie, Hysterie, Wahnsinn und im Beginn allgemeiner Paralyse. Cephalalgie der Studirenden mit präkordialen Angst- und Hitzeanfällen, bei der geringsten Arbeit.

Syphilis mit bohrenden Schmerzen in den Knochen des Gesichts, Schädels und der Extremitäten. Anschwellung der Drüsen, Röthung und Ulceration der Nasenlöcher, mit eitriger stinkender Sekretion.

Skrofulöse Angina und Hornhautflecke. Metritis chronica. Verhärtung des Halses und Senkung der Gebärmutter mit Schweregefühl, besonders im Stehen und Gehen.

Kleinere Mittheilungen.

Aechte und frische Lachesis.

Herr Hermann Wagenführ hier, bekannt als Zoologe und besonders als Schlangenkundiger, derzeitig in meiner ärztlichen Behandlung, versprach mir frische Lachesis zu verschaffen. Ganz feine, einfache Verbandwatte aus der Fabrik von Wolff hier, Hagelsberger Str. No. 50, reinigte ich durch mehrfaches Uebergiessen mit destillirtem Wasser und dem Ausspülen mit verdünntem Spiritus sorgfältig, so dass letzterer keine Spur von Trübung zeigte, nahm besten, von mir selbst gereinigten Spiritus von 86%, vermischte denselben mit gleichen Raumtheilen von mir selbst destillirten, ganz klaren Wassers, spülte ein kleines Einmacheglas und einen festen Glasstab mehrfach mit meinem destillirten Wasser und begab mich, so ausgerüstet, den 30. April 1882 zu dem Obengenannten.

Eine ungefähr 4 Fuss lange, kinderarmdicke mächtige Schlange, echte Trigonocephalus Lachesis, bewegte sich hinter ihrem Drahtgitter und wurde durch Necken gereizt; als sie bereit zum Angriff sass, wurde mittelst einer eisernen Zange ein Büschel der gereinigten, trocknen Watte bis in ihre Nähe geführt, sie schoss darauf los, biss hinein und nach einigen Minuten noch ein zweites Mal, so dass von den beiden Giftzähnen, welche die Schlange besitzt, das vorräthige Gift ausgespritzt sich in der Watte befand, als zähe, gelbe Flüssigkeit in zwei Tropfen. Die Gifttropfen haltende Watte schnitt ich aus, warf sie in das Einmacheglas und goss ca. 300 Tropfen verdünnten Spiritus darauf; mittelst des Glasstabes wurde das Gift aus der Watte in den Spiritus gemischt, so dass eine stark trübe, weissliche Flüssigkeit entstand. Von dieser Giftlösung wurde eine Spur auf den wunden Rand des Ohres einer grossen Maus gebracht, welcher ich ein Zipfelchen des Ohres frisch abgeschnitten hatte mittelst einer scharfen Scheere; wenige Sekunden nach der Berührung mit der Giftlösung fiel die Maus todt um.

Jetzt umfasste Herr Wagenführ das Genick der Schlange mit einer langen eisernen Zange, zog sie aus ihrem Käfig und hielt sie vor mich, während ich derselben mehrmals Watte in den weit aufgesperrten Rachen hielt, auf welche fleissig gebissen wurde. — Die so begeiferte Watte warf ich ebenfalls in das Glas und goss ungemessen verdünnten Spiritus darauf, welcher durch Ausziehen des Speichels

und des Giftes stark weisslich trüb wurde; — ich schätze das Verhältniss des Giftes in dieser Lösung auf 1 : 1500. Nach tüchtigem Durchschütteln und mehrtägigem Ruhigstehenlassen goss ich das Helle und Klare von dem weissen trüben Bodensatz ab und erhielt so ca. 250 Gramm einer Giftlösung, welche nach längerem Stehen von Neuem einen weisslichen, trüben Bodensatz gab, welchen ich nicht mehr beseitigt habe Durch weniges Schütteln wird die ganze Giftlösung weisslich trübe; sie reagirt sauer und machte einen Kanarienvogel und eine grosse Maus von frischer Wunde aus entschieden krank und taumelnd, tödtete sie aber nicht mehr in dieser Verdünnung. Verdünnter Spiritus scheint mir der passendste Träger des Giftes zu sein, ebenso wie für Apisin.

Den ganzen Vorrath der Giftlösung habe ich dem Herrn Apotheker F. Schubert, homöopathische Centralapotheke zu Dessau, zum Verkauf übergeben.

Berlin, den 8. November 1882. Dr. W. Sorge.

---

2. Berichtigung.

Herr Dr. Schüssler in Oldenburg sendet uns folgende Berichtigung:

Auf Seite 126 des neuesten Heftes Ihrer Zeitschrift steht: „Eines mag mir Kollege Schüssler verzeihen, wenn er sagt: Magn. phosph. passt bei sehr lebhaften Schmerzen, Kali phosph. bei sehr lähmenden Schmerzen, der Schmerz, welchen Calc. phosph. heilt, hält zwischen beiden Schmerzensarten die Mitte, so bin ich ausser Stande mir von der mittleren Sorte Schmerzen einen Begriff zu machen.“

Die inkriminirten Worte sind bereits vor einigen Jahren durch die folgende Indikation ersetzt: „Die Calc. phosph. heilt die durch Anämie bedingten, gewöhnlich von Kribbeln, Taubheits- oder Kältegefühl begleiteten Schmerzen.“

Diese Indikation befindet sich schon in der fünften, vielleicht schon in der vierten Auflage meiner Therapie.

Alte Sünden wollen wir mit Gras bewachsen lassen.

Mit kollegialischem Gruss

Schüssler.

In Schweizer Blättern lesen wir, dass der homöopathische Arzt R. Fastenrath in Herisau, Cant. Appenzell, eine homöopathische Poliklinik errichtet hat. Zugleich besteht auch Gelegenheit zur Aufnahme stationärer Kranken. Herr Dr. Jehle, der schon länger namentlich als

Chirug und Gynäkologe thätig war, wird etwa nöthige Operationen vollführen und hält derselbe Sprechstunden in St. Gallen und Appenzell ab. Solcher rühriger Vorkämpfer für die Homöopathie müssen wir recht viele haben.

Viel weiteres Glük auf den Weg.

Personalien.

Der allgemeinen homöopathischen Zeitung entnehmen wir folgende Traueranzeigen:

Am 24. Juni 1882 starb hier der homöopathische Arzt

Dr. **Herm. Borchers,**

68 Jahr alt, an den Folgen des Diabetes mellitus, woran er seit einigen Jahren gelitten. Eine grosse Anzahl von Patienten verliert und vermisst in ihm einen treuen Helfer in der Noth, wie ich in seinem Verluste einen langjährigen, lieben und ehreuwerthen Kollegen zu betrauern habe.

Ehre seinem Andenken!

Dr. E. Krummacher in Bremen.

Am 3. November 1882 verschied zu Chemnitz, seiner Vaterstadt, nach langem schmerzhaften Leiden der

Dr. med. **Pfeil**

in seiuem 65. Lebensjahre und nach einer mehr als dreissigjährigen, gesegneten homöopathischen Praxis. Er war einer der überzeugungstreuesten Schüler Hahnemann's. Seine bedeutende Mittelkenntniss machte ihn zu einem glücklichen Praktiker und erwarb ihm einen grossen Ruf und die Verehrung seiner zahlreichen Klientel. Durch seine wahrhaft rührende Milde und Herzensgüte, besonders armen Kranken gegenüber, hat er sich auch als Mensch ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Er ruhe aus von seiner Arbeit!

Die Redaktion.

Eröffnungs-Rede,

gehalten beim internationalen homöopathischen Kongress im Juli 1881 zu London,

von Dr. **Richard Hughes**, Präsident.

Aus dem Englischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Dr. **Herm. Fischer**, prakt. Arzt in Berlin.

Der Kampf zwischen der Homöopathie und der alten Schule ist seit einiger Zeit wieder auf's Heftigste entbrannt. Dieser Thatsache gegenüber haben die Vertreter der Homöopathie die heiligste Verpflichtung, alle nur auf Kleinlichkeiten zurückzuführende Differenzen bei Seite zu schieben, namentlich aber alle persönlichen Gereiztheiten ein für alle Mal abzuthun; wir wollen nicht hervorheben, was uns von einander trennen könnte, sondern ganz besonders das betonen, was uns gemeinschaftlich verbindet, damit wir dem gemeinschaftlichen Feinde gegenüber auch gemeinschaftlich Front machen können. Zur Förderung dieser unserer gemeinschaftlichen Sache sind unsere Gesinnungsgenossen in den ausserdeutschen Ländern uns mit gutem Beispiel vorangegangen; möchte doch auch in Deutschland der heilige Geist der Verbrüderung immer mehr die Herzen der Gleichgesinnten entflammen, damit unsere gemeinschaftlichen Ziele desto eher erreicht werden können. Vereinigungspunkte für uns giebt es genug; ich will von ihnen nur zwei hervorheben. Der homöopathische Centralverein Deutschlands ist als corporative Genossenschaft nach aussen hin der Vertreter der Homöopathie in Deutschland; der Verein „Berliner homöopathisches Krankenhaus" hat, wie bekannt, den Zweck, in der Hauptstadt des deutschen Reichs eine Stätte herzurichten, wo die Kranken nach homöopathischen Grundsätzen behandelt werden sollen. Für jeden Anhänger der Homöopathie, dem das Wohl und Gedeihen seiner Sache wirklich am Herzen liegt, müsste es Ehrensache sein, nicht blos einem dieser Vereine, sondern beiden anzugehören. Hoffen und wünschen wir, dass das neu begonnene Jahr den genannten Vereinen eine recht grosse Anzahl von Mitgliedern zu-

führen und dadurch die Kassen dieser Vereine mit recht ausgiebigen Mitteln anfüllen werde! — Ein glücklicher Gedanke war es, der, über die Grenzen eines einzelnen Landes hinaus, eine Verbindung aller Homöopathen auf der ganzen Erde erstrebte und den Internationalen homöopathischen Kongress in's Leben rief. Zweimal hat derselbe bereits seine segensreiche Thätigkeit entfaltet, zuletzt im Jahre 1881 in London. Der homöopathische Centralverein Deutschlands hat mit seiner persönlichen Vertretung auf dem Londoner Kongress Unglück gehabt; nicht minder unser Berliner Verein homöopathischer Aerzte, dessen designirter Vertreter noch in der letzten Stunde verhindert wurde, nach London zu gehen. In Folge dessen sandte ich im Namen unseres Berliner Vereins ein Begrüssungsschreiben an den Internationalen Kongress zu Händen des Dr. Hughes, Präsidenten desselben, nach London. Auch diese Zuschrift hatte das Unglück, in London nicht an die bezeichnete Adresse zu gelangen (es fehlte ein Dr. Stephan unserer deutschen Reichspost), denn nach einiger Zeit kam sie mit dem Bemerken, dass Dr. Hughes nicht aufzufinden gewesen, an mich zurück. Längere Zeit darnach hatte ich Gelegenheit, die Bekanntschaft des Herrn Buchhändler Trnebner aus London zu machen und dieser war so freundlich, unsere Berliner Adresse, allerdings sehr verspätet, in die Hände des Dr. Hughes gelangen zu lassen. Zum Zeichen, dass dies geschehen, erhielt ich von Letzterem dessen aus den Kongress-Verhandlungen abgedruckte Begrüssungs-Rede „with the Author's compliments". Soviel ich weiss, ist diese vortreffliche Rede noch nicht in's Deutsche übertragen worden; ich glaube daher, dass es keine unnütze Mühe meinerseits ist, wenn ich dieselbe, obgleich etwas spät, in deutscher Uebersetzung nachfolgen lasse. Man mag mit dem Verfasser in manchen Punkten nicht einverstanden sein, aber die Rede enthält ungemein viel Anregendes und dem Geiste, der dieselbe durchweht, wünsche ich auch in Deutschland die weiteste Verbreitung. — In Folgendem die möglichst wortgetreue Uebersetzung:

Meine Herren!

Unser Leben ist so kurz und unsicher, dass es ein Wagniss für Menschen ist, die Bestimmung zu treffen, in fünf Jahren wieder zusammen zu kommen, wie wir es in Philadelphia 1876 thaten. Diejenigen, welche soweit voraussblickten, mussten erwarten, wenn es ihnen überhaupt vergönnt war, wieder zu erscheinen, dass viele Lücken in ihren Reihen sich finden und mancher Kummer ihrer Freude beigemischt sein würde.

So geht es auch uns; und die grosse Lücke, die alle Augen heute wahrnehmen und alle Herzen betrauern, bildet der Verlust des Präsidenten unseres ersten internationalen Kongresses, Caroll Dunham's. Wie unermüdlich er für jene grosse Versammlung wirkte, wissen seine Kollegen sehr gut; ihm gehört, was an Erfolg erreicht wurde. Ich kann Ihnen sagen, mit welchem Interesse er auf deren jetzigen Zusammentritt blickte. Die Pläne Days berieth er mit, so lange er unter uns weilte; und ich bin überzeugt, lebte er noch, wir würden ihn heute unter uns haben, um die Verehrung entgegen zu nehmen, die wir ihm schulden. Es wurde anders beschlossen und wir können nur sein Andenken ehren. Dieses wird lange leben in der Seele Aller, die durch seine Schriften erfreut und belehrt wurden, und in den Herzen derer, die ihn kannten und liebten.

Aber es ist nicht Dunham's Verlust allein, den wir seit unserer Zusammenkunft 1876 betrauern. Während der verflossenen fünf Jahre sind die Vorkämpfer unseres Systems in England, Spanien und Amerika heimgegangen, reich an Jahren und Ehren. Sie wissen, dass ich von Quin, Nuñez und Hering spreche. Alle drei haben reiche Vermächtnisse hinterlassen, — die zwei ersten in den Institutionen, die sie durch ihre Bemühungen gründeten und mit ihren Mitteln ausstatteten, der letzte in den Werken, in denen er sein umfassendes Wissen und seinen unermüdlichen Fleiss niederlegte. Alle schieden mit der Genugthuung, dass sie den ausgestreuten Samen aufgehen und Früchte bringen sahen, dreissigfach selbst in den beschränkten Verhältnissen dieses Landes, hundertfach in der freieren Luft jenseits des Oceans. Diese Namen erwähnen wir heute mit Ehren; und mit ihnen die von Clotar Müller und von Grauvogl, wie Hempel und Jahr, welche in derselben Zeit aus der Zahl der Lebenden geschieden sind. Dies waren Männer von allgemeinem Werth unter uns; aber jedes Land hat ausserdem seine eigenen Verluste zu betrauern und seine eigenen Lücken zu verzeichnen. Friede den Seelen unserer Helden, wo immer sie gelebt haben! In vielen Herzen lebt ihr Andenken fort und begeistert ihr Beispiel.

Die Todten haben diesen Tribut gefordert; aber die Lebenden verlangen nun unsere Aufmerksamkeit. Wir versammeln uns heute zum zweiten internationalen homöopathischen Kongress. Die Zwecke unserer Versammlung werden in dem Programm bezeichnet; sie sind: „Gedanken und Erfahrungen mitzutheilen, freundschaftliche Beziehungen zu befestigen und zu berathen über die beste Art, Hahnemann's Methode

zu verbreiten und weiter zu entwickeln.“ Diese Zwecke zu fördern, sind wir von allen Enden der Erde zusammengekommen. Manche, die gehofft hatten mit uns zu tagen, mussten in der elften Stunde ihre Absicht aufgeben, zu ihrem und unserem Bedauern. Von ihnen nenne ich Ludlam, Allen, Dowling und Hale aus Amerika und Bayes aus diesem Lande. Aus demselben Grunde fehlen Belgien und Deutschland bei der Vertretung. Aber dennoch hat Amerika zehn Vertreter zu uns gesandt und Frankreich, Italien, Russland je Einen, während unser eigenes Vaterland England, Süden und Norden, und unsere Schwester Irland eine grössere Anzahl als je zuvor aufgeboten hat. Wir haben unsere Kranken verlassen; wir haben Zeit und Geld daran gewendet, hierher zu kommen, und wenden beides weiter daran, während wir hier weilen. Unser Ziel muss sein, dass diese Opfer nicht umsonst gebracht werden, dass die Zwecke, um derentwillen wir uns versammelt haben, so vollständig als möglich erreicht werden.

1. Die Mittheilung von Gedanken und Erfahrungen, welche den ersten Punkt unserer Zusammenkunft bildet, wird in den Versammlungen der nächsten drei Tage der Hauptgegenstand sein. Es ist der spezielle Wunsch derer gewesen, die diesen Kongress organisirt haben, seine Diskussionen so vollständig, so nützlich und so interessant als möglich zu machen. Wir meinten, dass man nicht gewillt war, von fern und nah zusammenzukommen, um die wenigen Stunden der Versammlung darauf zu verwenden, lange Abhandlungen lesen zu hören, die man ebenso gut in seinem Studirzimmer zu Hause geniessen könnte. Sollte man andererseits allen Abhandlungen den Zwang der Kürze auflegen, so würde oft nothwendiger Weise eine ungleiche Behandlung der Gegenstände die Folge sein. Wir haben uns daher entschlossen, dem Vorgang des ersten Kongresses zu folgen und die zu diskutirenden Abhandlungen vorher drucken zu lassen und die Abdrücke an Alle zu vertheilen, welche wünschen, an der Debatte über diese Gegenstände sich zu betheiligen. Was jedoch die Debatte selbst betrifft, so wurden wir mehr gewarnt, als geleitet durch unsere Erfahrung in Philadelphia. Eine grosse Anzahl Schriftstücke wurde dort vorgelegt, und ein Berichterstatter für jedes bezeichnet, welcher Bericht und Kritik in grosser Länge gab und oftmals anders, als viva voce. Die Zeit, welche man für die Diskussion hätte benutzen können, wurde in solcher Weise sehr verkürzt und dem entsprechend Unwillen erregt. Wir haben demnach die eingesandten Mittheilungen in Gruppen geordnet, drei für einen Tag, so dass eine volle Stunde für jede wird gewährt werden.

Ein kurzes Resumé wird von den Vorsitzenden gegeben werden; aber die Diskussion wird sich mehr um den Inhalt, als um die Abhandlungen selbst drehen, so dass an denselben auch diejenigen sich mit vollem Nutzen betheiligen können, welche die Abhandlungen gar nicht gesehen haben. In der That ist es sehr zu wünschen, dass Einige gelegentlich — durch den Moment veranlasst und nicht vorbereitet sich aussprechen mögen. Auf der andern Seite ist es gut, die Debatte offen zu erhalten und einigermassen auszudehnen durch diejenigen, welche sich mit dem Inhalt der Abhandlungen bekannt gemacht, und reiflich die Streitpunkte vorher erwogen haben, die sie aufstellen. In dieser Weise sind wir vorgegangen; und wir glauben, dass als Erfolg unserer Bestrebungen die Diskussionen der nächsten drei Tage weder an Gewicht noch an Lebhaftigkeit werden etwas vermissen lassen.

Was die zu diskutirenden Gegenstände selbst anbetrifft, so glauben wir, das ein Blick auf unser Programm zeigen wird, dass sie in keiner Hinsicht baar des Interesses und der Wichtigkeit sind. Wenn es scheinen sollte, als hätten andere von noch grösserer Bedeutung substituirt werden können, so möge man bedenken, dass wir durch unser Material beschränkt wurden. Die Gegenstände konnten nur den Materien entnommen werden, die in den uns übersandten Schriften behandelt sind. Hingegen, wenn die Namen der Schriftsteller notirt sind, können sie sich als geringer und von weniger Werth erweisen, als man erwarten durfte — wenigstens nach dem Programm von Philadelphia. Aber hier engte uns eine andere Beschränkung ein — die der Zeit. Es war nöthig, unsere Diskussionsgegenstände einige Monate vorher festzustellen und wir konnten dies nur thun auf Basis der Schriften, die wirklich eingegangen oder fest versprochen waren. Es giebt Beiträge zu unserem Material, die noch nicht eingeliefert sind, und unsere Verhandlungen, wenn sie veröffentlicht sind, werden reichhaltiger sein, als unsere Programmliste. Und wenn selbst diese weniger bedeutend gefunden werden, als man wünschen konnte; wenn die Autoren, mit wenigen Ausnahmen, Engländer sind, und manche Länder, in denen die Homöopathie nicht geringere Verbreitung hat, überhaupt hier nicht vertreten sind, so können wir nur sagen, dass die Schuld nicht die Leiter dieser Versammlung trifft. Deutschland, Oesterreich, Russland, Spanien sind nachdrücklich um Beiträge gebeten worden, aber vergeblich; und mehr noch von den Eingeladenen würden willkommen gewesen sein aus Frankreich, Italien und Belgien. Wir können nur hoffen, dass, da der

internationale homöopathische Kongress auch ferner alle fünf Jahre in einer Weltstadt tagen wird, der Versammlungsort die romanischen und die deutschen Völker in den Kreis seiner Wirksamkeit ziehen, und so für die künftigen Bände der Verhandlungen den Schatz ihrer „Gedanken und Erfahrungen" an's Licht fördern wird.

II. u. III. „Die Befestigung freundschaftlicher Beziehungen", welche wir als zweiten Gegenstand uns vorgesetzt haben, will ich für jetzt bei Seite lassen; und will zu dem dritten kommen, nämlich zu berathen über die beste Art, Hahnemann's Methode zu verbreiten und weiter zu entwickeln. Auf diesen Gegenstand ist die Debatte des heutigen Nachmittags zu richten; und es scheint mir, dass ich meine Eröffnungsrede am besten nützlich machen kann, wenn ich ihr einige Betrachtungen einreihe, die sich auf das zu diskutirende Thema beziehen.

1) Die Sache, welche wir zu verbreiten und weiter zu führen wünschen, ist „Hahnemann's Methode." Sie ist eine Methode, — eine Art, Krankheiten zu behandeln: Dies und Nichts mehr. Sie ist nicht eine Doctrin oder ein System — eine Nachfolgerin jener anspruchsvollen, aber haltlosen Erzeugnisse der Vergangenheit, die Hahnemann selbst so scharf verurtheilt. Sie ist nicht gegründet auf eine Theorie, weder der Gesundheit noch der Krankheit. Hahnemann, wie jeder andere Mensch, hatte seine Theorien. In der Physiologie hing er der Doctrin einer Lebenskraft an; auf deren Verstimmung bezog er alle Krankheit, und durch deren Thätigkeit erklärte er jeden arzneilichen Einfluss. In der Pathologie erdachte er ein Schema von chronischer Krankheit, welches alle Instanzen derselben, die sich nicht durch ungesundes Leben oder Arzneivergiftung erklären liessen, von Infektion mit einem der drei „Miasmen" herleitete. Wir sind in keiner Weise weder an seinen Dynamismus, noch an seine Psora gebunden. Es giebt eben keine homöopathische Physiologie oder Pathologie. Das Organon, in seiner ersten Anlage, ist ganz frei von solchen Elementen und sie sind auch rein nebensächlich in dessen letzter Form. Von Anfang bis zu Ende ist es sein Zweck, die Formel Similia similibus hinzustellen als einen wahren Führer zu einer schnellen, angenehmen und dauernden Heilung, und anzugeben, wie dies in der Praxis am besten ausgeführt werden kann. Dies letztere geschieht durch drei Punkte. Erstens, dass in Krankheiten es dem Arzte nöthig ist, für Heilzwecke, ausser der Geschichte des Falles die Empfindungen kennen zu lernen, welche sein Patient hat und die Symptome, die er selbst bemerkt, — jede Hypothese wird ausgeschlossen. Zweitens, dass wir

sichere Kenntniss über die Wirkung der Arzneien nur durch Prüfung am gesunden Menschen erlangen. Drittens, dass Arzneien, nach diesem Grundsatz gegeben, einfach angewendet werden müssen, und in so kleinen Gaben, dass sie keine Verschlimmerungen oder Nebenwirkungen hervorrufen. Das ist die Methode Hahnemann's; und das ist, wie wir auch sonst über Theorie und Kleinigkeiten in der Praxis denken mögen, die Methode, die wir Alle befolgen, sofern wir sie in der Praxis anwenden. Das ist es, was wir durch unsere heutige Versammlung vertheidigen, aufrecht erhalten und fördern wollen.

2) Die Homöopathie ist eine Methode, und sie ist die Methode Hahnemann's. Er ist der anerkannte Meister der Schule, in welcher wir die Schüler und Praktiker sind. Wir verpflichten uns nicht, auf seine Worte zu schwören: wir nehmen weder seine Theorien, noch selbst alle seine praktischen Anweisungen als autoritativ an und können also auch nicht für dieselben verantwortlich gemacht werden. Aber, andererseits, gehen wir auch nichts auf diejenigen, welche meinen, wir hätten uns von ihm abgewendet, da wir eine Homöopathie bekennen, befreit von den Irrthümern und Fantasien, mit denen er sie belastet hat. Dies Letztere können wir thun und werden uns doch niemals seiner schämen. Es hat keinen ärztlichen Reformator gegeben, dessen Name dem seinen verglichen werden könnte. Die traditionelle Medizin hat schweigend den Werth seines Werkes anerkannt. Sie hat die heroische Behandlungsweise verlassen und die plumpe Vielmischerei, die er brandmarkte und vertrieb; sie hat vielfach die Verfahrungsweisen angenommen, die er erdacht hat. Die Prüfung der Arzneien am Gesunden, das einfache Mittel, die kleine Gabe, wurden in der alten Schule angenommen, wie bei uns; und das Aehnlichkeitsgesetz gewinnt stetig an Anerkennung in Form der entgegengesetzten Wirkung grosser und kleiner Arzneigaben. Gegenwärtig geschieht dies noch mit einer Haltung unserer Widersacher gegen den Mann, dem sie soviel verdanken, die wir nur der Unkenntniss zu Gute halten können. Wenn sie zu besserem Verständniss ihres Wohlthäters gelangt sind, wird sein Name unter „den Heroen der Arzneikunst" stehen, Seite an Seite mit denen von Harvey und Sydenham, von Hunter und Jenner.

Diese Methode Hahnemann's haben wir von ihm ererbt. Er war ihr Entdecker und er hat sie als Vermächtniss allen denen hinterlassen, welche die Augen öffnen wollen, um ihre Wahrheit und ihren Werth zu sehen. Wir, die wir homöopathisch praktiziren durch die ganze Welt, sind die gegenwärtigen Besitzer des Schatzes; und unser

Eigenthumsrecht bringt sowohl Pflichten als Vortheile mit sich. Diese sind ausgedrückt in den Worten unseres Programms: wir haben die Methode zu verbreiten und weiter zu entwickeln.

3) Die Arbeit, eine neue Wahrheit zu verbreiten, müsste, so könnte man meinen, hauptsächlich, wenn nicht ausschliesslich, den öffentlichen Bekennern derselben zufallen — denen, die durch Wort und Schrift sie dem Unwissenden erklären oder sie gegen Angriffe vertheidigen können. So könnte es bei einer Wissenschaft sein; aber es ist ganz anders mit einer Kunst. Hier ist der beste Lobredner die Ausübung. Der Mann, der stetig nach dem Gesetz handelt, das er anerkennt, der in dieser Weise eine grosse Praxis mit all ihren Chancen und Zufälligkeiten leitet und zuletzt ebenso gute Resultate wie seine Nachbarn hat und dazu das feste Vertrauen von Seite seiner Patienten, — solch ein Mann bringt die schlagendsten Beweise für die Methode, die er erwählt hat. Seine Kollegen müssen sehen, dass es möglich ist, die Heilkunst mit Erfolg auszuüben ohne Brechmittel, ohne oft heftig und giftig wirkende Gaben, wie sie gewöhnlich angewendet werden; und sie werden oft hören von Fällen, wo sie keinen Erfolg hatten, die zu ihm kamen und geheilt wurden. Gerade solche Fälle waren es, welche die meisten von uns zur Homöopathie führten. Die Ueberzeugung von ihrer Rationellität ermuthigte uns, weiter zu gehen; aber schon unsere ersten Schritte wurden von Erfolg gekrönt. Und dies ist eine Propaganda, die in eines Jeden Hand liegt. Die Gelegenheit zu öffentlichem Heraustreten und die Fähigkeit dazu haben nur Wenige, aber Jeder nach seinem Theil kann für die Methode wirken durch Ausübung derselben in der Praxis.

Aber es liegt auf der Hand, dass, um diesen Zweck zu erreichen, man auch wirklich homöopathisch behandeln muss. Wenn man gewöhnt ist, Massnahmen anderer Art sich zuzuneigen, indem man Stimulantia und Sedativa, Abführmittel, Caustica und Ableitungen der gewöhnlichen Medizin anwendet, dann liegt der Erfolg, wie er auch sein mag, nicht in der Richtung unserer gegenwärtigen Betrachtung. Dass man die volle Freiheit hat, so zu handeln, wenn man es für passend findet, leugne ich nicht, im Gegentheil, ich verlange es. Es ist für uns Alle die höchste Pflicht, das zu thun, was wir als das Beste für unsere Kranken halten, ohne Rücksicht auf irgend welchen Glauben oder irgend ein System, und dies zu thun, müssen unsere Hände frei sein. Wir protestiren gegen die Tyrannei, die uns ausstösst, weil wir glauben, dies „Beste" für gewöhnlich in der Homöopathie zu finden, und wir

wollen nicht wieder unter irgend ein anderes Knechtschaftsjoch gezwungen werden. Keiner soll unser Recht auf unbeschränkte Wahl der Therapie anfechten, — weder unsere Gegner, noch unsere Spezialkollegen, noch unsere Patienten. Unsere alleinige Eigenthümlichkeit nach aussen hin ist, dass wir uns zu Institutionen halten, die als „homöopathisch" bezeichnet werden, Gesellschaften, Apotheken und dergl., welche existiren, obwohl Hahnemann's Methode und deren Bekenner von der allgemeinen zünftigen Genossenschaft ausgeschlossen werden. Durch solches Verfahren verpflichten wir uns nicht zu irgend einer exklusiven Handlung. Wir bekennen mit männlichem Muth eine Wahrheit, der wir anhängen, die aber für jetzt noch geleugnet und verworfen wird, wir bestimmen keineswegs, wie weit ihre praktischen Konsequenzen reichen werden. Welchen Grund also haben unsere Widersacher, uns Ungereimtheit, Unehrlichkeit vorzuwerfen, uns zu beschimpfen, wenn wir uns die Freiheit nahmen, die Hülfsmittel der gewöhnlichen Medizin anzuwenden, wo es uns nöthig erscheint? Mit welchem Recht können Genossen, deren Gebahren exclusiver ist, uns Illoyalität für unser Handeln vorwerfen? Und was unsere Patienten anlangt, so haben sie dieselbe Freiheit, sich ihren Arzt zu wählen, wie er, seine Arzneien zu wählen. Sie mögen zu ihm gehen, weil er an Homöopathie glaubt, aber es ist nicht ihr Recht und ist wahrlich nicht klug von ihnen, ihm vorzuschreiben, wie weit sein Glaube seine arzneilichen Massnahmen beeinflussen soll. Wenn seine Behandlung nicht so rein homöopathisch ist, als sie es wünschen, dann brauchen sie nur einen Praktiker zu wählen, der ihnen mehr zusagt.

Das ist die Rechtfertigung unserer Freiheit. Aber andererseits liegt es auf der Hand, dass, je mehr wir uns derselben in der erwähnten Richtung bedienen, unsere Praxis an Werth verliert, als Zeugniss für Hahnemann's Methode zu gelten. Man wird sofort, obgleich mit Unrecht, annehmen, dass wir letztere nur in unbedeutenden Fällen anwenden und zum landläufigen Verhalten zurückgehen, wenn wir beabsichtigen, wirklichen Erfolg zu erreichen. Und ferner lassen Sie uns eingedenk sein Dunham's Ausspruchs, der für diese unsere nothwendige Freiheit plaidirte; er sagte: „Freiheit des ärztlichen Denkens und Handelns, ein Lebensbedürfniss und eine grosse Verantwortlichkeit." Sie fordert unsere Verantwortlichkeit heraus ebenso wie sie unser Bedürfniss ist, und wir thäten am besten, sie nicht zu beanspruchen, wenn wir nicht vorbereitet sind, sie richtig zu gebrauchen. Kinder können sich nicht gut frei bewegen und ich möchte dasselbe

denen sagen, die in Hahnemann's Methode Neulinge sind. Unsere Weisheit besteht darin, zuerst diese Methode so ausschliesslich als möglich zu üben; mit wenigen Ausnahmen die Erfahrung uns lehren zu lassen, wo es nöthig ist, andere Dinge anzuwenden, besser als diese gleich a priori zu gebrauchen. Wir werden in der That unseren Patienten mehr nützen, im Allgemeinen, als wenn wir als Eklektiker beginnen und wir werden uns Treue und Bestimmtheit aneignen, die bei weiterem Vorschreiten uns fördern werden. Unser grosser Vortheil ist die Praxis nach dem Gesetz statt der „unbeschränkten Freiheit," deren unsere Kollegen der alten Schule sich rühmen, aber deren die besten unter ihnen oft überdrüssig sein müssen. Das ist unsere Ueberlegenheit und keiner sollte ohne triftigen Grund sie aufgeben.

Ich meine, dass wir als Körperschaft solche Mahnungen an unsere jüngeren Mitglieder richten müssten. Sie ganz besonders brauchen dieselben; denn sie sind (auf dieser Seite des Oceans) unberührt von den Einflüssen der Erziehung in dem vorherrschenden System mit all seinem Gewicht alter Tradition und allgemeiner Annahme. Aber, wenn wir sie warnen wollen, müssen wir uns auch selbst ermahnen, — und nicht ohne Noth. — Die Versuchungen zur Laxität in der Praxis sind mächtig für uns Alle; die wirkliche Katholicität des Geistes, die wir cultiviren und welche uns leitet, uns mit dem ganzen Umfang der ärztlichen Litteratur bekannt zu machen, hat ihre eigenthümlichen Gefahren. Wir müssen jetzt bestimmen können, welche Ausnahmen wir gestatten von der Regel „Aehnliches heilt Aehnliches," denn wie jede Regel hat auch sie ihre Ausnahmen, und müssen sonst ihr unbedingt folgen. Wenn wir uns zu einer solchen Stellung bekennen, wenn wir die Kollegen und das Publikum ebenfalls wissen lassen, dass wir diese Stellung einnehmen und demgemäss handeln, werden wir Achtung für uns nach der intellektuellen und moralischen Seite hin ernten und werden Jeder nach seinem Theil beitragen zur Verbreitung der Methode, an die wir glauben.

4) Aber eine therapeutische Methode ist wie eine Religion. Ihr bestes Zeugniss ist die Frucht, die ihre Schüler hervorbringen; sie muss also ihre Vertheidiger und Missionäre haben. Reichliche Arbeit nach dieser Richtung bietet sich für diejenigen, die Fähigkeit dazu haben; und dieser Kongress mag wohl überlegen, wie sie am besten vollführt werden kann. Um seine Berathungen zu erleichtern, habe ich zweierlei vorzuschlagen.

Das Erste ist ein weiteres Vorgehen nach der Richtung, die Bei-

fall fand, als ich unsern eignen britischen homöopathischen Kongress 1879 begrüsste.*) Ich zeigte damals, dass Annäherungen gemacht wären von unserm eignen Lager und von dem der alten Schule, welche versprachen, in nicht ferner Zeit eine Verständigung für beide Theile herbeizuführen. Auf unserer Seite wurde immer hervorgehoben, dass das Aehnlichkeitsgesetz nur ein Erscheinungsgesetz („phänomenal") wäre — eine Richtschnur für die Arzneiwahl, nicht ein Ausdruck seiner eigentlichen Wirkung und des Modus operandi. Manche von uns hatten überdies behauptet, dass Arzneien, auf Grund der Aehnlichkeit gewählt, obgleich scheinbar homöopathisch doch in ihrer Wirkung, eigentlich antipathisch wären. Von Fletcher an (und gewissermassen von Hahnemann selbst) wurde dies hergeleitet aus der Thatsache der Erst- und Nachwirkung der Arzneien; seit 1873 nach dem Vorgange von Dr. Sharp wurde dies basirt auf die entgegengesetzte Wirkung grosser und kleiner Gaben. Ich zeigte dann, wie seit den letzten Jahren diese Ansichten über Arzneiwirkung von Aerzten der alten Schule, wie Lauder Brunton, James Ross und Rabagli etc. aufgefasst und benutzt wurden durch sie, um die guten Resultate zu erklären, die sie erhalten hatten, als wären die Mittel nach dem homöopathischen Gesetz angewendet worden. Auf der einen Seite also galt die Regel, „Aehnliches heilt Aehnliches," aber auch eine Theorie über die Wirkung, welche sich aus dem Antagonismus erklärte; auf der andern wurden dieselben Ansichten ausgesprochen und erklärt aus dem Aehnlichkeitsgesetz. Der einzige Unterschied zwischen uns war, dass man in dem gegnerischen Lager zurückschreckte vor der logischen Konsequenz der eignen Position — nämlich vor der Annahme der Regel als Führer in der Praxis.

Seit jener Zeit wurden die eben beschriebenen Annäherungen mit andauerndem Eifer gefördert. Dr. Sharp hat seine Theorie**) noch weiter begründet, und die von Dr. Cretin in Paris unsern Verhandlungen überwiesene Abhandlung zeigt, dass dieser ausgezeichnete Arzt sie schon seit 1855 hoch hielt und noch heute zu ihr hält als dem wahren Grund der homöopathischen Therapeutik. In der alten Schule hat Dr. Bartholow in Philadelphia — öffentlicher Professor der Materia medica in den Vereinigten Staaten — in seinen Cartwright Vorlesungen über den physiologischen Antagonismus zwischen Arzeneien und zwischen

*) Homöopathie: ihr gegenwärtiger Stand und ihre Aussichten für die Zukunft. Gould & Sohn, 1879.

**) Monthly Hom. Review, Juni und September 1880.

Heilmitteln und Krankheiten*) Ansichten entwickelt, ähnlich denen von Brunton; und unser alter Gegner, die Londoner Lancet hat geglaubt, uns einen Stoss ins Herz zu versetzen durch solche Erklärung des Aehnlichkeitsgesetzes. Sie bildet sich ein, dass uns der Grund unter den Füssen weggezogen wird, wenn man nachweist, dass die Aehnlichkeit unserer Arzeneien nur scheinbar ist, und wenn diese Aehnlichkeit aufgeht in der entgegengesetzen Wirkung grosser und kleiner Gaben. Unter der Hülle dieser Erklärung hat sie zugegeben, dass Aconit homöopathisch ist bei Fieber und Entzündung, und Nux vomica bei Magenkatarrh- und Krampf, welche Leiden dieses Mittel unzweifelhaft heilt. Mit reizender Naivität sprach sie selbst, „begierig zu sehen, wie die Homöopathie versuchen werde zu antworten," dies Raisonnement aus, während sie gänzlich die Thatsache übersah, dass den so bezeichneten Praktikern dasselbe mannigfach geläufig war seit mehr als vierzig Jahren und von vielen derselben benutzt wurde als Grundlage für den Erfolg ihrer eigenen Methode. Wenn auch bekannt gemacht mit diesem Stück Geschichte, hat sie sich doch nichts aus unserm offenbaren Entgegenkommen gemacht, uns die Hände zu reichen, wieder Freunde zu sein. Das würde ihre ganze Vergangenheit und die ihrer Zöglinge blosstellen; so zieht sie sich hinter Prahlerei zurück, verlangt von uns, unsere Thatsachen aufzugeben für ihre Erklärung derselben, und — weil scheinbar homöopathisch wirklich antipatisch sein kann — auch äusserlich antipathisch zu praktiziren. Aber — selbst die Wahrheit dieser Theorie zugegeben — so würde es den Vortheil vernichten, der aus der Leichtigkeit entspringt, mit welcher man die Aehnlichkeiten zwischen Krankheit und Arzneiwirkung vergleichen kann, als wenn man die Gegensätze betont. Die „Antipraxis" von Dr. Sharp verlangt Homöopathie als Grundlage für die Mittelwahl, nicht weniger als Antipathie für die Theorie des Modus operandi der Heilaktion.

Wenn ich diese Absicht fördere, so ist mein Zweck kein kriegerischer, sondern ein praktischer. Mir scheint es für den Augenblick verständig zu sein, wenn wir festhalten an dem Boden, der solchergestalt als haltbar auf beiden Seiten bezeichnet wurde. Abgesehen von diesem grossen Vortheil, ist er zugänglich der Einsicht und zu bewahrheiten durch die Wissenschaft. Es ist überhaupt eine Homöopathie, die uns befreit von jener grossen Bürde unseres Systems — der infinitesimalen Dosis. Die „kleinen" Quantitäten, deren den grossen ent-

*) S. New-York Med. Record 1880.

gegengesetzte (physiologische) Wirkung hierin mit einbegriffen ist, sind noch solche, dass sie durch die Sinne wahrgenommen werden können; sie sind selten kleiner als der hundertste Theil eines Grans oder Tropfens. Dr. Black in unserm Vaterlande hat lange die Grenze der Verdünnung bis zu diesem Grade befürwortet aus praktischen Gründen. Dr. Cretin begründet jetzt dieselbe Ansicht durch die Lehre vom Antagonismus der verschiedenen Dosen; und die Dr. Dr. J. P. Dake und Conrad Wesselhoeft stützen sie durch die Resultate ihrer wissenschaftlichen Untersuchung. So wollen wir denn Gaben verordnen, in denen die physikalische Untersuchung Arznei-Stoff und die physiologische Untersuchung Arznei-Kraft nachweisen kann; dann kann nicht länger Grund zum Streit zwischen uns sein in Betreff der Dosirung.

Ich betone, dass wir an diesem Boden festhalten müssen in unserer Vertheidigung und ihn cultiviren in unserer Praxis Aber ich thue dies ausdrücklich mit Rücksicht auf Aushilfe und zwar einer temporären Aushilfe. Ich möchte nicht meinen Glauben verläugnen, dass es viele Arzneiwirkungen und homöopathische Kurerfolge giebt, die nicht auf die oben besprochene Formel zurückgeführt werden können. Ich will nicht, nur um das Schiff zu erleichtern, die Fülle von Erfahrungen über Bord werfen, die gewonnen und gerühmt wurden, in der Vergangenheit als Erfolg der infinitesimalen Gaben. Für den Augenblick möchte ich dies in der Schwebe halten als ausserhalb der Demonstration und der Verifikation. Aber das möchte ich noch festhalten; die Kunst wird immer die Wissenschaft überflügeln und die Erfahrung dem zu begründenden Erfolge vorangehen. Selbst jetzt hat in Jäger's Händen ein empfindlicheres Verfahren, als man bisher kannte, Arzneiwirkung augenscheinlich noch nachgewiesen weit jenseits der Grenzen, welche unsere gegenwärtige Erkenntniss für die Gegenwart von Arznei-Stoff gestattete. Sein Osmograph mag das Schicksal des Magnetoskops theilen, aber bis jetzt warnt es uns, unser Urtheil zu beschränken. Wir wollen freimüthig bekennen, dass es in der Homöopathie mehr Dinge giebt, als man sich in der Philosophie träumen lässt, in unserer und unserer Gegner; aber für den Augenblick wollen wir den Boden festhalten, der von allen Seiten als sicher beansprucht, übersehen und anerkannt wird.

Thatsache ist, dass es (wie ich mich 1877 zu zeigen bemühte) zwei Homöopathieen giebt. Beide leiten ihren Ursprung von Hahnemann her, aber sie gehören verschiedenen Stadien seiner Laufbahn an. Die erste Homöopathie datirt von 1796—1811; sie ist die von dem Hahnemann der Medizin als Erfahrungswissenschaft und der

Fragmenta de viribus, der ersten Ausgabe des Organon und des ersten Bandes der Materia medica pura. Alle Speculationen späterer Zeiten, physiologische, pathologische und pharmakologische — die Lebenskraft, der psorische Ursprung chronischer Krankheit, die Dynamisation der Arzneien — alle diese glänzen durch ihre Abwesenheit; und die Verdünnung wird selten (ausgenommen bei solchen Giften wie Arsenic und Nux vomica) über die dritte Stufe gebracht. Keiner kann uns etwas vorwerfen, wenn wir Hahnemann für unseren Meister halten in diesem Stadium seiner Geschichte und heute uns weigern ihm weiter zu folgen. Es würde gerade so sein, als wenn wir Schüler von Swedenborg oder Comte wären, so lange als sie Philosophen blieben, aber nicht länger sie anerkannten, als sie Verkünder einer neuen Religion wurden. Wenn ich vorhin von den zwei Homöopathieen sprach, so war es nur, um meine Kollegen eindringlich darauf hinzuweisen, dass die späteren Gedanken Hahnemann's — des Hahnemann von 1812—1828 — der Beachtung werth wären; und ich würde dies wieder thun bei passender Gelegenheit. Unsere Jetztzeit fordert die Beschäftigung mit einem weniger bestreitbaren Boden und dazu habe ich demgemäss aufgefordert. Ich thue dies in Uebereinstimmung mit allen Schriftstellern, die zu den Verhandlungen dieses Kongresses beigesteuert haben. Die Anhänger der andern Gruppe unter uns wurden aufgefordert, ihre Ansichten zu äussern, haben aber keine Arbeit geliefert. Wenn der Band, den wir herausgeben wollen, den Lesern zugänglich geworden ist, so werden diese finden, dass er voll und mächtig die Homöopathie nach Hahnemann's ursprünglicher Auffassung repräsentirt, die Homöopathie, welche auf jedem Punkte der Vernunft entspricht und mit jedem wissenschaftlichen Fortschritt im Einklang steht.

5) Soviel zur Verbreitung unserer Methode; und nun wenige Worte zur Weiterentwicklung derselben.

Neulich auf einer Versammlung der britischen homöopathischen Gesellschaft betonte Dr. Black, dass unsere Ueberlegenheit für die Zukunft in unserer Kenntniss der physiologischen Wirkung der Arzneien liege. Es ist wahr, dass die Anhänger der andern Schule anfangen, auf diesem Felde zu arbeiten, aber es ist ihnen noch fremd, und wir haben das Erzeugniss und die Erfahrung vieler Dekaden von Arbeiten, die geleistet sind, ehe Andere kamen, daran Theil zu nehmen. Wir haben dargestellt, auf der einen Seite, eine Fülle von wirklicher Kenntniss der Pathogenese, aus unsern systematischen Prüfungen, für welche ihre Vorurtheile sie blind machen, und, andererseits, kennen wir den wahren

Weg, um zu solcher Kenntniss zu gelangen. Wir haben gelernt, dies mit Absicht zu thun und das Fehlen dieser Absicht verdirbt oft ihre mühsamsten Experimente. Wir brauchen das ganze Gemälde der Arzneiwirkungen zum Vergleichen mit den Krankheitsphänomenen nach dem Grundsatz „Aehnliches heilt Aehnliches". Da wir nun für Menschenkrankheiten Similia gebrauchen und da es sich vielfach um subjective Symptome handelt, müssen wir auch an dem menschlichen Körper experimentiren, und treu zeichnen wir die ganze Reihe krankhafter Veränderungen auf, welche nach der Einverleibung einer Arznei auftreten. Wir prüfen die Wirkung einer einzelnen vollen Dosis, um Analoga für akute Krankheiten zu erlangen, und lang fortgesetzter kleiner, um Bilder chronischer Krankheiten zu finden. Solchergestalt ist unsere pathogenetische Kenntniss, treu gewonnen und aufgezeichnet, wie eine Gemäldegallerie, in welcher das scharfblickende Auge die Linien aller Krankheiten erkennen kann, denen unser Körper unterworfen ist. Die Anhänger der alten Schule streben darnach, zu erfahren, was Arzneien leisten können, damit sie in Krankheiten solche Wirkungen mit ihnen hervorbringen können, wenn sie es für wünschenswerth halten. In früherer Zeit sorgten sie demnach nur zu lernen, ob ein gegebenes Mittel Purgiren, Erbrechen oder Schweiss erregen könnte, um es als Katharticum, Emeticum oder Sudorificum klassifiziren zu können und jetzt beschränken sie entsprechend ihre Untersuchungen auf die Frage, ob es excitirend oder deprimirend auf gewisse Nervenzüge einwirkt. Für solche Zwecke genügen stumme Geschöpfe, und Hekatomben dieser Unglücklichen werden jetzt jährlich geopfert, um Arzneiwirkungen zu erforschen. Die Verschiedenheiten der Resultate, und also auch der Meinungen, sind endlos, und der Gewinn ist verhältnissmässig klein. Thatsache ist, dass unsere Kollegen der alten Schule handeln, als ob die Medizin eine Wissenschaft wäre, und doch ist sie eine Kunst, unterstützt allerdings durch Wissenschaften, die ihr nahe stehen, von denen sie aber unabhängig ist. Unsere Prüfungen liegen in der Sphäre der Kunst, sie sind synthetisch und für die Sinne wahrnehmbar und hängen zusammen mit dem klinischen Studium der Krankheiten. Die aus dem andern Lager sind mehr analytisch, appelliren an den Verstand und haben nur soweit Gültigkeit, als die Krankheitsprocesse wissenschaftlich begriffen werden. Die Aufzählung des Einen ruft uns zurück die deutlichen Gemälde von Hippocrates und Sydenham und Watson, zu deren ewig frischen Zeichnungen der Geist gern zurückkehrt, wenn er von den rein intellektuellen Raffinements der modernen Nosographie ermüdet

ist. Die Arbeit des physiologischen Laboratoriums geht Hand in Hand mit der der Todtenkammer; die Hahnemann'sche Pharmakologie wie Pathologie bewegt sich in der Region des Lebens.

Wenn wir nun eine solche Ueberlegenheit besitzen, so müssen wir sie auch ausnutzen. Wir können dies auf zwei Wegen thun: indem wir unsere vorhandene Kenntniss aufs Beste darlegen und sie weiter ausbilden in derselben Richtung.

a) Die ganze Fülle unserer pathogenetischen Kenntnisse ist kürzlich in eine grosse Reihe von Bänden durch Dr. Allen zu zusammengesetzt worden. Wir Alle haben ihm unsererseits Ehrenbezeugung und Lob zu erkennen gegeben für das gute Werk, das er gethan hat; und bedauern nur, dass er nicht hier ist, um gekrönt zu werden, wie auf dem Kapitol. Aber nun beginnt eine fernere Arbeit; die: das Material zu sichten, zu bestätigen und zu interpretiren, das er für uns gesammelt hat. Er selbst hat diese Arbeit begonnen in der „Examination", die er auf den Blättern des „Nordamerikanischen homöopathischen Journals" leistete und in „Revision", die er besonders herausgiebt. Ich selbst lege Hand an in dem „Kommentar", den ich in unserer Britischen Vierteljahrschrift begonnen habe. Aber Allen's Encyclopaedia hat einen grossen Fehler, den auch eine geschickte Handhabung nicht beseitigen kann. Sie stellt nämlich unsere Prüfungen dar, nicht in ihrem Werden und dessen Schilderung, sondern nur als disjecta membra, die schematisch geordnet sind. Diesen Fehler hat sie mit Hahnemann's Pathogenesen gemein und er war wahrscheinlich nicht zu vermeiden: aber er ist sehr fatal für jedes reelle Verständniss der Arzneiwirkung. Solche Symptomenlisten gehören weder zur Kunst noch zur Wissenschaft; sie sind nur Kataloge, glücklich wenn sie noch catalognes raissonnés sind, was nicht immer von ihnen gesagt werden kann. Sie sind von Anfang an eins der grössten Hindernisse für den Fortschritt der Homöopathie gewesen. Es ist sehr wahr, dass sie missbraucht und ihr Inhalt missverstanden wurden. Hahnemann hatte niemals, glaube ich, im Sinn, dass sie studirt werden sollten mit der Absicht die Arzneiwirkung kennen zu lernen a priori. Er hatte die Absicht, sie zu vergleichen a posteriori, wenn der Kranke vor uns wäre und wir in ihnen einen Reflex der Krankheitszüge dieses Falles zu finden hätten. Und daher sind die herzbrechenden Versuche, die Viele von uns gemacht haben, um sie zu verstehen, mit den für ihr Studium entworfenen Plänen von Hering, und Dunham, und Madden reine Zeitvergeudung. Der einzige Weg, die Arzneiwirkung kennen zu lernen,

ist: zu lesen und wieder zu lesen die einzelnen Prüfungsberichte und — wenn es ein mächtiges Mittel ist, — die Vergiftungsgeschichten. Man sehe z. B. Schroff's Experimente mit Aconitum cammarum und Aconitin, sowohl in schematischer Form in Dr. Allen's erstem Band, als auch die volle Erzählung im zehnten Band. Der Unterschied für die geistige Auffassung ist himmelweit. Die ersteren hinterlassen kaum einen Eindruck und würden für etwaige Vergleichung nicht beachtet werden; die letzteren prägen die Arzneiwirkung unauslöschlich in's Gedächtniss und Verständniss. Was wir jetzt gebrauchen, um unsere Neophyten zu instruiren und Andere zu uns herüber zu ziehen, sind ein oder zwei Bände solcher Prüfungen. Eine Fülle von Material liegt bereit dazu in der Litteratur sowohl der alten Schule als unserer eigenen. Jörg's Materialien sind nie vollständig übersetzt worden, auch nicht die österreichischen Prüfungen und Nachprüfungen, nicht die der Wiener Gesellschaft, die von Martin und seinen Schülern, die der Rademacherianer, von Schiff und Schroff. Die amerikanische Prüfergesellschaft, die Verhandlungen des amerikanischen Instituts, und viele der Quellen der alten Schule dieses Landes, aus denen Dr. Allen so ergiebig geschöpft hat, könnten für uns verbotim brauchbar gemacht werden; und ihnen müssten die reichen Nachlesen aus solchen Sammlungen angefügt werden wie Frank's Magazin und Abhandlungen über Materia medica von Stillé, Nothnagel, Trousseau und Pidoux. Ich empfehle diese Arbeit Jedem, der Kenntniss und Lust dazu hat, und kann ihm versichern, dass man von ihm, wenn er es vollbringt, sagen wird, er hat sich um den Staat wohl verdient gemacht.

b) Die Darstellung unseres vorhandenen Materials kommt zuerst, und dann haben wir es zu vermehren. Zu diesem Zweck, hoffe ich, wird unser Freund J. P. Dake, den wir das Vergnügen haben unter uns zu sehen, uns nochmals sein Schema für eine Arzneiprüfergesellschaft auseinandersetzen. Die Fackel, welche die österreichischen Kämpfer einst so würdig vorantrugen, muss wieder aufgenommen werden, und, wie damals, muss Nachprüfung die Tagesordnung sein. Wir brauchen nicht wieder solche „verlorene Liebesmüh", wie die mit der unbedeutenden Ptelea trifoliata und Fagopyrum esculentum — Substanzen von geringem oder keinem Werth, welche Pathogenesen haben so lang, als die von Camphora und Ferrum. Wir müssen die pathogenetischen Wirkungen von wirklichen Arzeneien kennen lernen, wie die der Mineralsäuren, Borax und Guajac, Helleborus und Spigelia, Platina und Zink; Arzneien, mit denen wir zehn mal mehr als jetzt ausrichten

könnten, wenn wir vollständig ihre Kraft am Gesnnden kennen würden. Wir müssen die Resultate in der vegetativen Sphäre kennen lernen von lang fortgesetzten kleinen Gaben von Conium, uud die Veränderungen in der Ernährung, welche Calcarea nnd Silicea nach dem Aehnlichkeitsprinzip hervorrufen. Die Prüfer mögen ihre Aufmerksamkeit anf solche Pnnkte richten; ihre Experimente mögen durch solche ältere Beobachtungen, wie sie Dr. C. Wesselhöft so glücklich mit seinen Dosen inaugurirt hat, begrenzt werden; das Ganze muss uns im Detail gegeben werden — nnd diese Arbeiter werden mehr als alle Anderen nnseren Dank und Preis erhalten. Andere mögen gearbeitet haben, aber diese werden anch gelitten haben; sie werden zu der Nobelgarde der Märtyrer in Sachen der Humanität gerechnet werden.

III. Meine Aufgabe geht nun zn Ende; aber bevor ich deu Kongress einlade, seine Arbeiten zu beginnen, muss ich noch wenige Worte sagen über den Gegenstand unserer Versammlnng, den ich bis hierher aufgespart habe — über die Schliessung von Freundschaften.

Bei der früheren Gelegenheit, die ich erwähnte, wagte ich — als ich die Körperschaft meiner Kollegen begrüsste — die Zeit zu antipiciren, wo Ephraim nicht mehr Juda beneiden, noch Juda Ephraim kränken würde, wo „Homöopath“ und „Allopath“ mit einander in gegenseitiger Achtung und gleicher Freiheit verkehreu würden. Ich sprach meine Zuversicht aus, dass dieser Tag kommen müsste, uud ich versuchte anzudeuten, mit welchem Geist und Benehmen wir ihn begrüssen würden. Ich glaube auch heute daran so fest wie je, aber ich bekenne, dass ich ihn uicht näher sehe, als vor zwei Jahren. Kürzlich hat ein Ereigniss in diesem Lande die alte Unduldsamkeit ebenso heftig gezeigt, als früher; und die Ansicht der Zukunft scheint dahin zu gehen, dass wir zur Genossenschaft nur zugelassen werden köuneu unter der Bedingnng, dass wir unser abweichendes Glaubensbekenntniss aufgeben. In diesem Falle muss ich ein für alle Mal für immer auf Verständigung verzichten. Ich liebe die Einigkeit und sehne mich danach; aber es giebt etwas, was ich noch höher stelle, und das ist die Wahrheit. Aber warum sage ich „Ich“? Ich bin überzeugt, dass ich die Meinung aller hier Versammelten ausspreche, wenn ich sage: wir müssen dem folgen, was wir als wahr erkennen, wohin es uns auch führen möge, oder wir hören auf, des Namens Maun würdig zu seiu. Wenn wir dadurch zur Scheidung gedrängt werden, so trifft die Schuld des Schisma diejenigen, die uns die Freiheit, welche unser Recht ist, versagen.

Bis nun die Zunft im Allgemeinen zu besserer Einsicht kommen

wird, müssen wir — damit wir nicht unsere Zeit mit Warten auf sie verlieren — die Bande enger knüpfen, die uns vereinigen. Wir sind ganz erträglich gut organisirt in unserm eigenen Heimathslande; aber diese internationalen Kongresse erinnern uns, dass wir eine weitere Vereinigung anzustrehen haben — die Aller, an irgend welchem Orte, welche nach Hahnemann's Methode praktiziren. Wir können diese Vereinigung nicht exact organisiren; sie kann keine formale Mitgliedschaft oder Gesetze oder Beamte haben. Aber sie kann viele Glieder haben, manchen gemeinschaftlichen Besitz, um uns zu erinnern, dass wir alle eins sind; manchen Austausch und viele Mittheilungen, welche den Geist der Brüderlichkeit lebendig erhalten, und die Hingabe an die allgemeine Sache entflammen.

Zuerst vor allem möchte ich hervorheben, dass wir eine homöopathische Pharmakopöe für alle Länder haben müssten. Bisher haben wir uns Alle mit diesem Gegenstand herumgeschlagen. Hahnemann's Originalinstraktionen sind unsere einzige Vorschrift gewesen; und die durch Einführung neuer Mittel und durch Erweiterung der pharmaceutischen Kenntniss herbeigeführten Modifikationen haben keine corporative Geltung erhalten. Unsere vorhandenen Pharmacopöen, mit einer Ausnahme, sind nur private Compilationen, selbst unsere 6000 amerikanischen Kollegen haben keine autoritative Fahne für die Bereitung ihrer Arzneien. Die Ausnahme, die ich erwähnte, ist der von der britischen homöopathischen Gesellschaft herausgegebene Band — der anerkannte Repräsentant unseres Systems in unserem Vaterland. Er ist der Einzige, den alle homöopathischen Apotheker in Grossbritannien als Norm für ihre Arzneibereitung anerkennen. Eine dritte Auflage ist jetzt in Vorbereitung, und diejenigen, die damit betraut sind, werden gern Mittheilungen von auswärts willkommen heissen und dieselben so weit als möglich aufnehmen. Warum sollte die so zu Stande gekommene Pharmacopöe nicht in allen Ländern acceptirt und in deren Sprachen herausgegeben werden mit dem imprimatur ihrer Gesellschaften oder anderer centraler Autoritäten?

Zweitens, denke ich, sollten wir ein internationales homöopathisches Direktorium haben. Jedes Land hat — oder sollte haben — eins für sich; durch genügenden Austausch würde dies ein gemeinsames Eigenthum Aller werden; die Vereinigten Staaten mögen uns in der alten Welt verzeihen, dass unsere Hände nach dieser Richtung so klein sind im Vergleich mit den ihrigen. Heut zu Tage, wo Alle reisen und man oft von Hause entfernt ist, ist es nöthig zu wissen, wo überall auf der

Erde Kollegen wohnen. Wenn unsere Patienten in Bäder gehen, so sagen wir ihnen, an wen sie sich wenden können im Fall der Noth. Wir müssen im Stande sein, ihnen dieselhe Information zu gehen, wie weit weg sie auch gehen mögen. Für uns selhst zugleich ist es sehr wünschenswerth, Jahr aus Jahr ein zu wissen, wie die Homöopathie in andern Ländern vertreten ist, und mit welchen Schwester-Institutionen wir Mittheilungen und Höflichheiten austauschen können.

Drittens, dieser Austausch von Mittheilungen müsste mit mehr Eifer betrieben und mehr ausgenutzt werden, als hisher. Jedes homöopathische Journal, das erscheint, müsste dem Büreau jedes andern durch die ganze Welt überschickt werden nnd müsste dafür die entsprechenden Nummern des andern erhalten. Ferner eine Rubrik eines jeden müsste einen regelmässigen Bericht über Alles bilden, was an Interessantem in fremden Ländern vorgeht, damit die Leser irgend eines Journals en rapport gesetzt würden mit Allem, was in der Homöopathie überhaupt vorgeht. Wir hahen dies in dem Britischen Journal seit einigen Jahren gethan und möchten unsere Brüder Heransgeher einladen, unserm Beispiel zu folgen. Gesellschaften müssten in ähnlicher Weise ihre hetreffenden Verhandlungen austauschen und mittheilen. Und der Verkehr zwischen diesen könnte sehr wohl ein persönlicher sein. Unsere amerikanischen Kollegen haben einen Plan von „Delegation", wonach man andere Gesellschaften besucht als Repräsentant seiner eigenen. Könnte nicht ein ähnlicher Vorgang geschaffen werden für den weiteren Kreis der homöopathischen Welt? Wie herrlich würde es sein, wenn zu den jährlichen Versammlungen des American Institute, unseres eigenen Kongresses, und der des deutschen Central-Vereins nnd so hei Gelegenheit der wiederkehrenden Versammlungen der verschiedenen homöopathisch-ärztlichen Gesellschaften ein Delegirter accreditirt werden könnte von allen anderen Ländern, der Grüsse und Nachrichten seiner eigenen Landsleute brächte nnd nach seiner Rückkunft herichtete, wie es ihren Brüdern geht! Sicherlich würde durch solche Vereinigungen und Bande unsere Körperschaft Nahrung gewinnen und fester zusammengehalten werden!

Und dann wird als die Summe und Krone aller unserer Verbindungen die fünfjährige Wiederkehr dieses internationalen Kongresses kommen. Hier wenigstens werden wir in den Berichten, die wir aus den verschiedenen Ländern erhalten und aus den Mittheilungen ihrer Repräsentanten den Fortschritt nnd Status unseres Systems in der ganzen Welt kennen lernen. Hier werden wir in wissenschaftlicher

Diskussion und gesellschaftlichem Verkehr mit einander bekannt werden als Kollegen und Freunde. Die Gelegenheit dazu ist sicher sehr günstig; und ich hoffe, dass sie vielfach benutzt werden wird, bei dem jetzigen Anlass, und dass wir entschlossen sein werden, dies für die Zukunft noch mehr zu thun.

Zu der Arbeit des Kongresses lade ich Sie nun ein. Und wenn wir nach dem Schlusse desselben abreisen, so soll es geschehen mit der Absicht, uns nach fünf Jahren wieder zu versammeln in einer andern Hauptstadt. Dahin werden wir eilen — diejenigen von uns, die dann noch leben — wenn die Zeit kommt, älter, vielleicht ernster; aber nicht weniger belebt von dem Vertrauen zu dem endlichen Triumph der Wahrheit, nicht weniger fest in dem Entschluss, unser Theil männlich beizutragen. Das, meine Herren, kann nicht geschehen ohne Opfer, ohne eifrige Hingabe an den gemeinsamen Zweck und nicht ohne Selbstverleugnung für das allgemeine Wohl. Aber dulce et decorum est pro patria mori; und reiches Maass solcher Süssigkeit und Ehre wird jeder selbstlosen Arbeit für das öffentliche Wohl zu Theil werden. Der Zweck, den wir im Auge haben, gehört zu den edelsten Bestrebungen des Menschen — er leitet uns in die Fusstapfen des Göttlichen; er ist die Heilung der Kranken. Unser spezielles Mittel zu diesem Zweck ist die Methode Hahnemann's, und unsere Organisation, unsere Litteratur, unsere Versammlungen sind dazu da, dieser Methode zu dienen — sie zu pflegen, weiter zu entwickeln und zu verbreiten. Sicherlich müsste eine solche Sache den öffentlichen Geist nicht vergebens anrufen. Unser internationaler Kongress von 1881 wird ein gutes Werk vollbracht haben, wenn er diesen Ruf laut und deutlich durch die homöopathische Welt erschallen lässt. Eine entsprechende Antwort auf seinen Ruf würde das kommende Lustrum fruchtbringender gestalten, als irgend eins in der Geschichte unseres Systems, seit Hahnemann's Hinscheiden.

Ich finde, dass ich durch solche Sprache die Worte meines Vorgängers auf diesem Sitze wiederhole. Auf der letzten Seite seiner edlen Ansprache im Jahre 1876 finde ich die Ermahnung, „den esprit de corps dem esprit de soi-même zu substituiren." Ich bin erfreut, mit ihm schliessen zu können, wie ich mit ihm begann. Wenn der Geist Dunham's uns entflammen kann, und wenn sein Beispiel von uns befolgt wird, dann giebt es Nichts, das wir nicht erreichen könnten.

Aus der täglichen Praxis.

Von Dr. Hochecker, prakt. Arzt in Hildesheim.

In den verschiedenen homöopathischen Zeitschriften werden gar mancherlei lobenswerthe Beiträge geliefert über Wirkungsweise verschiedener Arzneien, Referate ausländischer Journale, allgemeine Raisonnements etc. Nichts scheint mir indessen für uns praktische Aerzte von grösserem Werthe zu sein, als die Vorführung und Beschreibung einzelner behandelter Fälle, wie sie tagtäglich an uns herantreten. Freilich können wir daraus noch nicht mit Bestimmtheit folgern, da wir nicht wie unsere allopathischen Kollegen generalisiren, sondern als selbstständig denkende Aerzte individualisiren, dass jeder beschriebene Krankheitsfall nun auch genau mit dem angegebenen Mittel geheilt werden müsse; allein Erfahrung nützt viel, besonders in der medizinischen Wissenschaft, besonders in der täglichen Praxis. Kaum vergeht ein Tag, an welchem nicht Patienten mit diesem oder jenem Leiden behaftet aus allopathischer Behandlung zu uns kommen „um es einmal mit der Homöopathie zu versuchen." Solchen Leuten pflege ich meistens zu sagen: Früher war ich allopathischer Arzt, jetzt bin ich homöopathischer. Mir liegt allein meines Renommees wegen daran, meine Kranken so schnell als möglich gesund zu machen. Wenn ich nun dächte, dass ich mit allopathischer Behandlung rascher zum Ziele käme, so müsste ich fürwahr ein Thor sein, wollte ich nicht darauf zurückgreifen. Wie gewiss jedem homöopathischen Arzte, so sind auch mir zahlreiche Patienten durch „zauberhaft" schnelle Wiederherstellung in Dankbarkeit treu geblieben. Zur Sache:

1) Am 13. December 1876 kam Frl. O. aus N., 28 Jahre alt, mit ihrer Mutter zu mir. Patientin litt seit einigen Wochen an heftigen Gesichtsschmerzen. Dieselbe war recht gross gewachsen, von starkem Körperbau, regelmässig menstruirt und sonst nicht krank gewesen. Wodurch sie sich das jetzige Leiden zugezogen, vermochte sie nicht anzugeben. Die Schmerzen traten ohne jede Veranlassung plötzlich auf, waren zuckend und reissend auf der linken Gesichtshälfte, bald im Ohre, bald im Unterkiefer und wurden besonders verschlimmert durch Kaubewegungen; eigenthümlicher Weise trat, sobald die Schmerzen im

Anzuge waren, Diarrhoe (Examensdurchfälle) ein. Auch in der Nacht war das junge Mädchen von dem Leiden geplagt, trotz dem sie, wie die Mutter versicherte, auf einem Pferdehaarkissen schlief. Da die Schmerzen wenig Nahrungsaufnahme gestatteten, der Schlaf sehr gestört war und derartige Schmerzen an und für sich arg deprimiren, war Patientin nicht im Stande gewesen, die Reise allein zu machen; die Mutter hatte sie „förmlich schleppen" müssen. Bei näherer Untersuchung fand ich nichts Abnormes und gab 6 Pulver Spigelia 06. mit der Weisung, täglich 1 Pulver aufgelöst in 4 Esslöffel voll Wasser zu verbrauchen. Nach acht Tagen erhielt ich von der Mutter folgenden Brief: Verehrter Herr Doctor. Nicht genug kann ich Ihnen danken für Ihre Hülfe. Denken Sie nur. Kaum hatte ich mit meiner Tochter Sie verlassen, als dieselbe auf der Strasse wieder einen solch heftigen Anfall bekam, dass wir gezwungen waren, in ein beliebiges Haus zu gehen, woselbst meine Tochter sich niedersetzen musste, um nicht ohnmächtig zu werden. Erst nach längerer Zeit war sie im Stande den Weg zum Bahnhofe zu machen. Da wir nur noch wenige Zeit bis zur Abfahrt des Zuges hatten, mussten wir ziemlich schnell gehen. Sei es nun durch die Aufregung der Reise, sei es durch die grosse Eile, oder durch beides zusammen, die Schmerzen wurden jetzt so heftig, dass meiner Tochter die Thränen aus den Augen stürzten und sie besinnungslos in's Sopha zurücksank. Der Zug fuhr ohne uns ab und schon war ich im Begriffe zu Ihnen zu schicken, als meine Tochter wieder zu sich kam und ich ihr nun schleunigst Nr. 1 ihrer Pulver eingab. Die Schmerzen wütheten ungefähr noch eine Viertelstunde. Mit dem nächsten Zuge fuhren wir nach hier zurück. Meine Tochter hat die übrigen Pulver nach Vorschrift verbraucht, aber bislang keinen Anfall wieder gehabt. Da wir aber fürchten, es könnten sich die Schmerzen wieder einstellen, so bitten wir nochmals um Arznei. Genehmigen Sie etc. Ich schickte Patientin nochmals 6 Pulver, von welchen nur Nr. 1 fünf Körnchen von Spigelia 20. enthielt. Erst nach Verlauf von einem halben Jahre sah ich die Mutter wieder, die mich wegen Zahnschmerzen consultirte. Dieselbe erzählte mir, dass ihre Tochter nicht den leisesten Anfall der früheren Schmerzen wieder gehabt habe. So war eigentlich mit nur 1 Pulver das heftige Leiden beseitigt.

2) Am 8. Mai 1877 wurde ich zu Frl. Hp. gebeten, mit der Bitte, möglichst bald zu kommen, da sie es vor Schmerzen nicht mehr aushalten könne. Sobald es meine Zeit erlaubte, machte ich den ver-

sprochenen Besuch und fand bei meinem Eintritt ins Zimmer die Patientin, 21 Jahre alt, dunkelhaarig — die vorhin geschilderte Patientin war Blondine — vor Aufregung und Schmerzen laut jammernd im Zimmer auf- und abgehen. Mit den Worten: helfen Sie mir, helfen Sie mir! sank sie erschöpft ins Sopha. Nachdem freundlicher Zuspruch von Seiten der Mutter einigermassen Beruhigung geschaffen hatte, wurde mir Folgendes erzählt: Seit eineinviertel Jahren litt Patientin an heftigen Gesichtsschmerzen. Wie Mutter und Tochter glaubten, war das Leiden dadurch entstanden, dass verschiedene Male nach starker Erhitzung beim Tanze kalte und windige Luft auf das Gesicht eingewirkt hatte. Es stellten sich bald darnach auf der Mitte der rechten Wange solch heftige Schmerzen ein, dass Patientin genöthigt war, ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen. Drei bis vier Aerzte wurden consultirt, jeder verschrieb eine Reihe Recepte, ohne dass ein Erfolg erzielt wurde. Nun hatte Patientin einen Vetter, der erst, wie ein klinischer Professor zu sagen pflegt, vor zwei Jahren gegen das Publikum losgelassen war. Auf ihn setzte die Kranke all ihre Hoffnung. Es wurde dem Vetter mitgetheilt, dass bereits verschiedene Aerzte ihre Kunst vergeblich versucht hätten; der junge Doctor aber meinte, nichts sei leichter zu beseitigen, als dieses Leiden. Sofort wurde eine Veratrinsalbe verordnet, welche indessen, da sie nach dreiwöchentlicher Anwendung ihre Hülfe hartnäckig verweigerte, bei Seite gesetzt wurde. Der Vetter prophezeite jetzt, er besitze noch ein Mittel, welches die Schmerzen zauberhaft wegnehmen werde. Er machte alsbald eine Injection von Morphium und siehe da, aller Schmerz war in der That fortgezaubert. Täglich, wenn nur ein unangenehmes Gefühl in der Wange sich einstellte, wurde besagte Injection wiederholt, mit demselben guten Erfolge. Diese wohlthuende Erleichterung stand bei dem jungen Mädchen auch jetzt noch in so gutem Andenken, dass sie dem Vetter noch recht dankbar dafür war und ihn für einen der geschicktesten Aerzte hielt. Leider aber kam der Pferdefuss nach. Nach etwa drei Wochen versagten auch die Injectionen ihre Wirkung und nachdem auch die stetig erhöhte Dosis erfolglos blieb und der Vetter nach Verlauf von wiederum drei Wochen endlich erklärte, dass das Leiden überhaupt nicht zu beseitigen sei, wurde die Rückreise zur Mutter angetreten und nun begann die Jagd aufs neue von einem Arzt zum andern. Alle Behandlung blieb ohne Erfolg. Der letzte Arzt rieth Luftveränderung und da die Mutter einen Bruder hatte, welcher in einer schönen gesunden Gegend Braunschweigs Prediger war, so wurde dieser Aufenthaltsort gewählt. Die herrliche

Luft, die mancherlei Zerstreuungen, die liebevolle Behandlung von Seiten des Onkels, alles das brachte keine Besserung hervor. Schliesslich wurde noch ein Spezialist für Elektrotherapie consultirt. Auch dieser Herr erklärte nach mehrwöchentlicher vergeblicher Kur, es gäbe nichts, um das Leiden ganz zu beseitigen. So stand ich denn also einem Leiden gegenüber, an welchem die verschiedensten Aerzte ihre Kunst erprobt hatten. Ich bemerke noch, dass Frl. Hp. ihre Menses alle drei Wochen bekam und dieselben acht Tage anhielten. Pat. hatte guten Appetit und regelmässige Verdauung. Druckpunkte, auf welche hin der Schmerz oft eintritt, waren nicht vorhanden. Ich gab zwei Pulver Spigelia 3. mit der Weisung, die beiden Pulver in einem Tage in Wasser aufgelöst jedes in drei Stunden zu verbrauchen. Bei meinem Besuche am andern Morgen erfuhr ich, dass Patientin zum ersten Male seit einem Jahre mehrere Stunden ruhig geschlafen und von den heftigen Schmerzen überhaupt noch nicht wieder geplagt sei. Meine Verordnung bestand in vier Gaben Spigelia 6. täglich zwei Pulver zu verbrauchen. Als ich am elften meinen Besuch wiederholte, musste ich die unangenehme Nachricht hören, dass die vorige Nacht eine sehr schlimme gewesen sei. Ich betonte nochmals, dass alle anfregenden Getränke, sowie scharfe Gewürze, unbedingt vermieden werden müssten. Am 13. wurde mir die Nachricht, dass der Schmerz noch nicht wieder eingetreten sei, weshalb ich Spigelia 10. verordnete. Auch am 14. — so lese ich in meinem Krankenjournale — Zustand sehr gut. Nach einer abermaligen Verschlimmerung am 16. gab ich nochmals ein Pulver Spigelia 10. Bei meinem Besuche am 17. wurde mir abermalige geringe Verschlimmerung gemeldet. Ich gab nun Spigelia 20. und verschiedene Milchzuckerpulver. Am 20. theilte mir die Mutter mit, dass die Schmerzen nicht im geringsten sich wieder gezeigt hätten. Sie bat aber doch um einen Besuch in den nächsten Tagen, aus Furcht, das Leiden könne sich wieder einstellen. Ich kam dem Wunsche am 23. nach und hörte zu meiner grössten Freude, die Schmerzen seien spurlos verschwunden. Auch bei einem spätern Besuche am 29. Mai war das Befinden ein vorzügliches; Mutter und Patientin baten gemeinsam um noch einige Besuche und fernere Verordnung von Arznei. Mein letzter Besuch erfolgte am 18. Juni, wobei ich bemerkte, dass ich seit dem 20. Mai nur Milchzucker verabreicht hatte; nur einige Pulver Spigelia 20 hatte ich als Reservepulver hinterlassen, mit der Weisung, bei wieder eintretenden Schmerzen ein Pulver in sechs Esslöffel voll Wasser aufzulösen und so theelöffelweise zu verbrauchen.

Diese Reservepulver mögen vielleicht noch liegen, nöthig ist ihr Gebrauch nicht wieder geworden, da von dem Tic douloureux sich keine Spur wieder gezeigt hat.

Bei dieser Gelegenheit muss ich auf einzelne Punkte noch besonders aufmerksam machen. Spigelia heilt Schmerzen, die sowohl auf der rechten als auf der linken Körperhälfte auftreten, ganz besonders aber linksseitige Schmerzen. So waren auch bei der zuletzt angeführten Patientin die Gesichtsschmerzen, welche früher auf der rechten Wange bestanden, zu der Zeit, als ich die Behandlung übernahm, auf die linke Seite übergesprungen. Gründe dafür anzuführen, warum diese Arznei gerade auf der linken Körperhälfte so prompt wirkt, hält wohl recht schwer; die Erfahrung lehrt es eben. Wie man bei allen Nervenschmerzen nicht leicht mit niedrigen Gaben experimentiren darf, so muss man besonders bei diesem Leiden mit der Gabe vorsichtig sein, um nicht Verschlimmerung hervorzurufen. Ich gestehe offen, dass ich längere Zeit an dieser Verschlimmerung durch niedrige Gaben gezweifelt habe; seit Jahren aber bin ich davon überzeugt. Ich gab dem Frl. Hp zuerst Spigelia 3. Augenblicklich trat Besserung, gleich darauf aber Vermehrung der Schmerzen ein. Auch Spigelia 6. war eine noch zu starke Gabe; selbst Spigelia 10. erwies sich als noch zu stark. Erst nachdem ich Spigelia 20. mit längerer Nachwirkungsdauer verodnet, war die Gewalt der Anfälle gebrochen. Jetzt ziehe ich häufig Spigelia 30. in seltenen Gaben in Anwendung. Was von Spigelia gilt, gilt auch von der Anwendung des elektrischen Stromes. Schwache Ströme bringen häufig eine gute Wirkung hervor, wogegen stärkere nur Schaden anrichten. Dieses habe ich auch in andern Leiden bestätigt gefunden, so bei Myelitis und Tabes dorsualis.

Schliesslich möchte ich noch ein Wort darüber sagen, warum ich Krankengeschichten, so weit sie mir in der Erinnerung sind, so ausführlich und genau beschreibe. Ich gehe dabei von der Voraussetzung aus, dass es vielen meiner Kollegen genau so geht wie mir. Wenn ich da nämlich in einer Zeitschrift oder einem Journale kurz angeführt lese: Tic douloureux in verschiedenen Fällen geheilt durch Spigelia, so ist auch häufig, wenn das Blatt zu Ende gelesen, die Erinnerung an das Mittel geschwunden. Wenn ich aber dagegen eine ausführliche Krankengeschichte vor mir habe, in welcher ich genaue Schilderung der Patienten, genaue Angabe der Dosis von Arzneien, genaue Wirkung derselben und schliesslich genaue Veränderung des Kranken von Tag zu Tag geschildert finde, so wirkt eine derartige Beschreibung

wie die viva vox eines Lehrers oder eine theatralische Aufführung. Man sieht die geschilderten Personen im Geiste vor sich stehen, verfolgt ihre Leiden und die Wirkung der Arzneien, als wenn man selbst behandelnder Arzt wäre, und findet sicher in gar vielen Fällen ähnlich Erlebtes. Dann aber meine ich noch, wenn unsere allopathischen Kollegen in ihren Zeitschriften oftmals solch detaillirte Beschreibungen liefern, warum sollten wir homöopathischen Aerzte nicht dasselbe vermögen?

3) Es war im Sommer des Jahres 1875, als ich bei herrlichem Wetter in Gemeinschaft mit mehreren befreundeten Familien einen Ausflug zu Wagen nach dem nicht weit entfernten Soolbaade Salzdetfurth machte, woselbst ich im Jahre vorher als Badearzt fungirte. Unter der Gesellschaft befanden sich auch einige Fremde, so auch Frau P. aus D., welche bei ihrer Mutter, Frau F. hierselbst, zum Besuch war. Auf meine Anfrage, warum die Mama, Frau F., nicht mitgefahren sei, erzählte sie mir fast unter Thränen, dass die Mutter schon zwei Wochen im Bette liege, an heftigem Hexenschuss leidend. Sie sei nicht im Stande, allein aufzustehen, könne im Bette sich nicht von einer Stelle zur andern, und nicht von einer Seite auf die andere legen; mit kräftiger Unterstützung brächte man die Kranke, während sie laut schrie, in eine sitzende Stellung, zöge ihr mit Mühe Strümpfe und die notbwendigste Kleidung an, wo sie dann ins Sopha getragen würde, um an dem gemeinsamen Kaffee oder Mittagsmahle Theil zu nehmen. Frau F., eine kleine untersetzte Dame, etwa 54 Jahre alt, wollte sich das Leiden durch Erkältung zugezogen haben. Und was haben Sie gegen das Leiden gebraucht, fragte ich die Tochter weiter? Alles, erwiederte sie, was es dagegen giebt. Unser Arzt (Allopath) hat ihr zuerst zwölf Schröpfköpfe verordnet; als diese nach drei Tagen keine Besserung brachten, verschrieb er etwas zum Einreiben. Es vergingen wiederum mehrere Tage, ohne dass eine Aenderung in dem Leiden eintrat; dann bekam Mama die berühmten Einspritzungen (Morphium?), wonach immer für einige Stunden der Schmerz nachliess. Diese Einspritzungen werden auch jetzt noch täglich gemacht, aber, wie uns scheint, nicht mehr mit demselben Erfolge. Ich sprach der Dame mein Beileid aus, mochte aber, da ich dort nicht Arzt war, mich nicht weiter äussern. Doch konnte ich nicht unterlassen zu bemerken: hätten Sie zu mir geschickt, so würde ich mit wenigen Pulvern Ihrer Mama die Schmerzen genommen haben. Während die Dame ein recht ungläubiges Gesicht bei meinen Worten machte, wurde unsere Unterhaltung gestört. Gegen 10 Uhr

Abends kamen wir nach hier zurück. Ich hatte noch einige dringende Sachen zu erledigen und war eben im Begriff zu Bett zu gehen, als an meiner Nachtglocke geschellt wurde. Ich öffnete das Fenster und ein Mädchen bat sich für Frau F. die bewussten Pulver aus. Ich verabreichte sechs Pulver Rhus toxicod. 3 (durchschnittlich halte ich mich an Dezimal-Potenzen) mit der Weisung, täglich zwei Pulver zu nehmen. Am zweitfolgenden Tage kam Frau F. selbst zu mir in meine Sprechstunde. Mit den Worten: Aber wie ist es nur möglich gewesen, mich so schnell herzustellen, kam sie auf mich zu. Nachdem ich vorgestern Abend die Arznei erhalten, nahm ich sogleich Pulver Nr. 1 und schlief bald darauf ein. Gegen Morgen erwachte ich und bemerkte zu meinem grössten Schrecken, dass ich auf der linken Seite lag. Ich blieb fest in derselben Stellung liegen, aus Furcht, bei jedem Versuche, die Lage zu ändern, würden die alten Schmerzen sich wieder einstellen. Endlich aber konnte ich diese Lage nicht mehr beibehalten, versuchte ein Bein nach dem andern auszustrecken und mich in eine andere Stellung zu bringen; es gelang ohne grosse Anstrengung und ohne den geringsten Schmerz. Ich schlief noch einige Stunden weiter, erwachte nach 7 Uhr, ohne irgendwo Schmerzen zu verspüren, richtete mich langsam empor, zog mir selbst ohne Mühe die Strümpfe und Kleidung an, begab mich die Treppe hinunter und redete meine Kinder, die mich erstaunt ansahen und wie versteinert dastanden, mit den Worten an: Lange genug habe ich im Bette gelegen, jetzt bin ich gesund; nun kommt und lasst uns Kaffee trinken. Frau F. nahm nur noch ein Pulver der verordneten Arznei; die übrigen vier, meinte sie, seien überflüssig. Dass diese schnelle Wiederherstellung einiges Aufsehen erregte, geht wohl daraus hervor, dass ich in der folgenden Zeit bei meinen Besuchen in der Stadt häufig auf diesen Fall angeredet wurde. Rhus toxicod. ist in der That bei Lumbago, wie auch der folgende Fall beweisen wird, ein souveraines Mittel, besonders wenn Erkältung das Leiden herbeiführte. Treten die Schmerzen aber nach Ueberanstrengung ein, so bin ich mit Arnica schneller zum Ziele gekommen. Es mögen auch andere Arzneien hierbei hülfreich sein; ich meine aber, man sollte diese erst dann in Anwendung bringen, wenn Rhus und Arnica ihre Wirkung versagen.

4) Am 6. November 1878 wurde ich um einen Besuch zum Bäckermeister S. gebeten. Bei meinem Eintritt in Zimmer fand ich den Patienten, einen grossen kräftigen Mann, 42 Jahre alt, auf dem Sopha liegend. Derselbe erzählte mir, dass er vor etwa acht Tagen beim Heben eines Sackes Mehl plötzlich solch heftige Schmerzen in dem

Rücken bekam, dass er unter lautem Anfschreien den Sack fallen liess und nicht im Stande war, allein ins Zimmer zu gehen. Mit Hülfe der Gesellen wurde der Mann aufs Sopha getragen. Man schickte sofort zum allopathischen Arzte. Dieser applicirte zunächst eine Injection von Morphium und verschrieb dann etwas zum Einreiben. Nach mehreren Stunden liess der Schmerz erheblich nach und Herr S. fühlte sich wie neugeboren; jetzt aber kam die Zeit, wo man schlafen gehen wollte. Der Mann erhob sich von seinem Lager, bekam aber beim zweiten Schritte rasende Schmerzen im Kreuze, so zwar, dass er in die Knie sank; nach längerer Zeit erst konnte man ihn mit Mühe ins Bett schaffen. Früh schon wurde am andern Tage wieder zum Arzte geschickt. Dieser habe, so erzählte mir der Mann weiter, mit einem Instrumente in der untern Rückengegend die Haut wund gemacht, eine entsetzlich beissende Flüssigkeit eingerieben und darüber eine spanische Fliege gelegt. Nach etwa einer Viertelstunde schon wurden nun aber die Schmerzen so unerträglich, dass der Arzt nochmals konsultirt wurde. Dieser aber erklärte, es solle alles so bleiben, bis er gegen Nachmittag seinen Besuch wiederholt habe. Als der Doctor indessen bis zum späten Abend vergeblich erwartet war, wurde unserm kräftigen Bäckermeister sehr schwach zu Muthe; vor Ungeduld riss er in einem Zuge das Pflaster ab und liess sich mit kaltem Wasser die wundgemachte Stelle tüchtig abreiben, damit das eingeriebene Teufelszeug wieder heraus käme. Nachdem nun mehrere Tage hindurch wieder Morphium-Einspritzungen ohne Erfolg gemacht waren, riss dem Mann endlich die Geduld und so wurde ich um meinen Rath gebeten. Die Diagnose war nicht schwer; ich ordinirte sechs Pulver Arnica 3, täglich drei Pulver zu nehmen. Am 8. November war Patient wieder im Stande, seinem Geschäfte nachzugehen. Er bekam nochmals dieselbe Ordination mit der Weisung, täglich zwei Pulver zu nehmen. Bei einem späteren Besuche in der Familie wegen Krankheit eines Kindes erfuhr ich, dass nicht die geringste Spur von Schmerzen wieder eingetreten sei.

5) Im Mai 1879 kam Herr O., 23 Jahre alt, in meine Sprechstunden als Patient. Derselbe klagte über arge Schmerzen unten im Rücken, die er beim Oeffnen einer grossen Kiste und nachherigem Heben sich zugezogen haben wollte, er habe ordentlich einen Knack dabei gefühlt Er erzählte mir, dass er früher bereits einige Male derartige Schmerzen bekommen habe; die Behandlung habe bestanden in Einreiben verschiedener Arzneien, Setzen von Schröpfköpfen, Legen von Vesicatoren und Einspritzungen, die Schmerzen aber hätten stets acht

Tage angedauert, und sei er überzeugt, dass dieselben auch ohne Anwendung genannter Mittel in der angegebenen Zeit vorüber gegangen sein würden. Nun habe er in dem Geschäftsladen von der unter Nr. 3 erwähnten Frau F. die schnelle Herstellung ihres Leidens gehört und komme deshalb mit demselben Vertrauen zu mir. Ich gab dem jungen Manne sechs Pulver Arnica 3, täglich drei Pulver zu verbrauchen. Erst nach vierzehn Tagen sah ich den Patienten wieder bei mir, mit denselben Schmerzen. Er theilte mir mit, dass nach Verbrauch der sechs Pulver (Arnica) die Schmerzen total verschwunden waren. Nun habe er vor zwei Tagen mit mehreren jungen Leuten einen Ausflug ins Freie gemacht habe spät Abends noch im Walde gesessen und sich auf diese Weise die alten Schmerzen zugezogen. Acht Pulver Rhus toxicod. brachten in zwei Tagen Befreiung von allen Schmerzen.

Einen Fall möchte ich hier noch erwähnen.

Frau E., 55 Jahre alt, litt öfter an Lumbago. Als wieder einmal das Leiden sich einstellte und ich zur Behandlung gerufen wurde, verordnete ich zuerst Rhus — ohne Erfolg; dann Arnica — abermals ohne Erfolg. Nun fiel mir ein, irgendwo gelesen zu haben, dass Secal. cor. ein vorzügliches Mittel gegen Lumbago sei. Ich fertigte also schleunigst ein Pulver an mit Secal. corn. D. 3, liess dieses in vier Esslöffel voll Wasser auflösen und davon stündlich zwei Theelöffel voll nehmen. Wie mir Patientin berichtete, waren nach dem zweitmaligen Einnehmen die Schmerzen wie durch Zauber verschwunden. (Fortsetzung folgt.)

Die Hundswuth

und die prophylaktische Behandlung der von tollen Hunden, Wölfen und Katzen verwundeten Menschen und Thiere.

Dargestellt auf Grund physiologischer Proben von MDr. **A. Ritter von Kaczkowski**, prakt. Homöopath in Lemberg.

In der homöopathischen Rundschau Nr. 5 de 1882 las ich unter der Anfschrift „Gegengift des Schlangen- und Hundswuthgiftes," dass Dr. Lacerta gegen den Schlangenbiss selbst bei stark vorgeschrittenen Vergiftungssymptomen durch subcutane Injection einer einprozentigen

Lösung von Kali hypermanganicum eine augenblickliche Heilung bewirkte. Der Redakteur dieser Zeitung hat diese Mittheilung der Leipziger Zeitung entnommen und fügt hinzu, dass vielleicht auch bei Vergiftungen mit Hundswuthgift dasselbe Verfahren sich bewähren könnte, und ist der Meinung, dass man bei der Gefährlichkeit und häufigen Verbreitung des Hundswuthgiftes nicht ruhen, noch rasten sollte, bis sich ein wirkliches Specificum gefunden hat; besonders, da man erst kürzlich von massenhaften Attentaten toller Wölfe auf Menschen und Vieh in einem französischen Departement gelesen hat, aber nirgends von einer wirksamen Hilfe, und stellt die Frage, warum man die seit vielen Jahrzehnten als sicheres Präservativmittel gegen die Hundswuth mit sicherem Erfolg angewendete Euphorbia villosa s. silvestris in geeigneten Fällen keine Anwendung macht?

Obgleich ich die präservative Behandlung gegen die Hundswuth am Menschen und Thieren vielfach erprobt habe und meine diesbezüglichen Beobachtungen und Erfahrungen schon im Jahre 1866 in einer polnischen Broschüre veröffentlicht, später im Jahre 1868 in der „Allgemeinen Leipziger homöopathischen Zeitung" einrücken liess, finde ich mich veranlasst in Folge des oben angeführten Artikels der homöopathischen Rundschau meine eigenen weiteren Beobachtungen, wie auch die anderer meiner Landsleute in der Kürze der Oeffentlichkeit zu übergeben unter der Aufschrift: „Hundswuth, Tollwuth, mit Euphorbia villosa, sive silvestris mit Erfolg behandelt."

Die Hundswuth entsteht bei den Hunden, Wölfen und Katzen genuin aus bisher unbekannten Ursachen; bei den übrigen Hausthieren, wie auch bei Menschen entsteht diese Krankheit durch den Biss eines tollen Hundes, Wolfes oder einer Katze. Die Wunde unterscheidet sich von den übrigen Bisswunden gar nicht, ist jedoch desto gefährlicher aus dem Grunde, dass das Wuthgift, wenn es in die Wunde gelangt, mit Blitzesschnelle durch die Saug- und lymphatischen Gefässe in den Kreislauf des Blutes sich einverleibt, dasselbe vergiftet und früher oder später die fürchterliche Krankheit, bei den Thieren die Wuth, bei den Menschen die Wasserscheu hervorbringt. Die Ausseracht lassung der sofortigen Vorbeugungsmittel bewirkt ganz bestimmt die Tollwuth, welche bisher ungeachtet vieler angepriesener Geheimmittel unheilbar ist.*)

*) Ich habe gerade vor mir eine Petersburger Zeitung Nr. 46 de 1882, betitelt „Swit", in welcher ein gewisser Herr kundgiebt, dass er seit zwanzig Jahren ein geheimes prophylaktisches Mittel zur Vorbeugung der Hundswuth mit dem besten

Die Hundswuth äussert sich bei verschiedenen Thieren in mannigfaltigen Symptomen nach ihrem Temperamente, ebenso bei den Menschen. Um dem Ausbruche der Hundswuth bei Thieren nnd Menschen mit Erfolg vorbeugen zu können, muss man gleich nach dem Bisse eines wuthkranken Thieres die Wunde mit Salzwasser, vermischt mit Essig gut auswaschen, das Blut aus der Wunde ausdrücken, ja sogar eine mässige Blutung durch kurze Zeit unterhalten, dann die Wunde mit kalten, gut ausgepressten Umschlägen versorgen und wechseln, sobald sie zu trocknen anfangen. Die Homöopathie wendet innerlich Belladonna oder Stramonium in der dritten D. Verdünnung an, dieselben Medikamente werden in der Urtinctur mit Wasser zur Hälfte vermischt, auf die Wunde so lange applizirt bis die Wunde verheilt ist. Innerlich werden die genannten Medikamente Morgens und Abends durch sieben

---

Erfolge angewendet hat, er konnte aber das Geheimniss nicht veröffentlichen, weil er sich eidlich verpflichtet hat, solange jener Naturarzt lebt, sein Geheimniss nicht kundzugeben. Jetzt aber, wo dieser Naturarzt verstorben ist, trage er kein Bedenken das Geheimniss zu veröffentlichen, welches in der Anwendung der Enphorbia nicacensis besteht. Die Anwendung dieses Mittels ist folgende:

Er bereitet aus der getrockneten Pflanze ein feingestossenes nnd ein grobgestossenes Pulver; das erstere giebt er den von tollen Thieren gebissenen Menschen, das gröbere den Hausthieren als Präservativmittel; das Merkwürdigste bei dieser Kundmachung ist die Behauptung jenes Herrn, dass vermittelst Euphorbis nicacensis die bereits ausgebrochene Wasserschen bei Menschen geheilt wird. Zum Beweise erzählt er, dass ein toller Hund den Lieblingspndel seines Vaters gebissen habe; sein Vater gab dem Hunde die von Aerzten anempfohlenen Medikamente ohne Erfolg. Nach einigen Tagen fingen die Wuthssymptome an sich zu zeigen: sein Vater wollte dem Hunde noch spanische Fliegen eingeben, bei welcher Gelegenheit der Pndel seinem Vater den Finger bis auf den Knochen verletzte, daranf aus dem Hause davon lief. Die Medikamente, welche man dem Vater als Präservativmittel reichte, waren ohne Wirkung, nach einigen Tagen zeigten sich die Vorboten der Wasserschen; die dortigen Aerzte riethen dem so kranken Vater in ein warmes Bad zu gehen, sich eine Ader zu öffnen, damit er sich nicht lange martere, allein die Familie willigte nicht ein, man schickte nach einem Naturarzt, dessen Geheimmittel nicht halfen. Man schicke nun zu einem Andern, dieser traf den Vater in dem heftigsten Wuthparoxismus, er liess sich allsogleich eine aus Gerstenmehl bereitete saure Flüssigkeit geben, gab eine etwa drei Finger volle Prise in ein halbes Glas dieser Flüssigkeit, reichte dem Kranken zum Trinken, welcher aber dieses Glas von sich schlenderte. Hierauf liess der Naturarzt die Schmale aus dem Brode sich geben, gab eine Prise seines Geheimmittels darauf, machte eine Pille nnd gab sie dem Kranken znm Verschlncken, worauf der Kranke sich etwas beruhigte. In kurzer Zeit darauf nahm der Kranke die folgende Pille ohne Widerstand. Nach der ersten Pille hat sich der Paroxismus gemildert, nach der zweiten hörte er gänzlich auf, znm dritten Male nahm der Kranke das Geheimmittel in der sauren Flüssigkeit nnd ist vollkommen genesen. Diese Kundmachnng verdient, dass man sie genauer prüft. Es wäre ein grosser Gewinn für unsere Wissenschaft, wenn die Möglichkeit einer Heilung dieser schrecklichen Krankheit daraus festgestellt würde.

Tage in gehörigen Pausen von einander verabreicht, hieranf wird nach vierzehn Tagen nach dem Gutachten des Arztes Eins der obigen Medikamente durch fünf Tage eingegeben, nach fünfzehntägiger Pause wird das andere Medikament durch drei Tage verabreicht. Diese Medikation soll ein sicheres Präservativmittel gegen die Tollwuth sein, allein der Erfolg war nicht konstant. Der herzoglich Sächs. Koburg-Gotha'sche Gestütsthierarzt erwähnt in seinem Werke die erspriessliche Anwendung der Euphorbia palustris zur Verhütung der Hundswuth. Er nimmt den frisch ausgepressten Saft dieser Pflanze, vermischt ihn mit gleichen Theilen Spiritus und nach der Reinigung der Wunde legt er diese Flüssigkeit als einen feuchten Umschlag auf die Bisswunde, erneuert den Umschlag, sobald er zu trocknen anfängt. Aus der Wurzel dieser Pflanze bereitet er ein Decoct und giebt dem Gebissenen früh nüchtern einen Esslöffel voll ein und zwar mit dem besten Erfolge.

Die Allopathie besitzt gegen die furchtbare Krankheit weder ein Präservativ-, noch ein Curativmittel; nach dem Auswaschen der Wunde wendet sie den Höllenstein, die rauchende Salpetersäure, das Aetzkali oder das Glüheisen an, unterhält die Eiterung mittelst Zugpflaster und Unguentum basilicum, ohne zu bedenken, dass das Wuthgift, sobald es in den Kreislauf des Blutes gelangt, weder ausgebrannt, noch herausgeschnitten werden kann. Innerlich wendet sie Extractum Belladonnae an bis zur Intoxication, allein der Erfolg ist meist unglücklich, indem die so behandelten gebissenen Menschen und Thiere nach einer kürzeren oder längeren Zeit doch der Tollwuth unterliegen.

Nachdem ich nach siebenundzwanzigjährigem Aufenthalte von Wien in mein Vaterland zurückkehrte, hatte ich Gelegenheit die von tollen Hunden gebissenen Menschen und Thiere zu behandeln. Ich gebe daher in Kürze meine Verfahrungsweise zur präservativen Behandlung der Hundswuth in der Art, wie das gemeine Volk in Wolhynien es zu thun gewohnt ist.

Das Präservativmittel wurde sehr viele Jahre als ein Geheimmittel in einer gewissen Familie bewahrt unter dem Eide, dass der Besitzer dasselbe Niemandem anvertrauen soll, sondern nur seinem ältesten Sohne oder dem würdigsten aus der Familie, wiederum unter Eidesleistung; endlich im Jahre 1826 glückte es dem Gutsbesitzer von Makowiecki von einem greisen Landwirthe, der gar keine Nachkommenschaft hatte, das Geheimniss zu erfahren, in Folge dessen verständigte er sich mit Dr. Karl von Kaczkowski, damals Professor

am Lyceum in Kamienice podolski und Beide machten in Gemeinschaft mit diesem Landwirthe überall die Versuche an den vom wüthenden Hunde, Wolfe oder Katze Gebissenen mit dem glücklichsten Erfolge. Der Gutsbesitzer Franz von Wolański wendete diese Präservativmethode vierzig Jahre hindurch mit dem besten Erfolge an, er hatte während dieser Zeit keinen Fall gehabt, dass bei zeitiger Anwendung dieses Mittels die Tollwuth bei dem vom wüthenden Hunde, Wolfe oder Katze Gebissenen ausgebrochen wäre. Im Jahre 1861 stellte ich die erste physiologische Probe mit jenem Präservativmittel an gebissenen Hunden an, wobei die Erfahrungen obengenannter Personen vollkommen bestätigt wurden. Es wurden vier vom wüthenden Hunde gebissene Hunde beim Wasenmeister an die Ketten gebunden, zweien habe ich das Infusum calidum Euphorb. vill. innerlich fünf Tage lang früh nüchtern eingegeben, die Wunde alle Tage mit dem zur Hälfte mit Wasser vermischten Infusum ausgewaschen, die andern zwei leichter verwundeten Hunde habe ich ohne alle Medikation gelassen. In Folge veterinär-polizeilicher Verordnung müssen die von tollen Hunden gebissenen Thiere vierzig Tage beim Wasenmeister die Kontumaz durchmachen, dann, sobald während dieser Zeit keine Tollwuth ausbricht, werden die gebissenen Thiere dem Eigenthümer zurückgegeben, was auch hier der Fall war; allein es zeigte sich, dass bei dem einen Hunde, der das Präservativmittel nicht bekam, die Hundswuth nach drei Monaten und zehn Tagen erfolgte, bei dem zweiten hingegen ebenfalls ohne Medikament gelassenen kam die Hundswuth nach drei Monaten und fünfzehn Tagen; jene zwei Hunde aber, welche das Präservativmittel bekommen, blieben Jahre lang ganz gesund. Ich hatte Gelegeheit, noch zwei Proben mit diesem Präservativmittel an gebissenen Hunden zu machen und in meiner Privatpraxis drei Personen, die von einem wüthenden Hunde gebissen waren, ebenfalls mit Erfolg zu behandeln und gab diesbezüglich im Jahre 1866 eine Broschüre über die Präservativmittel a) zur Verhütung der Rinderpest, b) zur Verhütung der Schafblattern, c) zur Verhütung der Hundswuth heraus; alle drei Monographien nach eigenen Beobachtungen und physiologischen Proben.

Im Jahre 1863 im Dezember wurden einundzwanzig Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes in dem Bezirke Sokal von einem wüthenden Wolfe grässlich verwundet, sie wurden in das hiesige allgemeine Krankenhaus zur Behandlung gebracht; ich wendete mich an den Spitaldirektor mit einem Antrage, dass die Herrn Professoren

diese unglücklichen Personen mit dem Präservativmittel behandeln möchten, allein die Herren Professoren wollten auf meinen Vorschlag nicht eingehen, lapisirten die Wunden, gaben ziehende Pflaster und Salben, innerlich Belladonna - Extrakt bis zur Intoxication, allein das Resultat ihrer Behandlung fiel sehr traurig aus, denn schon am achtzehnten Tage zeigten sich Symptome der Wasserscheu. Zufälligerweise war in der Edinburger medizinischen Zeitung ein Artikel, dass man in dem dortigen Spitale mittelst verstärkter Elektrizität die Hydrophobie geheilt hat. Die Herren wussten nichts Eiligeres zu thun, als diese Methode an den gegenwärtig Hydrophobischen anzuwenden, jedoch die Paroxysmen wurden nicht gelinder und auch nicht seltener. Einer von den Hydrophobischen erklärte in der paroxysmusfreien Zeit dem Spitalsdirektor und den Herrn Professoren, dass sich ja Niemand wage mit der Elektrisirmaschine ihm zu nahen, indem er der festen Ueberzeugung lebe, dass es für ihn keine Rettung gebe, er müsse leiden und sterben, wolle aber die furchtbaren Schmerzen der Elektrisirung nicht ertragen. Die zwei Hydrophobischen wurden nun in ein Separatzimmer transferirt und beendigten dort nach sechsunddreissig Stunden unter heftigen Krämpfen und Convulsionen ihr Leben. Nach drei Tagen erkrankten wieder zwei an der Hydrophobie, wurden aber nicht elektrisirt, Medikamente konnte man ihnen weder in flüssiger, noch fester Form beibringen, sie erlagen demselben Martertode, so ging es weiter, die ganze Stadt war durch bereits zehn erfolgte Todesfälle alarmirt. Der damalige Gouverneur von Galizien Graf Mensdorf telegraphirte an Herrn Franz von Wolański mit der Bitte, er möchte mit seinem Medikamente den Unglücklichen zu Hilfe kommen. Dieser greise Herr kam unverweilt nach Lemberg, erklärte aber dem Herrn Gouverneur, dass das bewährte Präservativmittel hier keine Anwendung finden könne, weil das Wuthgift bereits alle Säfte des Organismus in hohem Grade vergiftet habe; das besagte Präservativmittel könne mit gutem Erfolge angewendet werden, wenn es gleich im Anfange oder höchstens bis zum sechsten Tage nach seiner Angabe angewendet werde. Nun sind von den einundzwanzig Personen, welche in das hiesige Spital am 23. Dezember 1863 gebracht wurden, nach vierzigtägiger Kontumaz nur fünf nach Hause zurückgekehrt, von denen aber ein Mann nach drei Monaten, der andere nach vier Monaten an der Hydrophobie verstorben ist. Was mit den übrigen Dreien geschehen ist, konnte ich nicht erfahren. —

Das bis jetzt sicherste Präservativmittel zur Vorbeugung der

Hundswuth, sowohl bei Menschen als bei Thieren ist Euphorbia silvestris seu villosa. Diese Pflanze wächst wild meisten an den Rainen der Wälder, hat ellenlange anfrechte Stengel, bedeckt mit lanzenförmigen gegenüber stehenden Blättern, welche oben glatt und glänzend, unten behaart sind, abgerissen aber eine milchweisse Flüssigkeit entleeren, welche die menschliche Oberhaut schwarz färbt. Aus der Hauptwurzel entspringen mehrere Aeste, welche dieselbe Dicke erreichen und 1—2 Fuss tief in die Erde eindringen; jede Wurzel erreicht die Dicke von 1—1½ Zoll, äusserlich ist sie braun, nach Entfernung der braunen Schicht zeigt sich die gelbweissliche Oberfläche, welche angeschnitten eine Milchrahmflüssigkeit aussickert. Die Blüthezeit der Euphorbia villosa dauert von Mitte Mai bis Mitte Juni, wo dann der Same in den Kapseln reift; Euphorbia liebt eine fette schwarze Erde, der Sonne ausgesetzt.

Kitaybel, Professor der Botanik an der Universität zu Pest und Graf Waldstein haben in ihrem Werke, betitelt: „Icones et descriptiones plantarum rararum Hungariae," Tom. I, pag. 96 folgende botanische Schilderung der dort wachsenden Euphorbia villosa geliefert: „Umbella quinquefida, trifida, bifida involucellis ovatis acutis, foliis lanceolatis subpilosis, margine scabris, capsulis pilosis, verrucosis. Crescit in Hungaria, Podolia et Sibiria?"

Dr. Johann Bernhard Willbrand, geh. Medizinalrath, giebt in seinem Handbuche der Botanik folgende Beschreibung dieser Pflanze: „Umbella quinquefida, trifida, bifida, involucris ellipticis, foliis lanceolatis, apicem versus serrulatis pubescentibus, apendiculis perigonii rotundatis, capsulis glabris. Crescit in Podolia, Tauria, Caucaso." Es giebt mehrere Species von Euphorbia, man hüte sich vor Verwechselung.

Die beste Zeit zur Verpflanzung der Euphorbia villosa ist im Spätherbste und im Anfange des Frühlings. Die ausgegrabene Wurzel wird sammt der anklebenden Erde in ein etwas befeuchtetes Moos gewickelt, gut verpackt und, soweit man will, versendet; an Ort und Stelle angelangt, giebt man die Wurzel in eine tiefe Grube von schwarzer Erde so, dass die Wurzel bequem ihrer Länge nach eingegraben wird; sind mehrere Wurzeln vorhanden, so müssen sie von einander 50 bis 60 cm entfernt eingegraben werden; zur Sicherheit gegen starke Fröste bedeckt man sie mit Kuhmist. Mit den ersten Frühlingstagen sprossen aus jeder Wurzel röthliche Knospen, welche herauwachsen und an ihrer Spitze die Blüthen tragen. —

Um von der Euphorbia villosa oder silvestris Gebrauch zu machen,

gräbt man die bereits zwei bis drei Jahre alte Pflanze in hinlänglicher Quantität aus, reinigt sie von der anklebenden Erde und bereitet daraus ein warmes Infusum nach der Angabe des greisen Landmannes, der seiu Gebeimniss an den Gutsbesitzer von Makowiecki übertragen hat. Die Bereitungsart des Infusum calidum ist folgende: Die frisch ausgegrabene Wurzel wird in kleine Stücke zerschnitten, in einen noch ungebrauchten glasirten Topf bis zur Hälfte des Rauminhaltes gegeben, mit warmem Wasser bis auf einen zwei Finger freien Raum gefüllt, mit einem passenden Deckel mit Lehm oder Teig hermetisch verschlossen und in einen warmen Ofen oder Bratröhre zur Mazeration auf 24 Stunden gestellt, darnach wird die Flüssigkeit in eine reine Flasche abgegossen; dieselben Wurzeln werden neuerdings mit Wasser übergossen, wieder hermetisch verschlossen und zur Mazeration in den Ofen oder in die Bratröhre gestellt. Nach 12 Stunden wird die zweite Flüssigkeit in eine besondere Flasche abgegossen, die Wurzeln gut ausgepresst; die erste Flüssigkeit wird zum innerlichen Eingeben, die zweite hingegen zum Auswaschen der Bisswunden und zur Hälfte mit Wasser vermischt zu kalten Umschlägen verwendet.

Man kann im Spätherbste die Wurzel ausgraben, nach der Reinigung von anklebender Erde in kleine Stücke zerschneiden, im Schatten trocknen und in einem gut verschlossenen Gefässe aufbewahren, um während der Winterzeit ein Infusum calidum nach obiger Art zu bereiten. Man kann auch aus den frisch ausgegrabenen Wurzeln eine Tinctur bereiten; man schneidet die frisch ausgegrabene und gehörig gereinigte Wurzel der Euphorbia villosa in kleine Stücke, stösst selbe in einem Mörser zu einem Brei und füllt damit eine Flasche bis auf zwei Drittel des Rauminhaltes, giesst darüber einen Spiritus rectificatissimus bis zum Halsrande der Flasche, verkorkt dieselbe und stellt sie auf einen warmen Ort zur Mazeration, schüttelt täglich den Inhalt der Flasche und nach acht Tagen giesst man die reine Flüssigkeit in eine reine Flasche ab, verkorkt hermetisch mit der Aufschrift Nr. 1 zum innerlichen Gebrauche; dieselben Wurzeln werden mit warmem Wasser übergossen, gut verschlossen und auf dieselbe Weise durch acht Tage behandelt, darnach wird die Flüssigkeit in eine besondere Flasche abgegossen, der Rest gut ausgepresst und zu der anderen Flüssigkeit hinzugegossen, gut verkorkt mit der Aufschrift Nr. 2 zum äusserlichen Gebrauche.

Ueber die Behandlung der von einem wüthenden Hunde etc. gebissenen Menschen und Hausthiere bemerke ich noch Folgendes:

Die von einem wüthenden Thiere herrührende Bisswunde muss so schnell als möglich mit Salzwasser ausgewaschen werden, um die Aufsaugung des Wuthgiftes möglichst zu verhindern, indem bekanntlich das Wuthgift durch die Saug- und lymphatischen Gefässe mit Blitzesschnelligkeit aufgenommen und in den Kreislauf des Blutes verpflanzt wird. Ist die Wunde bloss oberflächlich, so genügt eine Waschung mit Wasser und Kochsalz, mit Essig vermischt, ist hingegen die Wunde tief und klaffend, dann muss man die Wunde gut reinigen zuerst mit Wasser, dann mit Salz und Essig auswaschen, hierauf die etwa bedeutend klaffenden Lappen abschneiden, im Nothfalle selbst das Glüheisen anwenden. Etwaige venöse oder arterielle Blutungen werden lege artis nach Reinigung der Wunde mit Compression oder Ligatur behandelt.

Sind diese äusserlichen Mittel bereits angewendet, so sucht man den Kranken auf eine bequeme Lagerstätte zu bringen und trachtet sobald als möglich, demselben das sichere Präservativmittel einzugeben, unterdessen giebt man auf die Bisswunde kalte, gut ausgepresste Wasserumschläge. Die allopathische Behandlung reinigt ebenfalls die Wunde in der oben angegebenen Weise, lapisirt dieselbe oder gebraucht das Glüheisen, belegt die Wunde mit Unguentum basilicum oder Unguentum digestivum, um die Eiterung zu befördern; sollte sich die Wunde vernarben, wendet sie das Blasenpflaster (Emplastrum cantharidum) an — innerlich hat sie ehedem ein Decoct von Sandelholz, Alisma plantago, Taxus baccata, Asclepias vincetoxicum, Gentiana cruciata und dergleichen mehr eingegeben, jetzt verabreicht sie Belladonnaextract in grossen Dosen.

Hahnemann war der erste, welcher Belladonna als ein kräftiges Mittel gegen die Hundswuth anempfohlen hat, und seit dieser Zeit verabreicht die Allopathie dieses Mittel in grossen Dosen.

Unter dem gemeinen Volke werden verschiedene Geheimmittel gegen die Hydrophobie anempfohlen, besonders Crataegus terminalis, Proscurabaeus majalis und v. a., welche Geheimmittel von Menschenfreunden angekauft und veröffentlicht wurden, die aber in der Praxis als unzulänglich sich erwiesen haben, während Euphorbia villosa seit dem Jahre 1825 von dem Gutsbesitzer von Makowiecki und von dem Gutsbesitzer Franz von Wolański in einer vierzigjährigen Praxis als ein wirksames Präservativmittel gegen die Hundswuth der Hausthiere und gegen die Wasserscheu der Menschen sich stets bewährt hat.

Die ursprüngliche Methode des obengenannten greisen Bauers gegen die Hundswuth der Hausthiere und gegen die Wasserscheu der Menschen ist folgende:

In Wolhynien und Podolien ereignen sich Verletzungen von wüthenden Hunden, Wölfen und Katzen sehr oft aus dem Grunde, weil die Gutsbesitzer ganze Herden von Jagdhunden verschiedener Gattung unterhalten. In diesen Ländern ereignen sich sehr häufig Fälle von der Tollwuth, bei der allopathischen Behandlung gehen Menschen und Thiere meist zu Grunde, während jener greise Bauer einem jeden, der frühzeitig seine Hilfe ansuchte, mit positiv glücklichem Erfolge behandelt hat. Sobald er an Ort und Stelle zu dem Gebissenen anlangte, war seine erste Frage, an welchem Tage die Verwundung stattgefunden hat, weil er nach Verlauf von sechs Tagen sein Präservativmittel nicht verabreichen wollte, behauptend, dass das Wuthgift bereits den ganzen Organismus vergiftet hat, daher jede Behandlung vergebens wäre; kam er vor dem sechsten Tage, so untersuchte er zuerst die Zunge und behauptete, unter derselben bereits Wasserbläschen zu finden, welche andeuteten, dass die Vergiftung des Blutes durch das Wuthgift im Anzuge sei, daher cauterisirte er diese Wasserbläschen mittelst eines glühenden Drathes, hierauf schritt er zur Bereitung des oben beschriebenen Infusum calidum aus der Wurzel der Euphorbia villosa. Das erste Infusum gebrauchte er zum innerlichen Eingeben und zwar gab er davon den erwachsenen Personen von starker Konstitution drei bis vier Esslöffel voll, früh nüchtern ein, den schwächeren zwei bis drei Esslöffel, den Kindern einen Esslöffel voll. Gleich nach dem Einnehmen empfanden diese Unglücklichen eine eigenthümliche Wärme im Magen, Kollern im Bauche, Uebelkeiten, Neigung zum Brechen, selbst Erbrechen, andere hingegen bekamen nebst den früheren Beschwerden heftige Diarrhoe. Die Patienten mussten zwei Stunden lang nach dem Einnehmen im Bette verbleiben, dann erlaubte er ihnen zum Frühstück Milch mit Brod, zum Mittagmahle Suppe, Fleisch mit Gemüse, für den Abend blos eine eingekochte Milchsuppe; während des Tages konnten die Patienten im Zimmer oder bei günstiger Witterung selbst im Freien sich ergehen. Sein Geheimmittel verabreichte er durch drei auf einander folgende Tage früh nüchtern, die Wunden bedeckte er mit Kompressen, befeuchtet mit dem zweiten Aufgusse der genannten Pflanze und erneuerte sie, sobald selbe trocken zu werden anfingen, bis die Wunde gänzlich verheilt war.

Nachdem der greise Bauer sein Geheimmittel dem Gutsbesitzer

von Makowiecki anvertraut hat, übte er seine Methode in Gesellschaft des Herrn von Makowiecki, des Dr. Karl von Kaczkowski, wo sich nur Gelegenheit darbot, um diese beiden Herren zu überzeugen, dass seine Behandlung stets mit dem besten Erfolge nach seiner Angabe vollzogen wurde. Die Behandlung der gebissenen Haustiere war gleich derjenigen der Menschen, er untersuchte zuerst die Zunge, cauterisirte die unter der Zunge vorgefundenen Wasserbläschen, reinigte die Wunden nach obiger Art, goss in dieselben einige Tropfen vom zweiten Aufgusse hinein, legte darüber mit dem zweiten Aufgnsse befeuchtete Kompressen, innerlich gab er den ersten Aufguss sechs bis sieben Esslöffel voll früh nüchtern mit Wasser vermischt ein. Den Rindern, Pferden, Schafen und Ziegen wurde der Aufgnss eingegossen, den Hunden, Katzen und Borstenvieh wurde der erste Aufguss mit Milch vermischt. Wenn die letztgenannten Tiere das Medikament mit Milch nicht geniessen wollten, versperrte er dieselben durch vierundzwanzig Stunden ohne Nahrung und Trank, wo dann das dargereichte Medikament mit Milch vermischt willig verzehrt wurde nnd — obwohl die genannte Bauern-Methode so einfach und sicher ist — so wird selbe von den graduirten Aerzten gar nicht gewürdigt.

Bei der Besprechung des Präservativmittels gegen die Hundswuth wird der geehrte Leser es mir nicht übel deuten, wenn ich in der Kürze die Vorboten, wie auch die Hauptsymptome der Hundswutb angebe. Die Hundswutb tritt unter zweierlei Formen nach dem Temperamente nnd der Konstitution des Tieres oder auch des gebissenen Menschen anf: a) unter der Form der stillen Wuth, b) unter der Form der rasenden Tollwuth.

a) Die Vorbotensymptome der stillen Wuth sind: Gleichgiltigkeit, Traurigkeit, Verminderung des Appetites und des Durstes, die Anhänglichkeit an den Eigenthümer ist unveränderlicb: das Thier verkriecht sich in dunkle Winkel, kriecht hervor auf den Ruf des Eigenthümers, die Stimme ist aber rauh, das Bellen verändert, ähnelt mebr einem heiseren Henlen, zeigt keine Lust zum Beissen. Diese Vorbotensymptome dauern vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden, ungeachtet des Krankseins schmeichelt das Thier seinem Herrn, beleckt Hände und Gesicht nnd es ereignet sich äusserst selten, dass es seinen Herrn oder die Dienstboten verletzt, nur im Falle, wenn man das Tbier während des Paroxysmus reizt oder wenn das Tbier mit den Vorderfüssen die Schnauze kratzt, als ob irgend ein Gegenstand im Rachen stecken bliebe. Gewöhnlich bei den sogenannten Schoosshündchen

sucht man durch Einführung des Fingers aus dem Rachen den stecken gebliebenen Körper herauszuziehen und da geschieht es unwillkührlich, dass man gebissen wird. Während der Vorbotensymptome frisst und säuft das bereits kranke Thier, wie gewöhnlich, später aber frisst es Stroh, Fetzen, Sand, kleine Steine, ja selbst den eigenen Mist; nach viernndzwanzig bis achtundvierzig Stunden treten die eigentlichen Wuthsymptome ein. Der Unterkiefer ist herabhängend, die bläuliche Zunge hängt zwischen den Zähnen heraus, Schaum fliesst aus der Schnauze, der Hund entfernt sich vom Hause, läuft wie betäubt, den Schweif zwischen die Hinterfüsse eingezogen, ohne zu bellen und zu beissen, ausgenommen wenn er gereizt wird, endlich fällt er todtmüde an einem entlegenen Orte nnd verendet unter konvulsivischen Krämpfen, bisweilen kommt er nach zwanzig bis dreissig Stunden nach Hause, ganz besudelt; man trachtet den Liebling des Hauses zu reinigen und ihm Speise nnd Trank zu reichen nnd da geschieht es, dass das wüthende Thier während des Paroxysmus in Folge der Reizung jemanden verletzt.

b) Symptome der rasenden Tollwuth. Die Vorboten sind: Der Hund wird mehr oder weniger traurig, verkriecht sich in dunkle Winkel, verliert den Appetit, plötzlich kommt er aus seinem Verstecke, stellt sich als ob er einen Gegner angreifen wollte, stiert mit funkelnden Augen einen Gegenstand an, als ob er hinter der Wand etwas wittere, schnappt mit der Schnauze in der Luft als ob er Fliegen fangen wollte, auf den Ruf seines Herrn bezieht er wieder seine Lagerstätte, liegt eine Weile ruhig, dann rafft er sich plötzlich auf, sein Blick wird wild und drohend, doch auf den Ruf seines Herrn beruhigt er sich wieder, ordnet seine Lagerstätte, um Brust nnd Kopf bequem darauf legen zu können, bald aber wirft er die Lagerstätte auseinander und stellt sich in drohende Positur. Ein charakteristisches Symptom in der Vorbotenzeit ist die gesteigerte Begattungslust; so ein Hund spielt nnd schmeichelt mit anderen Hunden, die Hündin liebkoset ihre Jungen, beleckt sie und endlich endigen in beiden Fällen die Liebkosungen mit dem Beissen. Ein zweites ebenso charakteristisches Symptom während der Vorbotenzeit ist die Gefühllosigkeit, man kann einen so kranken Hund stossen, schlagen, peitschen, ja sogar verwunden, er giebt kein Zeichen des Schmerzes von sich. Unter die Vorbotensymptome zählt man noch Verlust des Appetits und des Durstes, das Verzehren von Stroh, Fetzen, Sand, Steinchen und anderen zur Nahrung nicht gehörigen Gegenständen und stellt man alle die prodromen Symptome neben einander, so gelangt man zur Ueberzeugung,

dass hier die Tollwuth im Anzuge ist. Um sich Gewissheit zu verschaffen, ist das beste Mittel einen solchen Hund entweder an eine feste Kette neben der Hundehütte anzubinden, oder in einen geräumigen festen Käfige einzusperren und dann mit einem ziemlich langen Stocke sich ihm zu nähern; ist der Hund auf dem Wege wüthend zu werden, so greift er den gegen ihn gerichteten Stock mit aller Gewalt an, beisst in denselben mit aller Kraft und beruhigt sich nicht, wenn man ihm auch Stockschläge ertheilt, während ein gesunder oder sonst kranker Hund beim Anblicke des Stockes sich in die Hütte begiebt oder in den Winkel des Käfigs versteckt.

Symptome der bereits ausgebrochenen Tollwuth. Wenn der Hund an einer festen Kette angebunden ist, stellt er sich in einer drohenden Position mit funkelnden und mit Blut unterlaufenen Augen und wildem Blicke, ist er aber frei, so achtet er nicht einmal die Befehle seines Herrn, fürchtet weder Stock, noch Hundepeitsche, verlässt das Haus, rennt durch die Gassen, beisst, was ihm nur in den Weg kommt, besonders reizt ihn das Bellen der Hunde, das Rauschen des Wassers, die menschliche Stimme, endlich sinkt er ermüdet zusammen auf dem Felde oder in einem Graben; nach einer kurzen Zeit rafft er er sich wieder auf, rennt weiter wie betäubt, endlich in Folge der Paroxysmen sinkt er zusammen und endet in krampfhaften Zuckungen, wenn man ihn vorher nicht erschiesst, oder erschlägt. Es geschieht bisweilen auch, dass so ein wüthender Hund nach vierundzwanzig oder sechsunddreissig Stunden ermüdet, durchnässt, mit Koth besudelt, ja verwundet nach Hause zurückkehrt, man sucht ihn zu reinigen, ihm Speise und Trank zu reichen, ohne zu vermuthen, dass der Hund wüthend sein könne. Vor zwanzig Jahren ereignete es sich, dass ein wüthender Hund nach zwei Tagen nach Hause zurückkehrte; der Eigenthümer befahl dem Dienstmädchen den Hund an die Kette zu binden, bei dieser Gelegenheit biss er sie in die Ferse so, dass er ein Stück Fleisch herausriss; ich habe dieses Dienstmädchen mit Euphorbia silvestris innerlich und äusserlich behandelt, diese Person lebt bis auf den heutigen Tag.

Es geschieht bisweilen, dass boshafte Hunde, besonders Schäfer- und Kettenhunde, Menschen sowohl als Thiere verletzen; dies giebt Anlass zur Angst, ob der Hund nicht wüthend wäre. In einem solchen Falle ist es gerathen einen solchen bösen Hund an die Kette zu legen, ihm Nahrung und Trank hinzustellen und wenn nach 24 Stunden der Hund die dargereichte Nahrung und das Getränk verzehrt hat, überdies, wenn er den ihm entgegengehaltenen Stock nicht

angreift, so kann man versichert sein, dass der Hund nicht wüthend sei, jedoch Sicherheit halber ist es gerathen, diesen Hund noch zwei bis drei Tage an der Kette zu belassen und die Probe mit dem Stocke zu wiederholen; hat der Hund alle Tage seine Nahrung gehörig verzehrt und das Wasser ausgesoffen, und den ihm entgegengehaltenen Stock nicht angebissen, dann kann man mit Gewissheit behaupten, dass der Hund nicht wüthend sei.

Der Gutsbesitzer Franz von Wolański hat im Jahre 1867 eine Broschüre über die Hundswuth herausgegeben, worin er die vom oben genannten groisen Bauer angegebene Methode, die er durch mehr als 40 Jahre ausübte, und seine beachtenswerthen Beobachtungen kundmacht, welche den Physiologen zu wissenschaftlicher Forschung Anlass geben können. Unter anderen erzählt er:

a) Die Gattin eines Landmannes, welche ein zehnwöchentliches Kind an der Brust hatte, wurde unverhofft, als sie durch ein Wäldchen ging, von einer Katze in die Ferse gebissen; sie beachtete die Wunde gar nicht und suchte auch keine Hülfe dagegen, zehn Wochen darnach starb sie an der Hydrophobie; das Kind wurde bei dem Ausbruche der Hydrophobie von der Mutter weggenommen und von einer Amme weiter gesäugt, sechs Wochen nach dem Tode der Mutter starb das Kind ebenfalls an der Hundswuth. Nun entsteht die physiologische Frage, ob durch die Muttermilch das Kind das Wuthgift in sich aufgenommen hat?

Eine Jagdhündin säugte zwei Junge von einigen Tagen und zeigte Symptome der Hundswuth, man hat die Jungen allsogleich ihr abgenommen und einer anderen säugenden Hündin unterschoben, jedoch eins von diesen Jungen verendete nach drei, das andere (Junge) nach drei und einhalb Monaten an der Hundswuth. Es ist auch hier die physiologische Frage, ob das Wuthgift, einverleibt dem mütterlichen Organismus sich den Säuglingen durch die Muttermilch mittheile? eine zweite physiologische Frage ist, ob eine schwangere Mutter von einem wüthenden Thiere gebissen dem Foetus das Wuthgift mittheilt?

b) Herr von Wolański hatte eine grosse Anzahl verschiedener Jagdhunde. Eines Tages bei der Revision der Hundeställe bemerkte er einen Jagdhund mit Symptomen naher Wuth und befahl, den so verdächtigen Hund unverzüglich unter Verschluss zu geben; der Aufseher der Jagdhunde erwiderte, dass die Besorgniss des Eigenthümers unbegründet sei, indem der Hund Nahrung und Trank gehörig geniesse, andere Hunde nicht belästige, ja sogar vor einer halben Stunde gelangte er in eine andere Abtheilung der Jagdhunde und belegte dort

die an der Kette angebundene Hündin, nach dem Akte kam er in seine Abtheilung und verhielt sich ganz ruhig. Allein der Eigenthümer befahl den verdächtigen Hund unter sicheren Verschluss zu bringen, einige Stunden darnach näherte sich der Aufseher mit einem langen Stocke dem Hunde, welcher mit aller Kraft den entgegengehaltenen Stock ergriff und biss und Tags darauf vollkommen wüthend wurde. Die Hündin bekam nach neun Wochen Junge, welche von der Mutter weggenommen und unter Verschluss gepflegt wurden, nach einigen Monaten aber der Hundswuth erlagen, die Mutter hingegen blieb gesund. Hier entsteht wiederum die physiologische Frage, ob mit der Befruchtung durch einen wüthenden Hund das Wuthgift sich allein dem Foetus und nicht auch der Mutter mittheile.

c) Unter dem gemeinen Volke, wie auch unter den Gebildeten, erhält sich die Ansicht, dass die von wüthenden Thieren gebissenen Menschen und Hausthiere nach sechs, zwölf Monaten, ja sogar nach zwei Jahren die Tollwuth bekommen. Hier entsteht wiederum die Frage, ob der Keim der Hundswuth so lange im menschlichen und thierischen Organismus ohne alle darauf hindeutenden Symptome latent bestehen kann und aus welchen Gründen sie so spät ans Tageslicht tritt?

Herr von Wolański hat in der Beziehung folgende Proben angestellt: Er befahl, den Schaum aus dem Maule eines getödteten wüthenden Hundes aufzusammeln und nach längerer Zeit in eine künstlich gemachte Wunde an einem solchen Orte den getrockneten Speichel einführen, damit der Hund die Wunde nicht belecken, oder durch Reibung vernichten könne; fünf solcher Proben lieferten zwei Fälle eingeimpfter Wuth.

Ausser den durchgeführten physiologischen Proben an den im Jahre 1860 von einem tollen Hunde gebissenen vier Kettenhunden, wie auch den in meiner Privatpraxis mit Euphorbia villosa s. silvestris behandelten gebissenen Menschen, behandelte ich im Jahre 1867 im hiesigen allgemeinen Krankenhause fünfzehn Personen, welche am 28. Febr. 1867 durch einen wüthenden Wolf schwer verwundet wurden und erst am achten und neunten Tag ein meine Behandlung kamen, mit Euphorbia silvestris in so fern glücklich, dass von den fünfzehn Personen zehn nach vierzigtägigem Aufenthalte im hiesigen Spital geheilt nach Hause entlassen wurden, drei Personen bekamen die Tollwuth, zwei verstarben am Typhus.

In der Heimath ist ein zwölfjähriges Mädchen nach sechs Wochen

Digitized by Google

von den zehn Zurückgekehrten der Hydrophobie erlegen. Ich habe täglich die Kranken früh und Abends besucht, die Wunden selbst gereinigt, das Medikament eingegeben, am vierzehnten Tage der Behandlung habe ich alle fünfzehn Personen mit ihren grässlichen Wunden photographiren lassen, während des Wuthparoxysmus habe ich sie mit freundschaftlichem Zureden zu beruhigen gesucht, wobei ich öfters mit Speichel an Händen und im Gesichte besudelt wurde, ohne daraus irgend einen Schaden für meine Gesundheit zu erfahren. Den Verlauf der Behandlung wie auch die Symptome während des Wuthparoxysmus habe ich genau verzeichnet und die Sectionsbefunde protokollarisch genau nach der Angabe des Herrn Professors angegeben, das sieben Bogen umfassende Manuscript habe ich dem kk. Landes-Medizinalrath übergeben und stellte am Schlusse folgende Anträge:

1) Das kk. Landes-Protomedikat wolle an die Herren Pfarrer, Volksschullehrer belehrende Instruktionen schicken, wie man sich im ersten Augenblicke bei Verletzung der Menschen und der Hausthiere durch einen wüthenden Hund, Wolf oder Katze zu verhalten habe, gleichzeitig wolle das kk. Protomedikat den Pfarrern und Lehrern empfehlen, dass sie in ihren Gärten die Euphorbia villosa oder silvestris anpflanzen, um im Falle der Nothwendigkeit unverzüglich das genannte Präservativmittel nach obiger Vorschrift bereiten und den gebissenen Menschen und Thieren verabreichen zu können, wodurch viele Menschenleben dem sicheren Tode entrissen werden.

2) Das kk. Landes-Protomedikat wolle an die Gesellschaft der Aerzte in Lemberg die Aufforderung ergehen lassen, dass der Aerzte-Verein aus seiner Mitte eine Kommission von fünf Gliedern erwähle, zum Behufe der Erforschung der Wirksamkeit von Euphorbia villosa sive silvestris als Präservativmittel gegen den Biss des tollen Hundes, Wolfes oder Katze und zwar in folgender Weise: Die erste Probe soll darin bestehen, dass man vom wüthenden Hunde, Wolfe oder Katze gebissenen Hunden an feste Ketten legt oder sie in einer Hundsbude an der freien Luft unter einem Schuppen versorgt, zweien meist beschädigten Hunden giebt man früh nüchtern durch fünf Tage mit süsser Milch vermischten Aufguss von Euphorbia villosa, die Wunde reinigt man zuerst mit lauem Wasser, hierauf abgetrocknet, wäscht man diese Wunde mit dem zweiten Aufgusse der Euphorbia villosa, nach zwei Stunden reicht man die gewöhnliche Nahrung und hinlängliche Menge Wasser und lässt die so behandelten Hunde bis zum nächsten Morgen ohne weitere Nahrung und Trank, damit sie die dargereichte Medizin auf-

nehmen mögen; so verfährt man durch fünf Tage; die jedesmalige Dose des Aufgusses von Euphorbia villosa ist für grosse Hunde zwei Löffel in einem Seidel süsser Milch, für kleinere Thiere ein Esslöffel voll. Die anderen Gebissenen werden ohne Medikament gelassen bis zur Beendigung der vierzigtägigen Kontumaz.

Wenn während der Kontumazzeit an einem oder dem anderen ohne Medikament gelassenen Hunde die Tollwuth sich zeigt, dann giebt man den tollen Hund während der paroxysmusfreien Zeit in einem geräumigen eisernen Käfig, hierauf giebt man nach einander vier gesunde Hunde hinein, damit sie von dem tollen Hunde gebissen werden, die neugebissenen legt man an die Ketten und behandelt sie in obiger Weise, d. i. zwei werden mit Infusum euphorbiae innerlich und äusserlich behandelt, die zwei anderen bleiben ohne Medikation. Sollte während der Kontumazzeit keiner von den vier Hunden die Tollwuth bekommen, so werden die Hunde nach dieser Zeit auf Grund der polizeiveterinären Vorschriften den Eigenthümern zurückgestellt, jedoch im Interesse der Wissenschaft soll man den Eigenthümer der Hunde aufmerksam machen, dass er auf das Betragen dieser Hunde besonders achte und jede auffallende Veränderung zur Kenntniss der Polizeibehörde bringe, damit frühzeitig vor dem Ausbruche der Tollwuth die geeigneten Vorsichtsmassregeln angeordnet werden, denn erfahrungsgemäss bricht die Tollwuth nicht immer zu einer bestimmten Zeit aus, bei Einigen geschieht dies vom neunten bis zum zwanzigsten Tage, bei Anderen nach zwei bis drei Monaten. Bei meiner ersten physiologischen Probe brach die Tollwuth bei dem ohne Medikament gelassenen Hunde nach drei Monaten und zehn Tagen, beim zweiten ebenfalls ohne Medikament gelassenen nach drei Monaten und fünfzehn Tagen aus. Sobald einer von den gebissenen ohne Medikament gelassenen Hunde wüthend wird, und, wie oben erwähnt, vier gesunde Hunde von ihm verletzt werden, auch auf dieselbe Weise, wie die ersten vier behandelt werden, so gelangt man zu der Gewissheit, dass die zwei mit Infusum euphorbiae innerlich und äusserlich Behandelten vor der Tollwuth gesichert, die ohne Medikament Behandelten nach einer kürzeren oder längeren Zeit der Tollwuth anheimfallen.

Wenn bei der zweiten Probe einer von den bei der ersten Probe wüthend gewordenen gebissen wurde und während oder nach der Kontumazzeit wüthend geworden ist, so soll man ihn ebenfalls in den eisernen Käfig sperren und neuerdings mit vier gesunden Hunden folgendes Experiment machen: einem, der gebissen ist, wird das

Infusum euphorbiae innerlich und äusserlich verabreicht, dem zweiten wird eine künstliche Wunde am Nacken oder zwischen den Schultern gemacht, in dieselbe der von dem getödteten wüthenden Hunde entnommene Speichel hineingegeben, um sich zu überzeugen, ob der getrocknete Speichel eines wüthenden Hundes, der Wunde einverleibt, die Wuth hervorrufen könne und in welcher Zeit? Ferner dem dritten wird der dem erschlagenen wuthkranken Hunde entnommene Speichel in einem Stückchen Fleisch oder in einer Brodpille fünf Tage hindurch nüchtern eingegeben, um zu erfahren, ob das Wuthgift, wenn es in die Verdauungsorgane gelangt, ebenfalls die Wuth hervorbringen könne?

Diese zweite Probe kann ein dreifaches Resultat haben. Der erste mit Infusum euphorbiae behandelte kann den Beweis liefern, dass das Infusum euphorbiae ein sicheres Präservativmittel gegen die Tollwuth sei, wenn er jahrelang von der Wuth befreit bleibt; der zweite, dem das Wuthgift in die künstliche Wunde eingebracht war, kann den Beweis liefern, dass der vom getödteten tollen Hunde entnommene und in eine frische Wunde eingeimpfte trockene Speichel die Tollwuth hervorbringen kann oder nicht, der drittgebissene, dem das Wuthgift mit Fleisch oder in einer Brodpille innerlich eingegeben wurde, kann den Beweis liefern, dass das Wuthgift, innerlich eingegeben, ebenfalls die Hundswuth bewirken kann. Der viertgebissene bleibt unter strenger Aufsicht, selbst nach der Kontumazzeit, indem jedes gebissene Thier wie auch Menschen ohne frühzeitige und gehörige Anwendung des Präservativmittels früher oder später der Tollwuth anheimfallen.

Um eine volle Gewissheit zu erzielen, ist es unumgänglich nothwendig, diese Proben drei bis vier Mal zu wiederholen, was aber mit vielen Unkosten und grossem Zeitaufwande verbunden ist; wo es aber um das Leben so vieler Unglücklichen, um einen grossen Verlust an Thieren sich handelt, da soll man keine Opfer scheuen, es ist Gewissenspflicht der Aerzte die aufgeworfenen Fragen zur Evidenz zu bringen. —

Anmerkung: In Folge obiger Mittheilung und in Rücksicht auf die bisherigen, absolut erfolglosen Bemühungen der ärztlichen Kunst gegen die schreckliche Krankheit haben wir uns mit dem Herrn Verfasser in Verbindung gesetzt und ihn veranlasst, uns eine grössere Menge von frischen Wurzeln zum Anbau der Euphorbia villosa zu übersenden und auch eine grössere Quantität einer starken Tinctur der Pflanze zu Prüfungsversuchen und eventueller Anwendung in Erkrankungsfällen zu übermitteln.

Die Redaction.

Dr. L. Lewin als Kritiker über Homöopathie

in der deutschen Medizinalzeitung, 7. September 1882.

Von Dr. **Buchmann**, prakt. Arzt in Alvensleben.

Wenn man die Kritik eines wissenschaftlichen Werkes zu schreiben unternimmt, so beansprucht man erstens Verständniss der Wisssenschaft, von welcher das Werk handelt, zweitens muss man ein Referat über den Inhalt desselben geben und drittens sein Urtheil darüber motiviren.

Herr Dr. L. Lewin hat diesen Anforderungen bei der Beurtheilung meiner Preisschrift in keiner Weise genügt. Seine ganze Besprechung besteht darin, dass er über den Satz: „Simile, simplex und minimum bilden den Dreifuss, auf den die Homöpathie thront," seine Glossen macht, und schliesslich äussert, ich habe damit den labilen Zustand der homöopathischen Dogmen bezeichnen wollen. Das hat in sofern seine Richtigkeit, als die Homöopathie labil wird, sobald man ihr einen der drei Füsse eutreisst. Diese Füsse sind aber keine labilen Dogmen, wie sie die allopathische Arzneikunde dadurch zeigt, dass fort und fort neue Arzneimittel empfohlen und wieder verworfen werden, wie neulich Kollege Mayntzer an Lewin's eigenen Worten dargelegt hat, sondern stehen auf festem Boden **naturgesetzlich** zusammengefügt, was sich dadurch herausstellt, dass jedes der schon von Hahnemann physiologisch geprüften Mittel in der Verbindung von simile, simplex und minimum angewendet, sich fort und fort noch bis in die neueste Zeit als hülfreich bewährt hat.

Von dem eingentlichen Inhalt der Preisschrift, der schon im Titel derselben angegeben ist, erfährt der Leser nichts als einen Auszug aus dem achten Kapitel, in dem physiologische Prüfungen eines Aufgusses von destillirtem Wasser auf Goldstücke niedergelegt sind, mit der Vorbemerkung Lewins: „risum teneatis amici"! Ein Urtheil findet man nur in dem Satze: „Die Lehre Hahnemanns ist aber unsinnig!" So urtheilen viele Leute über Lehren, von denen sie nichts verstehen! Unser Recensent ist aber Privatdocent der Arzneimittellehre an der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin! Von einem solchen sollte man doch erwarten, dass er sich einige Kenntnisse in der Chemie

angeeignet hätte, die schon von den Studirenden vor der Beendigung des Studiums der Medizin auf der Universität verlangt werden, welche Kenntnisse zum Verständniss einer Preisschrift unumgänglich nothwendig sind.

Sein „risum teneatis amici“ findet nun leider auf ihn selbst wegen seiner vierfachen Ausrufungszeichen bei seiner Aufführung des folgenden Satzes meiner Preisschrift volle Anwendung:

„Ich wählte eins der widerstandsfähigsten Metalle, das Gold, welches weder vom Sauerstoff noch von irgend einer Säure (!! der Ref.) nach der Lehre der Chemie angegriffen wird und nur mit freiem Chlor (!!) eine lösliche chemische Verbindung eingeht.“

In dem Repetitorium der anorganischen Chemie von Adolf Pinner, Berlin 1881, mit besonderer Rücksicht auf die Studirenden der Medizin und Pharmacie, das sich in den Händen aller in Berlin Medizin Studirenden, also auch wohl des Herrn Privatdocenten befindet, steht Seite 331 vom Golde: „Es wird an der Luft oder im **Sauerstoff**, selbst bei Gegenwart von Feuchtigkeit, weder in der Kälte noch in der Hitze verändert, wird von **Salzsäure** oder **Schwefelsäure** oder **Salpetersäure** bei keiner Temperatur angegriffen.“

Homöopathisch als Excitans und allopathisch als Narcoticum auf die Lachmuskeln wirkend, empfehle ich dem Herrn Arzneimittellehrer noch folgende Stelle, Seite 359: „Einige Metalle nämlich, und unter ihnen sind Gold und Platin hervorzuhehen, können nur durch **freies Chlor** in ihre Chloride übergeführt werden. Allein dies freie Chlor erzeugen wir uns auf dem sehr einfachen Wege, dass wir der Salzsäure durch Salpetersäure ihren Wasserstoff entziehen, indem wir beide zusammengiessen und das sogenannte Königswasser herstellen. In einem solchen Gemisch von Salzsäure und Salpetersäure befinden sich freilich ausser dem freien Chlor noch die Verbindungen NOCl und $NOCl_2$, die jedoch gleichfalls ihr Chlor mit Leichtigkeit abzugeben vermögen und daher wie freies Chlor wirken. Gold und Platin lösen sich in dieser Flüssigkeit beim Erwärmen auf, indem sie mit dem Chlor sich vereinigend Goldchlorid und Platinchlorid bilden, welche beiden alsdann in dem **vorhandenen Wasser** sich lösen “

Jedenfalls hat der von mir gebrauchte Ausdruck „**Goldwasser**“ bei dem Leser der Recension auch Lachen erregen sollen, da ihn Dr. Lewin durch grösseren Schriftdruck hervorgehohen hat. Derselbe scheint daher nicht zu wissen, dass ein **Goldhydrat** hergestellt worden ist, bei dem das Gold dreiwerthig ein Atom Wasserstoff vertritt,

Au. $(OH)_3$, die sogenannte **Goldsäure**. Ich habe nun zufällig die Entdeckung gemacht, dass bei längerer Berührung von destillirtem Wasser mit Gold sich soviel Goldhydrat bildet, als das Wasser davon aufzulösen vermag, wovon sich Jeder durch den säuerlich, herben Geschmack des Goldwassers überzeugen kann. Die Löslichkeit des Bleies in destillirtem Wasser ist ja längst bekannt, dass aber ein alter Dorfarzt, noch dazu ein homöopathischer, es wagen kann, eine Eigenschaft des Goldes zu entdecken, die allen Professoren der Chemie bis jetzt entgangen, ist dem Herrn Pharmakologen so amüsant, dass er das Lachen verbeissen muss. Was sagt der Herr Privatdocent dazu, dass von Chrestien, Pitcairne, Niel, Lallemand, Gozzi, Destouches, Legrand und Sarmet **metallisches** Gold mit ausgezeichnetem Erfolge angewendet ist und dass dadurch sehr hartnäckige syphilitische Ulcerationen der Nase geheilt sind? Er behält sein Gold lieber in der Tasche, anstatt seine Schüler in dem Privatissimum über Homöopathie, in welchem er sich über meine Goldprüfung lustig gemacht hat, zu einer **Nachprüfung** zu veranlassen. Dieselben würden bald gefunden haben, dass eine solche Prüfung nichts weniger als „ausserordentlich amüsant“ ist. Dass Prüfungen von **Goldverreibungen** ganz ähnliche Symtome ergeben haben, die den von mir beobachteten Symptomen beigefügt sind, übergeht er mit Schweigen. Einen denkenden Leser hätte die Zusammenstellung stutzig gemacht! — Bei dem Gefühl ihrer Ohnmacht ist den Allopathen die Homöopathie ein Dorn in den Augen und so hat auch Herr Dr. Lewin die Anzeige meiner Preisschrift benutzt, um seinem Aerger über dieselbe Luft zu machen. Er schliesst mit Sapienti (?? Ref.) sat, der Verfasser der Preisschrift mit dem Motto Hahnemann's im Organon:

„Aude sapere!“

Referate aus französischen Journalen.

Von Dr. Hafa, prakt. Arzt in Herrnhut.

Behandlung der Variolois.

Nach Professor Dr. Jousset.

Aconit, im Beginn und auch während des Eiterungsfiebers.

Rhus, während der Suppurationsperiode bei grosser Prostration und starker Schwellung.

Opium wandte schon Sydenham mit Erfolg an; dasselbe ist indizirt bei sehr starkem Fieber mit Schlafsucht.

Tart. emeticus bei mässigem Fieber mit Somnolenz und Neigung zum Erbrechen. Die hämorrhagische Form ist beinahe stets tödtlich*); in einem Fall heilte Phosphor.

Innere Methallotherapie.

Von Professor Dr. **Jousset.**

Die Entdeckung von Burg, dass die Applikation eines Metalles auf die Haut Anästhesie und Hysterie heilen könne, ist für die sogenannte rationelle Schule ein Unding oder eine Blamage, weil dieselbe darauf besteht, durchaus eine Erklärung, eine Hypothese, haben zu wollen, statt einfach die durch Experimente festgestellten Thatsachen zu acceptiren. Indessen gelingt es vielleicht einer solchen Erklärung näher zu kommen durch die von Dr. Garel, Direktor der medizinischen Klinik in Lyon, angestellten therapeutischen Experimente, durch welche derselbe konstatirte, dass die innere Darreichung der betreffenden Metalle in Form von feinen Blättern dieselben Wirkungen hervorbringe, als die äussere Applikation.

Wir beschreiben in Folgendem einige der von Dr. Garel bewirkten Heilungen:

Hysterie, linksseitige Ovariitis. Josephine P., Mädchen von 18 Jahren, seit zwei Jahren regelmässig menstruirt; nervöses Temperament, hat seit einigen Jahren hysterische Anfälle mit Verlust des Bewusstseins, und Schmerzen im linken Ovarium. Seit einem Jahre trat eine Kontraktur der unteren Extremitäten hinzu, welche das Gehen unmöglich macht. Bäder, Douchen und Elektrizität wurden vergeblich angewandt. Beim Eintritt in die Klinik liegt die Kranke im Bett, die Beine in Extension; sie ist nicht im Stande dieselben spontan zu bewegen, werden dieselben gewaltsam gebogen, so verursacht dies heftige Schmerzen.

Anästhesie ist nirgends zu konstatiren. Nachdem verschiedene Metalle applicirt worden sind, zeigt sich geringe Anästhesie der Arme, welche dann bald durch Zinn, bald durch Gold, bald durch Eisen auf-

---

*) Hierbei möchte ich erwähnen, dass ich zwei sehr schwere hämorrhagische Formen von Variola vera, noch dazu bei einer 82jährigen und deren 63jährigen Tochter mit Chin. arsenicos, dritte Dezimal-Verreibung, durchgebracht habe, mit nachfolgendem völligen Wohlbefinden. W.

gehoben zu werden scheint; die entsprechenden Metalle werden auch innerlich gegeben, doch bleibt der bisherige Zustand, und es tritt noch häufiges Erbrechen hinzu, was durch Ausspülungen des Magens mit frischem Wasser wieder beseitigt wird. Die Methallotherapie wird fortgesetzt, trotzdem verschlimmert sich die Kontraktur der Beine, und die Anästhesie der Arme. Endlich nach zehnmonatlicher Behandlung zeigt sich durch aufgelegte Silberplatten entschiedene Besserung der Gefühllossigkeit. Patientin bekommt nun täglich erst ein Blatt Silber in Oblate, dann allmählich steigend bis sechs Blätter pro Tag. Die Anästhesie weicht allmählig, dann zeigt sich eine kupferfarbige Röthe der Haut, welche nach zwei Tagen wieder verschwindet. Am vierten Tag nach begonnenem Gebrauch des Silbers zeigen sich Schmerzen in den Beinen nnd auch die Unbeweglichkeit derselben fing an sich zu bessern, so dass die Kranke am siebenten Tag das eine Bein aus dem Bett herausbringen kann. Um zu konstatiren, ob nicht die Einbildung der Kranken mitwirke bei der Besserung, bekommt dieselbe vierzehn Tage lang nur Oblaten ohne Blattsilber. Die Lähmung macht wieder Fortschritte nnd die Anästhesie zeigt sich gleichfalls wieder. Das Einnehmen des Silbers wird wieder angeordnet, nnd zehn Wochen nach Beginn desselben kann die Kranke gehen und ist geheilt.

Rosa Bella, kinderlose Frau von 28 Jahren, hat jedesmal seit ihrer Verheirathung sehr schmerzhafte Menstruation mit Erbrechen und tonischer Kontraktur des rechten Beines, welche auch in der Zwischenzeit nicht ganz schwindet nnd die Patientin am Gehen hindert, so dass sie etwas hinken muss.

Bei der Untersuchung zeigt sich Hemianästhesie der rechten Seite. Verschiedene Metalle werden applizirt und es zeigt sich, dass die Kranke auf Aurum reagirt. Sie erhält zehn Tage lang Goldblättchen und verlässt dann geheilt das Hospital.

3) Fräulein X., 20 Jahre alt, litt früher an Leberanschwellung und noch jetzt an langsamer Verdauung. Die Regeln haben seit eilf Monaten cessirt. Der Rücken und die Oberarme sind anästhetisch. Die Metalloskopie ergiebt Empfindlichkeit gegen Kupfer. Patientin erhält daraufhin täglich ein halbes Blatt Kupfer, nnd nach sechs Wochen täglich ein ganzes Blatt. Nach drei Monaten ist Patientin regelmässig menstruirt, die Anästhesie ist beseitigt nnd selbst die Verdauung hat sich gebessert.

Noch drei andere Fälle führt Dr. Garel an, welche mit Zinn, mit Silber und Kupfer und mit Gold und Platina, alternirend gereicht, voll-

kommen geheilt wurden. Aber auch eine Anzahl von vergeblichen Versuchen, auf die oben geschilderte Art Heilung zu erzielen, führt Dr. Garel an; die Metallotherapie ist also ebensowenig unfehlbar wie andere Methoden. Aber selbst in solchen verzweifelten Fällen ist es uns nicht selten noch gelungen, durch Ignatia, Aconit, Phosphor, Tarantula auf homöopathischem Wege Erfolge zu erreichen.

Ausländische Litteratur.

Von Dr. Fischer, prakt. Arzt in Berlin.

Die Verbreitung der Homöopathie macht wohl nirgends so riesige Fortschritte, als in Amerika; die dortige homöopathische Litteratur giebt uns davon ein sehr beredtes Zeugniss. So erscheint seit Kurzem ein neues homöopathisches Journal: The California Homöopath, von dem alle 2 Monate ein Heft in San Franisco heraus kommt, für den jährlichen Preis von einem Dollar. Heft No. 2 (Januar 1883) enthält folgendes Bemerkenswerthe:

Evonymus bei Albuminurie von Dr. J. A. Albertson. Beim Suchen nach einem wirksamen und milden Lebermittel stiess Dr. A. auf das alte und fast vergessene „Wahoo“ (Evonymus atropurpureus) und wurde durch die klinischen Bemerkungen des Dr. Holcombe auf die ausgezeichneten Wirkungeu desselben bei Albuminurie aufmerksam gemacht. Kurz darauf kam eine verheirathete Dame von etwa 25 Jahren zu ihm mit Blasenreizung, deren Urin nahe an 50 Prozent Albumin enthielt, schon mehrere Monate nach ihrer Angabe. Dies war öfter festgestellt worden und die Behandlung erfolglos geblieben. Das Allgemeinbefinden der Kranken war misslich, aber sie wünschte vor allen Dingen ihr Blasenleiden berücksichtigt, da dies sie am meisten belästigte Sie bekam Rhus aromatica zwei bis drei Wochen lang, wodurch die Blase viel besser wurde, aber das Albumin sich nicht verminderte. Sie erhielt nun Evonymin trit. 01 viermal täglich ein Pulver von etwa 3 gran auf zwei Wochen, nach welcher Zeit der Urin fast normal gefunden wurde, nur eine Spur von Albumin. Es wurden nun die gleichen Pulver, nur Morgens und Abends eins, verordnet; als nach einem Monat

der Urin untersucht wurde, war er vollständig normal, und ist es bis jetzt geblieben; die Patientin befindet sich ganz wohl. — Ein anderer Fall bei einem sechs Jahre alten Knaben, dessen Urin mehr oder weniger Albumin seit 1½ Jahren zeigte, und dessen zwei Schwestern, junge Mädchen, an Albuminurie in den letzten drei Jahren zu Grunde gingen; die Behandlung von Dr. A. seit einigen Monaten war erfolglos geblieben. Der Knabe erhielt Evonymin, dreimal täglich ein Pulver auf zwei Wochen, wonach das Albumin vermindert war; dann zweimal täglich ein Pulver; kurze Zeit darauf war der Urin normal. Diese zwei Fälle in Verbindung mit den von Dr. Holcombe veröffentlichten (in Hale's Therapeutics p. 276) lassen Dr. A. hoffen, dass Evonymin eins der vielversprechendsten Mittel gegen Albuminurie sei. Wir stimmen ihm gern bei, vermissen aber schmerzlich die Angabe, welcher Art die Albuminurie gewesen sei, wovon herrührend etc.; auch bleiben wir im Unklaren, ob Evonymin ein wirkliches Alcaloid oder eins von den sogenannten amerikanischen Alcaloiden ist.

Ist Allopathie „ein reguläres und wissenschaftliches System" und ist Homöopathie „ein Betrug und ein Humbug?" von Dr. John F. Geary. Diese interessante Abhandlung ist erst begonnen und wird fortgesetzt werden; vielleicht kommen wir nach ihrer Vollendung auf dieselbe zurück.

Praktische Notizen über Kopfschmerz.

Von Dr. **Eduard T. Blake.**

Gesicht. — Schmerz an der Nasenseite mit Erbrechen deutet auf akutes Glaucom [keine weiteren Symptome? Red.] und leitet auf Helleborus 6, Apis 1, Mercur. corros. 03.

Nähert sich der Schmerz der Glabella, so wird er bald geheilt durch Nux 1, unter Beihülfe von Zusammendrücken.

Netzhautneuralgien Spigelia 01 oder Tinct.

Schmerz hinter den Augäpfeln Bryonia 01.

Orbitalschmerz durch äusserlichen Insult, Conium 01 (mit Erfolg gegeben).

Supraorbitalschmerz, meist neuralgisch, und der von dyspeptischem Charakter, findet sich häufig bei Geschäftsmännern und wenn auf der rechten Seite, Chelidon. 01 oder tinct; wenn auf der linken Seite, Kali bichrom. 6—2 oder Argent. nitr. 6.

Beim weiblichen Geschlecht bedeutet er oft mehr, als eine Magenneuralgie; er weist hier auf eine schwere allgemeine Störung des Digestions- und Assimilationsprozesses, die hervorgerufen wird durch ein chronisches Unterleibsleiden, meistens des Cervix uteri.

Dies ist ein schönes Beispiel, wie wundervoll die Homöopathie Pathogenese und Pathologie mit einander verknüpft, da die linksseitigen Supraorbitalmittel bekanntlich Affinität zum Cervix haben, z. B. Argent. nitr., Sepia, Kali bichr. und Sulfur. tinct.

Das letzgenannte Mittel erinnert an Dr. Cooper's schätzbare klinische Beobachtung, dass wenn der Schmerz Mittags oder Mitternachts culminirt, und dann allmählig nachlässt, Sulfur das richtige Mittel ist.

Stirn. — Wenn von Stuhlverstopfung, Nux 03 für den Anfall und Lycopodium 30, Podophyllin gr. 1—10 bis grm. 1, Argentum nitr. 6 für weitere Behandlung.

Bryonia 01, wenn dabei Schmerz im hintern Theile der Orbita (rheumatisch).

Belladonna wird sonderbar genug unaufhörlich von Laien-Homöopathen beim Kopfschmerz angewandt, aber viel seltener von denkenden Praktikern.

Missbrauchen die Laien das Mittel oder vernachlässigen die denkenden Aerzte es?

Thatsache ist, dass Verhältnisse, welche spezieller Belladonna erfordern, nämlich akute arterielle Hirncongestion, nicht häufig sich finden.

Gelseminum 01 und Tinct. ist ein Kapitalmittel bei nervösem Kopfschmerz mit Psendocongestion nach dem Gehirn und Gesichtsstörung.

Schläfe. — Ignatia 01 steht an der Spitze, facile princeps. Die Allopathen haben Erfolg mit Strychnin und man muss sich vergegenwärtigen, dass, obgleich theoretisch Strychnin das Alcoloid von Nux vomica ist, doch praktisch die Chemiker dasselbe aus der Ignatiusbohne bereiten wegen der Wohlfeilheit.

Wenn Ignatia versagt, so kann Cicuta 06 oder Spigelia 01 versucht werden. Kaffe als Getränk muss streng untersagt werden.

Die Schläfe ist ein Lieblings-Sitz für spezifische Kopfschmerzen. Diese werden diagnostizirt aus dem Allgemeinbefinden, aus der nächtlichen Verschlimmerung, aus Verschlimmerung durch Alkoholgenuss, und durch anhaltende Empfindlichkeit des Periosts bei Druck, besonders längst der Schläfennath.

Ignatia hat nach Dr. Blake's Erfahrung, die grösste Anzahl von Schläfen-Kopfschmerz beseitigt.

Scheitel. — Scheitel-Kopfschmerzen werden nicht oft bei Männern gefunden; daher ist es leicht verständlich, dass sie in ihrem Charakter irgend eine Beziehung zu den Organen und Funktionen des weiblichen Körpers haben.

Der Uterin-Kopfschmerz, par excellence, ist frontal; aber wenn, was oft geschieht, das Ovarium erkrankt, so geschieht der Hauptreflex nach dem Scheitel.

Dabei ist Lachesis 6 ein so nützliches Mittel.

Cuprum sulf. 6 heilt Brennen auf dem Scheitel.

Glonoin 12—6 bei Pulsiren und Amylnitrit 01 bei Hitze besonders auf dem Scheitel.

William Jenner lehrt in seinen unvergleichlichen klinischen Vorlesungen, dass der Hinterkopfschmerz auf „Magen" hinweist. Mit aller schuldigen Achtung für eine so grosse Autorität kann man ebenso gut sagen, er weise auf „Herz" hin.

Diese Form von Kopfschmerz, wenn neuralgischen Charakters, ist sehr häufig bei Emphysematikern, wenn Lungenaffektion mit Herzerweiterung komplizirt ist.

Das unzweifelhafte Spezificum ist Chinin ½—2 gran nach dem Frühstück. Wenn wir dann wenige Gran Ferrum phosph. nach dem zweiten Frühstück geben, so werden wir uns den Dank des thätigen und arbeitsamen Kranken erwerben. Thee und Tabak, wenn sie auch manchmal vorübergehend erleichtern, erschweren sehr die weitere Behandlung. Diese Kranken können sonderbarerweise die Einwirkungen von Kohlensäure im Zimmer nicht vertragen. Kleine Gaben Alkohol, spät am Tage genommen, helfen wohl, die Anfälle abzuwehren, aber verstärken dieselben entschieden, wenn sie da sind. Die Anfälle werden am meisten gelindert durch Hunger, Rückenlage und trockene Wärme; ist der Anfall mild, so kann die Zerstreuung einer angenehmen Gesellschaft den unliebsamen Gast verscheuchen, aber ein heftiger Anfall macht vollständige Isolirung zur absoluten Nothwendigkeit. Reizbares Temperament und Enuresis sind oft bemerkbare Züge bei solchen Kopfschmerzen.

Diese Art von Kopfschmerz ist recht häufig bei Männern wegen ihrer bewegteren Lebensweise; ist aber nicht unbekannt dem zarteren Geschlecht, wenn Frauen merklich emphysematös werden oder wenn lang anhaltende Unterleibsleiden jene seltsame Form von Herzleiden nachahmen, die allen Gynäkologen so bekannt ist. — Hom. World.

Dr. E. W. Charles (Nevada City) rühmt ausserordentlich die örtliche Anwendung von Bismuth. subnitr. bei Granulationen der Membrana tympani, nachdem ihm zahlreiche andere Methoden versagt hatten. Er wurde dazu veranlasst durch die ausgezeichneten Wirkungen, welche Bism. subnitr. bei anderen Fällen von Eiterungen und auch beim Wundsein der Kinder hervorbrachte.

Unter der Rubrik: „Praktisch illustrirte Homöopathie" wünscht der Herausgeber sogenannte Modell-Kuren zu veröffentlichen; die Berichte sollen klare Indikationen für die gebrauchten Mittel enthalten; Heilungen mit hohen und niederen Potenzen werden gewünscht; aber da durch Alterniren der Mittel die Präzision leidet, werden Fälle, die nur mit einem Mittel zur Zeit behandelt werden, vorgezogen:

Spinalirritation geheilt mit Tarantula

von Dr. E. A. Farrington.

Patient hat eine übermässige Hyperästhesie; leichte Berührung des Rückens ruft Krampfschmerz in der Brust und unbeschreibliche Angst in der Herzgegend hervor, zuweilen am Herzen das Gefühl, als wäre es übersponnen. Intensiver Kopfschmerz, als ob tausende von Nadeln im Hirn stächen; Glühhitze über den Körper. Kopfschmerz erleichtert durch Reiben des Kopfes am Kopfkissen (die Endigungen der Nerven werden so reizbar, dass irgend eine Reibung vorgenommen wird, um Linderung zu erhalten). Tarantula heilte.

Neuralgie geheilt mit Verbascum

von Dr. Berridge.

Patient hatte seit zwei Tagen dumpfe, heisse Schmerzen in der rechten Gesichtshälfte, vom Gesicht in das rechte Auge schiessend; das Gesicht rechts geschwollen und nässend, Geschwulst unter dem rechten Auge; rechtes Auge thränt und theilweis geschlossen durch die darunter befindliche Geschwulst; spannender Schmerz auf dem Scheitel, besser durch Aufsitzen. Der Gesichtsschmerz schlimmer durch Luftzug. Ursache, Erkältung bei schwitzendem Körper. Verbascum 200, eine Gabe, heilte.

Polyurie geheilt mit Murex

von Dr. J. M. Moore.

Harriet V., 13 Jahre alt. Fortwährender Harndrang; reichliches Wasser, klarer Harn. Früher nicht so gewesen. Das Mädchen blass im Gesicht, mager und zierlich; leidend seit etwa einer Woche. Kein Schmerz beim Harnen. Harn wie Wasser; spezifisches Gewicht 1002; Reaktion neutral; enthält weder Albumin noch Zucker. Muss Nachts oft anfstehen, um Harn zu lassen.

Murex 3 trit. 1 gran viermal täglich; bringt den Harn zu seiner natürlichen Farbe und Menge nach der zweiten Gabe.

Nachtfurcht geheilt mit Chamomilla

von Dr. von Tagen.

Ein Knabe, 4 Jahr alt, heller Teint, blaue Augen. Seit mehr als 2 Jahren jede Nacht von schrecklichem Alp gestört. Das Kind erwachte immer einmal, zuweilen drei- oder viermal Nachts, mit furchtbarem Schreck, stiess plötzliche, erschreckende und durchdringende Schreie ans nnd sagte, es wäre ein fürchterliches Thier unter seinem Bett oder im Zimmer, nnd wurde nicht eher beruhigt, als bis Gas angezündet nnd das Zimmer durchsncht war. Befinden sonst gut, aber war nervös, furchtsam und ärgerlich geworden. Chamom. 200. zwei Gaben verscheuchten obige Symptome auf's Wirksamste.

Unterschiede ähnlicher Mittel im Typhus.

Der Arsenic-Kranke verlangt wenig und öfter zu trinken; ist schlechter nach Mitternacht. Der Bryonia-Kranke trinkt viel auf einmal; ist schlechter um 9 Uhr Abends oder vor Mitternacht. Der Arsenic-Kranke ist matt, schwach und zittert und wirft, um sich zu erleichtern, immerfort Hände nnd Glieder hin und her, während der Körper still liegt. Der Bryonia-Kranke wird von jeder Bewegung schlechter. Der Rhus-Kranke bewegt, zur Erleichterung, den ganzen Körper, nnd unterscheidet sich dadurch von dem Arsenic- und Bryonia-Kranken. Die Bewegungen bei Belladonna sind schnell, bei Bryonia langsam, bei Arsenic matt und zitternd. Der Belladonna-Kranke hat heissen Kopf, rothes Gesicht, glänzende Augen, kann nicht schlafen; bei Arsenic

Gesicht blass und gelblich, Ausdruck ängstlich, Haut trocken und lederartig. Belladonna will dunkles Zimmer, kann Licht nicht ertragen, wüthende Delirien, will die Umgebenden schlagen und beissen. Stramonium muss Licht brennen haben und verlangt Gesellschaft; kann nicht allein sein. Hyoscyamus kennt nicht seine eigene Familie, will nackt sein, will davonlaufen. (Bryonia will nach Hause gehen.) Baptisia hat dunkelrothes Gesicht, dummen Gesichtsausdruck, denkt, seine Körpertheile sind umhergestreut und will die Stücke zusammen suchen. — Dr. Owens in Med. Invest.

Referate
über die vom Verein homöopathischer Aerzte im Winter 1882 veranstalteten öffentlichen Vorträge.

Von Dr. Sulzer, prakt. Arzt in Berlin.

Den ersten Vortrag in diesem Wintersemester hielt Herr Hofarzt Dr. Windelband am 16. November im Vereinslokale des Berliner Laien-Vereins. Redner hob hervor, dass gerade diese Oertlichkeit für die Vorträge gewählt sei, weil der Verein homöopathischer Aerzte also sein lebhaftes Interesse dokumentiren wolle, welches er den Bestrebungen des Laien-Vereins entgegen bringt. Redner betont nochmals, wie die masslosen Angriffe unserer Gegner uns den Apell an die Oeffentlichkeit aufgenöthigt haben und dass wir im Grunde genommen unsern Gegnern zu Dank verpflichtet sind, dass sie uns die moralische Verpflichtung aufgezwungen, ihnen öffentlich zu antworten. Wir sprechen hier pro domo, unseren Ansichten über Krankenheilung immer weitere Verbreitung zu geben, der Homöopathie einen immer grösseren Kreis von Anhängern zu gewinnen, damit endlich durch die Macht der Thatsachen, durch die immer grössere Ausbreitung der Homöopathie, auch „diejenigen Faktoren der Gesetzgebung, welche unsern Bestrebungen bis jetzt noch feindlich gegenüberstehen, zur Anerkennung unserer Ziele, zur Aufnahme der Homöopathie als berechtigtes Glied der Staatsmedizin gezwungen werden.“ Ehe Redner auf das eigentliche Thema des Abends: „Ueber die Zwecke und die Nothwendigkeit der Errichtung eines homöopathischen Krankenhauses in Berlin“ näher eingeht, führt er seinen Zuhörern noch ein Bild der Homöopathie vor und schildert, wie der Grundsatz Similia similibus curantur einen Siegeslauf durch die ganze civilisirte

Welt angetreten, und in die fernsten Welttheile die Homöopathie ihre Segnungen verbreitet hat. S. s. hat man vielfach, mit mehr oder weniger Glück, zu beweisen gesucht, philosophisch, mathematisch etc.; wir bedürfen eines strikten Beweises nicht für die Wahrheit des S. s., die tausendfache Erfahrung am Krankenbette, welche uns die Trefflichkeit der nach diesem Grundsatz gewählten Arzneien zeigt, ist uns Beweis genug des Similia similibus curantur. Durch Prüfungen an Gesunden, durch Beobachtung an Kranken, durch Vergiftungsfälle u. s. w., ist unzweifelhaft festgestellt, „dass viele Arzneien einen bestimmten Einfluss auf gewisse Organe und Gewebe des Körpers äussern, zu ihnen in einer sogenannten spezifischen Beziehung stehen und dass zweitens eine grosse Reihe von Arzneimitteln, welche in stetig wiederkehrender Weise diese spezifische Beziehung oder Affinität zum Körper äussern, Krankheitsvorgänge, welche in möglichst ähnlicher Weise durch andere krankmachende Bedingungen im Körper hervorgerufen werden, zur Heilung bringen." Redner erläutert durch eine Reihe von Beispielen das Gesagte, namentlich Belladonna, Mercur, Arsen, Phosphor etc. hervorhebend, um dann zu zeigen, wie all die Heilungen nach dem S. s. nur mit kleinen Gaben bewirkt werden. — Redner geht auf den Streit, ob und wie die kleinen Gaben wirken, nicht weiter ein, wir Aerzte sehen täglich die Wirksamkeit kleinster Gaben am Krankenbett. Die Jetztzeit, welche die kleinsten Lebewesen in vielen Fällen als Ursache schwerer Erkrankungen erkannt hat, sollte sich nicht so entschieden gegen die Wirkung kleinster Arzneigaben sträuben, um so weniger, da ja Koch die Tuberkelbacillen nicht durch Siedehitze, aber wohl durch den 20.000. Theil eines Grammes Sublimat tödten konnte. Redner betont im Weiteren die Einfachheit, Bequemlichkeit, Billigkeit der homöopathischen Medikation, um dagegen die Umständlichkeit, Unannehmlichkeit, um nicht zu sagen Gefährlichkeit des gegnerischen Heilapparates aufzuführen, ganz abgesehen von dem generalisirenden Schematismus, der in der Allopathie üblich ist. Wie die Allopathen selbst ihre Bestrebungen, eine rationelle Arzneimittellehre zu schaffen, beurtheilen, weist Redner durch eine Reihe interessanter Citate aus ihrer neuesten Litteratur nach. Charakteristisch ist, dass Prof. Koenig öffentlich auffordert, ihm möglichst genaue Berichte einzusenden über alle durch Jodoformgebrauch herbeigeführten Vergiftungs- resp. Todesfälle!! Wir erkennen gern an, dass die allopathischen Kollegen sich ehrlich mühen, den Wust ihrer Arzneimittellehre zu reinigen; wenn nur leider ihren Bestrebungen nicht das rechte Fundament fehlte, auf dem fussend sie ein ordentliches Gebäude auf-

bauen könnten, das dem immer noch frisch wehenden Anstürmen des Nihilismus erfolgreich widerstehen kann. Wir Homöopathen haben ein sicheres Fundament für unsere Arzneimittellehre, in unserem S. s. und unsere Erfolge sind es, die für uns sprechen. Um unsere Erfolge den Gegnern zu zeigen, dazu bedürfen wir vor Allem eines Krankenhauses. Unsere Statistik ist bis jetzt noch immer nicht sehr ausgedehnt. Folgende Angaben sind den statistischen Berichten der Wiener homöopathischen Krankenhäuser entnommen:

„In der grossen Choleraepidemie des Jahres 1836 wurden von Dr. Fleischmann in Wien 732 schwere Cholerafälle homöopathisch behandelt, es starben 244, während unter der entgegenstehenden allopathischen Behandlung das Verhältniss umgekehrt war, statt des einen Drittels, welches Fleischmann starb, starben zwei Drittel unter allopathischer Behandlung."

Nach den Angaben der Mairie einer französischen Stadt, Rive de Gier, 13.000 Einwohner, wurden von dem homöopathischen Arzte Dr. Clerke 122 Kranke an der Cholera behandelt, von denen 118 geheilt wurden, drei starben, die vier andern, allopathischen Aerzte der Stadt behandelten 243 Kranke, von denen 81 starben.

Band 50 der Allgem. homöop. Zeitung giebt eine tabellarische Uebersicht der im Spitale der barmherzigen Schwestern in Gumpendorf (Wien) unentgeltlich aufgenommenen und homöopathisch behandelten Kranken vom Januar 1835 bis Januar 1854.

Es sind verblieben	aufgenommen	genesen	ungeheilt entlassen	gestorben	Rest
2.719	17.294	15.734	447	1.087	45

also Mortalität 6,3 pCt.

Dr. Fleischmann veröffentlicht Band 55 Nr. 1 der Allgem. homöop. Zeitung: Im Wiener homöop. Krankenhaus wurden von ihm behandelt vom Januar 1855 bis Januar 1857:

verblieben	aufgenommen	genesen	ungeheilt entlassen	gestorben	Rest
57	1.174	1.017	44	112	58

also Mortalität $4^5/_{12}$ pCt.

In den Jahren 1858 bis 1865 wurden behandelt:

verblieben	aufgenommen	genesen	ungeheilt entlassen	gestorben	Rest
60	7.992	7.101	379	506	66

also Mortalität $6^3/_{10}$ pCt.

In der homöop. Heilanstalt der Leopoldstadt zu Wien wurden homöopathisch behandelt:

aufgenommen	geheilt	gebessert	transferirt	gestorben	Rest
740	633	36	11	24	36

Mortalität 3¾ pCt.

In der Privatheilanstalt der barmherzigen Schwestern zu Linz vom 1. Januar bis 31. Dezember 1856:

erwachsene Kranke	aufgenommen	geheilt	ungeheilt und transferirt	gestorben	Rest
42	815	742	32	41	42

Mortalität 5⅛ pCt.

Kinder	aufgenommen	geheilt	gestorben	Rest
9	139	126	10	12

Mortalität circa 7³/₁₅ pCt.

Die Annalen der Charité ergeben über das Jahr 1880 in den vier inneren Kliniken folgende Mortalitätsstatistik. In der Klinik von Frerichs 14⁷/₈ pCt., Leyden 14 pCt., Fräntzel 12 pCt., Waldenburg 11²/₃ pCt.

Im hiesigen städtischen Krankenhaus ergab sich auf der inneren Abtheilung 1877 bei 3423 Kranken eine Sterblichkeit von 981=28,6 pCt. 1876 von 29,1 pC. Die von der Verwaltung zugestandene hohe Sterblichkeitsziffer wird durch verschiedene sehr tödliche Krankheiten, namentlich Lungenschwindsucht allerdings sehr ungünstig beeinflusst, indessen trifft dies wohl in allen öffentlichen Krankenhäusern, mehr oder weniger zu.

Was hat bis jetzt der Staat für die Hmöopathie seit ihrem achtzigjährigen Bestehen gethan? Er hat sie einfach geduldet. Das einzige Wohlwollen, das der Staat der Homöopathie bewiesen, ist das durch Kabinetsordre vom 20. Juni 1843 eingerichtete homöopathische Dispensirexamen. Bis jetzt sind alle Angriffe gegen dasselbe, trotz der eifrigsten gegnerischen Agitation Dank der besseren Einsicht unserer obersten Staatsleitung glücklich abgeschlagen. Das Dispensirexamen ist das einzige Gut, das der Staat unserer Heilmethode geschenkt; wir besitzen keinen Lehrstuhl, kein Krankenhaus, keine physiologischen Institute; alle Lehrstätten für die medizinische Jugend sind der Homöopathie hartnäckig verschlossen; will sich ein Homöopath als Dozent der Arzneimittellehre habilitiren, so wird er von der Fakultät zurückgewiesen; eine Möglichkeit, dem jungen Mediziner einen vorurtheilsfreien Blick in das Wesen der Homöopathie zu verschaffen, existirt nicht, es sei denn auf dem privaten Wege zufälliger Bekannt-

schaft mit einem homöopathischen Arzte. Meistens gehen erst Aerzte von der allopathischen Heilmethode zur homöopathischen über, von Fall zu Fall über die Bedeutung der Hömöopathie durch mühsames Selbststudium sich belehrend. Redner schildert anschaulich die Mühen eines solchen Uebertritts, den Muth, der dazu gehört, mit allen Traditionen, ja oft mit liebgewordenen persönlichen Beziehungen zu brechen. Nur das Bewusstsein der Wahrheit zu folgen, die Wahrheit zu ergründen, kann den Arzt stärken und stützen in diesem Kampfe. — Was der Homöopathie fehlt, ist die Möglichkeit, an öffentlicher Stelle ihr Wesen, ihre Wahrheit, ihre Vorzüge zu entwickeln und dazu brauchen wir vor Allem ein öffentliches Krankenhaus. Ein Lehrstuhl ohne Krankenhaus ist kaum von Nutzen für uns, nur wenn die Theorie ihre praktische Erhärtung am Krankenbette findet, hat sie beweisende Kraft. Wenn wir an öffentlicher Stelle zeigen, mit Zahlen beweisen können, dass wir die schwersten Krankheiten mit unseren Arzneigaben ungemein günstig behandeln, dass wir der Reihe chronischer Krankheiten mit Erfolg entgegen zu treten wissen, dann wird auch in vielen Kreisen das bisherige Vorurtheil schwinden, vor der Macht der Thatsache sich auch der enragirteste Autoritätsglaube beugen und die Homöopathie triumphiren zum Wohl der leidenden Menschheit. — Der Berliner Verein homöopathischer Aerzte gründete zuerst eine Poliklinik zur homöopathischen Behandlung ambulatorischer Kranken, die am 1. April 1878 ins Leben trat und zur Evidenz gezeigt hat, wie günstig der Boden für die Homöopathie in den breitesten Schichten gerade in Berlin ist. In den ersten vier Jahren ihres Bestehens wurden in der Poliklinik über 25.000 Kranke behandelt, eine Zahl, die bedeutend vergrössert worden wäre, wenn die vorhandenen Arbeitskräfte reichten. Auf Grund dieser Erfolge hat dann der Berliner Verein homöopathischer Aerzte durch Delegirte aus seiner Mitte mit Beihülfe, angesehener, opferwilliger und der Homöopathie treu ergebener Mitbürger den Verein „Berliner Krankenhaus“ gegründet, der die Beschaffung der Mittel zur Gründung eines homöopathischen Krankenhauses sich zur Aufgabe gemacht hat. Möge ihr Streben von baldigem Erfolge gekrönt sein! Nachdem Redner noch betont, wie gerade Berlin als Centrale des deutschen Reiches vor Allem geeignet sei, ein homöopathisches Krankenhaus mit Nutzen und Erfolg zu besitzen, fordert er mit beredten Worten die Anhänger der Homöopathie auf, für die Zwecke des Krankenhauses zu wirken, indem er namentlich hervorhob, dass die Erlaubniss, Sammlungen zu veranstalten jüngst durch den Minister des Innern ertheilt worden sei.

Reicher Beifall lohnte die warmen zum Herzen dringenden Worte des Redners.

Am 8. Februar 1883 hielt Herr Dr. Träger aus Potsdam den zweiten Vortrag des diesjährigen Cyclus. Suum cuique, nec numerentur hostes, stellte Redner an die Spitze seines Vortrags, dem das Thema zu Grunde lag: Die homöopathischen Laienvereine und die Grenzen ihrer Thätigkeit.

Redner hebt in schwungvoller Sprache hervor, wie grosse Ideen im Kopfe einzelner ihrer Zeit vorauseilender Männer entspringen, wie sie den Widerspruch der Zeitgenossen, namentlich der Zunftgenossen, wach rufen, bis die Vox populi, die grosse Masse des Volkes im Streite sich auf Seite der Reformatoren stellt. Auch bei Hahnemann und seiner Lehre war dies der Lauf der Dinge und wir Homöopathen verfügen über eine thatkräftige Unterstützung der homöopathischen Laienvereine und wir möchten auch nicht mehr diese Unterstützung entbehren, so lange diese Vereine in selbstloser Weise als ihren obersten Grundsatz aufstellen: Verbreitung der Homöopathie.

Der Geist der Zeit neigt vielfach zur Selbsthülfe, wie wir an Konsum-Vereinen, Volksanwaltschaften sehen, aber es giebt verhältnissmässig wenige medizinische Laien-Vereine, wenn wir von den homöopathischen Laien-Vereinen absehen. Viele Laien und Laien-Vereine neigen ohne Frage der Homöopathie zu, weil die Anwendung der Homöopathie am Krankenbette scheinbar so ungemein leicht und bequem ist. Indess die Anwendung der Homöopathie ist doch nicht so leicht und auch nicht so fruchtbringend in den Händen Unberufener als man gemeinhin annimmt Dass der Laie die Homöopathie im Nothfall mit Hülfe eines Leitfadens in Krankheiten anwendet, ist sehr entschuldbar, aber erstaunen müssen wir über die neuerdings in Aufnahme gekommene Ausbildung als Laienpraktiker. Für den Eingeweihten ist die Sache von nahezu drastischer Komik. Was gehört nicht dazu, um einen ordentlichen Krankenwärter oder Lazarethgehülfen anszubilden. Welche Zeit und Mühe muss nicht der Arzt anfwenden, um seine Studien zu vollenden, ganz abgesehen von der Arbeit, welche die Bewältigung der homöopathischen Arzneimittellehre verlangt. Anders der im sechswöchentlichen Kursus fertig gestellte Laienpraktiker, leider nicht zu Nutzen und Frommen unserer Homöopathie. Sollte eine baldige Revision der Gewerbe-Gesetzgebung vorgenommen werden, so könnte gerade das Ueberhandnehmen der homöopathisirenden Laienpraktiker unseren Gegnern leicht eine Handhabe gegen die Homöopathie überhaupt werden. —

Gerade die Homöopathie ist es auch, mit welcher von mancher Seite allerlei Fragen verquickt werden, die im Grunde mit der Homöo-

pathie gar nichts zu thun haben; was hat für den Homöopathen die Impffrage, der Vegetarianismus u. s. w. für besondere Bedeutung. Unseres Erachtens ist der Homöopath an diesen Fragen nicht mehr betheiligt als jeder andere Mensch. Zur Illustration, was alles mit der Homöopathie vermengt wird, liest Redner einige Stellen aus dem Naturarzt vor.

Redner setzt des Weiteren auseinander, welche Ziele ein Laien-Verein haben soll und wie sie der Berliner Verein ja sich vorgesteckt hat. Verbreitung der Homöopathie, Belehrung über das Wesen derselben durch Wort und Schrift; Beschaffung zuverlässiger homöopathischer Arzneien für die Mitglieder ist ein ungemein dankenswerthes Unternehmen. Eine hervorragende Stelle können auch die Laienvereine in der Abwehr der gegen die Homöopathie gerichteten Angriffe einnehmen, ihre Zahl, die den Vereinen als solchen zu Gebote stehenden Agitationsmittel erleichtern ihnen dies sehr. Schliesslich spricht Redner noch den Laienvereinen seinen Dank aus für die lebhafte Betheiligung an den nöthigsten Bestrebungen für die Homöopathie, dem Streben, homöopathische Krankenhäuser zu errichten, und mahnt die Kräfte am rechten Punkte zu konzentriren und so viribus unitis die höchsten Ziele zu erreichen.

Der dem Redner gezollte Beifall bewies zur Evidenz, dass der Berliner Laienverein die höchsten und besten Ziele zu erreichen strebt.

Zur Situation.

In Bezug auf die soziale und materielle Stellung des Arztes können wir uns nicht versagen einige Bemerkungen den Kollegen zu unterbreiten, welche wir auf Grund gemachter Erfahrungen zum Nutzen unseres Standes veröffentlichen. Es ist uns ein Bruchstück aus einem Vertrage zu Gesicht gekommen, den ein praktischer Arzt, Homöopath, mit dem Laienverein einer hannoverischen Stadt eingegangen ist. Dieser Vertrag ist ein doppeltes Zeichen, wie tief materielle Missstände einen Arzt deprimiren und ihm sein Standes-Bewusstsein rauben können, andererseits, wie das Publikum geneigt ist, einen Arzt zu missbrauchen.

Dieser Vertrag lässt nämlich den Arzt seine Besoldung nur aus den Händen des Vereins erhalten, er selbst darf nicht anders liquidiren,

als an den Verein, der seine Bezahlung vermittelt. Wie diese normirt ist, geht aus folgenden Sätzen hervor:

Auszug 3) sagt: Die ärztlichen Untersuchungen und Berathungen in den Sprechstunden sind kostenfrei, ebenso der Briefwechsel mit den Vereinsmitgliedern. Jedoch sind von den Absendern jedesmal 30 Pf. in Briefmarken in den Krankenbericht einzulegen — theils zur Freimachung der Rückantwort, theils zur Deckung der Selbstkosten für die Arzneisendung, wie zur Vermeidung unfrankirter Briefsendung.

4) Auch die Verabfolgung einfacher homöopathischer Kügelchen ist unentgeltlich. Sind jedoch theurere Arzneien in Pulver- oder Tropfenform oder Gläschen nothwendig, so ist der Arzt vom Vorstande ermächtigt und beauftragt, den Selbstkostenpreis bis zu 30 Pf. für jede auf etwa eine Woche reichende Arzneiverordnung für den Verein in Empfang zu nehmen.

5) Ein Krankenbesuch in der Stadt 25—75 Pf., durchschnittlich 50 Pf. Nachts das doppelte (!) Der Preis für Besuche nach auswärts, wenn der Arzt im offenen Wagen abgeholt wird, beträgt 30 Pf. für den Kilometer und ausserdem 50 Pf. für den bei der Untersuchung nöthigen Zeitaufwand oder Aufenthalt. Geht der Arzt bei einer kleinen Entfernung zu Fuss, so wird ihm dies mit der Hälfte der ortsüblichen Fuhrkosten vergütigt. — Bei Touren mit der Eisenbahn 2 Mk. für jede 7½ Kilometer und dazu 1 Mk. für jede Stunde Zeitaufwand.

6) Zahnziehen 0,50, mehr Zähne oder Wurzeln nach einander 0,75—1 Mk. Ebenso Ausfüllen und Reinigen der Zähne.

7) Entbindungen: leichte, natürliche 6 Mark; widernatürliche, schwerere, langwierige 12—15 Mk.

8) Die Kosten eines vereinsärztlichen Besuchs in den Ortschaften des Amtsgerichtsbezirks betragen nicht ganz die Hälfte des sonst üblichen Arzt-Honorars und berechnen sich leicht mit Hülfe der nachstehenden Entfernungstabelle und mit Hülfe der eben angedeuteten Regel: Multiplizire die Kilometerzahl mit 30 und füge 50 hinzu, so ergiebt sich die Anzahl der Pfennige für den betreffenden Besuch, (woraus hervorgeht, dass die Entfernung des Rückweges nicht mit gerechnet wird. Ein Besuch also von einer Meile würde als höchsten Satz den Betrag von 2,75 Mk erbringen.)

Folgt nun eine Tabelle mit Angabe der Entfernung in Kilometern von 140—150 Ortschaften in der Umgebung der Stadt, die zum Postbezirk derselben gehören und bis 27 Kilometer von ihr entfernt sind.

Allen Vereinsmitgliedern, die in einem dieser Orte wohnen, muss der Arzt auf Verlangen Besuche unter obigen Bedingungen machen.

Aus diesem Bruchstück geht nun zwar nicht das ganze Verhältniss des Arztes zu dem Verein hervor, die angedeuteten Proben werden aber genügen, um die berechtigte Verwunderung darüber auszusprechen, dass es Aerzte giebt oder gegeben hat, die sich in solchem Abhängigkeitsverhältniss zu einer Vereinigung von Anhängern ihrer Heilmethode bewegen, das mehr einer Dienstmanns- oder Hausknechtsstellung gleicht, als der eines Arztes. Jedenfalls wird solchen Aerzten wohl kaum der vielfach bekannte Vorwurf der Spekulation auf den reichen Erwerb gemacht werden können, der den homöopathischen Aerzten im Allgemeinen blühen soll. —

Am Schluss des uns zugänglich gewesenen Bruchstückes steht noch folgender rührender Wunsch des Arztes selbst:

„Da es den Grundsätzen des Arztes von jeher zuwider war und noch ist, die Kranken unnützer Weise zu überlaufen und auf Kosten zu treiben, so bittet er, es ihm ausdrücklich sagen zu wollen, wenn tägliche oder regelmässige Besuche gewünscht werden; wenn er diese in nicht gefährlichen Fällen seltener zu wiederholen pflegt, als das fast gewöhnlich üblich, so bittet er dies nicht als Theilnahmlosigkeit ihm auszulegen."

Hierbei möchten wir an ein ähnliches oder wenigstens ebenso klägliches Abhängigkeitsverhältniss erinnern, was hier in Berlin noch vielfach existirt. Es giebt hier sogenannte Gesundsheits-Vereine, deren Mitglieder jährlich 4 Mk. an die Vereinskasse zahlen, und dafür freie ärzliche Behandlung und freie Arznei erhalten. Rechnet man nun von diese Summe die Verwaltungskosten und die Kosten für die Arzneien (allopathischer) ab, so kann man sich ungefähr vorstellen, was der Arzt für ein Honorar für den einzelnen Besuch bekommt. Rechnen wir die erstgenannten Kosten pro Person mit 2 Mk., so entfallen dem Arzte z. B. bei tausend Mitgliedern, d. h. meist Familien, jährlich 2000 Mk. Rechnet man ferner wohlwollender Weise für jede Familie jährlich nur zehn Besuche oder Konsultationen, so erhält man 10 000 ärztliche Mühewaltungen pro Jahr, die pro Stück mit 20 Pf. honorirt werden. Thatsächlich stellt sich aber die Rechnung noch viel schlimmer.

Solche Stellungen mit sechs bis siebenhundert Thalern sind höchst selten. Wir kennen Kollegen, die in solch einem Dienstmanns-Verhältniss täglich 30—40 ärztliche Besuche machen, 20—30 Konsultationen

in ihrer Wohnung auszuhalten haben und dann so je 200 Thaler verdienen. „Ein Ziel aufs innigste zu wünschen."

Allg. med. Central-Ztg. 1883, Nr. 3 bringt folgenden Artikel:

Wie wir den „W. med. Blättern" entnehmen, haben gelegentlich der vehementen Typhusepidemie, welche in den letzten Wochen in Paris herrschte, in den verschiedenen ärztlichen Gesellschaften, zumal in der Académie de médecine, lebhafte Diskussionen über die Behandlungs-Resultate in den einzelnen Spitälern stattgefunden, und namentlich war es die Frage über die Wirkung grosser Chinin-Dosen, welche zu vielfachen Erörterungen Anlass gab. Als Nachtrag zu diesen Diskussionen wird nun ein fraudulöses Gebahren mehrerer Pharmaceuten, beziehungsweise Droguen-Lieferanten bekannt, in Folge dessen es kaum mehr einem Zweifel unterliegt, dass dasjenige, was den Kranken in den Spitälern als Chininum sulfur. verabreicht wurde, mit diesem Medikament nicht viel mehr als den Namen gemein hatte, und dass es im besten Falle nur zu einem Drittheil aus schwefelsaurem Chinin bestand, sonst aber Ingredienzien sehr fraglicher Wirkung enthielt. Da eine Untersuchung im grossen Massstabe eingeleitet ist, wird es hoffentlich bald klargelegt werden, wie trotz der sogenannten Apotheker-Revisionen solche Unzukömmlichkeiten möglich waren. — „Was aber durch die Untersuchung nicht aufgebellt werden dürfte," fügt das genannte Blatt hinzu, „das ist — **der glänzende Effekt,** von dem so viele Reduer in Folge der „grossen Chinin-Dosen" zu berichten wussten."

Bei dem grossen Interesse, welches die Koch'schen Entdeckungen der Tuberkelbacillen mit Recht hervorrufen, wollen wir nachfolgende Mittheilung, welche wir der Allg. Med. Zentral-Zeitung von 1883, Nr. 3 entnehmen, auch unsern Lesern nicht vorenthalten und drucken dieselbe endstehend ab:

Einen in Aussicht stehenden Angriff auf den Tuberkelbacillus kündigen die Herausgeber des „Chicago medical Journal and Examiner" an, indem sie auf eine in ihrem Journal zu veröffentlichende Arbeit des ausgezeichneten Mikroskopikers Dr. H. D. Schmidt aus New-Orleans hinweisen, welche nicht nur mit Wahrscheinlichkeit, sondern mit wissenschaftlicher Genauigkeit und Gewissheit darthut, dass der Tuberkelbacillus kein organisirter Körper, sondern ein Fettkrystall ist. Bald

nach Bekanntwerden von Koch's Entdeckung versuchte Schmidt, die neuen Organismen aufzufinden, befolgte dabei alle von Koch angegebenen Cautelen, doch gelang ihm dies ebensowenig, wie manchen anderen Forschern, obgleich er schon länger als ein Jahr gerade den Tuberkel zur Aufgabe seiner mikroskopischen Studien gemacht hatte. Bisweilen sah er in einigen Sputis Körperchen, welche eine matt-blaue Färbung, die Form und das Ansehen des Bacillus darboten. Ihm war es nicht möglich, diesen Befund für organisirte Körper anzusprechen. Hierauf bediente er sich der von Baumgarten angegebenen Methode: Lösung in der Kalilauge, und zwar derartig, dass er die Schnitte in eine 30 prozentige Lösung tauchte. Da zeigten sich im Tuberkelgewebe und in den Sputis ganz kleine Stäbchen, welche in manigfacher Hinsicht der von Koch gelieferten Beschreibung von Bacillen ähnlich sahen. In enger Verbindung mit diesen kleinen Körperchen fanden sich überall Fetttröpfchen vor. Es entstand bei Schmidt die Idee, dass die Bacillen Krystalle sind, ähnlich denen, welche in den degenerirten Fettzellen des leprösen Gewebes anzutreffen sind, und er wurde darin bestärkt, dass Gewebsschnitte, mit Kalilauge behandelt, welche bereits in fettiger Degeneration sich befanden, in kurzer Zeit zu feinen Krystallen, selbst wenn sie zugedeckt blieben, sich entwickelten. Schmidt behauptet, auf seine Untersuchungen gestützt, dass jede Form des Koch'schen Bacillus künstlich erzeugt werden kann.

Durch Ehrlich's und Gibbe's Methode wurden die besprochenen Körperchen dargestellt, aber nicht in gefärbter Beschaffenheit. Im Tuberkelgewebe stimmen die Stäbchen weder in Form, noch Gestalt mit einander überein, am deutlichsten sind sie erkennbar in denjenigen Elementen der tuberkulösen Masse, welche einer fettigen Degeneration unterworfen war.

Insofern Dr. Schmidt als gewiegter Mikroskopiker und Forscher bekannt ist und einen weit verbreiteten Ruf als pathalogischer Anatom besitzt, müssen seine Ansichten ein hohes Interesse beanspruchen und das um so mehr, da einer der hervorrageudsten Miskroskopiker New-Yorks ähnliche Ergebnisse, wie Dr. Schmidt, erlangt hat. Dieser Fettkrystalltheorie wird eine heftige Opposition gegenüber treten, einerseits, weil es doch kaum denkbar ist, dass eine so wichtige Entdeckung wie die Koch'sche, welche fast allseitig und von den bedeutendsten Forschern Anerkennung und Bestätigung gefunden, auf Missverständniss beruhen soll, andererseits aber weil der Tuberkelbacillus die Veranlassung

gegeben, dass noch andere infectiöse Organismen als Krankheitserreger aufgefunden und durch Kulturen fortgepflanzt wurden.

(Wie dem auch sei, ob Koch oder Schmidt das Richtige gefunden, aus dem Widerstreit der Meinungen wird die Wahrheit hervorleuchten, der Gewinn für Wissenschaft und Praxis den Aerzten zu Theil werden. Mit Spannung sehen wir der Schmidt'schen Arbeit entgegen und hoffen, dass die deutsche Forschung gegenüber der amerikanischen ebenso siegreich, wie gegenüber der französichen, durch Pasteur vertretenen das Feld behaupten wird. Ref.)

(„New-York Med. Record," 14. November 1882.)

In der „Deutschen Medizinal-Zeitung" Nr. 3 von 1883 finden wir folgenden Artikel unter der Ueberschrift: Geheimmittelunwesen und Kurpfuscherei:

„Medical Press. and Circular bemerkt in einem „Nauseapathy" überschriebenen Artikel: Es ist den zeitgenössischen Schülern Hahnemann's vorbehalten geblieben, den für das menschliche Begriffsvermögen raffinirtesten Humbug zu erfinden und in ihr Armamentarium aufzunehmen. Es braucht eigentlich nicht erst gesagt zu werden, dass diese neuen „Medikamente" amerikanischen Ursprunges sind, und dass wir sie wahrscheinlich bald in den Verordnungen englischer Quacksalber wieder finden werden. Die Hauptzusammensetzung der Mittel ist genügend durch ihre, in der „Amerikanischen Homöopathischen Pharmakopöe", aus welcher „the Boston Med. and surg. Journ." sie zitirt, anzutreffenden Namen: „Syphilin, Bubosin, Gonorrhin, Leukorrhin, Glandulin, Anthracin etc." charakterisirt. Die Erfinder beschreiben sie ohne Scham als „Mittel, welche aus Krankheitsprodukten aus dem Thierreich gewonnen wurden" als „isopathics and nosodes." Es ist leicht, die rohen und auf Unwissenheit beruhenden Trugschlüsse zu begreifen, welche auf Grund der Regel „Similia similibus curantur" zu der Fabrikation solcher ekelhaften Erzeugnisse führen konnten; schwer zu begreifen ist es aber, wie selbst die geduldigen und an langer Krankheit leidenden Opfer der Homöopathie wissentlich sich dazu hergeben können, als Recipienten für pathologische, aus durchaus zu verabscheuenden Quellen stammende Stoffe zu dienen. Wir hoffen, dass jeder Versuch, solche abscheuliche Dinge in unser Land einzuführen, der verdienten Strafe nicht entgehen wird." —

Man versteht schwer, dass ein praktischer Arzt, wie Herr Grosser, als wissenschaftlich gebildeter Mann sich dazu hergeben kann, erstens, solchen Unsinn zu glauben resp., ihn zu reproduziren, zweitens ihn zu einem eben so gehässigen, wie einfältigen Angriff auf eine Heilmethode zu benutzen, die einfach schon in ihrer Devise klar und deutlich sagt, dass sie mit der sogenannten Isopathie, welcher jene unsauberen Mittel, ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir dahingestellt, vindizirt werden, Nichts zu thun hat. Man weiss wirklich nicht, ob Unwissenheit oder Hass, oder vielleicht beide, hier die Triebfeder abgeben. — Was übrigens den Abscheu des Herrn Grosser, oder des Verfassers jenes Artikels vor den isopathischen Mitteln betrifft, so finden wir ihn zwar erklärlich, und theilen ihn, weniger erklärlich aber ist der Mangel an Abscheu, den die Mehrzahl der Aerzte, und gewiss auch Herr Grosser vor dem Pockensekret hat; ist etwa der Inhalt einer Pockenpustel appetitlicher als Drüsensekrete oder gonorrhoische Absonderungen etc., die fast alle impffreundlichen Aerzte unbedenklich dem gesunden Blute eines Kindes einverleiben? ein Vorgang, der doch immerhin stark an Isopathie erinnert. Ich denke, ohne ein Gegner der Impfung zu sein, appetitlich ist das Impfen wahrlich nicht. Oder was meint Herr Grosser zu der Verordnung der gemeinen Bäckerschwabe als Mittel gegen Harn- und Blasenbeschwerden, die allgemein in die Allopathie eingeführt worden sind? Auch ein leckeres Mittel? Nicht wahr? Was nun aber die Vokabel „Die geduldigen und an langer Krankheit leidenden Opfer der Homöopathie u. s. w.“ betrifft, so werden diese Opfer meistens oder fast immer von der Allopathie übernommen und fühlen sich bei der Homöopathie meistens oder oft recht wohl, werden jedenfalls nicht mit massigen Arzneigaben und „schneidigem“ Kurverfahren gequält. Bei dieser Gelegenheit können wir uns nicht versagen, statt vieler uns zu Gebote stehender ähnlicher Geschichten, zwei anzuführen, die uns in neuester Zeit von renommirten allopathischen, sogenannten Autoritäten Berlins bekannt geworden sind.

Ein junger Mann von 19 Jahren präsentirte sich mir im Herbst 1882 mit einer kolossalen, fast über den ganzen Körper verbreiteten hochgradigen Psoriasis. Derselbe kam aus einem hiesigen Krankenhause, wo er sich 10 - 12 Wochen zur Kur befunden und zeigte mir ein Rezept, nach welchem er zur Bekämpfung seiner Psoriasis, nicht etwa distriktsweise, sondern an allen Psoriasisstellen zugleich, das heisst also an etwa der Hälfte bis zwei Dritteln seiner Körperoberfläche mit starker Jodtinktur wiederholt bestrichen worden ist, ein Verfahren, das

ihn selbstverständlich ernstlich krank machte und unter heftigen Fiebererscheinungen an das Bett fesselte, ohne seinen Hautausschlag im mindesten zum Vortheil zu beeinflussen*). Beiläufig gesagt präsentirte er sich mir, nachdem er schon nach vier Wochen von einer auffallenden Besserung geschrieben, in den Weihnachtsferien mit fast gänzlich klarer Haut, zwei fünf Pfennig grosse Flecke, kaum noch Abschuppen der Psoriasisstellen, hatte er noch an der Schulter. Innerlich hatte er von mir Sulfur, in Gestalt einer ersten Verdünnung des Sulfurspiritus, und zwischen zwei Fläschchen Sulfur, eine Schachtel mit Graphites 3. Decimalverreibung bekommen. Mittel, die ich mit Vorliebe bei dieser Krankheit im Wechsel gebe. Aeusserlich nur einfache Bäder. —

Ein anderer Fall, der sich den obengenannten „Opfern der Homöopathie" sehr nett gegenüberstellen lässt, ist folgender:

Frau H. aus M., seit Jahren Wittwe, in den sechsiger Jahren, von gutem Stande, der Mann war ein wohlhabender Fabrikbesitzer, erkrankte im August v. J. an heftigen Schwindelanfällen. Sie konsultirte einen Dr. A. hierselbst und erhielt von ihm zunächst Bromkalium vier Wochen lang in grossen Gaben, dann weitere vier Wochen Jodkalium ohne anderen Effekt, als dass sich während des Gebrauchs des letzteren zu dem Schwindel noch heftiges Erbrechen gesellte, so dass sie fast selten das Geschirr aus der Hand lassen konnte. Darauf wurde Prof. L., ein hochberühmter Kliniker hierselbst konsultirt. Das Ergebniss seiner Berathung mit Dr. A. war der Beschluss, eine Injektionskur von Sublimat bei der Kranken vorzunehmen, in derselben Gabe, wie bei Syphilis. Nebenbei bemerkt bot die Anamnese der Krankengeschichte keinen Anhalt für die Annahme von Lues. Die Kranke erhielt in der That zehn Injektionen, nach denen der Zustand sich derart verschlimmerte, dass sie sich dieser Behandlungsweise entzog und nun einen homöopathischen Kollegen zu Rathe zog, in dessen Behandlung der Zustand sich auf dem Wege der Besserung befindet.

Das also von den hochstehendsten wissenschaftlichen Vertretern der Schulmedizin. Wenn das am grünen Holze passirt, was soll beim dürren (d. h. bei den einfachen, von jenem hohen Herrn so verachteten Praktikern) werden? Wir können Herrn Grosser nur zurufen, „Wer in einem Glashause wohnt, soll nicht mit Steinen werfen."

*) Und das nach wiederholten Veröffentlichungen von der schädlichen Einwirkung selbst nicht sehr ausgedehnter Jodpinselungen auf die Nieren, in allopathischen Journalen der Neuzeit.

Wir haben so oft Gelegenheit, aus der allopathischen Presse Angriffe und verletzende Kritiken etc. zur Kenntniss zu bringen, dass wir eine unsere Stellung sogar stützende Kundgebung, die allerdings hauptsächlich die Vertheidigung der eigenen Interessen im Auge hat und vom allgemein-ärztlichen Standpunkt eine Wahrung der Standes-Interessen beabsichtigt, hier mit Vergnügen wiedergeben, um so mehr, als wir die darin ausgesprochenen Ansichten durchaus billigen und weiterer Kundgebungen dieser Art und dieses Inhaltes aus allopathischen Kreisen für sehr wünschenswerth im allgemeinen Interesse halten würden.

In Nr. 4 der Deutschen Medizinalzeitung von 1883 steht unter der Ueberschrift „Standesangelegenheiten" Folgendes:

„Uns wird geschrieben: Wie wir aus Nr. 50 Ihres werthen Blattes ersehen, ist vom Reichskanzler dem Zentral-Ausschuss der Berliner ärztlichen Bezirks-Vereine auf sein Gesuch, betreffend die Dispensirfreiheit der homöopathischen Aerzte, der Bescheid zugegangen, dass es augenblicklich (dies „augenblicklich" steht unseres Wissens nicht im Text der Antwort, Red.) nicht geboten erscheine, die Dispensirfreiheit der homöopathischen Aerzte aufzuheben. Unseres Erachtens können wir Nichts dagegen haben, dass die Homöopathen die Dispensirfreiheit geniessen; nur sollte das Gesetz, wenn Konsequenz darin wäre, uns Allopathen dasselbe Recht gewähren. Wenn die Sache für die Aerzte Berlins und der grossen Städte überhaupt am Ende von weniger Relevanz ist, so würde dieselbe uns Landärzten doch sehr zustatten kommen. Wer es kennt, mit welchen Weitläufigkeiten und Schwierigkeiten es für das Publikum in grösseren Landbezirken verbunden ist, wenn es erst den Arzt requiriren und dann noch die Medikamente aus den entfernt liegenden Apotheken holen soll, dem wird es klar sein, welche Vortheile für Publikum und Arzt in dem Rechte der Selbstdispensation liegen. Der gewissenhafte Arzt würde für die Güte der Medikamente schon Sorge tragen, ebenso wie der Homöopath seine Apotheke bezieht. (Wir dächten, Gewissenhaftigkeit könnte man dem Arzte, der noch dazu hier in seinem eigensten Interesse handelt, wohl mindestens ebenso gut, wie dem Apotheker zutrauen, Red.) Es könnten dieselben ja auch aus vom Staate kontrollirten Droguenhandlungen (oder Apotheken fügt hier die Redaktion der Med.-Ztg. mit Recht bei) bezogen werden. —

„Gesetzlich darf nun der allopathische Arzt dem Apotheker nicht in's Handwerk pfuschen und muss seine Verordnungen in der Apotheke anfertigen lassen. Aber wie machen es die Apotheker, wenn nicht alle,

so doch manche? Zwar dürfen auch sie die Medikamente der Tabula*) A., B., C. nur nach ärztlicher Vorschrift abgeben, allein in wie viel Orten

*) Hierbei können wir nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, dass die vom Staat zum Schutze des Publikums getroffene Einschränkung der Apotheker, dass sie die Medikamente der Tabula A., B. und C. nicht ohne ärztliche Verordnung verabreichen dürfen, erstens dadurch fast völlig illusorisch ist, dass nicht nur die meisten Apotheker fast alle Recepte des Arztes ohne Reiteratur desselben, ja selbst die bedenklichsten und giftige Substanzen verordnenden, ohne Weiteres auf Verlangen des Publikums und hinter dem Rücken des Arztes erneuern und dadurch Arzt und Publikum schädigen, sondern zweitens durch die Thatsache völlig hinfällig wird, dass jeder Patient ohne ärztliche Vorschrift, aus fast jeder Apotheke die differentesten Arzneimittel in Pastillen-, Kapsel- und Pillenform erhalten kann, selbst die gefährlichsten und bedenklichsten, wie Morphium und Chloral, Atropin etc. Der Choral ist hier in Berlin z. B. in der Form der Chloral perlé nach Dr. Limousin zu Fläschchen von 40 Stück à 0,25 Grammes, d. h. also zu 10 Grammes im Ganzen, in jeder sogenannten guten Apotheke, zu dem allerdings anständigen Preise von 3 Mark für Jeden, der es verlangt, zu haben. Eine haarsträubende Thatsache, die ein grelles Licht auf unsere Apothekenzustände und die so oft gepriesene Zuverlässigkeit unserer Apotheker wirft. Dazu lese man die das Publikum zum Chloralmissbrauch geradezu verführenden, mit Namen hedeutender französischer und anderer Aerzte unterstützten Anpreisungen, welche jedem Fläschchen Chloral perlé gedruckt beigegeben sind. Die gewöhnliche Dosis, nach Angabe des Prospektes ganz unschädlich und eventuell mehrmals täglich zu wiederholen, wird für Erwachsene bis auf 5 Grammes, für Kinder bis auf 2 Grammes zugegeben. Vorstehende Thatsachen können wir durch selbst erlebte Fälle mit den Namen der Apotheker belegen, wenn es verlangt wird.

Und dem gegenüber werfen sich Dr. Rigler und andere allopathische Bekämpfer des homöopathischen Selbstdispensirrechts in die Brust und sprechen von dem sträflichen Missbrauch der homöopathischen Aerzte mit starken Giften, den man schon zum Schutze des armen Publikums von Staatswegen energisch entgegentreten müsste.

Eine hübsche Illustration hierzu giebt uns ein offener Brief des Herrn Dr. Rigler an die deutschen Apotheker (Pharmaceutische Zeitung, Jahrgang 1882, Nr. 99), der sich über die „Verirrung" der Dispensation homöopathischer Mittel verbreitet und die Apotheker auffordert, ihrerseits durch gemeinsames Auftreten die Aerzte in ihrem Kampfe gegen den Unfug der Homöopathie zu unterstützen und sich nicht durch die leicht zu verdienenden „Sammelspfennige" zu dem lukrativen Handel mit Milchzucker-Nichtsen etc. verleiten zu lassen. Einschlägig in unsere obigen Betrachtungen ist

hat der Arzt an dem Apotheker einen bösen Konkurrenten. Wie manchmal kommt es vor, dass bei den landläufigen Krankheiten der Patient mit Umgehung des Arztes bloss den Apotheker konsultirt, und da wird dann sicherlich für gutes Geld ein „Mixtürchen" zurecht gemacht, ohne dass eine Kontrolle darüber möglich wäre, was sie enthält. — Ja, gehen wir noch weiter! Während dem allopathischen Arzte verboten ist, selbst seine Arzneien zu dispensiren, giebt jeder Quacksalber und Kurpfuscher seine angeblichen Medikamente, welche gar keiner Kontrolle unterworfen sind, an seine Kunden ruhig ab. Wenn wir nur glauben sollten, die populären medizinischen Schriften, sowie die Bildung der Jetztzeit überhaupt hätten in medizinischen Sachen Aufklärung unter das Volk gebracht, so sind wir sehr im Irrthum.

„Gewiss noch nie ist das Quacksalber- und Kurpfuscherthum zu einer solchen Blüthe gelangt, wie jetzt in dem Zeitalter der Intelligenz. Dazu kommen noch die marktschreierischen Anpreisungen und der Verkauf von Geheimmitteln, welche durch alle Blätter gehen und deren Absatz flott von Statten geht, da die Dummen bekanntlich nie „alle" werden. —

„Wenn also Dank der edlen Gewerbefreiheit auf medizinischem Gebiete thunlichste Freiheit herrscht, so gewähre man doch auch dem wissenschaftlich gebildeten, staatlich approbirten allopathischen Arzte das Recht der Selbstdispensation. In vielen Bezirken könnte dadurch auch die oft traurige materielle Lage der Aerzte verbessert werden. Wer dem Arzte das Vertrauen schenkt, dass er die Krankheit durch Untersuchung richtig erkenne, der kann ihm auch vertrauen, dass er dem Kranken das richtige Heilmittel verabreichen werde. —

„Und wie einfach ist, genau betrachtet, der pharmacentische Heilapparat. (D. h. wir meinen, wie einfach könnte und müsste er durch

---

folgender Passus: „Den Apothekern ist es verboten, ohne ärztliche Verordnung Arzneisubstanzen auszugeben." „Trotzdem überlassen jetzt Viele von ihnen beliebige Mengen derselben an Nichtärzte, in Gestalt der homöopathischen Urtinkturen oder der sogenannten ersten Verreibungen, deren sich die moderne Homöopathie mit besonderer Vorliebe (!) bedient. So ist es denn dahin gekommen, dass, wenn vordem der Handel mit Streukügelchen eines Pharmaceuten nur unwürdig erschien, gegenwärtig der Handel mit homöopathischen Arkanen, wie er zumeist betrieben wird, den Apotheker direkt in Konflikt bringt mit dem Strafgesetz. Es ist nicht angenehm, nur die Wahl zu haben zwischen unwürdigem und ungesetzlichem Thun u. s. w." Dr. Windelband.

das Selbstdispensiren der Aerzte selbstverständlich nnd zum Wohle der Kranken werden. Red.)

„In Amerika, England, Holland nnd vielen anderen Ländern haben wir Beispiele, dass sich das Selbstdispensationsrecht sehr wohl auch mit der Allopathie verträgt, namentlich in der Landpraxis, wir haben nie Klagen darüber gehört nnd Publikum und Arzt stehen sich gnt dabei. — Man lasse also den Homöopathen ihre Dispensirfreiheit (die sie übrigens ja durch ein Examen erworben. Red.), gebe dieselbe vom Gesetz aus schon der Konsequenz halber aber auch uns Allopathen, nach dem Grundsatz: Suum cuiqne. Dr. R.“

Kleinere Mittheilungen.

Im Anschluss an frühere Mittheilungen nnserer Litteratur über Convallaria majalis und an die in unserm letzten Heft, Seite 249, finden wir in der „Dentschen Medizinal - Zeitung“ 1883, Nr. 2, Folgendes:

Zur Pharmakologie der Flores majales. Von Dr. J. Troitzky. (Wrotsch 15/81. nnd 18, 40 und 41/82. Russ.)

Als Volksmittel sind die Maiglöckchenblüthen schon lange bekannt und hat schon Prof. Inosemzow in Moskau im Jahre 1861 anf ihre Wirksamkeit hingewiesen, jedoch erst in den letzten Jahren hat man diesem Mittel wieder eingehendere Beachtung geschenkt, wie eine Reihe von Arbeiten zeigt.

Verfasser hat eine grosse Reihe von Thierversuchen angestellt, sowohl an Fröschen nnd Raben, wie an Kaninchen und Hunden, nm die physiologische Wirkung festzustellen:

a) Wirknng auf's Herz. Das Convallaria-Infus erregt die Hemmungscentren der Herznerven und lähmt deren muscolo - motorische Centren, während es die Fasern des Vagus im Herzen nicht beeinflusst.

b) Respiration. Dieselbe wird beschleunigt und zwar in Folge der Reizung des im verlängerten Rückenmark gelegenen Respirationscentrnms.

c) Die Temperatur des Körpers wird anfangs stets erhöht und zwar um 0,2—0,3° C., worauf sie auf 0,5 – 1° C. unter die Norm fällt, wohl in Folge der Beeinflussung des vasomotorischen Centrums.
d) Der Blutdruck wird durch kleine Dosen erhöht, durch grössere Dosen vermindert.
e) Der Verdauungsapparat. Bemerkenswerth ist eine erhöhte Speichelsekretion und Anregung der Peristaltik des Darmes.
f) Die Harnsekretion ist vermehrt, die Reflexthätigkeit der Muskulatur wurde bei sehr grossen Dosen herabgesetzt.

Zum Schluss fasst Verfasser die therapeutische Wirkung in folgender Weise zusammen:

1) Convallaria majalis bewirkt kräftigere, langsamere, regelmässigere Kontraktionen der Herzmuskulatur, besonders bei Herzfehlern.
2) Sie setzt die Körpertemperatur herab.
3) Sie bewirkt eine Entlastung des Centralnervensystems bei Blutandrang zu demselben.
4) Sie erhöht den arteriellen Seitendruck, vermehrt die Harnsekretion und vermindert Reflexe.

Als Kontraindikationen gegen den Gebrauch führt Verfasser an: Magen- und Darmkatarrh, acute Leber-, Nieren- und Milzerkrankungen, Gravidität, Metritis und Oophoritis, fettige Degeneration der Herzmuskulatur und Hämorrhoidalleiden. (?)

Verfasser verordnet das Mittel in folgenden Formeln:

1) Infusum flor. convallar. majal. (1,0—2,5 : 150,0) 4—5 Esslöffel pro die. —
2) Extract. flor. convall. aquosum, zu 0,015—0,06 (in Pillen.)
3) Extract. flor. convall. spirituos. zu 0,06—0,12 Grm. als Laxans, desgleichen auch
4) Flor convall. majal. pulv. zu 1,0—2,5 pro die.

O. Petersen, St. Petersburg.

Versuche über Convallaria majalis bei Herzkrankheiten.

(Von **B. Stiller**, Budapest. (Sep.-Abdr. a. d. Wien. Med. Wochenschrift. 44—46, 1882.)

Die in Russland, besonders aber in Frankreich durch Sée erzielten günstigen Resultate mit der Convallaria majalis als Ersatzmittel der Digitalis veranlassten Verfasser mit diesem Mittel Versuche an Herzkranken (Mitral-insufficienz, Aorteninsufficienz, Weakened heart, Morb. Basedowii etc.) anzustellen. Er wandte es in Form des Infuses

zu 5,0—10,0 : 150,0 zweistündlich einen Esslöffel an. Im Ganzen wurden 21 Kranke damit bebandelt. Hiervon zeigte sich bei 19 ein absolnt negativer Erfolg der Convallaria. Weder Zahl und Rhythmus der Herzschläge noch die Atbemnoth, noch die Diurese oder Hydrops oder das subjektive Befinden der Kranken wnrde beeinflusst. In neun von diesen neunzehn Fällen ergab die nachfolgende Gegenprobe mit Digitalis einen präsisen Erfog.

In zwei Fällen (1. Weakened heart, je ein Insuffic. der Mitralis nnd Aorta mit Hydrops nnivers.) wurde wabrscbeinlich durch die Convallaria die Diurese gesteigert nnd eine Kräftigung und Verminderung des Pulses sowie ein Nachlass der subjektiven Beschwerden konstatirt.

Dieses Resultat ist der Convallaria durchaus nicht günstig.

Die Differenz zwiscben demselben nnd dem von Germain Sée erzielten, kann vielleieht in der Beschaffenheit der Rohdroguen liegen.

L Lewin.

(In der New-York academy of medicine The N.-Y. med. record. 9. Dec. 1882.) berichtet Andreas H. Smith über zwei Falle, in denen nach angelblichem Gebrauch von Coffein und andern Exzitantien das flüssige Extract von Convallaria majalis, hypodermatisch applizirt, in ultimis die Herzkraft neu belebte, so dass der eine Fall sogar zur Genesung kam. Gr.)

Nachtrag und Berichtigung zur Lachesis.

Die grosse Schlange, welche uns ihr Gift spendete, war Trigonocephalos Lachesis piscivorus, von den Indianern Surukuku genannt, nnd stammt aus Südcarolina, ist daher dieselbe Art, von welcher Constantin Hering sein Gift Lachesis nahm. Die Masse meiner Giftlösung, welche ich Herrn Apotheker F. Schubert übergeben, betrug nicht 250 Gramm, sondern ungefähr 25,0 Gramm.

Berlin, 19. December 1882. Dr. W. Sorge.

Anmerkung der Redaktion. Die Frage, von welcher Schlangenart unsere gebräuchliche Lachesis kommt, ist schon vielfach umstritten worden, und zwar ist der Streit besonders dadurch gemehrt, dass die Kenntniss der Giftschlangen lange im Argen lag, jeder Forscher den ge-

fundenen Arten neue Namen gab, und so in der Schlangennomenklatur eine grosse Verwirrung hervorgerufen wurde.

In der ersten Lieferung der „Denkschriften der nordamerikanischen Akademie der homöopathischen Heilkunst". „Wirkungen des Schlangengiftes von Constantin Hering. Allentown, Pa. A. und W. Benmer 1837," wird hier aus der Familie der Crotalidae Bp. Crotolus horridus und Trigonocephalus Lachesis ohne Autorenbezeichnung angeführt. Crot. horridus ist die gewöhnliche Klapperschlange, zur zweiten wird der Beiname Surukuku hinzugefügt. Dieser Name, der von den Eingehorenen herrührt, kennzeichnet unzweifelhaft die von Linné als Crotalus mutus bezeichnete Art, die stumme Klapperschlange, weil sie im übrigen der Klapperschlange sehr ähnlich ist, aber statt der Klappern nur 4 — 5 kleinere zugespitzte Schuppen und einen Dorn am Ende des Schwanzes trägt. Daudin hat deshalb eine eigene Sippe, die Lachesisschlangen gebildet und nennt unsere Surukuku Lachesis mutus. Brehm nennt in seinem Thierleben, Band 7, pag. 513, ausdrücklich diese Art als diejenige, welche von C. Hering zu seinen Arzneiprüfungen benutzt wurde. Von den eingewanderten Holländern wurde diese Schlange als der „Buschmeister" bezeichnet. Der Prinz von Wied, der sie auf dem südamerikanischen Kontinent oft beobachtete, sagt über ihre Verbreitung: „In Brasilien lebt diese Schlange überall, denn ich erhielt in allen von mir bereisten Gegenden Nachrichten von ihr, und meine Jäger erlegten sie in den Wäldern am Flusse Iritaba, am Itaperim, am Rio Doce, am Pernhype und weiter nördlich. Marcgrave fand sie in Pernambuco, Wucherer bei Bahia Tschudi von der Proviuz San Paulo an nach Norden, sowie in allen Küstengegenden, im ganzen Stromgebiet des Amazonas, in Cuyaba, und Mattogrosso, Schomburgk und andere in Guayana." (Brehm, Bd. 7, pag. 510.)

Oppel nennt alle Crotalidae ohne Klappern Trigonocephalus, während die Lachesisarten jetzt, wie oben gesagt, in der Systematik von den Dreieckköpfen getrennt sind. Einigermassen nahe verwandt mit der Lachesis ist die Nordamerika bewohnende Trigonocephalus piscivorus Holbr., da jedoch Hering selbst den Namen Surukuku als seiner Lachesis zukommend anführt, so kann er auch nur den südamerikanischen Buschmeister gemeint haben. —

Altschul in seinem Real-Lexicon, pag. 167, nennt als Quelle des Schlangengiftes drei ganz verschiedene Schlangen: Trigonocephalus Lachesis, atrox und lanceolatus, welch letztere auf den Antillen lebt, während Tr. atrox das Festland von Amerika bewohnt, aber sicher nicht die von Hering geprüfte Art ist. —

Schwalbe giebt in seiner Pharmacopöa polyglottica nur die auch von uns als die echte Lachesis bezeichnete Art in ihren verschiedenen Benennungen an. (Trig. rhombeata, Fitz. und Neuw. Crotalus mutus, Linné, Scytale ammodytes, Latreille, Bothrops Surukuku, Wagler.

In Casparis Dispensatorium wird eine auf Martiniqne lebende Art als die echte Lachesisquelle hervorgehoben und sogar eine eigene Expedition vorgeschlagen (Kosten zu 2000 Mark angegeben), um echte Lachesis zu erhalten. Wir würden durch diese Expedition indess nicht die echte Surukuku erhalten, sondern die Lanzenschlange Bothrops lanceolatus Wagler, welche dort sehr gemein ist, während Lachesis muta L. gar nicht vorkommt.

Dr. Sulzer.

Aufforderung

an die homöopathischen Aerzte Deutschlands,

betreffend

eine fortlaufende Diphtheritis-Statistik.

Der Mangel an öffentlichen Krankenhäusern, in denen eine übersichtliche Statistik von Krankheitsgruppen geführt werden könnte, welche nach homöopathischen Grundsätzen behandelt worden sind, hat in unserm Verein den Versuch rege gemacht, eine solche Statistik wenigstens für gewisse Krankheiten ins Leben zu rufen, die wegen ihrer Gefährlichkeit und ausgedehnten Verbreitung das ärztliche Interesse besonders in Anspruch nehmen. Vor Allem scheint uns dies für die Diphtherie wünschenswerth, welche als Würgengel Jahr aus, Jahr ein, auch unser Vaterland durchzieht und in Endemien und Epidemien von allen akuten Infections-Krankheiten wohl die meisten Opfer, namentlich in der Kinderwelt fordert. Wenn wir die Bestrebungen der allopathischen Aerzte und deren Ausdruck in ihrer Litteratur verfolgen, so sehen wir aus den alle Tage neu auftauchenden Empfehlungen von Mitteln und Behandlungsweisen das tiefe Bedürfniss nach wirklich hülfreichen Mitteln und zugleich das direkte und indirekte Zugeständniss, dass bislang jene Mittel in der Allopathie von der Schulmedizin noch nicht gefunden sind.

Wir haben deshalb die Diphtherie und ihre Complikationen und Folgekrankheiten vorläufig aus der Reihe der Infektionskrankheiten herausgegriffen und unter den Kollegen unseres Vereins das Abkommen getroffen, dass jeder innerhalb des laufenden Jahres alle vier Wochen seine Erfahrungen und Beobachtungen schriftlich mittheilen und so eine Diphtheritis-Statistik mit schaffen helfen soll, aus deren Zahlen wir den

annähernden und gewiss nicht werthlosen Beweis zu liefern hoffen, dass die Homöopathie in der Behandlung dieser Krankheit zweifellos werthvolle Mittel besitzt und zum Nutzen und Frommen der Menschheit anwendet. Selbstverständlich wird diese Statistik in ihrem Werthe um so mehr steigen, je sicherer und gewissenhafter die Theilnehmer sie ausführen und vor Allem, je mehr Kollegen sich an ihr betheiligen. Die Redaktion der Zeitschrift des Berliner Vereins homöopathischer Aerzte wird sich der Aufgabe unterziehen, diese Statistik-Lieferungen zusammenzustellen und das gewonnene Material in ihren Blättern unter Hervorhebung der gemachten Erfahrungen und Beobachtungen einzelner oder mehrerer Kollegen zu veröffentlichen. — Hervorzuheben wäre bei dieser Statistik der Umstand, dass alle Beobachtungen in möglichst kurzer und präciser Form, aber genau und deutlich gegeben, und nur solche Fälle, die zweifellos als Diphtherie zu bezeichnen sind, gewählt, solche aber ausgeschlossen werden, denen der Charakter der Infection nicht anhaftet; alle Anginen, Halsentzündungen, follikuläre Schleimdrüsenentzündungen im Halse, Mandelentzündungen, die nicht zweiffellos als diphtheritische angesehen werden müssen, bleiben ausgeschlossen. In leichteren Fällen wird die einfache Mittheilung von dem guten Verlauf, in schwereren eine genauere Detaillirung der Krankheitserscheinungen, namentlich was die Natur und Beschaffenheit der Auflagerungen, was Allgemeinbefinden, Fieber und Komplikationen, Drüsenanschwellungen, Abscedirungen, Mestastasen auf andere Organe, namentlich Lunge und Nieren etc. betrifft, am Platze, und aus diesem Grunde bei jedem schweren Fall eine Untersuchung des Urin auf Eiweis wünschenswerth sein. Ferner Alter, Geschlecht und unter Umständen auch äussere Verhältnisse der Patienten, schlechte, feuchte Wohnung etc. und die Quelle der Uebertragung, wo sie nachzuweisen. Vor Allem aber die Angabe der gewählten Arzneimittel und das Vermeiden anderer äusserlicher Heilagentien, welche die Reinheit der Beobachtung der angewandten homöopathischen Mittel trüben könnte. Jedenfalls ist in solchen Fällen, wo Touchirungen, Gurgelungen mit Kalkwasser, Salicylsäure u. s. w. gebraucht wurden, resp. nothwendig schienen, davon Mittheilung zu machen. Wünschenswerth wäre die einfache Behandlung nur mit homöopathischen Mitteln, höchstens lane Wassergurgelungen, oder Gurgelungen mit verdünntem Franzbranntwein oder Rothwein. Doch wollen wir den Kollegen damit durchaus in ihrer Behandlungsweise keine Direktive geben, sondern diese Einfachheit als für unsere Zwecke am passendsten und wirkungsvollsten erklären.

Wir fordern unsere Kollegen durch ganz Deutschland auf, sich an diesem, nach unserer Ueberzeugung für unsere Sache durchaus erspriesslichen Unternehmen zu betheiligen und hoffen so eine recht imponirende Zahl von Diphtheritis-Behandlungen und mit ihnen die Resultate der Erfahrungen einer grossen Anzahl von gleichgesinnten Aerzten zum Frommen Aller verzeichnen zu können. Der Erfolg dieser Bestrebungen wird zeigen, ob es opportun erscheint, diese Statistiken auch auf andere Krankheiten auszudehnen. Die Redaktion.

Bücherschau.

Caspari's Haus- und Reisearzt. 12. Auflage, bearbeitet von Dr. H. Goullon. Leipzig 1883. Baumgärtners Buchhandlung.

Die Zahl der Auflage spricht an sich für den Eindruck, den dieses Buch auf das homöopathische Publikum gemacht. Wenn wir auch im Grossen und Ganzen keine besonderen Freunde dieser homöopathischen Litteratur sind und sie mehr als ein nothwendiges Uebel betrachten, welches der bei uns schon allzusehr überwuchernden Laienmedizin die Wege ebnet, so können wir diesem Haus- und Reisearzt doch eine gewisse Brauchbarkeit und Nützlichkeit nicht absprechen. Vor Allem gefällt uns darin die präcise, knappe Form und die Klarheit der für die einzelnen Mittel aufgestellten Krankheits-Indikationen, die den Laien nicht so verwirrt, wie dies in vielen Büchern dieser Art in geradezu sinnloser Weise geschieht. Eine sehr nützliche Beigabe ist die Aufklärung, welche der Laie in diesem Hausarzt über plötzliche Zufälle und Unglücksfälle wie Vergiftungen, Verwundungen, Blutungen, Knochenbrüche etc. erhält und die Anweisungen über die erste Hülfe, welche bei der Unmöglichkeit, einen Arzt zu holen oder vor dem Erscheinen desselben am Platze ist. W.

Personalien.

Herr Dr. Borchmann ist zur Homöopathie übergetreten, hat sich in Berlin niedergelassen und ist Mitglied des Berliner Vereins homöopathischer Aerzte geworden.

Digitized by Google

Experimentelle Untersuchungen

über die Ursachen der **Diphtheritis** und die aus diesen sich ergebenden praktischen Folgerungen.

Nichtgekrönte Preisschrift

von

Carl Franz Dominik von Villers, Dr. med.

Ehrenmitgliede der Hahnemann'schen Societät zu Madrid und des Vereines der St. Peterburger homöopathischen Aerzte.

Vorwort.

Der Verfasser hat den Wortlaut der Preisfrage, als Titel, beibehalten zu sollen geglaubt, obwohl er bei der Bearbeitung sich nicht streng an denselben gehalten, vielmehr ihn im Eingange des folgenden Aufsatzes einer Kritik unterzogen hat, welche von dem Standpunkte, den er als homöopathischer Praktiker einnimmt, unweigerlich gefordert wird; weshalb denn auch der Verfasser, noch ehe er die Feder ansetzte, auf die etwaige Erlangung des von Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta ausgesetzten Preises selbst in dem unwahrscheinlichen Falle Verzicht zu leisten hatte, dass die Herren Preisrichter der Arbeit eines homöopathischen Arztes die Konkurrenzfähigkeit zuzuerkennen hätten geneigt sein mögen.

Den Text empfängt der geneigte Leser im Drucke, wie er, als Manuskript, den Herren Preisrichtern vorgelegt worden ist. Einige wenige unwesentliche Veränderungen sind nur an solchen Stellen vorgenommen worden, welche gemäss dem, nach Verkündigung des preisrichterlichen Urtheiles hinfällig gewordenen Gebote der Anonymität abgefasst worden waren.

Soviel zur Verständigung.

Blasewitz bei Dresden, im April 1883.

Der Verfasser.

> Subtilior et praestantior ea est scientia, qua, quod aliquid sit et cur aliquid sit, una simulque cognoscitur; non separatim quod et cur sit.
>
> Aristoteles.

Nebst der Cholera, dem Typhus und der Lungenentzündung hat vermöge ihres ungemein häufigen Vorkommens und des drohenden letalen Ausganges kaum eine andere Krankheit Aerzten und Naturforschern so dringende Veranlassung zu emsiger Erforschung ihrer Entstehungsart, ihres Verlaufes und ihre pathologisch-anatomischen Residuen gegeben, als die Diphtherie[1]). Dieser Aufgabe ist mit einem nicht genug zu rühmenden Fleisse genügt worden, dessen Ergebnisse, zumal die Entstehungs- und Verbreitungsweise der in Rede stehenden Krankheit, vor jedem Zweifel gesichert sind. Die Leistungen eines Klebs, eines Pasteur, Tomasi, Cohn u. A. sichern ihren Urhebern den unvergänglichen Dank der Mit- und Nachwelt.

Fragt man dagegen nach den praktischen, d. i. therapeutischen Zwecken dienenden Folgerungen, welche aus jenen glänzenden Forschungs-Ergebnissen haben gezogen werden können, ob nämlich daraus dem praktischen Arzte das Vermögen erwachsen sei, den Verlauf der Krankheit abzukürzen, deren letalem Ausgange sowohl als ihrer epidemischen Verbreitung zuvorzukommen, die subjektiven Beschwerden des Kranken zu lindern, konsekutive Krankheits-Prozesse zu verhüten, mit einem Worte: Die Diphtherie zu heilen, so ertheilt die tägliche Beobachtung eine verneinende Antwort.

Das Bestreben der Aerzte, vorzugsweise aus der Kenntniss des Heilobjektes den Heilplan zu abstrahiren, während sie sich mit einer höchst mangelhaften Kenntniss der zum Heilzwecke verwendeten Arzneimittel-Wirkungen begnügten, hat zu allen Zeiten dem fruchtbringenden Fortschritte der Therapie im Wege gestanden. So oft die herrschende pathologische Ansicht von dem Heilobjekte in Folge

---

[1]) Der Verfasser bekennt sich zu obiger Schreibweise, welche von mehren ärztlichen Schriftstellern deshalb angenommen worden ist, weil die griechische Endigung „ιτις" die Entzündung desjenigen Organes bedeutet, dessen nomen proprium sie angehängt wird, während die Bezeichnung der in Rede stehenden Krankheit dem Verbum διφθερεῖν, zu deutsch gerben, entlehnt worden ist, darin das betroffene Organ nur mitgedacht, nicht mitgenannt wird, wogegen die Endigung „εῖα" dazu dient, die durch das Verbum bezeichnete Thätigkeit zu substantiviren. So διφθερεῖα, Diphtherie.

weiterer Forschungen eine Veränderung erlitt, musste der auf jene gegründete Heilplan für hinfällig angesehen werden und einem anderen Platz machen, welcher nicht besser begründet werden konnte, als sein Vorgänger. Oder aber das auf Grund pathologischer Erkenntniss eingeleitete Verfahren, wobei in gar häufigen Fällen lediglich chemische Qualitäten der verwendeten Arznei-Substanzen in Betracht genommen zu werden pflegen, erweiset sich nach lange fortgesetzter Beobachtung und Vergleichung nicht viel weniger verderblich, als der Krankheitsprozess selbst, welchen zu sistiren und unschädlich zu machen es bestimmt war. — So begegnen wir neuerdings in der medizinischen Tages-Litteratur Urtheilen besonnener und menschenfreundlicher Aerzte, welche das auf die lokale Ertödtung des Micrococcus diphthericns gerichtete Verfahren nicht nur als ungenügend, sondern als absolut nachtheilig verwerfen[2]). Selbst in dem Falle, dass die gebräuchlichen Arznei-Substanzen, deren chemischen Qualitäten man die Ertödtung jener Mikrobien, alias die Desinfektion des erkrankten Organismus, zutraut, als der Carbol- und Salicyl-Säure, dem chlorsauren Kali u. v. a. diesem Zwecke vollkommen zu genügen vermöchten, würden sie als vollkommene Heilmittel darum doch nicht gepriesen werden können, da deren chemische Einwirkung an der Ertödtung des Krankheits-Erregers sich nicht erschöpft, vielmehr auch auf das Schleimhautlokal des Krankheitsprozesses sich erstrekt und, was nicht in der Absicht des ärztlichen Veranstalters liegt, von hier aus durch Vermittelung von Blutgefässen und Nerven unfehlbar abnorme Reaktions-Erscheinungen hervorruft, welche, so leicht oder so schwer sie sein mögen, der Kranke wider Willen mit in Kauf zu nehmen sich gefallen lassen muss. — Noch verderblicher aber, als die chemischen und die spezifisch-dynamischen Qualitäten der pilztödtenden Substanzen, wirkt die Entziehung des Schlafes, welche die häufige Wiederholung von Inhalationen, Bepinselungen und Gargarisationen mit sich bringt, wodurch die Resistenz des erkrankten Organismus gebrochen, die spontane Genesung erschwert, in vielen Fällen unmöglich gemacht, mithin die Letalität des diphtherischen Krankheitsprozesses begünstigt wird; während gerade der reparatorische Schlaf es ist, welcher die conditio, sine qua non der spontanen Genesung liefert. Vergegenwärtiget man sich deutlich seine Nachtheile, so wird der Vortheil des desinfizirenden Verfahrens,

[2]) S. Grundriss der Desinfectionslehre u. s. w. von Dr. med. A. Wernich, Docenten für spez. Pathol. und Epidemiologie in Berlin. Wien und Leipzig, Urban & Schwarz Itzenberg, 1880, pag. 151 ff.

der Ertödtung sämmtlicher auf dem Krankheitsheerde hausender Mikrobien, fraglich werden, auch wenn er in der That erreichbar wäre, was er nicht ist. Der Nachweis davon, dass die zu Bepinselungen und Gargarisatitionen verwendende Flüssigkeit mit sämmtlichen Pilz-Individuen in Berührung gekommen sei, ist nicht zu erbringen; und entgehet derselben auch nur **ein** solches Individuum, so wird dieses binnen vierundzwanzig Stunden durch Spaltung billionenfach sich vermehrt haben. — Doch gesetzt auch, die auf dem Krankheitsheerde befindlichen Mikrobien seien vollständig zerstörbar, so wird doch die Spezies in denjenigen Medien unbehelligt verharren, aus welchen der diphtherisch erkrankte Organismus sie aufgenommen hat und diese Aufnahme von Neuem vor sich gehen können, so lange die pathologische Beschaffenheit der in Frage kommenden Gewebe, und ihrer Sekrete, jenen die Bedingungen ihrer Existenz und Fortpflanzung liefert. —

Der Voraussetzung einer solchen Prädisposition, oder spezifischen Erkrankungsfähigkeit, auf Seiten der an Diphtherie erkrankten menschlichen Individuen können wir uns nicht entschlagen, sobald es sich um Erörterung derjenigen Faktoren handelt, denen die in Rede stehende Krankheit ihre Entstehung in jedem einzelnen Falle verdankt. Wollte man den Micrococcus diphthericus als alleinigen Faktor gelten lassen, so müsste man die Nothwendigkeit der gleichartigen Erkrankung sämmtlicher, eine beschränkte Bevölkerung bildenden Individuen einräumen, welche den in der Atmosphäre, in den Nahrungsmitteln, an Bekleidungsstoffen u. s. w. vorhandenen Krankheitserreger gleichmässig ausgesetzt ist, während im Falle einer noch so ausgebreiteten diphtherischen Epidemie in der That nur eine Minorität der Bevölkerung zu erkranken pflegt. Da nun dem einen Faktor innerhalb des an der Diphtherie erkrankten Organismus kaum, innerhalb der allen Individuen gemeinsamen Medien gar nicht beizukommen ist, so wird es die Aufgabe der Therapie sein müssen, den anderen Faktor, d. i. die im menschlichen Organismus gelegene spezifische Erkrankungsfähigkeit, zu bekämpfen, mit anderen Worten: dem erkrankten Organismus zur Immunität gegenüber dem Krankheitserreger zu verhelfen.

Ist dies ausführbar?

Liegen Thatsachen vor, welche die Ausführbarkeit eines solchen radikalen Verfahrens erkennen lassen?

Sind „experimentelle Untersuchungen“ veranstaltet worden, welche auf induktivem Wege zu einer obersten, in praxi auf jeden Einzelfall anwendbaren Erkenntniss geführt haben?

Erstreckt sich unsere dermalige Erkenntniss auf Natur-Kräfte und -Gesetze, welche der (im weitesten Sinne) physikalischen Erläuterung der Krankheitsheilung überhaupt, sowie der Heilung (und Verhütung) der Diphtherie insbesondere zu Hülfe kommen?

Diese Fragen sind es, welche der oben dargelegte Gesichtspunkt herausfordert. Der Versuch ihrer Beantwortung soll in dem Folgenden unternommen werden; jedoch nicht, wie erwartet werden dürfte, indem jede der aufgeworfenen Fragen in einem besonderen Kapitel abgehandelt wird, was zu vielen Wiederholungen führen und dem vorliegenden Aufsatze eine ungebührliche Länge ertheilen würde. Vielmehr soll am Leitfaden des Satzes vom zureichenden Grunde eine Kette von Schlussfolgerungen geliefert werden, welche, streng induktiv, von empirischen Thatsachen anhebt.

Dem soeben angedeuteten Gange der folgenden Abhandlung sowohl, als der, dieser als Veranlassung dienenden Fragestellung entsprechend, werde ich einen historischen Bericht über meine erste Bekanntschaft mit der epidemischen Diphtherie vorangehen lassen. —

Es war im Monat Februar des Jahres 1864, als mein Sohn, ein damals im siebenten Lebensjahre stehender, physisch und intellektuell wohlangelegter Knabe, eines Morgens, nachdem er kaum das Bett verlassen, seine gewöhnliche Munterkeit und Frische vermissen liess. Er hatte bereits berichtet, wie Tags zuvor, beim Ausgange aus der Schule, Lehrer und Kommilitonen im Hofe des Schulgebäudes ihn angehalten, umringt und aufgefordert hätten, eine Probe seines deklamatorischen Talentes abzulegen, von welchem der Ruf die Schwelle der Spezial-Klasse überschritten und in der ganzen Anstalt sich verbreitet hatte. Der Aufgeforderte entledigte sich unter allgemeinem Beifalle seiner Aufgabe, indem er sein ganzes Repertoir von Fabeln und Balladen in drei verschiedenen Sprachen herunterhaspelte. Diess bei — 14° Réaum. und heftig wehendem Nordoste. Offenbar hatte der kleine Mann etwas mehr kalte Luft inspirirt, als sein junger Organismus durch Eigenwärme zu kompensiren vermochte. So hörte ich denn, als er am Nachmittage aus der Schule heimkehrte, von deren Besuche er durch das Unbehagen des Morgens sich nicht hatte abhalten lassen, die ersten Klagen über schmerzhafte Empfindungen in denjenigen Theilen, welche beim Inspiriren von der kalten Luft direkt getroffen worden waren, in Gaumen und Rachen. Die Inspektion ergab

die gewöhnlichen Zeichen einer Angina catarrhalis: Röthung und Schwellung der Gaumen- und Rachen-Schleimhaut und der Tonsillen, nebst zusammenschnürend-drückenden Schmerzen beim Schlingen, zumal dem Leerschlingen, verbunden mit Trockenheitsgefühl im Halse. Bei der nächsten Mahlzeit genoss der kleine Patient wenig, indem er bei jedem Bissen auf die bekannte Art grimassirte. Alles dies nur in mässigem Grade. Auffallend dagegen war die schlaffe und theilnahmlose Haltung des sonst so lebhaften Knaben, welchen ich, da er nach der Mahlzeit noch über Kopfschmerz klagte, die Haut-Temperatur erhöht und ungleich vertheilt schien, auch der Puls frequent und klein befunden wurde, vor Ablauf des Tages in's Bett verwies. In der Meinung, einen gewöhnlichen Fall von Angina catarrhalis vor mir zu haben, reichte ich dem kleinen Patienten vierstündlich wiederholte Gaben der Tollkirsche, bei deren Gebrauche ich seit Jahren gewöhnt war, den leichten Krankheits-Prozess binnen weniger Tage der Gesundheit Platz machen zu sehen. Zum ersten Male liess dieses Arzneimittel mich völlig im Stiche, was nach ungefähr 36 Stunden zu erkennen war, da bis dahin die Intensität der Erscheinungen nicht nur nicht abgenommen hatte, sondern vielmehr gesteigert erschien und deren neue sich hinzugesellt hatten, unter welchen eine ansehnliche Schwellung der Unterkiefer-Drüsen, zumal der linken Seite, zunächst der Beobachtung sich darbot. Der Nachtschlaf hatte häufige Unterbrechungen erlitten, wobei Patient sich unruhig von der einen auf die andere Seite wälzte. Die Esslust hatte ihn gänzlich verlassen; nur mit Widerwillen nahm er auf wiederholtes dringendes Zureden einige Löffel Fleischbrühe zu sich. Die gewohnte Darm-Entleerung blieb aus; die Harn-Sekretion war vermindert. Der Puls war noch frequenter und kleiner geworden. Es hatte sich ein leichter Schweiss eingestellt, welcher jedoch nur den oberen Rumpf, vorzüglich die vordere Thorax-Hälfte einnahm. Die Prostration der Kräfte war in sichtlicher Zunahme begriffen. Bei wiederholter Inspektion fand ich die Schwellung vermehrt, die Färbung der Schleimhaut blauroth, die Tonsillen, vorzüglich die linke, mit hirsekerngrossen gelblich-weissen Punkten übersäet, welche ich für Oeffnungen kleiner Follikular-Abscesse hielt. Ein widriger Foetor oris war mir vorher schon aufgefallen; jetzt war auch eine geringe Salivation bemerkbar.

Dieser Veränderung des Krankheitsbildes entsprechend, musste ich die Tollkirsche gegen das Quecksilber vertauschen, von dessen Präparaten ich den Mercurius solubilis Hahnemanni wählte, von welchem ich zu-

folge hundertfältiger Erfahrung zu wissen glaubte, dass er in diesem Stadium, oder bei dieser Varietät der Angina, zumal bei Anwesenheit von Foetor oris und Salivation, den Krankheitsprozess rasch zu Ende führe. Auch diese Verordnung sollte sich alsbald als ein Fehlgriff erweisen. Die folgende Nacht verlief noch unruhiger als die vorhergegangene. Tags darauf stellte sich Heiserkeit ein, während die schmutzige Färbung der unterdessen konfluirten Exsudatpunkte, welche auf dem linken Schenkel des Velum palatinum und einem Theil der Uvula sich verbreitet hatten, an der Annahme in der Bildung begriffener Follikular-Abscesse mich irre machten. Ich hatte dergleichen noch nicht gesehen, so wenig als die völlige Unwirksamkeit der beiden genannten Arzneimittel. Bis zur vierten Nacht hatte sich die Respiration auf eine bedenkliche Art verändert; die einzelnen Inspirations-Akte erfolgten nicht mehr in gleichen Zwischenräumen, welche bald kurz, bald länger ausfielen, als plötzlich ein Husten-Anfall mit deutlichem Crouptone eintrat. Nachdem im Verlaufe der nächsten Stunden ein solcher mehrmals, und zwar nach immer kürzeren Intervallen erfolgt war, wobei der kleine Patient jedes Mal sich angstvoll im Bette aufrichtete und krampfhaft nach der Bett-Einfassung griff, glaubte ich, eine Komplikation mit Croup vor mir zu haben, welcher durch Darreichung des Jodium zu begegnen, ich mich um so leichter entschloss, als das Quecksilber als völlig unwirksam sich erwiesen hatte, und ich zu der Annahme geneigt war, dass von Stund an die Kehlkopf-Affektion es sei, welche dem ganzen Krankheitsprozesse den diagnostischen Stempel aufdrücke, und der anginöse Theil desselben nöthigenfalls füglich sich selbst überlassen werden dürfe. Gefahr sah ich in jenem Augenblicke nur in der Kehlkopf-Affektion und glaubte dieser mit dem Jodium sicher zu begegnen. Die Gaumen- und Rachen-Affektion verlor ich um so leichter aus dem Auge, als ich mich genöthigt sah, die Inspektion deshalb zu unterlassen, weil diese, so oft ich sie wiederholte, excessiv konvulsivische Husten-Anfälle veranlasste, und der kleine Patient mit seiner letzten Kraft sie abzuwehren trachtete. Nach weiteren zwei Tagen verloren zwar die Husten-Paroxysmen an Häufigkeit und Heftigkeit; allein ich erkannte bald, dass dies nicht einer Heilwirkung des Jodium, sondern dem unaufhaltsamen Kräfte-Verfalle zuzuschreiben sei, da die von einem sägenden Geräusche begleiteten Respirations-Anregungen immer mühsamer vollzogen wurden und von Erweiterung der Rachen-Oeffnungen und sichtbarer Mitwirkung der Halsmuskeln begleitet waren.

Ich war nach wenig mehr denn dreitägigem Gebrauche des Jodium, auch schon vor eigener physischer Ermattung, rathlos und sah bereits dem Kollapse meines armen Kindes entgegen, als in der Morgenstunde, da ich gerade meine Tagesfahrt mit kummervollem Herzen anzutreten gedachte, Einer meiner Kollegen, Herr Dr. Alphonse Beck, theilnehmend meine Behausung betrat, nachdem er auf Umwegen erfahren, dass schwere Krankheitsnoth in dieselbe eingezogen sei. Ihm erstattete ich umständlichen Bericht, und, um ihn, was ich seiner lebhaften Theilnahme schuldig zu sein glaubte, vollständig in den Verlauf der Krankheit einzuweihen, versuchte ich mit ihm die von mir seit mehren Tagen vernachlässigte Inspection des ersten Krankheits-Lokales vorzunehmen, was in diesem Augenblicke, da die Heftigkeit der Husten-Paroxysmen bedeutend nachgelassen hatte, leichter gelingen konnte. Wir brachten zu dem Ende den kleinen Patienten in's Fensterlicht, wobei dessen Mutter uns behilflich war, indem sie ihn wohlverhüllt auf ihrem Schoosse hielt; ich drückte mit dem Spatel die Zunge nieder, und, kaum hatten wir einen Blick in das Innere der Mundhöhle geworfen, als Jene in lautes Weinen ausbrach. Sie hatte in unseren Gesichtszügen gelesen, über welche wir vor Ueberraschung keine Gewalt hatten ausüben können. Den Anblick, welcher sich uns darbot, konnten wir beide uns nicht mehr erinnern, jemals gehabt zu haben. Der weiche Gaumen war fast in seiner ganzen Ausdehnung in eine graugrüne, schmierige, übelriechende Masse verwandelt, in welcher alle Kontouren untergangen waren. Nachdem wir die beklagenswerthe Mutter nothdürftig beruhigt hatten, zogen wir uns, um Berathung zu flegen, in mein Kabinet zurück, wo ich meinen Kollegen aufforderte, ungescheuet seine Prognose auszusprechen; ich sei gefasst, das Schlimmste zu hören. Zögernd und achselzuckend bekannte er mir, er würde in gleichem Falle nicht anders verordnet haben als ich gethan. „Wenn", fuhr er fort, „die angewendeten Arznei-Mittel den Gang der Krankheit nicht haben aufhalten können, so — . . . ." hier stockte er, indem er die Augen mit der Hand beschattete. Nachdem ich seiner Rede einige Zeit, die mich lang dünkte, geharrt hatte, begann er wieder mit einem seltsamen Leuchten der Augen, welches diesem ebenso geistreichen als gelehrten und wohlwollenden Manne eigen war: „Ich erinnere mich soeben, als Student der Medizin in einer, in italienischer Sprache verfassten, gerichtlich-medizinischen Zeitschrift von einem Falle von Vergiftung gelesen zu haben, welche durch das Cyanuretum mercurii veranlasst worden war. Derselbe hatte

fünf, zu einer und derselben Familie gehörige Personen verschiedenen Alters und Geschlechtes betroffen, welche sämmtlich dem (zufällig oder absichtlich?) beigebrachtem Gifte in kurzer Zeit erlegen waren. Die Protokolle der gerichtlich angeordneten fünf Obduktionen wareu ausführlich mitgetheilt worden. Man hatte in verschiedenen Organen, je nach Alter uud Geschlecht der Leichen, verschiedene Gewebs-Veränderungen, bei sämmtlichen fünf Leichen hingegen gleichlautend eine nekrotische Zerstörung der Weichtheile des Gaumens und Racheus vorgefunden. „Wollen Sie," fuhr der treffliche Kollege fort, „von dieser zwar vereinzelten, doch aber charakteristischen Theilwirkung der übrigens noch nicht geprüften Arznei-Substanz auf Grund der uns gemeinsamen therapeutischen Regel iu diesem verzweifelten Falle versuchsweise Gebrauch machen, so . . . . . " — ich liess ihn uicht ausreden und ersuchte ihn, nach eigenem Ermessen handelnd für mich einzutreten, da ich, in Folge von Nachtwachen, Besorguiss und übermässiger Arbeit ausser dem Hause, mich der völligen Erschöpfung nahe fühlte. Kaum hatte er die Verordnung niedergeschrieben, als ich mit derselben im schnellsten Laufe der Pferde nach der ziemlich weit entfernten Apotheke eilte. Der höchst gefällige Chef dieses musterhaften Institutes machte sich ohne Verzug selbst auf deu Weg, um ein zuverlässiges Präparat aufzutreiben, worauf er zuerst eine gesättigte Lösung und von dieser nach erhaltener Vorschrift eine sechste Centesimal-Verdünnung herstellte. Es waren kaum zwei Stunden vergangen, als ich mit dem neueu Präparate in meiner Behausung wieder anlangte, wo ich, immer uach Anorduung des befreundeten Kollegen, fünf Tropfen desselben mit einem gewöhulichen Trinkbecher voll frischen Wassers mischte und um die Mittagsstunde dem Patienten davon den ersteu Theelöffel voll reichte. Diese Gabe wurde ferner alle zwei Stuuden wiederholt.

Der Rest des Tages verlief, ohne zu einer hemerkenswerthen Beobachtuug Gelegenheit zu bieten. Gegen Abend jedoch verfiel Patieut, seit mehreren Tagen zum ersten Male, in ruhigen Schlaf, welcher im Laufe der folgenden Nacht nur wenige kurze Unterhrechungen erlitt. Während dessen Dauer vermochte ich wegen eigener grosser Erschöpfung nicht mehr zu konstatiren, als eine Veräuderung im Klange des nur selten auftretenden Hustens, welcher mehr scharreud als bellend ausfiel, nebst grösserer Regelmässigkeit und Geräuschlosigkeit der Respirationsakte. Kaum hatte Patient zu früher Morgenstunde sich völlig ermuntert, als er dem Verlangen nach Nahrung vernehmlichen Ausdruck gab,

welchem sofort mit einer angemessenen Portion Fleischbrühe genügt wurde, worauf Patient alsbald wieder in Schlaf verfiel. Gegen 10 Uhr Vormittags stellte mein Kollege aus freien Stücken sich ein, da er vermöge eigener Verordnung an dem Krankheitsfalle ein noch regeres Interesse gewonnen hatte. Nachdem er mit dem Ausdrucke der Genugthuung nur günstig zu deutende Veränderungen konstatirt hatte, schritten wir, wie Tags zuvor, zur gemeinsamen Inspektion der Mund- und Rachen-Höhle. Kaum hatten wir einen Blick hineingeworfen, als die Mutter abermals in Thränen ausbrach. Sie flossen aus einer anderen Quelle als die gestrigen und waren durch einen Ausruf freudigen Staunens hervorgerufen, welcher ob des unerwarteten Anblickes unseren Lippen sich entrang. Die Kontouren des weichen Gaumens waren deutlich zu erkennen. Kleine pseudomembranöse Reste waren in geringer Anzahl erst dem länger verweilenden Blicke erkennbar. Die Schleimhaut verrieth nur noch einen kaum nennenswerthen Grad von Röthung und Schwellung. Der Zungenbelag war transparent, die Haut-Temperatur normal, der Puls kräftig, dessen Frequenz der Norm sehr nahe.

Der Rest der Konvalescenz vollzog sich unter immer seltnerer Darreichung der Arznei in unglaublich kurzer Zeit. Nachdem einmal Schlaf, Esslust, normale Darm-Entleerung und kopiösere Harnsekretion sich eingefunden hatten, kehrten Muskelkraft und Leibesfülle rasch zurück. Bevor nach der soeben geschilderten überraschenden Veränderung drei weitere Tage vergangen waren, vermochte Niemand dem rüstigen Knaben anzusehen, dass sein Leib erst vor wenig Tagen das Substrat zu einem so gewaltigen Krankheitsprozesse abgegeben hatte. —

Dieser Fall erschien uns, meinem Kollegen und mir, als ein Unicum. Wir wagten nicht zu unterscheiden, ob es eine spontane Genesung, oder eine Kunstheilung gewesen sei, deren Zeugen wir gewesen waren, wenn auch Jeder für sich geneigt gewesen sein mochte, die letztere gelten zu lassen, da sie uns in anderen Krankheitsfällen verschiedener Art als Thatsache längst geläufig geworden war, und die sie auszeichnenden Verlaufs-Erscheinungen an dem beobachteten Falle sich erkennen liessen. —

Wir sollten nicht gar lange in Ungewissheit bleiben. —

Schon nach Verlauf einer Woche begegnete ich ausser dem Hause einem gleichgearteten Krankheitsfalle bei ärmlichen Leuten, denen soeben ein Kind ohne ärztlicher Behandlung an Diphtherie gestorben war. Erst als ein zweites Kind, ein dreijähriger schlechtgenährter Knabe,

unter ähnlichen bedenklichen Zeichen erkrankt war, verlangten sie meinen Beistand. Ich übernahm die Behandlung unter den denkbar ungünstigsten hygienischen Bedingungen. Mein neuer Patient war in unmittelbarer Nachbarschaft der diphtherischen Leiche, welche erst 24 Stunden später entfernt werden konnte, auf einem auf der Diele ausgebreiteten schmutzigen Bette untergebracht und mit schmutzigen Laken bedeckt. Bei meinem Eintritte hatte die Mutter soeben die Dielen gescheuert. Die Wände des Gemaches waren feucht; dicke tropfende Eiskrusten bedeckten die Fenstergewände. Man hatte dem zweiten Falle von Diphtherie Zeit gelassen, sich vollständig zu entwickeln. Mattigkeit und Kopfschmerzen hatten den Verlauf eingeleitet. Nach unruhig verbrachter Nacht hatte sich Schlingschmerz eingestellt. Die Esslust schwand, die Darmentleerung blieb aus, die Harnsekretion verminderte sich. Ich fand bei der ersten Inspektion Tonsillen und Velum palatinum mit gelblich-weissen Pseudomembranen gruppenweise bedeckt; der dichte Zungenbelag zeigte dieselbe gelblich-weisse Färbung wie jene. Die beiderseitigen Unterkiefer —, auch einige Backen-Drüsen waren stark infiltrirt und gegen Fingerdruck empfindlich; die Haut-Temperatur ungleich vertheilt, der Puls klein und kaum zu zählen, die Prostratio virium gross. Die Participation des Kehlkopfes war durch Rauhheit der Stimme markirt; Husten nicht vorhanden. —

Gewitziget durch den an meinem eigenen Kinde erlebten Fall, hielt ich mich bei den oben aufgezählten Arzneimitteln nicht auf, sondern reichte sofort das Cyanuretum mercurii in der zuerst gewählten Form und Gabe. Nach drei zweistündlich wiederholten Gaben trat Schlaf ein, welcher die ganze Nacht hindurch währte. Nach dem Erwachen verrieth Patient Esslust. Die zweite Inspektion liess nur noch wenige zerstreute pseudomembranöse Exsudatreste erkennen, welche nach weiteren 24 Stunden völlig verschwunden waren. Ein Konvalescenz-Stadium war kaum anzurechnen. Binnen drei Tagen war völlige Gesundheit erreicht[3]).

---

[3]) Obwohl meine Funktionen als beendet angesehen werden konnten, so fuhr ich doch fort, meinen gewesenen Patienten zu frequentiren, um zu einer endgültigen Epikrise zu gelangen. Als ich zu dem Ende eines Tages die ärmliche Wohnung betrat, fand ich Jenen auf der Fensterbank sitzend, den Rücken gegen die den Fensterrahmen bedeckende Eiskruste gelehnt. Nachdem ich den Gefährdeten rasch an einen schicklicheren Ort versetzt und der Mutter gegründete Vorwürfe wegen ihrer Unachtsamkeit gemacht hatte, entfernte ich mich mit dem erneuten Vorsatze, nun erst recht meine Besuche fortzusetzen. Erst nach Verlauf von zweimal 24 Stunden vermochte ich Wort zu halten. Eine hochgradige Laryngitis, von

In Ansehung der oben geschilderten hygienischen Missstände und des kurzen Krankheits-Verlaufes vermochte ich schon kaum der Anerkennung der Kunstheilungs-Thatsache mich zu verschliessen. Sie wurde hingegen nochmals zur unverrückbaren Ueberzeugung, da bei der enormen Ausbreitung, welche die diphtheritische Epidemie während der folgenden Wochen und Monate in St. Petersburg gewann, die mir zur Behandlung kommenden Fälle sich mehrten und unter dem ausschliesslichen Gebrauche des Cyanuretum mercurii sämmtlich, ohne Ausnahme, den gleichen günstigen Verlauf nahmen, wie er in den beiden obigen Fällen geschildert worden, während zugleich der Clamor zu mir drang, welcher ob der ungeheuerlichen, die tagtäglich geübte örtliche Applikation des Höllensteines, nebst der häufig unternommenen Laryngotomie, begleitenden Sterblichkeit von der ganzen Bevölkerung erhoben wurde. Die Kalamität währte Winter und Frühjahr hindurch in gleicher Stärke; jede Woche lieferte mir zwei bis drei Fälle, und noch bis in den Monat Juli desselben Jahres hatte ich es mit sporadischen Fällen zu thun, welche den Einwohnern in die Sommerwohnungen ausserhalb der Stadt gefolgt waren. Um diese Zeit schrumpfte wohl die epidemische Verbreitung der Diphtherie, exacerbirte jedoch während der folgenden Jahre zu wiederholten Malen, obwohl mit minderer Expansion; völlig erloschen ist sie jedoch nicht. Sie wurde endemisch, wie inmitten anderer dichter Bevölkerungen auch.

Ich glaube, sowohl dem geehrten Leser, als mir selbst weitere Schilderungen geheilter Fälle von Diphtherie ersparen zu sollen, nachdem ich derjenigen der beiden ersten von mir behandelten Fälle eine Ausführlichkeit habe angedeihen lassen, welche dazu dient, den Leser in meine eigene Lage zu versetzen. Der Heilungsverlauf ist in allen Fällen derselbe geblieben; selbst die mit Scharlach gepaarten bilden keine Ausnahme. Nach dem ersten, bis zum Eintritte der Nacht genommenen Gaben, tritt Schlaf ein, der in den meisten Fällen ein ruhiger, selten und auf kurze Zeit unterbrochener ist, wovon nur hypochondrisch angelegte Erwachsene und hysterische Frauen und

---

heftigem Fieber begleitet, war in vollem Gange, welche vermittelst des Phosphors binnen zwei Tagen so vollständig abgeschlagen wurde, dass der Kleine für vollkommen gesund erachtet werden konnte. Nachdem so an dem von Hause aus schlecht genährten Knaben binnen kurzer Zeit zwei schwere Krankheitsprozesse abgeglitten waren, ohne eine Spur zu hinterlassen, so wurde mein Zweifel an der die Diphtherie betreffende Kunstheilungsthatsache stark erschüttert.

Jungfrauen eine Ausnahme bilden, ohne jedoch der übrigen Vortheile verlustig zu gehen. Nach dem Erwachen äussert der bereits auf dem Wege zur Heilung befindliche Patient Esslust (welche mit Vorsicht zu befriedigen ist); die den Schlingakt begleitenden Schmerzen werden in vermindertem Grade, in einzelnen Fällen gar nicht mehr, vorgefunden; die Exsudatplatten sind zum grossen Theile, manchmal ganz, verschwunden, Färbung und Volumen der betroffenen Schleimhaut und Drüsenpartieen sind der Norm genähert; der Puls hat sich gehoben und an Frequenz verloren; normale Darmentleerung stellt sich alsbald ein; die Harnsekretion liefert ein reichlicheres Resultat; der zum zweiten Besuche eintretende Arzt wird von dem Patienten mit befriedigtem Lächeln begrüsst (wahrlich, ein unvergleichlicher Lohn, und leicht erworben dazu). Von Stund an ist es bis zur völligen Gesundheit nicht weit; sie folgt dem Verschwinden des letzten Zeichens der Krankheit auf dem Fusse nach; ein Stadium convalescentiae kommt nicht in Anschlag; ja nicht selten wird an Kindern nach rasch geheilter Diphtherie eine gedeihlichere Entwickelung des Gesammt-Organismus beobachtet. Nachkrankheiten habe ich in keinem Falle auftreten sehen. Eine Verbreitung des diphtherischen Processes auf die Respirations-Schleimhaut habe ich nur in solchen Fällen beobachtet, wo sie dem Beginn der oben angegebenen Behandlung bereits vorausgegangen war.

Dies der Hergang bei der durch minimale Dosen des Cyanuretum mercurii eingetretenen Heilung der Diphtherie, wie er von mir und Anderen während eines Zeitraums von beinahe zwei Jahrzehnten in kaum zu zählenden Fällen mit geringen Schwankungen und Abweichungen beobachtet worden ist, welche letztere durch zufällige äussere Einwirkungen, oder durch Komplikationen mögen veranlasst worden sein. Von den hierhergehörenden Fällen sei es mir erlaubt, einen anzuführen, dessen Beobachtung in das dritte Jahr meiner Bekanntschaft mit der Diphtherie fällt:

Es war im Monate März, als ich zu einem vierzigjährigen Beamten beschieden wurde, welcher an Phthisis pulmonum consummata litt. Patient erklärte mir, dass er von meinen Bemühungen einen Erfolg nicht erwarte, nachdem er die Hoffnung auf Genesung längst aufgegeben habe. Er begehre von mir nur Auskunft darüber, ob er eine mehrmonatliche beschwerliche Dienstreise mit der Aussicht werde unternehmen können, lebend heimzukehren. Erfülle sich diese Aussicht, und vermöge er, über die Resultate der zurückgelegten Reise seinen

Vorgesetzten Bericht zu erstatten, so würde im Falle seines baldigen Todes seiner Wittwe eine beträchtliche Pension auf Lebenszeit gesichert sein, während im andern Falle jene in Dürftigkeit zurückbleiben und nicht die Mittel finden würde, welche die unvollendete Erziehung der Kinder erheische; — was Alles in gleichmüthigem Tone vollkommener Objektivität mir vorgetragen wurde. Nachdem ich der theilnehmenden Bewunderung, welche diese asketische Entsagung mir abnöthigte, Herr geworden war, erkannte ich bald, dass ein prohibitiver Ausspruch meinerseits diesen Weisen nicht weiser, vielmehr unentschlossen, mithin kränker machen werde. Ich rieth ihm deshalb, sein Vorhaben in Gottes Namen auszuführen, indem ich ihm einige diätetische und arzneiliche Rathschläge mit auf den Weg gab. Er sollte in der That seinen Zweck erreichen; es stellte sich bei der ersten Zusammenkunft, welche ich zur Sommerzeit desselben Jahres bald nach seiner Rückkehr mit ihm hatte, sogar heraus, dass die zurückgelegte Reise einen günstigen Einfluss auf sein Befinden ausgeübt hatte.

„Des Mannes bestes Theil, Entschluss", nebst dem Bewusstsein erfüllter Pflicht, hatte ihm als heilkräftige Arznei gedient. Da er alsbald eine von der Stadt ziemlich entfernte Sommerwohnung bezog, so verlor ich ihn für längere Zeit aus dem Gesichte, bis ich zu Anfang des Monates September dringend zu ihm beschieden wurde. Vier bis fünf Tage zuvor hatte seine Hinfälligkeit plötzlich bis zu einem bedenklichen Grade zugenommen. Unter Fiebererscheinungen war die Esslust völlig geschwunden. In der Meinung, sein unvermeidliches Ende sei nahe, wollte Patient mir eine lange Abwesenheit von der Stadt nicht zumuthen. Auf Andringen der Angehörigen fügte er sich in die Anordnungen zweier herbeigerufenen Ortsärzte, welche, der Schwäche und dem Fieber zu begegnen, Chininum sulfuricum in massiven Gaben verordneten. Auf die Klagen des Patienten über Schlingbeschwerden war deshalb kein Gewicht gelegt worden, weil ähnliche Erscheinungen in seiner kränklichen Vergangenheit einen stehenden Artikel gebildet hatten. Ein höchst widerlicher Foetor oris, welchen ich bald nach meinem Eintritte wahrnahm, lenkte hingegen meine Aufmerksamkeit auf die Mundhöhle, welche ich ohne Verzug einer Inspektion unterzog. Ich erblickte eine konturlose, mit graugrünen schlaffen Exsudatmassen ausgekleidete Höhle. Selbst die Wangenschleimhaut war unter dem unheilschwangeren Ueberzuge dem Blicke entzogen. Das übrige Verhalten des Kranken entsprach der

hochgradigen Entwickelung des diphtherischen Prozesses. Da ich in jener Zeit ein kleines Gefäss mit der sechsten Centesimalverdünnung des Cyanuretum mercurii befeuchteter Globuli stets bei mir führte, konnte ich ohne Verzug dem Kranken einen Theelöffel voll meiner Lösung verabreichen, welche ich aus zehn Stück mit der gleichen Anzahl Speiselöffeln frischen Wassers hergestellt hatte. In der Aussicht, am folgenden Tage den Patienten nicht mehr lebend anzutreffen, schied ich mit der Bitte, mir einen Bericht in's Haus zu senden. Da bis zum Abende des folgenden Tages ein solcher nicht eintraf, glaubte ich, dass meine Prognosis infausta in Erfüllung gegangen sei. Erst nach Verlauf einer Woche erhielt ich ein höchst verbindliches Schreiben von der Hand der Gemahlin meines Patienten, welche mir für die Beseitigung der augenscheinlichen Lebensgefahr dankte. Die meinem Besuche folgende Nacht hatte eben so viel Schlaf gebracht, als der habituelle Husten des Phthisikers gestattete. Erst zwei Tage nach Verabreichung der ersten Arzneigabe soll die beginnende Reinigung der Mund- und Rachenhöhle ersichtlich gewesen sein, worauf die Esslust sich zu regen begann, und eine relative Zunahme der Kräfte bemerkbar wurde, welche nach Verlauf einer Woche dem Patienten gestattete, einen Theil des Tages ausserhalb des Bettes zuzubringen. Die Phthisis pulmonum ging ihren unaufhaltsamen Gang. Drei Monate nach der soeben geschilderten Interkurrenz fand dieser Weise den sanften Tod, den er verdient hatte.

Berücksichtigt man einestheils die Erfolglosigkeit der vorausgegangenen Behandlung vermittelst des Chininum sulfuricum, anderentheils den vorgerückten Zeitpunkt des diphtherischen Krankheits-Prozesses, dazu die Komplikation mit einer anderen, für unheilbar geltenden und die Resistenz des Organismus aufzehrenden Krankheit, so wird, mehr als in einfach verlaufenden Fällen von Diphtherie, die Thatsache der vollzogenen Kunstheilung, so wie die spezifische Macht des Cyanuretum mercurii, zur Evidenz gelangen.

Ich verharrte an dem Orte meiner damaligen Berufsthätigkeit, nach meiner ersten Bekanntschaft mit der Diphtherie, noch fünf Jahre. Die während dieses Zeitraumes von mir, ausschliesslich mit dem Cyanuretum mercurii behandelten Fälle erreichen die Zahl zwei Hundert, ohne auch nur einen einzigen letalen Ausgang ergeben zu haben. —

Mein trefflicher Kollege Dr. Alphonse Beck, welchem allein das Verdienst zufällt, zu diesem heilsamen Verfahren die Initiative ergriffen zu haben, konnte mich leider nur kurze Zeit mit gleichem Erfolge sekundiren, da er bald nach dem mir geleisteten Beistande sich kon-

traktlich einer der höchsten Russischen Aristokratie angehörenden Familie widmete, mit welcher er sich auf Reisen begab, was ich umsomehr beklagte, als diejenigen Herren Kollegen, mit denen ich in persönlichem Verkehre stand, meiner mündlichen Empfehlung des Cyanuretum mercurii sich wenig zugänglich zeigten. Ein Jeder derselben mochte wohl lieber etwas Apartes für sich haben wollen. Konstatiren muss ich jedoch, dass diese zwar bei längerer Dauer des Krankheits-Verlaufes, doch bei dem Gebrauche des Bienengiftes, des Mercurius bijodatus, der Salpetersäure u. s. w., nebstdem den damals von mehreren Schriftstellern empfohlenen Alkohol-Pinselungen, eine vergleichsweise nur geringe Mortalität aufgewiesen hatten.

Ich hatte beinahe fünf Jahre verstreichen lassen, ehe ich es wagte, fertige Ergebnisse meiner diesbezüglichen klinischen Beobachtung durch den Druck zu veröffentlichen, wozu ich mich erstmals auch nur auf besondere Veranlassung meines Kollegen und Freundes, des glückliehen Initiateures des in vorstehendem von mir angegebenen Verfahrens entschloss. Dieser gedachte, auf dem im Jahre 1877 zu Paris abgehaltenen Weltkongresse der homöopathischen Aerzte einen Vortrag über Diphtherie und deren spezifisches Heilmittel zu halten, zu welchem Ende er mich um Mittheilung klinischen Materiales schriftlich anging, was ihm in reichlichem Maasse gewährt wurde. Leider wurde ihm von seinen Kontrahenten der nöthige Urlaub verweigert. Ein deshalb mit der Lesung eines schriftlichen Memoirs beauftragter Kollege bewarb sich vergeblich um das Wort. Dieser Umstand hat ohne Zweifel dazu beigetragen, die Verbreitung des empfohlenen Verfahrens unter den homöopathischen Aerzten zurück zu halten, welche erst seit wenigen Jahren sich zu vollziehen begonnen hat.

Dies die Vorzüge, welche den folgenden Betrachtungen als historischer Hintergrund dienen sollen.

Der erste, vermittelst des Cyanuretum mercurii veranstaltete klinische Versuch fusste auf einem vom Zufalle, oder durch verbrecherische Absicht, gelieferten toxikativem Experimente, von welchem ich im Eingange vorliegenden Aufsatzes die allgemeine Behauptung aufgestellt habe, dass es, ausser der pathologischen Kenntniss vom Heilobjekte, zur Gewinnung eines fruchtbringenden therapeutischen Verfahrens unerlässlich sei. Wir würden indessen aus jenem oben angeführten pathologisch-anatomischen Befunde einen Schluss zu Gunsten der Therapie in dem speziellen Falle, um welchen es eben sich handelte, nicht haben ziehen können, wenn uns

nicht eine lange Reihe methodisch angestellter pharmakodynamischer Experimente weit älteren Datums sammt der aus diesem auf induktivem Wege gewonnenen Maxime zu Gebote gestanden hätten. Es sind dies die pathogenetischen Arzneiprüfungen, welche ihren Veranstalter, Samuel Hahnemann, auf ein oberstes therapeutisches Prinzip geführt haben. Er nannte es das Aehnlichkeitsgesetz; mit welchem Rechte, wird weiter unten erörtert werden müssen.

Zunächst aber liegt es mir ob, den Erfolg klinischer Versuche zu sichern, falls solche durch vorliegenden Aufsatz veranlasst werden sollten, was im Grunde die alleinige Absicht ausmacht, welche den Autor bei Abfassung desselben geleitet hat.

Zum Zwecke grösserer Deutlichkeit betrete ich nochmals das historische Gebiet.

Es waren seit der ersten Veröffentlichung, welche das Cyanuretum mercurii als spezifisches Heilmittel der Diphtherie empfahl, zwei Jahre vergangen, als ich Gelegenheit fand, mit mehreren deutschen Kollegen zu verkehren, welche mir gesprächsweise mittheilten, dass sie auf Grund meiner Empfehlung bei Behandlung der Diphtherie von dem Cyanuretum mercurii Gebrauch gemacht hätten, ohne jedoch zu den von mir gerühmten klinischen Resultaten gelangt zu sein. Sie hätten trotz achttägiger Darreichung des Cyanuretum mercurii in jedem von ihnen behandelten Falle diphtherische Geschwüre entstehen sehen, deren Heilung darauf erst vermittelst der Chlorwasserstoffsäure habe bewerkstelligt werden müssen. Ob sie auch letalen Ausgang beobachtet haben, ist mir nicht erinnerlich, an dieser Stelle auch nicht von Belang. Diese gewaltige Abweichung von meinen bekanntgegebenen klinischen Resultaten veranlasste mich zu der Frage nach der von meinen Interlokutoren verwendeten Gabengrösse, deren Beantwortung ich übrigens selbst hätte übernehmen können, da jene mir als prinzipielle Makrodosisten bekannt waren. Sie hatten sich der zweiten Dezimalverreibung (1:9) bedient und von dieser zweistündlich wiederholte Grangaben nehmen lassen. Darauf rechnete ich ihnen vor: Ein Gran der zweiten Dezimalverreibung enthält ein Hundertheil eines Grans Arzneisubstanz. Bei zweistündlicher Wiederholung kommen, einige Stunden Schlaf abgerechnet, durchschnittlich zehn solcher Arzneigaben auf den Tag, also zehn Hundertheile, oder ein Zehntheil, und auf acht Tage acht Zehntheile, oder vier Fünftheile eines Grans. In Ansehung der eminenten Intensität der toxikativen Wirkung, welche dem in Rede stehenden Gifte eigen ist, könne von der zuletzt genannten Portion, wenn auch

auf acht Tage vertheilt, nur giftige Wirkungen, mindestens eine Protraction, statt der Involution, des Krankheitsprocesses erwartet werden. Sie haben, schloss ich, vermöge ihres makrodosistischen Verfahrens die positive Wirkung des als Arznei dienenden Giftes erzielt, statt der negativen, welche essentialiter die heilende ist. —

Hierher gehört auch die von einem nicht homöopathischen Petersburger Arzte, Dr. Erichsen, angestellte Beobachtung, welche vor einigen Jahren in der St. Petersburger Medizinischen Zeitschrift abgedruckt worden ist.[4]) Verfasser empfahl daselbst proprio Maste, d. h. ohne Quellen-Angabe, das Cyanuretum mercurii als wirksamstes Antidiphthericum. Er liess ein kleinstes Gewichtstheil der Substanz in einer verhältnissmässig sehr grossen Portion Aqua destillata auflösen. Das Mischungs-Verhältniss kam ungefähr einer dritten Dezimal-Verdünung gleich. Von dieser Solution bildete ein Esslöffel voll die ausserordentlich häufig wiederholte Gabe; Verfasser erzielte mit diesem Verfahren, nach seiner Aussage, bei ungemein langer Dauer des Krankheits-Verlaufes, eine Mortalitäts-Ziffer, welche gegenüber der gewöhnlichen allerdings im Vortheile war, vergleichsweise aber von meiner Seite aus noch ziemlich ansehnlich erschien (wenn mein Gedächtniss mich nicht trügt, Siebeu [s. Note. Red.] auf Fünfundzwanzig = 28 %) mithin wenig geeignet, Nachversuche zu provoziren[5]). Diese Mittheilung fand im

---

[4]) Während ich mit der Redaktion dieses Aufsatzes beschäftigt war, ist mir das 74. Stück der Medizin. Central-Zeitung vor Augen gekommen, in welchem S. 950 ff. Dr. Rothe in Altenburg sich zur erfolgreichen Anwendung des Cyanuretum mercurii zum Behufe der Diphtherieheilung bekennt, indem er sich auf eine Mittheilung des Dr. Erichsen in St. Petersburg vom Jahre 1877 beruft. In dieser spricht der Verfasser, Dr. Erichsen, von fünfundzwanzig Fällen, von welchen nur drei letal verliefen, wogegen Dr. Rothe vierunddreizig vermittelst des Cyanquecksilbers geheilte Fälle anführt. Seine Verordnung lautet: Rp. Hydrarg. cyanat. 0,01, Aq. destill. 120,00. Tct. Aconit. 1,00. Stündlich ein Esslöffel. Das Mischungs-Verhältniss entspricht, abgesehen von der völlig überflüssigen Aconit-Tinctur (Aconit entspricht ceteris paribus dem synochalen Fieber), der zweiten Verdünnungsstufe der Hahnemann'schen Centesimal-Skala, der vierten bis fünften der Dezimal-Skala, gehört mithin der homöopathischen Makrodosie an, welcher denn auch der von Dr. Rothe in Betreff der Krankheitsdauer angegebene Erfolg angemessen ist. Eine viertägige Verlaufszeit ist von ihm nur in einem Falle beobachtet worden; in den übrigen von ihm behandelten Fällen nahm der Krankheitsverlauf bis zu 22, in einem mit Scharlach komplizirten Falle sogar 28 Tage in Anspruch, woran viel eher die Protraktion des Krankheits-Prozesses als die Kunstheilung zu erkennen ist. Dem prophylaktischen Zwecke würde mit obigen Dosen entschieden nicht gedient werden.

[5]) Es kann unmöglich meine Absicht sein, an dieser Stelle polemisch aufzutreten, wenn es auch so scheinen möchte, was ich mir gefallen lassen muss. Vielleicht

Laufe des vorigen Jahres (1880) ihren Weg in eine der gelesensten medizinischen Zeitschriften Deutschlands (Medizinische Central-Zeitung),

---

hätte ich diesen Schein meiden und die Bearbeitung der Preisfrage unterlassen müssen. Genug, dass ich nicht aus Neigung polemisire, sondern die Natur des Gegenstandes und der Standpunkt, welchen ich nun einmal zu diesem einnehme, es mit sich bringt. Ich gedenke vielmehr vermittelst gegenwärtiger Anmerkung eine Lücke auszufüllen, auf welche ich, da ich vorstehenden Aufsatz eben beendet zu haben glaubte, durch einen Mund aufmerksam gemacht worden bin, welcher in der gesammten civilisirten Welt gehört wird.

In einem geistreichen und zeitgemässen Vortrage, welchen er auf dem jüngst zu London abgehaltenen internationalen ärztlichen Kongresse gehalten hat, spricht Herr Professor Virchow ein nahezu verdammendes Urtheil über Hahnemann's Lehre überhaupt, sowie über dessen Reine Arzenei-Mittel-Lehre insbesondere aus. Da nun gerade die Letztere es ist, welche dem Baue vorstehenden Aufsatzes als experimentaler Grundstein gedient hat, so liegt es mir ob, Erschütterungen abzuwehren, welche sich ja nicht erst heute durch Virchow's Mund kundgegeben haben, sondern seit dem ersten Auftreten Hahnemann's als Reformator der Heilkunst traditionell geworden sind. Es ist daher auch nicht das Urtheil des Herrn Professor Virchow, dessen Grundlosigkeit ich, obwohl es mir als Anlass gedient hat, werde nachzuweisen haben; vielmehr gilt es, die Nichtigkeit des, allen Gegnern Hahnemann's geläufigen Vorwurfes der „Unwissenschaftlichkeit" darzuthun.

Drei Punkte sind es, welche ich aus dem angezogenen Vortrage des Herrn Professor Virchow hervorzuheben habe:

1) wird dem an Thieren angestellten arzneilichen Experimente vor dem von Hahnemann an relativ gesunden Menschen unternommenen Arzneiprüfungen der Vorzug vindizirt, wobei die letzteren als eine unzulässige Zumuthung deshalb ausdrücklich abgelehnt werden, weil die ärztlichen Personen während ihrer Berufsausübung ohnediess vielen gesundheitsfeindlichen und lebenverkürzenden Einflüssen ausgesetzt seien;

2) wird den Pathogenesieen Hahnemann's auch der bescheidenste Anspruch an die Bedeutung einer wissenschaftlichen Untersuchung aberkannt;

3) werden die homöopathischen Aerzte mit den sogenannten Naturärzten auf gleiche Stufe gestellt. —

ad 1. Ich bin keineswegs gesonnen, den arzneilichen Thierversuchen den ihnen in der That zukommenden relativen Werth absusprechen. Ist es doch gerade die Homöopathie, und allein diese, welche u. A. von der an Versuchsthieren erkannten Eigenthümlichkeit des Bleies und des Mutterkornes, Miliar-Tuberkeln (im Gekröse von Kaninchen) zu erzeugen, zum Zwecke der Beschränkung der angeborenen tuberkulösen Anlage erfolgreichen Gebrauch zu machen gelehrt hat. Wenn auch die Idiosynkrasieen auf die verschiedenen Thier-Spezies sehr verschiedenlich vertheilt sind, und deshalb aus den an einer Spezies gewonnenen Ergebnissen ein Schluss, zum Behufe der Krankheitsheilung an einer anderen Spezies nur mit grosser Vorsicht zu ziehen ist, so sind doch die Thierversuche zur Gewinnung der Erkenntniss von extremen, toxikativen Wirkungen deshalb unentbehrlich, weil dergleichen an Menschen, und wären es verurtheilte Verbrecher, vorzunehmen, sittlich unzulässig ist. So sind die arzneilichen Thierversuche berufen, die, in erster Linie stehenden, an relativ gesunden Menschen gewonnenen Ergebnisse der Arzneiprüfung zu vervollständigen, während sie eine feinere und in's Einzelne gehende Beobachtung der einen cyklischen Verlauf nehmenden und mehr oder weniger auf alle

welche bald darauf eine Rektifikation der bezüglichen Thatsachen von der Feder eines homöopathischen Arztes (Dr. Ohrt in Essen) in

---

Organe und Systeme sich erstreckenden Arznei-Wirkungen nicht zulassen, diese in der durch toxikative, vollends letale Arzneidosen, bewirkten stürmischen Reaktion untergehen. Hahnemann hat gelehrt, die an relativ gesunden Menschen vorzunehmenden Arzneiprüfungen mit höchst mässigen, eine mehrmalige Steigerung zulassenden Arzneidosen einzuleiten, gegen welche der Organismus mit einer Allmäligkeit reagirt, die dem Beobachter Zeit lässt, der arzneilichen Reaktion schrittweise, gleichsam von Zelle zu Zelle zu folgen, ohne ein Glied der Wirkungskette zu überspringen, und deren Stadium genau von einander zu unterscheiden, wodurch es allererst möglich wird, einen Vergleich mit dem schrittweisen Verlaufe der aus allgemeinen, nicht spezifischen Ursachen hervorgerufenen Krankheiten des Menschen anzustellen. Bei einem solchen experimentalen Verfahren haben freilich die Arznei-Prüfer Opfer zu bringen, Opfer der Entsagung und Enthaltsamkeit; eine dauernde Schädigung ihrer Gesundheit erleiden sie jedoch ebensowenig als eine Verkürzung ihres Lebens, wie das hohe und rüstige Alter, welches die meisten Arzneiprüfer, allen voran Hahnemann selbst, erreicht haben, zur Genüge beweiset. Die von Herrn Professor Virchow gegen die Arzneiprüfungen seitens der Aerzte am eigenen Leibe ins Treffen geführten Gründe der Selbsterhaltung sind demnach nicht stichhaltig. Hätte man sich dazu durch wissenschaftliche Gründe bestimmen lassen, so würde man sich die auf sittliche Motive gestützten Zurechtweisungen seitens der Thierschutz-Vereine und antivivisektionistischer Agitateren haben vom Leibe halten können. —

ad 2. Niemand kennt die Mängel, welche der Reinen Arznei-Mittel-Lehre Hahnemann's ankleben, besser als die homöopathischen Aerzte selbst, welche sie beim Studium dieser weitläufigen Registratur oft bitter genug empfinden, was zumal der von Hahnemann getroffenen topographischen Anordnung der Reaktions-Erscheinungen gilt, vermöge welcher, was physiologisch-genetisch zusammengehört, auseinandergerissen wird und von dem Studirenden zum Behufe der praktischen Verwendung aus allen Ecken und Enden zusammengelesen werden muss; von anderen Fehlern der Form oder der Methode abgesehen, mit deren Aufzählung ich allzu weitläufig werden würde. Nichtsdestoweniger wage ich die Behauptung aufzustellen, dass Hahnemann mit jener topographischen Anordnung, welche man kindisch zu nennen versucht sein könnte, wenn man sie nicht lieber kindlich nennen will, ein Zeugniss seiner Weisheit abgelegt hat. Als er sein Werk begann, nahm er den Sokratischen Standpunkt des Nichtwissens ein und hat sich wohl gehütet, diesen zu verlassen. Er stellte Fragen und sammelte Antworten, welche er fleissig verzeichnete, wie sie ihm ertheilt wurden. Hätte er damit angefangen, ein System zu konstruiren, welchem ein wissenschaftlicher Anstrich leicht sich geben lässt, so würde er nicht umhin gekonnt haben, es der anatomisch-physiologischen Erkenntniss seiner Zeit anzupassen und würde so den späteren ärztlichen Generationen unverständlich und ungeniessbar geblieben sein. Ein System ist ein Schrank, in viele einzelne Fächer von verschiedenem Umfange geschieden, darin, was der Aufbewahrung werth ist, zum Behufe leichterer Uebersicht untergebracht werden soll. Die Form des Schrankes, Zahl und Grösse der Fächer, wird durch deren Inhalt bestimmt. Diesen also, das empirische Material, musste Hahnemann allererst schaffen. Wie zu einem künstlichen Baue das Material, Steine und Balken, allmälig angefahren und roh geschichtet wird, so hat er die ihm allernächst liegende topographische Anordnung seiner Beobachtungen gewählt, welche der anatomisch-physiologischen Erkenntniss

ihren Spalten aufnahm. Obgleich der Schreiber ausdrücklich versicherte, er sei nicht von der Absicht geleitet worden, dem (namentlich ange-

---

trotz aller ihrer kommenden Umgestaltungen und Erweiterungen für alle Zeiten zugänglich bleibt. Jene Beobachtungen, so vollständig und so fein, wie eben nur das unerhörte Genie Hahnemann's sie anzustellen vermochte, beziehen sich nicht blos auf einzelne extrem toxikative, ich möchte sagen: grobsinnliche, Arznei-Wirkungen, wie sie ja mehreren giftigen Substanzen ziemlich gleichlautend eigen zu sein pflegen, sondern sie umfassen vielmehr die gesammten Veränderungen aller Funktionen aller Systeme und Organe, dazu die psychopathischen, vermöge welcher letzterer vorzüglich es Hahnemann gelungen ist, arzneiliche Individualitäten, Charaktere mit deutlichen Strichen zu zeichnen und so allererst den praktischen Aerzten die Möglichkeit zu bieten, der Forderung strengsten Individualisirens vollkommen zu genügen. Qui bene distinguit, bene medebitur. Es wird schwerlich Jemand allen Ernstes die Behauptung aufstellen wollen, dass arzneiliche Thierversuche allein zu einem solchen Resultate, d. h. zu einer wahren Heilkunst führen werden. Dazu vermag denn auch eine systematische Anordnung, deren Mangel der Reinen Arznei-Mittel-Lehre Hahnemann's den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit zugezogen hat, wenig beizutragen. Sie läuft der Natur des Materiales zuwider und dient nur dem didaktischen, nicht dem praktischen Zwecke. Der Mangel einer solchen hat der eminenten Verwendbarkeit des Hahnemann'schen Beobachtungs-Materiales nicht den mindesten Abbruch verursacht. Gegenüber der in dem angeführten öffentlichen Vortrage von Herrn Prof. Virchow aufgestellten Behauptung, die Homöopathie habe kein einziges Mittel kennen gelehrt, welches dem aus seinem, Virchow's, Laboratorium hervorgegangenen Chlorale an Werth gleich käme, könnte ich mich mit dem Hinweise auf das in dem vorstehenden Aufsatze besprochene Cyanquecksilber begnügen; es verdienen aber nicht minder die Heilerfolge Erwähnung, welche u. A. die Wiener homöopathischen Aerzte während der Choleraperiode vom Jahre 1831 erlangt haben, worauf die Kaiserlich Oesterreichische Regierung sich bewogen gefunden hat, das Verbot der Ausübung der homöopathischen Heilmethode vom Jahre 1819 aufzuheben. Es ist seit 70 Jahren keine Volksseuche aufgetreten, welche den homöopathischen Aerzten nicht Gelegenheit geboten hätte, das gleiche praktische Argument zu liefern. Die Anführung singulärer Krankheitsfälle, gegen welche die Homöopathie alles das geleistet hat, was andere Heilmethoden versäumt hatten, verbietet mir die Beschränkung des mir gestellten Rahmes. Wohl aber ist darauf aufmerksam zu machen, dass, wie mehrere gut beobachtende und menschenfreundliche nichthomöopathische Aerzte mich versichert haben, je länger destomehr Kontraindikationen gefunden worden sind, welche im konkreten Falle das vom Herrn Professor empfohlene und so hoch angeschlagene Anästhetikum verbieten, was einem auf Grund des Aehnlichkeits-Gesetzes gewählten Heilmittel, ganz abgesehen von der Triftigkeit der Wahl, sofern es in negativer Gabe dem Kranken gereicht wird, niemals widerfahren kann. Es ist nicht das geringste Verdienst Hahnemann's, die Therapie ein für alle Male von dem Dilemma der Indikationen und Kontraindikationen erlöset zu haben. — Wie? Sollte nun eine Lehre, welche bei aller Einfachheit Zweifel und Unsicherheit des ärztlichen Handelns ausschliesst und zu „praktischen Folgerungen" geführt hat, welche seit mehr als einem halben Jahrhundert vor Aller Augen tagtäglich sich vollziehen, in der That aus dem Kreise der Wissenschaften ohne Weiteres ausgeschlossen werden dürfen? Ist der wissenschaftliche Areopag eine Hierarchie, welchem als letztes Argument nur ein superbes „Anathema sit" oder ein armseliges „Non possumus" zu Gebote steht? — „Die Homöopathie ist keine

führten) Verfasser vorliegenden Aufsatzes die Priorität der Empfehlung des Cyanuretum mercurii, als spezifischen Heilmittels der Diphterie,

---

Wissenschaft" — hat man sexcenties sagen hören; was aber „Wissenschaft" sei, ist weislich nicht gesagt worden. An Definitionen schleicht man vorsichtig vorbei. Ist aber Wissenschaft überhaupt eine Reihe von Erkenntnissen, verknüpft durch den Leitfaden des Satses vom zureichenden Grunde in einer seiner vier Gestaltungen, so darf man billig die Frage aufwerfen, inwiefern dieser Begriff auf die Lehre Hahnemann's nicht anwendbar sei.

ad 3. Ich wollte, ich wäre vermöge spezifischer geistiger Begabung würdig, auf eine Stufe z. B. mit Vincenz Priessnitz gestellt zu werden. Leider ist es „zu tief gefühlt", dass mir die geniale Selbständigkeit abgeht, welche einen siebzehnjährigen Bauerssohn vermochte, die kabbalistischen Schriftzeichen der Dorf-Veterinäre als an der heilsamen Wirkung feuchter Kompressen unbetheiligt zu erkennen und Letztere an seinem eigenen beschädigten Leibe zu prüfen. Auch über Priessnitz wurde anfänglich das akademische Anathema verhängt. Und nun? Nicht mehr allein von sogenannten Naturärzten werden seine Manipulationen geübt, sondern sind von dem gesammten ärztlichen Stande, ohne Unterschied der Schulen, selbst von den Cathedern herab, sanktionirt worden.

Cur enim Prissnitio potius credam, quam Hahnemanno?

Es ist ganz unzweifelhaft, dass vermittelst des Priessnitz'schen, auch des Schroth'schen, Verfahrens, in Verbindung mit einer rationellen Diätetik und unter Ausschluss jedes arzneilichen Eingriffes günstige Genesungs-Bedingungen herbeigeführt werden. Zwischen der spontanen Genesung aber und der Kunstheilung, welche toto genere von einander verschieden sind, liegt eine himmelweite Kluft, welche zu überbrücken die Bestimmung und das Verdienst Hahnemann's war. Wenn in Folge der elterlichen Zeugungs-Energie das Leben des erkrankten Individuums einen länger währenden Verlauf nimmt, als derjenige ist, welcher dem Leben des Krankheits-Processes zukommt, so erfolgt die Genesung, wenn auch unter erheblichem Verluste an organischer Substanz und Kraft und mit Hinterlassung eines vom Typus abweichenden Geleises, in welches bei dem ersten Anlasse der Organismus leicht recidivirt. Die Kunst-Heilung dagegen, welche zuerst Hahnemann ermöglicht und gelehrt hat, bewirkt die direkte Involution oder Reduktion des Krankheits-Prozesses; aus dem Prozesse wird ein Rezess, welcher auf gleicher Linie vor sich, genauer: hinter sich, geht, und zwar unter erheblicher Beschränkung des Verlustes an organischer Substanz und Kraft, ohne sogenannte Krisen (wofür die ältere allgemeine Pathologie den Ausdruck „per lysin" hatte), und mit Sicherstellung vor Recidiven, selbst im Falle erneuerter oder dauernder Einwirkung der vormaligen okkasionellen Krankheits-Ursache. Das erste therapeutische Gebot: „Tolle causam" erfüllt das Hahnemann'sche Heilverfahren, indem sie es, nicht auf die okkasionelle, sondern auf die konstitutionelle Krankheits-Ursache deutet und richtet.

Wohl, warum sollen wir nicht lieber zugleich Natur-Aerzte und Heilkünstler sein? Wer in der That darum sich bemüht, wird aber immerhin den Heil-Künstler über den Natur-Arzt stellen; denn Jener vermag in der That selbst dann die Krankheits-Heilung zu vollziehen, wenn, wie dies in der Privat-Praxis nicht selten sich ereignet, jede Möglichkeit ausgeschlossen ist, äussere Genesungs-Bedingungen herbeizuführen. Der Heilkünstler kann den Natur-Arzt, nicht aber dieser Jenen missen. —

zu vindiziren, so konnte doch der Leser des kurzen Artikels dieselbe nicht ignoriren, worin Schreiber dieses die Verpflichtung erkannte, diese Priorität abzulehnen und demjenigen zu sichern, welchem sie in der That gebührt, dem Herrn Dr. med. Alphons Beck, jetzt in Monthey, Canton Wallis. Hieran anknüpfend warnte ich vor dem Gebrauche wägbarer Arznei-Dosen, indem ich die Nothwendigkeit der minimalen in Kürze naturgesetzlich zu begründen suchte. Die Redaktion, an welche ich mein kleines Manuskript einsendete, hat es für gut befunden, von demselben keinen Gebrauch zu machen. —

Ein Vergleich der angeführten klinischen Erfolge beiderlei Art, der makrodosistischen und der mikrodosistischen, lässt deutlich erkennen, auf welcher Seite der Vortheil zu finden ist. Experimentell ist die Vorzüglichkeit des mikrodosistischen Verfahrens, sofern es gegen die Diphtherie gerichtet ist, festgestellt. Es soll aber Demjenigen, welcher klinische Versuche mit dem Cyanuretum mercurii anzustellen geneigt sein sollte, das „Credo, quia absurdum" des Tertullian nicht zugemuthet werden. Ich erkenne mir vielmehr die Verpflichtung zu, dem geehrten Leser die Nothwendigkeit minimaler Arzneigaben, zum Zwecke des Heilens, a priori erkennbar zu machen.

Die dem vorliegenden Aufsatze voranstehende Frage fordert experimentelle Untersuchungen über die Ursachen der Diphtherie. Indem ich von dieser die folgende Betrachtung ausgehen lasse, glaube ich den Schein zu meiden, als verlöre ich mich in ein der aufgeworfenen Frage fremdes Gebiet, wenn ich auch nicht umhin kann, zuvörderst von Krankheitsursachen überhaupt zu reden.

Uebersieht man die Gesammtheit der allgemein verbreiteten atmosphärisch-tellurischen Ursachen (der psychischen nicht zu gedenken, welchen bei Entstehung der Diphtherie eine untergeordnete Rolle zugetheilt zu sein scheint) nebst den verschiedenen Orten der Reaktionen seitens des menschlichen Organismus, welche sie zur Folgen haben, so springt zunächst zweierlei in die Augen: Erstens, dass von den einer und derselben Krankheitsursache preisgegebenen Individuen Einige gar keine Reaktion verrathen, zweitens, dass die Reaktions-Arten der Uebrigen in ihrer Erscheinung wesentlich von einander abweichen. Zu der ersteren dieser beiden Wahrnehmungen liefern die epidemischen Erkrankungen Gelegenheit, welche nur eine Minorität einer der gleichen Schädlichkeit preisgegebenen Bevölkerung betreffen. Die zweite machen wir dann, wenn, sagen wir, zehn Individuen einer zufälligen und vorübergehenden Schädlichkeit sich ausgesetzt finden, von welchen,

nachdem sie von jenem Platzregen sämmtlich durchnässt worden und jenen schroffen Temperatur-Kontrast empfunden haben, der Eine eine Angina, der Andere einen Gelenk-Rheumatismus, ein Dritter eine Ischias, ein Vierter einen Intestinal-Katarrh u. s. w. davonträgt, während einige Wenige leer ausgehen; woraus ersichtlich ist, dass ausser der Gelegenheits-Ursache die Erkrankung eine konstitutionelle Anlage, Prädisposition, genauer: eine spezifische Erkrankungs-Fähigkeit auf Seiten des Organismus zur nothwendigen Voraussetzung hat. Genügt also die Einwirkung des einen Faktors, der Gelegenheits-Ursache, nicht, weder eine Erkrankung perfekt zu machen, noch deren spezifischen Charakter zu determiniren, so kann ihr nur ein relatives Kränkungs-Vermögen zugeschrieben werden.

Wir haben mithin relative Krankheits-Ursachen zu unterscheiden, welche eine kaum zählbare Reihe bilden.

Dagegen haben andere empirische Wahrnehmungen an einer minder grossen Zahl, dem atmosphärisch-tellurischen Bereiche entstammender Substanzen ein Kränkungs-Vermögen erkennen lassen, welches den Stempel der Unwiderstehlichkeit an sich trägt. Wir nennen sie Gifte. Eine jede dieser Klasse von Krankheits-Ursachen angehörige Substanz reizt den Organismus, er sei, wie immer, konstitutionell angelegt, zu abnormen, unter den Klassen-Begriff der „Krankheit" fallenden Reaktions-Erscheinungen, von welchen jede in ihren Hauptzügen dem der giftigen Substanz spezifisch eigenen Wirkungs-Charakter entspricht, ohne von der dem betroffenen Organismus inne wohnenden individuell spezifischen Erkrankungs-Fähigkeit bestimmt, noch anders, als quantitativ, modifizirt zu werden. (Eine Erörterung derjenigen Einschränkung, welche dieser Satz in Hinsicht auf vorkommende Idiosynkrasieen erleidet, würde uns von dem zunächst vorliegenden Gegenstande allzuweit ablenken.) Diesen Substanzen schreiben wir ein absolutes Kränkungs-Vermögen zu, welches zur Determination einer Krankheit, hier Intoxikation, eines zweiten Faktors, als Voraussetzung, nicht bedarf; wir stellen sie mithin den relativen als absolute Krankheits-Ursachen gegenüber. Demgemäss definirt sich der Begriff „Gift" als absolute Krankheits-Ursache. Ein geläufiges Paradigma diene zur Erläuterung: Unter der der herbstlichen Jahreszeit eigenen abendlichen, plötzlich eintretenden Abkühlung der Atmosphäre, bei grösserem Wassergehalte derselben, in Verbindung mit häufigem Obst-Genusse, erkranken viele Individuen unter Erscheinungen, welche wir unter dem Namen „Dysenterie", „Ruhr", auch „rothe Ruhr" zusammenfassen, während eine weit

grössere Anzahl von Individuen der, der gleichen Schädlichkeit mehr oder weniger preisgegebenen Bevölkerung von diesen Erscheinungen frei, d. h. gesund, bleibt, oder auf andere Weise erkrankt. Wenn von einer fünfzig Tausend Individuen betragenden Bevölkerung deren zwei Tausend innerhalb eines beschränkten Zeitraumes an frequenten blutig-schleimigen, nicht fäkalen Darm-Entleerungen in Begleitung heftiger Kolik und schmerzhaften Mastdarm-Zwanges erkranken, so erkennen wir die Herrschaft einer dysenterischen Epidemie an. Würde hingegen sämmtlichen Individuen derselben Bevölkerung je eine genügende Portion des Chlor-Quecksilbers, als Mercurius sublimatus corrosivus, durch Ingestion gleichzeitig beigebracht, so würden gleichzeitig und gleichartig, nicht zwei Tausend, sondern fünfzig Tausend unter den angegebenen charakteristischen Erscheinungen erkranken, wovon einzelne Fälle nur nach dem Intensitäts-Grade der Erkrankung verschieden ausfallen würden.

Das Quecksilber-Chlorid ist die absolute Ursache der Dysenterie, gegenüber der relativen, welche in der eben angeführten herbstlichen Witterungs-Konstitution zu suchen ist, und, als solche, in minimaler Dosis ingerirt, ceteris paribus, das unfehlbare Heilmittel derselben.

In der gleichen Beziehung zu einander stehen der Mikrococcus diphtheriens und das Cyanuretum mercurii, wobei nicht ausser Acht zu lassen ist, dass das Letztere, als absolute Ursache der Diphtherie, früher erkannt worden war, als der Erstere, welcher in Ansehung des Zahlen-Verhältnisses der epidemischen diphtherischen Erkrankungen als relative Ursache derselben Krankheit zu gelten hat. —

Wie nun aber in aller Welt soll denn eine giftige Substanz das Heilmittel einer Krankheit abgeben können, nachdem wir erkannt haben, dass sie am (relativ-) gesunden menschlichen Organismus Reaktions-Erscheinungen unwiderstehlich, d. h. ohne Mitwirkung eines anderen Faktors, hervorruft, welche mit denjenigen der aus relativen Ursachen hervorgegangenen Krankheit identisch sind? —

Die Beantwortung dieser Frage ist unumgänglich, sofern sie den von der Preisfrage geforderten „praktischen Folgerungen“ als naturgesetzlicher Stützpunkt dient. —

Es ist hier nicht der Ort, eine Genesis der Lehre Hahnemann's zu geben, welche ich trotz der vielen entstellenden Darstellungen, welche sie sich hat gefallen lassen müssen, als bekannt voraussetze. Nur Eines darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen, weil es die experimentale Voraussetzung des Folgenden enthält, dass nämlich Hahne-

mann, nachdem er eine Reihe von Arznei-Substanzen an relativ-gesunden menschlichen Organismen pathogenetisch geprüft, und gefunden hatte, dass die je darauf nachfolgenden organischen Reaktions-Erscheinungen zu denjenigen Krankheiten, als deren spezifische Heilmittel jene schon zu seiner Zeit rohempirisch erkannt worden waren, im genauesten Verhältnisse zur Aehnlichkeit stünden, auf das Vorhandensein eines Natur-Gesetzes schloss, welches, als Regel, den Heilprozess bestimme. Er hat es, nachdem das darauf gestützte klinische Experiment, welches ihn auf die Rarefaktion der als Arznei dienenden Substanz, als Bedingung der naturgesetzlichen Heilwirkung führte, dessen Vorhandensein bestätigt hatte, als Aehnlichkeits-Gesetz bezeichnet. Es ist ihm daraus von Feind und Freund ein nicht ganz unbegründeter Vorwurf gemacht worden, welcher seinerseits freilich einer missverständlichen Auffassung seinen Ursprung verdankt. Welche Aehnlichkeit Hahnemann im Sinne gehabt habe, wird man leicht erkennen, wenn man bedenkt, dass dieser eine gründliche, mathematisch-philosophische Bildung sich angeeignet hatte. Er war ein Schüler Lambert's, welcher der Logik eine mathematische Grundlage verlieh, und Einer der Ersten in Deutschland, welche dem erstaunlichen Geiste Imanuel Kant's huldigten. So konnte es nur der geometrische Aehnlichkeits-Begriff sein, welcher ihm vorschwebte. Dieser findet u. A. Anwendung auf zwei Dreiecke, welche bei ungleicher Länge der Seiten gleiche Winkel aufweisen, während bei vorhandener Gleichheit der Winkel und Seiten zwei Dreiecke, weil sie sich vollkommen decken, kongruent genannt werden. Nun ist es aber gerade diese Kongruenz, welche in seinem Organon der Heilkunst bei Besprechung der Aehnlichkeit Hahnemann ausdrücklich urgirt, indem er als spezifisches Heilmittel nur diejenige Arznei-Substanz gelten lässt, deren pathogenetisches Wirkungs-Gebiet diejenigen Erscheinungen, welche das Heil-Objekt kenntlich machen, vollständig einschliesst. Er würde mithin besser gethan haben, die Bezeichnung des von ihm gefundenen Heil-Gesetzes dem Kongruenz-Begriffe zu entlehnen und ihm den Namen des Identitäts-Gesetzes beizulegen, da in der That der strenge kontradiktorische Gegensatz, wie er u. A. zwischen Gift und Arznei, oder Heilmittel, obwaltet, nur innerhalb der Identitäts-Sphäre anzutreffen ist. Eine Entschuldigung dieses Missgriffes liegt in dem Umstande, dass, wenn wir die vielfachen Accidentien zweier Dinge mit einander vergleichen, allerdings die Aehnlichkeit, die Uebereinstimmung eines oder mehrerer der beiden Dingen gemeinsamen Accidentien, es ist, welche zunächst in unsere

Anschauung tritt, und erst eine fortgesetzte umfassende Vergleichung die Identität, d. i. die Uebereinstimmung aller beiden Dingen gemeinsamen Accidentien, wo sie vorhanden, wird erkennen lassen. In dem Sinne, welchen der gemeine Sprachgebrauch der Bezeichnung „Aehnlichkeit" unterzulegen pflegt, würde das Aehnlichkeits-Gesetz nur als heuristische Regel zur Aufsuchung spezifischer Heilmittel angesehen werden und dienen können; nimmermehr aber vermag er zur Erkenntniss und Formulirung eines Natur-Gesetzes zu führen, da es zuletzt nicht zwei Dinge geben kann, welche nicht wenigstens ein Accidenz gemeinsam hätten, d. h. im Sinne des gemeinen Sprachgebrauches in der Beziehung der, auch noch so entfernten, Aehnlichkeit zu einander stünden. Ich ersuche daher die geehrten Leser, wenn ich weiterhin der Geläufigkeit halber von dem Aehnlichkeits-Gesetze reden werde, darunter „Identitäts-Gesetz" verstehen zu wollen. —

Ohne diese Umgestaltung, oder Umdeutung, welche ich soeben mit der Hahnemann'schen Ausdrucksweise vorgenommen habe, bleibt der spezifische Heilungs-Vorgang der naturwissenschaftlichen Erläuterung unzugänglich, welche allererst durch das in dem Identitäts-Gesetze mitenthaltene Polaritäts-Gesetz möglich wird. Erst der nachhahnemannischen Zeit war die Erkenntniss vorbehalten, dass dieses Letztere es sei, welches alle Bewegungen des organischen Lebens regelt. Ihm untersteht das Reaktions-Vermögen des pflanzlichen und thierischen Organismus auf allen Stufen seiner Entwickelung. Hätte Hahnemann zu seiner Zeit diese Erkenntniss deutlich formulirt vorgefunden, zu welcher einige seiner berühmten Zeitgenossen eben die ersten Elemente geliefert hatten, und hätte er sie mit seinem gesammten naturwissenschaftlichen Denken verweben können, sein Versuch einer Erklärung des spezifischen Kunst-Heil-Prozesses würde glücklicher ausgefallen sein. Seine kritische Besonnenheit war jedoch viel zu gross, als dass er des Ausfalles dieser Erkenntniss nicht hätte inne werden sollen; sowie er denn auch seinen Erklärungs-Versuch im Index des Organon mit den bescheidenen Worten einführt: . . . . . „wie es wohl mit der homöopathischen Heilung zugehen mag."[6]) Nichtsdesto-

[6]) In späteren Jahren hat Hahnemann die Erklärung des Kunstheilvorganges fallen lassen. So berichtete mir ein wohlbekannter und gerühmter Universitäts-Lehrer der Chirurgie, als er mir einen seiner Patienten zur Behandlung übergab, dass er, als junger Arzt, den damals in Paris lebenden Stifter der Homöopathie persönlich frequentirt habe, da er nicht abgeneigt gewesen sei, mit dessen Lehre

weniger kann derselbe gewissermassen als Skizze dienen, welche nur der Ausführung vermittelst derjenigen Farben bedarf, welche die Zeit, in welcher wir leben, uns zugänglich gemacht hat. —

Hahnemann will nämlich, dass die unendlich kleine Gabe des Heilmittels in dem erkrankten Organe eine zweite künstliche Krankheit[7]) hervorrufe, welche vermöge ihrer grösseren Stärke die natürliche verdränge und darauf, wegen der Kleinheit der Arzneigabe, von der Lebenskraft leicht überwunden werde.

Die Unstatthaftigkeit dieser Erklärung, welche mit einer Petitio principii anhebt und mit einer schreienden Contradictio in adjecto abschliesst[8]), springt in die Augen und bedarf keines Nachweises. Sie wird jedoch mit einem Schlage zurechtgeschoben, wenn man Hahnemann's angebliche „künstliche Krankheit" streicht und durch „künst-

---

sich vertraut zu machen. Nachdem er klinische Erfolge in der That beobachtet zu haben glaubte, habe er Hahnemann um eine wissenschaftliche Erklärung der heilenden Arznei-Wirkung ausdrücklich angegangen, worauf jener wörtlich erwidert habe: „Dass es wirkt, ist gewiss; wie es wirkt, vermag ich nicht zu sagen." Unbefriedigt von dieser Antwort, habe er Hahnemann und seiner Lehre den Rücken gewandt. — Hieraus ist zu erkennen, dass Hahnemann auf den beinahe 30 Jahre früher in seinem Organon veröffentlichten Erklärungs-Versuch selbst keinen Werth legte, nachdem ihm dieser von allzu eifrigen Anhängern aus dilettantischer Neugier wider seinen Willen abgenöthigt worden war.

Auf eine wie geringe Anzahl würden die ärztlichen Berufshandlungen beschränkt werden müssen, falls deren nur solche unternommen werden sollten, deren wissenschaftliche Erklärung dem Arzte vollkommen geläufig wäre! —

[7]) Eine seltsame Deutung hat dieses Wort Hahnemann's von Seiten des hervorragendsten Philosophen unserer Zeit gefunden. Bei Gelegenheit einer den empirischen Wissenschaften gewidmeten Betrachtung stellt Arthur Schopenhauer einen Vergleich der gangbaren Heilmethoden an, von welchen er, mit Ausnahme der Mechanik der Medizin, der operativen Chirurgie und Geburtshülfe, nicht viel gehalten zu haben scheint, wobei er u. A. der Lehre Hahnemann's es zum Vorwurfe macht, dass sie, zum vermeintlichen Zwecke des Heilens, eine Carrikatur der Krankheit setze (Parerga und Paralipomena).

Dem entgegen wird aus unserer Darstellung in der weiteren Folge des Textes sich ergeben, dass es vielmehr das Original, gleichsam die platonische Idee, der zu heilenden Krankheit ist, welche vermittelst der minimalen Dosis des auf Grund des Aehnlichkeitsgesetzes diagnostizirten Heilmittels in den kranken Organismus eingeführt wird. —

[8]) Hierzu kommt noch der Widerspruch, in welchen Hahnemann mit sich selbst geräth, indem er die „Lebenskraft", gleich einem Deus ex machina, anruft, da diese in obiger Wortverbindung ein Faux-air der mythischen Naturheilkraft zur Schau trägt, deren Vorhandensein an einer anderen Stelle er, Hahnemann, mit Recht in Abrede gestellt hat. —

Digitized by Google

liche Krankheits-Ursache“[9]) ersetzt. Worin die „grössere Stärke“ dieser bestehe, vermöge welcher sie die natürliche Krankheits-Ursache verdrängt, ist nnschwer zu fassen, sobald man sich des oben aufgestellten Unterschiedes erinnert, welcher die Krankheits-Ursache überhaupt in relative nnd absolute scheidet. Es kann unserer Erkenntniss nicht entgehen, dass den Letzteren eine bei Weitem grössere Affinität znm Krankheits-Processe, eine stärkere nrsächliche Beziehung zu ihrer Wirknng, znkommen, als den Ersteren, den relativen Krankheits-Ursachen, von welchen wir gesehen haben, dass sie für sich allein nnvermögend sind, einen spezifischen Krankheits-Prozess zn determiniren nnd dazu eines zweiten Faktors, der konstitutionellen Krankheits-Anlage, oder spezifisch-individuellen Erkranknngs-Fähigkeit, bedürfen. Hält man sich diese Affinität vor Augen, so versteht man, dass die einzelne Gabe des spezifischen, anf Grund des Aehnlichkeits-Gesetzes diagnostizirten Heilmittels, indem sie nach ihrer Einverleibnng die der Arzneisubstanz spezifisch-eigenen pathogenetischen Wirknngen in der Krankheit selbst praeexistirend vorfindet, sofort die Bedentung der gegenwärtigen Ursache der zn heilenden Krankheit gewinnt und sie, als solche, es ist, welche, eben vermöge ihrer stärkeren Affinität zn dem vorhandenen pathologischen Processe, die in der Zeit voransgegangene relative Krankheits-Ursache ans ihrem Zusammenhange mit jenem verdrängt. —

Hat Hahnemann, als er der Bezeichnung des von ihm gefundenen Heil-Gesetzes den Aehnlichkeits-Begriff zn Grunde legte, dem gemeinen Sprachgebrauche, wie wir gesehen haben, zu wenig Rechnnng getragen, so hat er, als er seinen Erklärnngs-Versuch anstellte, selbst ganz nnd gar unter dessen Herrschaft gestanden, indem er der minimalen Arznei-Gabe eine krankheiterregende Wirkung zuschrieb, welche sie weder haben kann, noch anch haben soll. —

Wenn man nämlich während eines langen Zeitraumes nnd in vielen Fällen Zeuge der ächten spezifischen Knnstheilung gewesen, hat die erste Verwunderung, die Mutter des philosophischen Nachdenkens, überstanden, die so höchst erfreuliche Erscheinung des nnerwartet raschen Genesens voll und ganz auf das Anschanungs-Vermögen ein-

---

[9]) Der geistreiche Ronsseau legt Zengniss ab für das Verständniss nnd die Würdigung, welche die Lehre Hahnemann's bei ihm gefunden hatte, indem er diese als „médecine substitutive“ bezeichnete.

Minder triftig, aber desto schmeichelhafter, wurde sie von Schönlein „die direkt-sedative Heilmethode“ genannt. —

fliessen lassen, Vorurtheile, welche jederzeit Beziehung zum Willen haben und daher die Erkenntniss trüben, abgestreift, und hat so zum willenlosen Subjekte des reinen Erkennens sich erhoben, sich, nach einem höchst bezeichnenden Ausdrucke der tiefsinnigen deutschen Sprache, in den Gegenstand der Betrachtung *verloren*, dergestalt, dass das erkennende Subjekt den treuen Spiegel des Objektes abzugeben fähig geworden, so vermag man ferner nicht, der künstlich gesetzten, den Heil-Vorgang einleitenden Ursache, der minimalen Arznei-Gabe, eine Wirkung im Sinne des gemeinen Sprachgebrauches zuzuschreiben. Dieser verknüpft mit dem Worte „Wirkung" stillschweigend und unbewusst die Vorstellung von der positiven Wirkung, welche den Faktor der Quantität zur Voraussetzung hat. Indem wir nun aber, nach dem Vorgange *Hahnemann's*, zum Behufe der Hintanhaltung mächtigster, einen langen Verlauf versprechender, ja, selbst in kurzer Zeit mit tödtlichem Ausgange drohender Krankheits-Processe uns minimalster Arznei-Gaben mit vollkommenem Erfolge bedienen, der im Quantitäts-Betrag in uns nicht ein Mal mehr eine adäquate Vorstellung weckt, so scheidet auch aus unserem Vorstellungs-Vermögen die positive Wirkung, welche wir der heilenden Arznei-Gabe zuzuerkennen stillschweigend und unbewusst geneigt waren. Als positive Wirkung in der Zeit vorangegangener, oder dauernd fortwirkender Ursachen haben wir die Krankheit vor uns; die Krankheit *ist*; gemäss dem Willen des Kranken, oder seiner wohlwollenden Umgebung, soll sie *nicht sein*: hiermit stellt schon die Sprache selbst, wenn wir nur, statt ihr Etwas einzureden, sie reden lassen, das Postulat der negativen Arznei-Heil-Wirkung. Diese ist es, welche, ohne eine entsprechende Bezeichnung dafür haben auftreiben zu können, *Hahnemann* durch die Rarefaktion der Arznei-Substanzen realisirt hat, und vermöge welcher der die positive, kränkende Wirkung involvirende Faktor der Quantität ausser Wirksamkeit gesetzt wird, während der Faktor der spezifischen Qualität gemäss dem Gesetze der unendlichen Theilbarkeit der Materie erhalten bleibt und die Möglichkeit der negativen Arznei-Wirkung, welche potentialiter die heilende ist, liefert. —

Nach Einverleibung der einzelnen Gabe des auf Grund des Aehnlichkeits-Gesetzes gewählten Heilmittels sind nur drei Fälle möglich:

Entweder sie erhebt die Intensität des Krankheits-Processes zum Quadrat, sofern ihr Quantitäts-Betrag die positive Wirkung bedingt;

oder sie verhält sich indifferent, sofern ihr Quantitäts-Betrag auf der Grenze der beiden Pole gelegen ist;[10])

oder, endlich, sie wirkt, sofern jene Grenze in der Richtung zum negativen Pole genügend überschritten ist, negativ;

quartum von datur.

Die Kunstheilung ist die Negation, die Entwirkung der Krankheit, wenn es erlaubt ist, dem schon überreichen deutschen Sprachschatze diese neue Bezeichnung einzuverleiben. —

Nach dieser unumgänglichen Abschweifung kehre ich zu dem speziellen Gegenstande der vorliegenden Abhandlung zurück.

Man könnte gegen diejenige zufällige Beobachtung, welche der erstmaligen Anwendung des Cyanuretum mercurii zum Behufe der Diphtherie-Heilung als experimentale Voraussetzung gedient hat, den Einwand erheben, in einer nicht hinreichenden Anzahl von Fällen stattgefunden zu haben. Dagegen ist jedoch geltend zu machen, dass die beiden Körper, welche das genannte Salz bilden, einzeln ziemlich erschöpfenden pathogenetischen Prüfungen bereits unterworfen worden waren. Der Charakter der chemischen Verbindung bedingt zwar das Hervorgehen eines neuen Körpers mit neuen physikalischen Eigenschaften, welche den getrennten Salzbildnern nicht eigen waren; es scheint jedoch, als ob diese Regel sich nicht auch auf die durch jene bedingte organische Reaktion erstrecke, auf welche physikalische und chemische Gesetze wohl einfliessen, dabei selbst aber den Gesetzen der organischen Reizung unterstehen und von diesen wesentlich modificirt werden. Eine genaue Vergleichung bekannter Pathogenesieen hat ergeben, dass nicht alle Körper, sofern sie einer pathogenetischen Prüfung einzeln unterzogen worden waren, beim Zusammentreten zu einer chemischen Verbindung ihre individuelle Eigenthümlichkeit zu Gunsten dieser verlieren, weshalb mein mehrerwähnter Kollege und Freund, der Initiatenr der Diphtherie-Heilung, Dr. Beck, welchem wir diese Erkenntniss verdanken, sie als isodynamische und metadynamische unterschieden hat. Zu Letzteren zählen beispielsweise die schwachen unbasischen Säuren, welche den pathogenetischen Charakter des mit ihnen zum Salz verbundenen basischen Körpers

---

[10]) Diese Grenze ist als geometrische Linie zu denken; daher denn die auf ihr befindlichen Arzneigaben-Grössen weder dem positiven noch dem negativen Pole ausschliesslich angehören, und deren Wirkung zwischen beiden hin und her schwankt, wovon weiter hinten in einer ferneren Anmerkung die Rede sein wird.

nicht wesentlich alteriren; so die Kohlensäure in ihrer Verbindung mit dem Eisenoxyd, welchem dagegen, in seiner Verbindung mit der Chlorwasserstoffsäure, diese den ihr eigenthümlichen pathogenetischen Stempel aufdrückt und so ihr isodynamisches Vermögen kund giebt. Ist nun schon der chemische Charakter des Quecksilbers sowohl als der Cyanwasserstoffsäure durch eine ausgeprägte Selbständigkeit ausgezeichnet, so wird dies aus den beiderseitigen Pathogenesieen noch augenscheinlicher. Doch auch ohne Zuthun der von Hahnemann und seinen Schülern an relativ gesunden menschlichen Organismen angestellten methodischen physiologischen Prüfungen sind ex usu in morbo sowohl, als durch Beobachtung zufälliger Intoxikationen, spezifische positive Wirkungen jener beiden Substanzen bekannt und Gemeingut aller ärztlichen Schulen geworden, aus welchen, auf Grund des Aehnlichkeits-Gesetzes, auf die therapeutische Verwendbarkeit ihrer chemischen Verbindung zum Zwecke der Diphtherie-Heilung a priori hätte geschlossen werden können. So zweifelt Niemand an der local-spezifischen Beziehung des Quecksilbers (in den meisten seiner Präparate) zur Schleimhaut der Mund- und Rachenhöhle nebst den adjacenten Speichel- und Lymphdrüsen, noch an dem Charakter centraler Paralyse, welche der pathogenetischen Individualität der Cyanwasserstoffsäure vorzugsweise eigen ist, womit beide in ihrer Verbindung ihr isodynamisches Vermögen behaupten. Wer wollte nun die spezifische Uebereinstimmung dieser beiden, in dem Cyanuretum mercurii zu Einem verschmolzenen, pathogenetischen Wirkungscharaktere mit dem diphtherischen Krankheitsprozesse verkennen, in welchem zwei pathologische Elemente vereint auftreten: Ein vegetatives, Schleimhäute und Drüsen ergreifendes, und ein neuroparalytisches, auf welchem die Letalität des Krankheitsprozesses beruhet.[11])

---

[11]) Die pathologisch-anatomischen Befunde, sofern sie das Volumen der diphtherischen Pseudomembranen betreffen, gestatten nicht mehr die ernsthafte Behauptung von der mechanischen Verschliessung der Luftwege als nächster Todesursache (? ? d. Red.), welche letztere vielmehr neuroparalytischer Natur ist und ihrerseits aus der durch die Anwesenheit grosser Massen von Mikro-Organismen veranlassten Desoxydation des Blutes hervorgeht. Daher die Zwecklosigkeit (? ? d. Red.) der Laryngotomie, zumal dieser immerhin schwere operative Eingriff erst dann unternommen zu werden pflegt, wenn der diphtherisch erkrankte Organismus dem Kollapse nahe ist, jenem mithin nicht mehr den das Gelingen sichernden Grad von Resistenz entgegenbringt. In der Voraussetzung, dass man eine excessive Entwickelung des diphtherischen Exsudates und dessen Verbreitung auf Epiglottis, Stimmbänder und Kehlkopf-Schleimhaut nicht werde hintanhalten können, würde es weit plausibler erscheinen, wenn jene Operationen im ersten Stadium der Krankheit, gewissermassen prophylaktisch, unternommen würde. —

Vorstehende Erwägungen lassen eine Anzahl von fünf gleichlautenden und gleichzeitigen Beobachtungen als genügend erscheinen, daraus die auf dem Aehnlichkeitsgesetze beruhende therapeutische Beziehung erkennbar zu machen, in welcher das Cyanuretum mercurii speziell zur Diphtherie steht, zu welcher es sich verhält, wie die absolute Ursache zu ihrer unausbleiblichen Wirkung. —

Aus dieser Beziehung, welche ich hoffe deutlich genug nachgewiesen zu haben, ergiebt sich die theoretische Nothwendigkeit minimalster Arznei-Dosen, deren empirische Bestätigung der geehrte Leser aus dem Vergleiche der von mir nnd mehreren Anderen[12]) erlangten Heilerfolge mit denjenigen leicht erkennen wird, welche, wie oben speziell angeführt worden ist, mit massiveren Dosen des in Rede stehenden Arzneimittels angestrebt worden sind, weshalb ich denjenigen Allen, welche geneigt sein möchten, klinische Nachversuche anzustellen, wiederholt die dringende Mahnung an's Herz lege, dazu sich nur höchst verfeinerter Dosen zu bedienen. Sollten massivere Dosen des Cyanuretum mercurii in allgemeineren Gebrauch kommen, wie mehrere klinische Berichte, so viele ihrer neuerdings in deutschen Fach-Zeitschriften veröffentlicht worden sind, erwarten lassen, so steht zu befürchten, dass ein Heilmittel, welchem es gelungen ist, in nicht mehr zu zählenden Fällen unsäglichen Jammer fern zu halten, alsbald werde beanstandet und der Vergessenheit anheim gegeben werden. —

Sollte es mir in der That nicht gelungen sein, zu Gunsten des empfohlenen Verfahrens überzeugende wissenschaftliche Gründe beizubringen, so werden die vermittelst desselben erzielten empirischen Erfolge immerhin doch genügen, ein sittliches Motiv in den Vordergrund treten zu lassen, welches die Nachahmung fordert, wobei ich an die Mahnung erinnere, welche Hahnemann, als er mit seinem Werke an die Oeffentlichkeit trat, an den ärztlichen Stand ergehen liess:

„Ich verlange keinen Glauben; macht's erst nach; aber macht's genau nach."

Ich habe nun noch von „experimentellen Untersuchungen" zu

---

[12]) Mehrere meiuer Herreu Kollegen habeu mich vou freieu Stückeu ermächtigt, mich auf sie zu berufeu, sobald es sich darum handelu werde, die spezifisch-autidiphtherische Wirkung des Cyauuretum mercurii empirisch zu erhärteu. Sie bekeuuen gleichlautend, dass, seitdem sie sich miuimaler Gaben des genanuteu Heilmittels bedieneu, sie einen tödtlicheu Ausgaug der Diphtherie nicht mehr beobachtet habeu, die Dauer des Krankheitsverlaufes erheblich abgekürzt worden, uud konsekutive Kraukheitsprozesse nicht zur Entwickeluug gelangt seien. —

reden, welche ich an den von mir behandelten diphtherischen Kranken (nicht, wie man glauben könnte, zu deren Nachtheile) angestellt habe.

Die Veranlassung dazu schöpfte ich aus folgenden Umständen:

Auch solche Aerzte, welche dem Hahnemann'schen Gedanken sich angeschlossen haben und berufsmässig denselben verwerthen, sind in der Vorstellung von der positiven Arzneiwirkung befangen geblieben, und pflegen deshalb den untersten Stufen der Hahnemann'schen Rarefaktionsskala vor den höheren und höchsten fast ausschliesslich den Vorzug zu geben, während Andere, nachdem sie sich anfangs lediglich durch die posologischen Vorschriften ihres Meisters für gebunden erachtet hatten, nachmals an empirischen Thatsachen, sofern sie zu Gunsten der Vorzüglichkeit höchst verfeinerter Arznei-Dosen sprachen, sich genügen liessen. Von dem darob geführten Streite hat Schreiber dieses sich nicht fern halten zu dürfen geglaubt.[13]) Nachdem

---

[13]) Es soll keineswegs in Abrede gestellt werden, dass auch die untersten Rarefaktionsstufen, zumal solcher Arznei-Substanzen, deren positiver Wirkung nur ein geringer Grad von Intensität eigen ist, die Krankheitsheilung einzuleiten vermögen, wobei noch der Intensitäts-Grad der zu heilenden Krankheit, Geschlecht und Alter des Kranken, sowie dessen grössere oder geringere Reizempfänglichkeit in Betracht kommen. Ist doch im einzelnen Falle, welcher seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach zum zweiten Male sich nicht ereignet, ein Vergleichspunkt nicht zu gewinnen. Dagegen lehrt eine Jahrelang fortgesetzte Beobachtung und Vergleichung makrodosistischer und mikrodosistischer Erfolge, welche Schreiber dieses hat anstellen können, da er während der ersten Hälfte seiner ärztlichen Laufbahn selbst makrodosistischen Grundsätzen gehuldigt hat, dass gröbere Gaben einen schwankenden und schleppenden Heilungsprozess zu bedingen pflegen, während auf höchst verfeinerte Arzneigaben, unter der Voraussetzung der triftigen Heilmittel-Diagnose, dieser mit einer Präzision, Promptheit und Vollständigkeit erfolgt, welche das „tuto, cito et jucunde curare" allererst zur Wahrheit macht. An der Hand der in unserem Texte aufgestellten Negativität der Arzneiheilwirkung ist der Grund leicht einzusehen, auf welchem dieser notorische Unterschied der Heilwirkung grober und feiner Arzneigaben beruht. Das Erste nämlich, nach Einverleibung eines beliebigen Arznei-Quantum's, ist, entsprechend den Gesetzen des Reizes und der organischen Reaktion, die relativ-negative Wirkung, welche nach Einverleibung eines absolut kränkenden, fast letalen, Quantum's von so kurzer Dauer zu sein und so rasch in die positive Wirkung umzuschlagen pflegt, dass sie nicht, oder mindestens nicht konstant, zur Beobachtung gelangt. Daher u. A. der Streit der Aerzte des 17. Jahrhunderts, welche ob der Opiumwirkung in zwei Parteien zerfielen: „Opium sedat" verkündete die Eine; „Opium, mehercle, excitat" lautete das Feldgeschrei der Anderen. Beide haben Recht, und Beide Unrecht, je nach dem grösseren oder geringeren Betrage des auf ein Mal einverleibten Quantums. So wird nach Einverleibung einer nicht absolut kränkenden Dosis des auf Grund des Aehnlichkeits-Gesetzes gewählten Arzneimittels zuerst wohl dessen negative Wirkung, eine Rückbildung, mindestens ein Stillstand, des Krankheits-Prozesses beobachtet werden können, welche jedoch nach Verlauf einer kürzeren oder längeren Zeit einer mässigen

er theoretischer Waffen, wie sie weiter oben in aller Kürze ausgelegt worden sind, mit nur geringem Erfolge sich bedient hatte, glaubte er in dem ungemein häufigen Vorkommen der Diphtherie sowohl als in der nur wenigen anderen Krankheitsprozessen eigenen Gleichartigkeit der einzelnen Fälle, welche die diagnostische Stichwahl zwischen einer Anzahl von Heilmitteln abweichender Spezifität ausschliesst, die günstigste, in der privatärztlichen Praxis sonst sich kaum darbietende Gelegenheit zur Sammlung statistischen Materiales gefunden zu haben, vermöge welches, zunächst in Betreff der Diphtherie, der pathologische Streit geschlichtet werden könnte. Zu dem Ende begann ich, nachdem durch gleichlautende Beobachtung einer hinreichenden Anzahl von Einzelfällen die ausschliessliche Spezifität des Cyanuretum mercurii gesichert erschien, die oben angegebene Verordnungsweise zu verlassen und allmälig über die sechste Rarefaktionsstufe hinauf zu steigen. Ich bin auf diesem Wege bei der dreissigsten Centesimalstufe stehen geblieben, welche ich später nur in einem Falle zu überschreiten mich bewogen gefunden habe. Wenn ich nun auch nach jahrelang fortgesetzter vergleichender Beobachtung nicht vermag, einen einzelnen Fall anzuführen, dessen umständliche Schilderung, à l'heure dem Leser einen günstigeren Verlauf mit voller Deutlichkeit vor Augen führte, wobei es auf kleinste Zeittheile ankommt, welche schwer zu bestimmen sind, so glaube ich doch auf die Gefahr hin, einer dem Gegenstande nicht angemessenen Subjektivität des Urtheiles bezichtigt

---

positiven Wirkung Platz macht, wobei der Krankheitsprozess neue Nahrung erhalten zu haben scheint und auf's Neue Fortschritte macht, um bald darauf ein neues Involutionsstadium wahrnehmen zu lassen. Eine solche Alternative von minus und plus wiederholt sich bis zum endlichen, wiewohl verzögerten Eintritte der Genesung mehrere Male, wobei das Ereigniss der Kunstheilung fraglich bleibt, mindestens nicht so deutlich in die Augen springt, als dies, die richtige Heilmitteldiagnose vorausgesetzt, nach Einverleibung höchst verfeinerter, d. h. absolut negativ wirkender Arzneigaben der Fall ist, deren Heilwirkung, einmal eingeleitet, ohne Schwankung, daher in relativ kürzerer Zeit verläuft. —

Hierzu die Illustration, welche der im Texte enthaltene Vergleich der zweiten Dezimalverreibung mit der dreissigsten Centesimalverdünnung des Cyanuretum mercurii liefert. Es handelt sich hier nicht um eine Zahlenbestimmung, mit welcher es die Technik der Arzneibereitung zu thun hat. Kein Auge wird einen Unterschied zwischen der Wirkung einer neunundzwanzigsten und derjenigen einer dreizigsten Verdünnung wahrzunehmen vermögen. Es kommt vielmehr allein darauf an, dass die Arznei nicht actu (positiv), sondern potentiae (negativ) wirke. Hierin findet Gonllon senior (Geh. Medizinal-Rath und Kreis-Physikus a. D. in Weimar) die Berechtigung der von Hahnemann gewählten und von dessen Gegnern vielangefochtenen Bezeichnung der Arznei-Verdünnungs-Stufen als Arzneipotenzen.

zu werden, versichern zu dürfen, dass mit der Rarefaktion der Arzneisubstanz die Präzision der Heil-, die der negativen Arznei-Wirkung, wenn auch nicht in geradem Verhältnisse, gefördert wird. Seitdem ich mich der dreissigsten Stufe der centesimalen Rarefaktionsskala ausschliesslich bediene, habe ich die diphtherischen Exsudate allerdings in nur um ein Weniges kürzerer Zeit schwinden sehen, als nach Anwendung der sechsten und zwölften; dagegen redet die Mimik des Patienten, welche ich bei dem zweiten ihm gewidmeten Besuche, mithin zehn bis zwölf Stunden nach Einverleibung der ersten Dosis obigen Betrages, zu beobachten pflege, eine Sprache, welche nicht missverstanden werden kann. Ganz unverkennbar aber ist das Zusammenschrumpfen des Konvalescenzstadiums auf den relativ kleinsten Zeittheil. Doch gleichviel: Wenn der Heilerfolg nach Anwendung der sechsten und der dreissigsten Rarefaktionsstufe auch nicht den geringsten Unterschied wahrnehmen liesse, so müsste schon eine allgemeine Klugheitsregel, welche aus der Parsimonie der Natur selbst (natura non agit frustra nec supervacaneum) zu unternehmen ist, den meistrareficirten Dosen das Wort reden, indem sie fordert, dass, was mit Wenigem erreichbar ist, nicht mit überflüssigem Aufwande angestrebt werden soll.

Ich resumire: Die Vortheile des mikrodosistischen Verfahrens bei Behandlung der Diphtherie vermittelst des Cyanuretum mercurii bestehen in Folgendem:

1) Die beginnende Involution des vollkommen entwickelten Krankheitsprozesses pflegt bereits nach Verlauf von 12 Stunden nach Einverleibung der ersten Arzneigabe durch geringere Ausbreitung des Exsudates, Abnahme der subjektiven Schlingbeschwerden und des Kopfschmerzes, Hebung des Radialpulses bei verminderter Frequenz, vermehrte Harn-Sekretion, Schlaf, Esslust, Reinigung der Zunge, normale Darmentleerung, gleichmässige Verbreitung der mässigen Hauttemperatur und gelinde Hautthätigkeit sich zu erkennen zu geben, worauf der Arzt schon bei seinem Eintritte in das Krankenzimmer aus der gänzlich veränderten Mimik des Kranken schliessen darf. Von Abend zu Morgen hat eine bedenkliche Erkrankung sich in einen leichten Zufall verwandelt, welcher weitere arzneiliche Eingriffe kaum erforderlich erscheinen lässt.

2) Bedarf es von hier an zur völligen Beseitigung sämmtlicher den Krankheitsprozess verrathender, objektiver und subjektiver Erscheinungen eines Zeitraumes von zwei, höchstens drei Mal 24 Stunden.

3) Ist das Stadium convalescentiae von kaum in Anschlag kommender Dauer.

4) Wird dem Eintritte von Konsekutiv-Krankheiten, auch solchen paretischen Charakters, vorgebeugt.

Ich habe die angemessene Arzneigabe im Beginne der Behandlung des einzelnen Falles alle zwei, nach dem erkennbaren Eintritte der Involution alle vier Stunden, von dem Augenblicke der gesicherten Genesung an drei, auch zwei Mal täglich wiederholen lassen. Ich glaube jedoch aus einer vereinzelten Beobachtung, welche ergab, dass Patient bis zu meinem zweiten Besuche nur eine einzige Gabe Cyanuretum mercurii 30 hatte nehmen können, worauf der gleiche Involutionseintritt, wie nach zweistündlicher Wiederholung, erfolgte, schliessen zu dürfen, dass damit mehr, als nöthig, gethan werde. Dies würde auch in Betreff der Behandlung der Diphtherie die Empfehlung Hahnemann's rechtfertigen, die Wiederholung der Arzneigabe so lange zu verschieben, als die erstmalige eine Heilwirkung deutlich verräth. Die experimentale Entscheidung der hierüber aufzuwerfenden Frage erheischt jedoch eine unablässige Beobachtung des konkreten Falles, welche die privatärztliche Praxis nur ausnahmsweise gestattet; daher sie nur in einer öffentlichen Heilanstalt zum Austrag gebracht zu werden vermag. —

Zum Behufe der Prophylaxis habe ich die täglich einmalige Darreichung einer Gabe der dreissigsten Rarefaktionsstufe des Cyanuretum mercurii ausreichend befunden und so lange fortsetzen lassen, als Infektionsgefahr vorhanden war. Es ist mir auf diese Weise gelungen in ärmlichen, kinderreichen, ungesunde kleine Wohnräume dicht füllenden Familien, deren Mitglieder mit allem konstitutionellen Krankheitszunder behaftet waren, den Ausbruch der Diphtherie auf den ersten, meiner ärztlichen Behandlung anvertrauten Fall zu beschränken. Doch vermag auch in diesem Falle die ärztliche Privatpraxis der ausschlaggebenden Experimentation ein genügendes Material nicht zu liefern. So konnte erst das im Krakauer Krankenhause von Prof. Dietl angestellte umfangreiche Experiment das von Hahnemann gegen die Blutentziehung, als entzündungswidriges Mittel, ausgesprochene Verdikt empirisch-statistisch bekräftigen. —

Der Schluss führt mich auf den Eingangs der vorliegenden Abhandlung berührten Gegenstand zurück.

Unter den von der Preisfrage geforderten „praktischen Folgerungen“ habe ich solche verstanden, welche der Therapie (und Prophylaxis) zu Gute kommen und in der That die bedrohten Bevölkerungen

einer mit Grund gefürchteten Kalamität zu entziehen vermögen. So unerlässlich auch die Erweiterung und Vertiefung unserer Kenntniss vom Heilobjekte ist, so gerechte Ansprüche auf den Dank der Mit- und Nachwelt auch diejenigen Forscher sich erwerben, denen wir jene verdanken, so glaube ich doch in dem Vorstehenden an dem durch die Preisfrage bestimmten Paradigma nachgewiesen zu haben, dass zu dem genannten Zwecke die experimentelle Erforschung der positiven Wirkungen der als Heilmittel dienenden Substanzen noch weniger entbehrt werden könne, eine Wahrheit, deren Erkenntniss in neuerer Zeit mehr und mehr um sich gegriffen und eine neue Bearbeitung nnd Umgestaltung der Arzneimittellehre hervorgerufen hat, an welcher eine ansehnliche Zahl hervorragender Forscher betheiligt ist. Es geht aus dem historischen Theile vorliegenden Aufsatzes hervor, dass es uns gelungen ist, den diphtherischen Krankheitsprozess zu beherrschen nnd unschädlich zu machen, obwohl er uns pathologisch unvorbereitet antraf. Wenn in demselben Augenblicke auch unsere Kenntniss von dem Heilmittel nur eine einseitige und unvollständige war, so genügte sie eben doch dem Bedürfnisse des gerade vorliegenden konkreten Falles[14]). Die Thatsache der an der Diphtherie vollzogenen Kunstheiluug war uns längst geläufig geworden, als wir von den Mikrobien überhaupt und von dem Micrococus diphthericus insbesondere, als Krankheitserreger, allererst Kenntniss erhielten. Dieser Umstand wirft ein intensives Licht

[14]) Bald nach Veröffentlichung hierher gehöriger klinischer Berichte hat Einer unserer belesensten und fleissigsten Kollegen (Dr. Henke in Riga †) eine Sammlung anderweiter, in vielen Fachzeitschriften zerstreuter Beobachtungen toxikativer Wirkungen des Cyanuretum mercurii bekannt gemacht, welche deutlich das Gesammtbild des diphtherischen Prozesses widerspiegeln und zu der Erwartung berechtigen, dass dieses Mittel weithin uns zur Herrschaft über noch viele andere Krankheitsprozesse der schwersten Art verhelfen werde. So habe ich im Herbste des vorigen Jahres eine Diphtherie des Dickdarmes, welche anfänglich unter der Maske der Dysenterie auftrat, ohne sich im Verlaufe mehrerer Tage dem Mercurius sublimatus corrosivus auch nur im Entferntesten zugänglich erwiesen zu haben und im weiteren Verlaufe mit Verlust des Bewusstseins, erloschenem Blicke, Pulslosigkeit und kaltem klebrigen Schweisse einherging, vom Abend bis zum Morgen vermittelst weniger Gaben der dreissigsten Verdünnung des Cyanuretum mercurii vollständig beseitigt, worauf die relative Gesundheit der im klimakterischen Lebensalter stehenden Patientin fast ohne Uebergang wieder eintrat. — Eine erschöpfende pathogenetische Prüfung dieses mächtigen Heilmittels ist zur Zeit leider noch ein pium desiderium. Es wäre in der That von höchstem Interesse, auf experimentell-pathogenetischem Wege mit Hülfe des Mikroskopes in Erfahrung zu bringen, ob in den von dem Cyanuretum mercurii auf der Rachenschleimhaut hervorgerufenen Exsudaten der Micrococcus diphthericus sich nicht vorfinden werde, was in Anbetracht analoger Vorgänge kaum zu bezweifeln ist. —

auf diejenigen Hülfsquellen, aus welchen die Therapie wird zu schöpfen haben, um zu erwünschten praktischen Resultaten zu gelangen. Hier ist an den weiter oben angeführten, der allgemeinen Pathologie angehörenden Satz zu erinnern, welcher von occasionellen und konstitutionellen Krankheitsursachen handelt. Während aus der Kenntniss von den parasitären Mikroorganismen die Indikation geschöpft wird, die lokale Zerstörung dieser zu bewerkstelligen, das zu dem Ende eingeschlagene Verfahren mithin lediglich gegen die occasionelle Ursache der Diphtherie gerichtet ist, welche vermöge ihrer Ubiquität der ärztlichen Macht sich entzieht, und darüber die konstitutionelle Krankheitsursache völlig aus dem Auge lässt, so ist es gerade die letztere, gegen welche das auf dem Aehnlichkeitsgesetze beruhende spezielle Heilverfahren gerichtet ist, indem sie ihr die absolute Ursache der zu heilenden Krankheit substituirt, welche völlig in die Gewalt des Arztes gegeben ist, dergestalt, dass die Arzneidosis bis auf das kleinstdenkbare Bruchtheil vermittelst eines höchst einfachen technischen Verfahrens mit grösster Genauigkeit bestimmt zu werden vermag. Von demselben Grunde geht die erfolgreiche Ausübung der Prophylaxis aus, indem sie, die unzugängliche occasionelle Krankheitsursache sich selbst überlassend, die konstitutionelle kompensirt und die Immunität des von Infektion bedrohten Organismus sichert.

Habe ich in dem Vorstehenden von einem Rechte Gebrauch gemacht, welches mir von den beobachteten klinischen Thatsachen verliehen worden war, so legt das Gebot der Wahrhaftigkeit mir die Verpflichtung auf, bevor ich schliesse, auch zweier unter meiner ausschliesslichen Behandlung letal verlaufener Fälle von Diphtherie zu gedenken. —

Belasten dieselben schon das statistische Conto des Cyanuretum mercurii mit kaum 0,666 . . . % Mortalität, ein Resultat, welches schwerlich günstiger gedacht werden kann, so dient der Eine von Beiden vielmehr dazu, nicht nur die vis diphtherifuga jenes Heilmittels insbesondere, sondern auch die dynamisch-potentielle Macht der Spezifität überhaupt in ein noch helleres Licht zu setzen, als gelungene Heilungen diess vermögen. —

Dieser eine Fall betraf ein zehnjähriges Mädchen, welches, als ich es zum ersten Male sah, bereits seit drei Tagen krank war. Die bekannten örtlichen Zeichen der Diphtherie hatten mithin Zeit gehabt,

sich zu einem hohen Grade von Extensität zu entwickeln. Dieser Umstand allein würde mich nicht veranlasst haben, eine ungünstige Prognose zu stellen; bedenklich aber machte mich schon bei meiner ersten Untersuchung die verschwindende Kleinheit und Leere des Pulses nebst Unvernehmbarkeit der Herztöne und, soweit dies sich bestimmen liess, excessiver Frequenz. Mein zweiter Besuch lieferte mir den Schlüssel zu dieser Erscheinung. Da ich die Kranke bei meinem Eintritte Blut aus der Nase verlieren sah und wegen dieses Umstandes nähere Nachfrage hielt, erfuhr ich aus dem Munde der Mutter meiner Patientin, dass Jene seit ihrem sechsten Lebensjahre, also seit vier Jahren, ungemein häufig von profusen und kaum zu stillenden Nasenblutungen heimgesucht worden sei. Während ich, gegen Gewohnheit und Prinzip, neben dem Cyanuretum mercurii mit anderen mir geläufigen Mitteln gegen diese üble Komplikation einzuschreiten bemüht war, erfolgte am dritten Tage der Behandlung die spontane Ausstossung eines Nasenschleimhautpolypen von der Grösse einer Haselnuss, worauf die Hämorrhagie völlig versiechte. Von Stund an schritt auch unter alleinigem Gebrauche der 30. Centesimal-Verdünnung des Cyanuretum mercurii die Heilung der Diphtherie rascher vorwärts und konnte am fünften Tage der Behandlung als vollendet angesehen werden. Schlaf und Appetit erwiesen sich als genügend; wogegen alle Zeichen einer hochgradigen Anaemie fortbestanden, welcher ich, da das Cyanuretum mercurii überflüssig geworden zu sein schien, mit der China zu begegnen suchte.

Unterdessen war der jüngere Bruder der Patientin gleichfalls an Diphtherie erkrankt, was mir Gelegenheit brachte, bei täglich wiederholten Besuchen Jene im Auge zu behalten.

Der kaum erwachte Appetit verschwand nach 24 Stunden wieder; ob in Folge eines begangenen Diätfehlers, vermochte ich nicht zu eruiren. Es stellte sich von Neuem Fieber ein, welches von Uebelkeit, Kopf- und Schlingschmerz begleitet war. Vermöge der sofort wieder angestellten Inspektion der Rachenhöhle konstatirte ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung den Wiedereintritt der diphtherischen Lokalerscheinungen. Selbstverständlich musste die China dem Cyanuretum mercurii wieder Platz machen. Unter dem ausschliesslichen Gebrauche des letztgenannten Mittels schwanden zum zweiten Male sowohl die örtlichen als die allgemeinen Erscheinungen der Diphtherie nach dem ungewöhnlich langen Verlaufe von weiteren fünf Tagen vollständig, indem sie eine tiefe Apathie nebst völliger Pulslosigkeit hinterliessen.

Der Appetit erwachte nicht wieder. Nach weiteren zwei Tagen verschied Patientin vor meinen Augen, nachdem ich während dieser Zeit zu wiederholten Malen nach Puls- und Herzschlag vergeblich gesucht hatte.

Uebersieht man den soeben geschilderten Krankheitsverlauf, von welchem ich, um nicht zu weitläufig zu werden, nur die ausschlaggebenden Momente hervorgehoben habe, so wird eine vorurtheilsfreie Epikrisis den letalen Ausgang nicht sowohl dem, innerhalb eines Zeitraumes von elf bis zwölf Tagen zwei Mal zu Ende geführten, diphtherischen Krankheitsprozesse, als vielmehr der Kooperation der durch mehrjährige Epistaxis vorbereiteten Anaemie zuzuschreiben haben, worin die Anerkennung der unwiderstehlichen Heilkraft minimaler Dosen des Cyanuretum mercurii mit eingeschlossen ist. —

Nicht so in dem folgenden Falle.

Bei meinem ersten Besuche, welcher der Verstorbenen gegolten, hatte ich nicht versäumt, der Mutter meine Bedenken zu offenbaren, welche ob der hygienischen Ungunst der Wohnung in mir aufgestiegen waren. Dieselbe nahm den ersten Stock eines der ältesten und kleinsten, in der engsten Strasse des Stadtinnern gelegenen Häuser ein. Die hinteren Räume blickten in einen wenige Quadratfuss im Umfange messenden, finsteren und übelriechenden Hof. Ueberall glaubte man Kellerluft zu athmen. Nachdem ich gerathen, dem jüngeren Bruder der zuerst Erkrankten, welcher vom ersten Lebensjahre an mit harten Anschwellungen der Unterkiefer- und Nacken-Drüsen behaftet war, täglich eine Gabe Cyanuretum mercurii 30 zu reichen, obwohl er keine Klage hören liess, hatte die Mutter es vorgezogen, den siebenjährigen Knaben, welcher ihr bei der Krankenpflege im Wege war, bei Verwandten ausserhalb der Stadt unterzubringen. Kaum war jedoch die Tochter von dem ersten Anfalle von Diphtherie genesen, als Jene den Knaben dem mütterlichen Hause wieder zuführten. Er war nach seiner Ankunft auf dem Lande alsbald erkrankt und verlangte stürmisch nach der mütterlichen Pflege. Als ich ihn in Behandlung nahm, mochte die Diphtherie den vierten Tag ihrer Entwickelung erreicht haben. Die infiltrirten Unterkiefer- und Nacken-Drüsen hatten einen unförmlichen Umfang gewonnen und verursachten beim Oeffnen des Mundes Schmerzen, welche den Kranken so ungeberdig machten, dass ich nach mehren, mit Hülfe zweier Personen unternommenen, vergeblichen Versuchen von der Inspektion der Mund- und Rachenhöhle abstehen musste, über deren Zustand ein wahrhaft betäubender Foetor oris Auskunft gab. Von den übrigen Krankheitserscheinungen sei nur noch eine profuse Salivation

von kadaverösem Foetor erwähnt, welche, binnen 24 Stunden eine grosse Backschüssel zum dritten Theile füllend, den Patienten um allen Schlaf brachte. Zur Einnahme von Speise und Trank war er nicht zu bewegen; auch der zwischen die Lippen gebrachten Arzneigaben (globuli) suchte er sprudelnd sich zu entledigen. Das Fieber stand im Verhältniss zu diesen excessiven Erscheinungen.

Zum ersten Male seit meiner Bekanntschaft mit der Diphtherie vermisste ich nach vierundzwanzigstündigen Gebrauche des Cyanuretum mercurii alle Zeichen, welche die eingeleitete Heilung hätten andeuten können, wobei freilich ob des widerstrebenden Benehmens des Patienten die Frage offen bleibt, ob die Arznei zur Einwirkung überhaupt habe gelangen können. In unglaublich kurzer Zeit gediehen die infiltrirten Drüsen zu einem so monstruösen Umfange, dass der Schädel des Patienten dem Punkte auf dem i glich. Der Tod erfolgte am Beginne des dritten Tages der Behandlung, mithin am sechsten oder siebenten der Krankheit.

Der Vater der beiden verstorbenen Geschwister war im kräftigsten Mannesalter an Pleura-Syphilis und Mercurial-Siechthum zu Grunde gegangen, während neun andere Geschwister akuten Kinderkrankheiten erlegen waren. Solche Krankheitsfälle bezeichnen, scheint mir, die Grenze, welche der Heilkunst gezogen ist. —

Nachwort.

Ich kann mir nicht verhehlen, dass einzelne Gedanken, welche ich in den theoretischen Theil vorstehenden Aufsatzes verwoben habe, den geehrten Lesern befremdlich erscheinen werden. Dieser Befürchtung aber zu entgehen, würde ich einer Ausführlichkeit mich haben befleissigen müssen, welche sich mit dem Inhalte und Zwecke der Preisfrage schlechterdings nicht verträgt. Ich hoffe indessen, wenn auch nur andeutungsweise, doch so viel beigebracht zu haben, um mich auf das vorangestellte Motto berufen zu können:

Sapienti sat.

Mittheilungen
interessanter Funde in der Litteratur.

Ueber Behandlung von Lympho-Sarkomen mit Arsenik.

Von Interesse und als indirekter Beitrag zur Stützung des Aehnlichkeitsprinzips beachtenswerth ist eine 1882 erschienene Inauguraldissertation von Carl Marzolph, Strassburg, über die Behandlung der malignen Lymphosarkome mit Arsenik. Wir geben aus dieser sich auf positive Beobachtungen und historisches Material stützenden Schrift den Hauptinhalt deshalb wieder, weil uns daran liegt, alle positiven, das homöopathische Prinzip stützenden Mittheilungen aus der Presse der Schulmedizin zu registriren und als Beweismaterial zu benutzen. Nach einer Kennzeichnung des Begriffes des Lymphosarkoms und der Aufführung der bisher, resp. vor der Anwendung des Arsenik, angewendeten Heilmittel, resp. deren negativen Erfolge konstatirt der Verfasser, dass es Billroth durch Darreichung der Solut. Kali arsenicos. gelang, den ersten eklatanten Erfolg einer Heilung von Lymphosarkom durch Arsen zu erzielen. Nach einer geschichtlichen Reminiscenz über den früheren Gebrauch des Arseniks in der Medizin, wobei die Ansichten von Jsnard[1]) aus neuerer Zeit als besonders enthusiastisch hervorgehoben werden, führt er namentlich als fördernd für die Kenntniss der Arsenikwirkung bei methodischer Anwendung die Arbeit von Th. Gies[2]) an, dessen Fütterungsversuche an Kaninchen zeigten, dass alle mit Arsen behandelten Thiere in kurzer Zeit fetter und schwerer wurden, dass ihr Fell ein glänzenderes, glattes Aussehen bekam und die Knochen

[1]) Charles Jsnard de Marseille, der therapeutische Gebrauch des Arseniks, besonders gegen die Krankheiten des Nervensystems, aus dem Französischen übersetzt von Levison. Erlangen, Enke, 1467.

[2]) Th. Gies, experimentelle Untersuchungen über den Einfluss des Arsen auf den Organismus. Archiv für experiment. Pathologie u. Pharmakologie. Bd. VIII. 175. 1878.

an Länge und Dicke durch epiphysäres und periostales Wachsthum beträchtlich zunahmen. Alte, wie junge Thiere gewöhnten sich bei vorsichtiger Darreichung gleich gut an den Arsenik. Von ganz besonderem Interesse sei in der Arbeit aber, dass der Arsenik auch durch Lunge und Haut ausgeschieden wird und dass bei den Thieren, welche, ohne Arsenik zu bekommen, mit arsen-gefütterten zusammen wohnten, ebenfalls dieselben Veränderungen in der Ernährung, nur in geringerem Grade, sich einstellten, wie Gies meint, durch Aufnahme des in die Atmosphäre ausgeschiedenen Arseniks. (Wieder ein Beweis von der Zweckmässigkeit und Wirksamkeit kleiner Gaben; denn die von den arsen-gefütterten Thieren exhalirten Arsenikmengen, wahrscheinlich in Form von Arsenwasserstoff, können doch nur sehr minimale gewesen sein. Red.)

Weiterhin werden auch die Angaben von Schallgruber[1]), Tschudi[2]) und Schäfer[3]) über die Arsenikesser in Steiermark angeführt, die zwar nicht unbekannt, aber deshalb nicht minder interessant sind. Nach den Angaben des Dr. Knapp, auf der letzten Naturforscherversammlung in Graz, gewöhnen sich diese Leute von Jugend auf an den Arsenik und ertragen zuletzt so hohe Gaben, wie sie ungestraft kein anderer Mensch geniessen dürfte (bis 0,4 arsenige Säure). Sie erfreuen sich dabei des besten Wohlseins, nehmen an Körpergewicht und Körperkraft zu, besteigen mit Leichtigkeit die höchsten Berge und sollen sogar eine gewisse Immunität gegen Infektionskrankheiten erlangen.[4]) Aehnliches wird auch vom Genusse stark arsenhaltigen Wassers, wie das aus den Blackcomb Mountains entspringenden Flusses Whitbeck in West-Cumberland berichtet.[5]) Beiläufig wird auch noch der Thatsache Erwähnung gethan, die jeder Pferdehändler zur Genüge kennt, dass mit Arsenik behandelte Pferde ein schöneres, glatteres Fell und glänzendere Haare bekommen, als andere, welche keinen Arsenik unter ihrem Futter erhalten.

Gestützt nun auf eine frühere erfolgreiche Anwendung des Arseniks an der Züricher Klinik, versuchte Billroth[6]) denselben auch bei dem Lymphosarkom und erzielte, wie schon bemerkt, ein glänzendes Resultat;

---

[1]) Mediz. Jahrb. d. österr. Staates. Gratz 1882.
[2]) Wiener mediz. Wochenschrift. Okt. 1854.
[3]) Sitzungsbericht d. Wiener Akademie.
[4]) Köhlers Handbuch der physiol. Therapeutik u. Matt. Mediz. S. 714. 1876.
[5]) Th. Gies, Arch. f. exeziment. Pathol. u. Pharmerkol. S. 175. 1878.
[6]) Wiener medizinische Wochenschrift 1871, Nr. 44.

später wandte er ihn mehrmals mit theils sehr gutem, theils mangelndem Erfolge an. Nach ihm waren es besonders seine Schüler Czerni und Winiwarter, die durch ihre erfolgreiche Anwendung des Arseniks beim Lymphosarkom Billroth's Resultate bestätigen konnten. Czerni[1]) wandte alternirend mit der innerlichen Darreichung der Solutio arsenialis Fowleri die parenchymatöse Injektion an, ein Verfahren, dessen Wirksamkeit Winiwarter[2]) rühmlichst anerkennt und zu weiterer Nachahmung empfiehlt. Auf eine Mittheilung Czerni's hin gab später auch Billroth in einigen Fällen die Solutio arsenicalis Fowleri subcutan mit gutem Erfolg. Der letzte Bericht über eine Heilung des Lymphosarkoms durch Arsenik, welchen er in der Litteratur auffinden konnte, stammt von Dr. James Israel[3]).

Verfasser giebt nun eine tabellarische Uebersicht der ihm bekannt gewordenen, seit Billroth's erstem Erfolg mit Arsenik behandelten Fälle, aus welcher hervorgeht, dass der Arsenik in einigen Fällen vollständige und dauernde Heilung herbeigeführt hat. (Von 21 angeführten Fällen 6.) In anderen bewirkte er zwar eine bedeutende Besserung mit Verkleinerung oder Schwund der Geschwülste, doch kam es zu Recidiven oder Tod aus verschiedenen Ursachen (4 Fälle von 21). Bei 2 Kranken war zur Zeit der Veröffentlichung von Winiwarter's Arbeit bereits eine Besserung eingetreten und man konnte nach dem bisherigen guten Verlauf eine vollständige Heilung erwarten; in den übrigen Fällen endlich war die Behandlung theils erfolglos, theils hatten sich die Kranken der Kur entzogen, ehe ein Erfolg eintreten konnte (9 Fälle von 21). Mit zweien der zu dieser Tabelle gehörigen Fälle beschäftigt sich Verfasser eingehend und giebt über dieselben höchst interessante Angaben, welche die zweifellos günstige Einwirkung des Arseniks und die Heilung der malignen Lymphosarkome deutlich manifestiren. Wir gehen auf dieselben hier nicht näher ein, weil es zu viel Raum in Anspruch nehmen würde, heben aber das grosse Interesse hervor, welches diese beiden Fälle in klinischer Hinsicht, bezüglich ihres Verhaltens gegen Arsenik, zeigen. Die Drüsentumoren,

[1]) Ueber die Behandlung der malignen Lymphosarkome mit Arsenik aus der Klinik des Prof. Czerni in Freiburg i. B., mitgetheilt von Dr. Tolem, Langenbecks Arch., Bd. XVII, S. 1—19.

[2]) Ueber malignes Lymphom und Lymphosarkom von Dr. Winiwarter, Langenbecks Arch., Bd. XVIII, S. 98—166.

[3]) Schmidt's Jahrbücher. Bd. 191, S. 22, 14, 81, und Berl. klin. Wochenschrift, Bd. XVII, S. 52. 1825.

deren Entwickelung bei beiden Kranken ganz indolent war, zeigten auch beim Zurückgehen unter Arsenikbehandlung nicht jene von Winiwarter als konstant bezeichnete Schmerzhaftigkeit, sondern blieben von Anfang bis zu Ende ganz und gar reizlos. Auch die von dem genannten Autor bei der Arsenikkur als charakteristisch bezeichnete abendliche Temperatursteigerung, welche schon nach der vierten bis fünften Dose ausnahmslos eintreten soll, konnte in beiden Fällen nicht konstatirt werden.[1]) Die Behandlung mit Arsenik brauchte, da keinerlei Vergiftungssymptome auftraten, nicht ein einziges Mal bis zur vollendeten Heilung ausgesetzt zu werden. Im ersten Falle war am zehnten, im zweiten schon am achten Tage der Kur eine deutliche Abschwellung der Drüsentumoren zu notiren, die denn in ungestörter Weise von Tag zu Tag sich mehr zeigte, Appetit und Aussehen wurden bald besser und die Heilung trat verhältnissmässig rasch ein; im ersteren Falle nach 40 Tagen, mit einem Verbrauch von 30 Gramm Solutio Fowleri (d. h. 0,3 Gramm reinen Arsenik), im zweiten Falle nach zwei Monaten und Verbrauch von 40 Gramm Solutio Fowleri, also 0,4 Gramm reinen Arseniks. Was die Gaben des Arseniks bei Lymphosarkom betrifft, so spricht Verfasser, sowie die Autoren, welche er anführt, den kleinen Gaben, namentlich im Beginn, das Wort. Er führt an, dass im Anfang Gaben von 1 bis 2 Tropfen, zwei Mal täglich, der Solutio Fowleri am Platze seien, und nur beim Weitergebrauch man allmählig mit denselben steigen solle, oder nach französischer

---

[1]) Fast von allen Autoren, besonders von Winiwarter wurde beobachtet, dass bei der Arsendarreichung die Drüsentumoren manchmal in ganz auffälliger Weise unter heftigem Fieber zurückgingen, eine Erscheinung, die einerseits für das Primäre der Arsenikwirkung gehalten und von der die Einschmelzung der Tumoren abhängig gemacht wurde, die bei der Steigerung des Stoffwechsels rascher erfolgen sollte, als die der physiologischen Gewebe, andererseits sah man es als Resorptionsfieber, also als etwas sekundäres an.

Nach Winiwarter's Ansicht genügt weder das Eine noch das Andere zur Erklärung für das Arsenikfieber; im ersteren Falle begreift man nicht, „warum denn Leute, die an Neugebilden abmagern, nicht eher ihre Tumoren verrespiriren, als ihr Fett" und die zweite Hypothese wird unwahrscheinlich, „weil eben zwar das Fieber eine konstante Folge des Arsenikgebrauchs ist, die Verkleinerung der Drüsen aber leider nicht in allen Fällen so konstant eintritt." Darnach hat Winiwarter es von vornherein als feststehend eingesehen und hat dies auch angeblich in allen Fällen selbst beobachtet, dass mit dem Arsenikgebrauche immer Fieber verbunden sei, eine Ansicht, die zum Theil den Gebrauch des Arseniks in homöopathischen Dosen beim Wechselfieber motiviren dürfte. Dass Arsenik unter gewissen Umständen in kleinen Gaben Wechselfieber heilt, hat wohl jeder von uns praktisch erfahren.

(Redaktion.)

Methode als Granules d'arséniates de soude, wovon man dreimal 1 bis 3 bis 5 Stück geben kann (diese Granules enthalten genau 0,001 Acid. arsenicicum). —

Weiterhin berührt Verf. eine für uns Homöopathen, resp. Anhänger der Spezifität der Arzneien, höchst interessante Beobachtung. Es wurden nämlich bei parenchymatöser Injektion des Arsenik bei zu starken Gaben (wie stark war leider nicht bemerkt) Reizungen des Darmtraktus (Gastroenteritis) beobachtet (Binz), was mit den durch andere Autoren (Schroff z. B.) eruirten Thatsachen zusammenfällt und für die Homöopathie die Begründung für Anwendung des Arseniks auch bei Darmkatarrhen, resp. beim Typhus abgiebt.

Nach allen Ausführungen, Belegen etc. kommt Verfasser zu dem Resumé, dass seit Anordnung des Arseniks die Prognose des Lymphosarkom's eine bessere geworden sei, und namentlich in diesem Mittel für die weiche Form ein wichtiges Heilmittel gefunden sei. Bei der harten Form spricht ihm Winiwarter die Wirkung ab.

Zum Schluss lenkt Verfasser noch die Aufmerksamkeit auf eine in neuester Zeit veröffentlichte Arbeit der Aerzte Schneeberg's, (der Lungenkrebs [Lymphosarkom], die Bergkrankheit in den Schneeberger Gruben, vom Bergarzt Dr. Hesse und Dr. Härting. — Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medizin. und öffentliches Sanitätswesen von Dr. H. Enlenburg. Bd. XXXI. 102 und 113. 1878), welche unser Interesse in hohem Grade in Anspruch zu nehmen geeignet sei. Dieselben beobachteten nämlich, dass die Mehrzahl aller Todesfälle unter den Arbeitern der Schneeberger Gruben (bis 75%) durch Lymphosarkom der Lunge verursacht werde; nach ihrer Annahme wird durch die Inhalation von Staubpartikelchen das Arsen in seiner schwer löslichen Verbindung mit Kobalt als Speiskobalt unzersetzt bis in die Bronchialdrüsen geführt und unterhält dort freiwerdend einen Reizzustand der diese Drüsen zur Wucherung anregt. Andere Arsenverbindungen, wie z. B. die mit Schwefel, sollen diesen Effekt nicht haben (das konstante Vorkommen, gerade von Lymphosarkom, spricht doch wohl für die Spezifität des eingeführten Agens und nicht blos für den Reizzustand von einem Fremdkörper bewirkt; denn sonst würden doch wohl die Arbeiter meist an Lungenschwindsucht zu Grunde gehen, wie dies bei Müllern, Steinmetzen und ähnlichen Arbeitern so oft der Fall ist. Red.) „Ist dem wirklich so," mit diesen Worten schliesst der Verfasser seine Arbeit, „woran nach den genauen Angaben dieser Aerzte und nach Cohnheims Sektionsbefund nicht zu zweifeln ist, so wäre dies einer der

Fälle, wo eine Krankheit durch dasselbe Mittel, durch das sie geheilt, auch hervorgerufen werden könnte, wie sie Hahnemann zur Ausführung seiner Theorie benutzt hat. Ich erinnere an die bekannte Erfahrung, dass man durch dasselbe chemische Irritament, das die Haut zu entzünden vermag, wie z. B. Theer, im Stande ist, chronisches Eczem zu heilen, in ähnlicher Weise kann man sich vorstellen, hat Arsenik eine irritirende Beziehung zu den Lymphdrüsen, die es ermöglicht, dass er das eine Mal bei längerer Anwendung im Stande ist die gesunden Drüsen in eine krankhafte Bildungsthätigkeit zu bringen, während er wieder andere Male krankhafte Vorgänge in der Drüse zur Norm zurückzuführen vermag.“ —

Unter dem Titel Hydrophobie mit Ausgang in Genesung bringt die Allgem. med. Centralzeitung einen dem Centralblatt für allgem. Gesundheitspflege, 7 und 8 Heft, 1882 entnommenen Artikel von Denis-Demont. —

Ueber den nachfolgenden Fall von Hydrophobie mit Ausgang in Genesung unter dem Gebrauche von Pilocarpin, welchen Verf. zu Caën beobachtet, hat die französische Akademie der Medizin einen Commissionsbericht veröffentlicht, der von besonderem Interesse ist:

Bei einem Hirten in der Nähe von Caën, welcher am 16. April von einem wuthkranken Hunde in den linken Vorderarm gebissen worden, stellten sich in der Nacht vom 21. zum 22. Mai grosse Unruhe, Durst, Schlingbeschwerden, Präcordialangst ein; er stürzte auf der Strasse hin, zerkratzte den Boden, biss in Kieselsteine, in einen vorgehaltenen Stock, in seine eigene Hand; in's Hospital zu Caën aufgenommen, verschmähte er jedes Getränk, ausser Apfelwein, warf eine Menge fadenziehenden Schleims aus, stiess ein dem Hundegebell ähnliches Geschrei aus und musste seiner gewaltthätigen Unruhe wegen die Zwangsjacke angelegt bekommen. Morphium-Injektionen, Bromkalium, Codein brachte keine Erleichterung; nach Injektion von Pilocarpin aber (Dosis 1 Cgr.) trat unter reichlicher Transpiration eine rasche Besserung ein, welche in wenigen Tagen zur Genesung führte. —

Ob es sich in diesem Falle um wirkliche oder imaginäre Hydrophobie gehandelt, erklärt die von der Akademie zur Untersuchung des Falles eingesetzte Commission nicht mit Bestimmtheit entscheiden zu können; doch zeigten die Symptome eine so auffallende Aehnlichkeit mit denen der echten Hundswuth beim Menschen und der Erfolg der

Digitized by Google

angewendeten Mittel sei ein so augenfälliger, dass die Veröffentlichung der Krankheitsberichte nebst denjenigen der Commission in den Verhandlungen der Akademie beschlossen wurde. —

Unter dem Titel „Beitrag zur Kenntniss der Salicylsäure-Dyspnoe" veröffentlicht Dr. B. London in Carlsbad in der Berl. klin. Wochenschr. einen Artikel, welchen wir uns nicht versagen können, hier wiederzugeben, weil er ein sehr charakteristischer Beitrag, einerseits zur Kenntniss der von der Schulmedizin in der Neuzeit geradezu als Universalmittel gegen alle möglichen Fieberparoxysmen, namentlich aber bei Typhus und Gelenkrheumatismus angewendeten Arzneistoffe, andererseits zu der wirklich harmlosen und naiven Art giebt, mit der einzelne Aerzte die Kranken als Probemittel und Versuchsobjecte auf die Gefahr hin benutzen, ihnen unter Umständen das Lebenslicht lege artis auszublasen. Zu verwundern ist übrigens bei dem Verfasser, Herrn Dr. London der eigenthümliche Umschlag in seinen therapeutischen und pharmakologischen Auffassungen, denn es ist noch nicht zu lange her, dass dieser Herr sich den Berliner homöopathischen Kollegen in ihren Sprechstunden präsentirte und sich als homöopathisch-behandelnden Arzt in Karlsbad ihrer geneigten Fürsprache und Berücksichtigung empfahl, derselbe Dr. London, der in dem nachstehend beschriebenen Falle 12 Grammes Natr. salicylicum, in drei Dosen zweistündlich zu nehmen, verabfolgte. Wir lassen den Artikel hiermit wörtlich folgen:

„Ich will nicht all' die ohnehin schon bekannten, von gewissenhaften Beobachtern wie Diesterweg, Carpani, Donbrisay, Feltz, Jürgensen und Liebermeister mitgetheilten Fälle von ungünstigen Nebenwirkungen der Salicylsäure und ihrer Präparate, die sich als Ohrensausen, Taubheit, Schwindel, Brechneigung, Benommenheit des Sensoriums etc. manifestirten, wieder erwähnen, sondern als Pendant zu den von Quincke aus der Kieler Klinik publizirten Wahrnehmungen, ebenfalls auf ein erst in der letzten Zeit auffallend häufig vorkommendes, durch Salicylsäure bedingtes Symptom aufmerksam machen, dessen nachtheilige Folgen von Seiten des praktischen Arztes die grösste Beachtung erheischt: ich meine die schweren Intoxicationssymptome, welche das Nervensystem betreffen, den Collaps, insbesondere aber die auffallende Respirationsstörung, die Dyspnoe, welche durch eine charakteristische Vertiefung der Athmung und erhöhte Frequenz derselben sich kund giebt.

„Ich habe die Salicylsäure und das salicylsaure Natron in zahlreichen Fällen von Gelenk- und Muskelrheumatismus, von neuralgischen Affektionen, wie Migräne, Trigeminusneuralgie, bei Ischias, ja auch bei Diphtheritis der Mund- und Rachenhöhle, bei Intermittens und bei Diabetes mellitus in verschieden grossen Dosen, oft in Tagesdosen bis zu 8 Grammes angewendet, ohne mit Ausnahme der oben erwähnten, bald vorübergehenden unangenehmen Nebenerscheinungen (Ohrensausen, Taubheit, Brechneigung), je so Gefahr drohende Symptome wahrzunehmen, wie ich sie in der Sommersaison vorigen Jahres 1882 hier in Karlsbad bei einem klinisch interessanten Falle zu beobachten Gelegenheit hatte.

„Dieser Fall von toxischer Wirkung der Salicylsäure ist auch insofern beachtenswerth, als die allarmirenden Symptome der Respirationsstörung nicht erst nach länger fortgesetzten Darreichung des Natrum salicylicum, sondern schon nach der zweiten, relativ geringen Dose, (4 Grammes pro dosi, 12 Grammes pro die) sich kundgaben.

„Fräulein Marietta C., 26 Jahre alt aus Triest, eine Dame, von gracilem Knochenbau, schwach entwickelter Muskulatur und fettarmem Unterhautzellgewebe, kam zur Begleitung ihres kranken Oheims, am 16. Juni 1882, nach Karlsbad. Das Fräulein laborirte schon seit mehreren Jahren an chronischem Rheumatismus aller Gelenke, gegen den sie abwechselnd bald die Thermen von Battaglia, bald die von Bormio gebrauchte, die ihr auch Linderung verschaften. Interne will sie noch nie dagegen behandelt worden sein. Sämmtliche Gelenke waren zur Zeit der Ankunft schmerzfrei und ganz normal gestaltet. Die Untersuchung der Respirations- und Circulationsorgane ergab nichts Abnormes.

„Am 23. Juni wurde Patientin von, mit Fieber komplizirten, heftigen Schmerzen in beiden Schultergelenken befallen, so dass sie dieselben Schmerz halber garnicht bewegen konnte. Ich fand daselbst keine auffallende Schwellung, wohl aber eine deutlich fühlbare Temperaturerhöhung. Die Temperatur in der Achselhöhle gemessen ergab am 23. Juni Abends 5 Uhr 38,6° C., der Puls 88, die Respiration 20. — Gegen Eisumschläge hatte Patientin, wie ich es überhaupt bei vielen Italienern fand, eine solche Angst, dass sie von deren Applikation absolut nichts wissen wollte, sie bat um Watte- oder Wergumschläge, die ihr schon oft geholfen hätten. — Interne verabreichte ich ihr Natrum salicylicum, 12 Grammes in 3 Dosen, je zweistündlich eine Dose (4 Grammes). Sie nahm die erste Dose um 6 Uhr, die zweite um 8 Uhr Nachts. Eine Viertelstunde

nach dem Einnehmen der zweiten Dose wurde die Patientin plötzlich blass, kalt anzufühlen, ohnmächtig und von solcher Athemnoth befallen, dass die Umgebung bereits einen letalen Ausgang befürchtete. Ich fand die Kranke gegen ¼ vor 9 Uhr, nach Anwendung von kalten Begiessungen, Sinapismen, heissen Hand- und Fussbädern, wohl schon bei Besinnung, aber noch immer mit heftiger Dyspnoe, Schwindel und Brechneigung kämpfend. Die Athemzüge waren auffallend tief, keuchend, 34 in der Minute. Der Puls 92. Die Perkussion und Auskultation der Lungen ergab nichts objektiv nachweisbar Pathologisches.

„Die Auskultation des Herzens ergab, zum erstenmal, ein systolisches Geräusch im linken Ventrikel. Ob dies eine Endocarditis oder vorübergehende Anomalie in Folge von Vagusreiz, bedingt durch die Salicylsäure, sei, konnte ich mir noch nicht erklären.

„Ich verordnete vor Allem Excitantia, Glühwein, Liquor ammonii anisatus, und liess den in der allernächsten Nachbarschaft wohnenden Kollegen Dr. Gr. noch in derselben Stunde pro Consilio herbeibitten.

„Wir hielten uns damals zwar noch nicht berechtigt, diese Gefahr drohende Dyspnoe einzig und allein nur der Salicylsäure zuzuschreiben, doch stimmten wir darin überein, für diese Nacht und die nächstfolgenden Tage mit der Verabreichung des salicylsauren Natrons um so eher zu sistiren, als die Temperaturmessung 37,3 ergab und die Schmerzen in den Gelenken evident nachgelassen hatten. Den Liquor ammon. anis. (mit Aqu. Melissae) liessen wir fortgebrauchen, umsomehr, als sowohl die Respirationshindernisse, wie der Schwindel, das Ohrensausen allmählig schwanden. Dagegen blieb die unregelmässige Herzaktion mehrere Tage hindurch fast konstant. Auf Tinctura digitalis mit Tinct. lobeliae besserte sich auch dieses Symptom.

„Die Urinmenge stieg während dieser Zeit in 24 Stunden auf circa 20,000 c. m ; das spezifische Gewicht war auffallend gesunken (1,006). Der mit Plumbum aceticum und mit Eisenchlorid untersuchte Urin ergab die charakteristische violette Salicylsäure-Reaktion.

„Am 30. Juni, Mittags, trat wieder ein Rezidiv des Rheumatismus ein und zwar diesmal als Polyartritis. In allen Gelenken war ohne Ausnahme enorme schmerzhafte Schwellung und Temperaturerhöhung konstatirbar. Die Temperatur Abends 6 Uhr gemessen ergab 39,0° C. Der Puls 108. Die Respiration 20. Wir hielten es (Dr. G. und ich) für indizirt, es abermals mit dem, in solchen Fällen sonst fast unfehlbar wirkenden salicylsauren Natron, zu versuchen und zwar 9 Grammes pro Die, 3 Grammes pro Dosi. Wohl manifestirte sich abermals die

antipyretische und antirheumatische Wirkung, das Fieber und die unerträglich gewesenen Schmerzen hatten nach dem dritten Pulver bedeutend nachgelassen, hierfür aber traten gegen Mitternacht wieder Störungen des Sensoriums, unregelmässige schwache Herzaktion, Augstgefühl, Beklemmung, hochgradige Athemnoth und starke Schweisssekretion ein.

„Ich sah Patientin um halb 1 Uhr nach Mitternacht und fand ihre Züge ganz entstellt, die accessorischen Athemmuskeln, den ganzen Brustkasten in heftiger Aktion, den Athem röchelnd. Die Respiration war 38 in der Minute, der Puls 120, die Haut kühl anzufühlen. Im Herzen wieder ein systolisches Geräusch hörbar. Ich applizirte sofort eine subkutane Aetherinjektion, liess Ammonia pura liquida riechen, und interne Liquor ammonii anis. mit Infus. Serpentariae verabreichen. Nun unterlag es keinem Zweifel mehr, dass auch diesmal die furchtbare Dyspnoe, die für die Patientin bald verhängnissvoll gewesen wäre, einzig und allein nur dem Salicylsäurepräparat zugeschrieben werden musste. Die Harnanalyse ergab diesmal ebenfalls die Salicylsäure-Reaktion.

„Das Fräulein erholte sich nach diesem zweiten Anfalle sehr schwer, um so langsamer, indem die Herzsymptome, die unregelmässige schwache Herzaktion, der zeitweise aussetzende Puls, die hie und da wiederkehrende momentane Beklemmung und Athemnoth diesmal länger als nach dem ersten Anfalle andauerten. Ausserdem klagte Patientin diesmal auch über Trübschen, die Gegenstände kamen ihr grau wie mit Rauch umgeben vor, die Pupillen waren etwas verengert. Das, auch nach dieser zweiten Attaque, abermals konstatirbare systolische Geräusch im linken Herzventrikel, verschwand wieder allmählig. Die Herzdämpfung war ganz normal. Die Patientin war in ihrer Ernährung so heruntergekommen, so dekrepid, dass sie ausser den Tonicis, der exquisiten Nahrung, nur der wirklich musterhaften und gewissenhaften Pflege von Seite des Wartpersonales danken konnte, endlich Anfangs August mit sichtlicher Besserung Carlsbad verlassen zu können.

„Sowohl die von Leonhardi-Aster, C. E. Buss, Belz, Cattani, Dixneuf, Empis und Gubler, Kisch, Fürbringer, Jürgensen, Liebermeister und Schulze, F. Petersen, Quincke und Weckerling publicirten Fälle von toxischer Wirkung der Salicylsäure beim Menschen, als auch die von Feser und Friedberger, Koehler, Danewski und Sokolowski, Ch. Livon und Kirchen an Thieren vorgenommenen Versuche mit Salicylsäure-Präparaten, als auch mein Fall, sprechen entschieden für die Richtigkeit der Behauptung

Quincke's, dass die Salicylsäure vorzugsweise auf das Nervensystem, namentlich auf die Centralorgane der Respiration erregend wirkt. Auffallend war bei meiner Patientin der Umstand, dass, während die Dyspnoe sonst erst bei fortgesetzter wiederholter Darreichung der Salicylsäure aufzutreten pflegt, hier in diesem Falle schon nach einer so geringen, sonst ganz unschädlichen (!) Gabe, die toxische Wirkung so rasch und mit solcher Vehemenz eintrat. Dass die Salicylsäure auch auf das Herz eine toxische Wirkung ausübe, ist aus den oben geschilderten Symptomen, die wir bei unserer Patientin zweimal konstatiren konnten, evident.

„Die diesbezüglich angestellten Versuche sind bis jetzt noch nicht abgeschlossen, die Ergebnisse derselben sind noch so widersprechend, dass man statistisch noch keinen positiven Schluss ziehen kann.

„E. Bälz hat zur Zeit Wunderlich's auf dessen Klinik (Leipzig) in Folge von salicylsaurem Natron, sogar Delirien, ähnlich den Alkohol-Delirien, ja sogar förmliche Manie-Anfälle beobachtet.

„Während Jürgensen und Liebermeister neben der Kürze der Wirkungsdauer, die Schwächung des Herzens und die Störungen des Sensoriums für gewichtig genug erachten, um die Anwendung des Mittels bedeutend zu restringiren, will E. Maragliano aus seinen, in der Klinik (Genua) an Patienten angestellten Versuchen, bei denen sowohl vor als auch nach der Einnahme von salicylsaurem Natron die Pulscurve bestimmt wurde, gefunden haben, dass das salicylsaure Natron auf das Herz absolut gar keine deprimirende Wirkung ausübe.

„Durch Veröffentlichung dieses Falles will ich durchaus nicht in die Kategorie derjenigen eintreten, die die Salicylsäure früher, bald nach ihrer Entdeckung, als Panacee gegen alle Krankheiten verhimmelt haben, und nun dieselbe als arg verlästert wieder aus der Pharmacopoe verbannen möchten. Sie wird uns wegen ihrer zweifellosen antimykotischen und antipyretischen Wirkung, auch fernerhin ein fast unentbehrliches, aber nicht nur bei der fortgesetzten Anwendung des Mittels, sondern auch schon bei der einmaligen antifebrilen Gabe mit grösster Vorsicht anzuwendendes schätzbares Heilmittel bleiben."

Wir fügen diesem interessanten Artikel gern das Zugeständniss hinzu, dass wir in einzelnen Fällen von Gelenkrheumatismus, resp. der fieberhaft einsetzenden Polyartritis, entschieden gute Erfolge von Natr. salicylicum konstatiren können, Erfolge, die aber mit bei weitem geringeren Gaben ⅓—½ grammes pro dosi, 3 - 4stündlich gegeben, erzielt wurden.

Leider bietet sich aber für die Mittelwahl nichts wesentlich Charakteristisches dar und in einer Reihe von Fällen versagte das Mittel seine Dienste; vor Allem hat es auf die unangenehmsten und gefahrdrohendsten Komplikationen, den Uebergang des Prozesses auf das Herz, auch nicht den mindesten prohibitiven Einfluss, wo wir mit Arsen. und Spigelia so prächtige Resultate erzielen. Im Allgemeinen ist man aber allopathischerseits von den colossalen Dosen, mit denen man zuerst experimentirte, abgekommen; jedenfalls werden solche Veröffentlichungen, wie die vorstehende, wohl jeden verständigen Arzt stutzig und in der Anwendung eines so bedenklichen Mittels vorsichtig machen.

In derselben Nummer der klin. Wochenschrift veröffentlicht ein Dr. Rydygier in Kulm a. W. eine sehr interessante Besprechung der Anwendung des Naphtalin als Ersatzmittel für das durch seine Intoxikationsgefahr höchst bedenkliche Jodoform, und kommt dabei zu dem Schluss, dass in dem Naphtalin zwar kein für alle Fälle geeignetes Verbandmittel gefunden, dass es aber als ein ungefährliches und billiges Ersatzmittel für Jodoform, mit fast wenigen Ausnahmen, anzusehen ist. Hoffentlich wird auch dieser sehr sachverständig und objektiv gehaltene Artikel dazu beitragen, dem Jodoformmissbrauch entgegen zu arbeiten. —

Referate aus L'art medical.

Februar 1883.

Die Behandlung der Chlorose.

Von Prof. Dr. P. Jousset.

Deutsch von Dr. L. Sulzer, prakt. Arzt in Berlin.

Die Chlorose ist eine Krankheit aus der Klasse der Cachexien, die dem weiblichen Geschlecht eigenthümlich und im direkten Zusammenhang mit der Menstruation steht. Dieselbe ist indessen durchaus verschieden von der Anaemie, welche eine verschiedenen Krankheiten gemeinsame Erscheinung darstellt.

Anatomisch ist die Chlorose characterisirt durch die Verminderung in der Zahl der Blutkörperchen; durch das Herzklopfen und die Schwäche, die mit dieser Veränderung einhergeht; durch verschiedene krankhafte Anfälle; durch Störungen der Digestion und stets durch Unordnung in der Menstruation.

Digitized by Google

Die Chlorose zeigt drei Formen: Die gewöhnliche Form, die leichte Form und die schwere oder hämorrhagische Form.

Prophylaxis. — Leben in freier, guter Luft, körperliche Uebungen, passende Ernährung und die Hydrotherapie bilden die Prophylaxe der Chlorose.

1. Behandlung der gewöhnlichen Form.

Ferrum und Arsenik sind die beiden grossen Heilmittel der Chlorose; aber dieselben genügen nicht immer und man muss dann seine Zuflucht zu folgenden Mitteln nehmen: Argentum, Cuprum, Pulsatilla, Sepia, Natrum muriaticum, Lycopodium, Conium maculatum, Kali carbonicum, Nitri acidum, Cicuta und Cyclamen europaeum. Mineralwässer und Hydrotherapie kommen gleichfalls in Betracht bei Behandlung der Chlorose.

1. Ferrum. — Die klinische Beobachtung, wie diejenige der Eisenwirkung auf den gesunden Körper, vereinigen sich, auf dies Mittel als ein Hauptagens in Behandlung der Chlorose hinzuweisen. Das Eisen ist indess kein Spezifikum, es giebt Fälle, in denen es absolut seinen Dienst versagt, welche Dosen man auch verordnen mag. Ich füge noch hinzu, dass das Eisen, wo es nicht hilft, in grossen Dosen sogar schädlich wirkt. Das Eisen, bis zum Aeussersten angewendet, bewirkt mancherlei Zufälle: Kopfschmerzen mit Nasenbluten, Anorexie, Gastralgie und Verstopfung, Schwergefühl in der Gebärmutter, Schmerzen in Hypogastrium und oft beunruhigende Blutungen; Husten, Blutspeien und Phthisis. In einer seiner klinischen Vorlesungen gestand Trousseau ein, dass die starke Wirkung, welche er durch Eisenmittel in der Chlorose erzielt, der Keim für zahlreiche Fälle von Lungenschwindsucht gewesen sei.

Ferrum ist bei folgenden Symptomen angezeigt: bleiches, gelbes Gesicht mit fliegender Röthe, blasse Lippen, Abmagerung und Aufgedunsenheit, Oedeme der Knöchel, Dyspnoe, welche sich bei mässiger Bewegung bessert, Herzklopfen und Blutwallungen, Anorexie, Widerwille gegen Fleisch und gekochte Speisen, Verlangen nach Saurem und Rohem, Erbrechen der Speisen namentlich Nachts, Wasserspeien am Morgen, Verstopfung, zu schwache oder unterdrückte Regeln, Traurigkeit, Apathie, Muskelschwäche, ausserordentliche Müdigkeit nach der geringsten Bewegung, Neuralgie verschiedener Art.

Wenn Eisen angezeigt ist, geben wir davon 2 Dosen täglich 24 Tage lang und machen eine Pause von 6 Tagen, welche mit der

Regelzeit zusammenfallen muss. Das Eisen muss beim Essen genommen werden.

Die Meinungen über das beste Eisenpräparat gehen stets auseinander. Diese ziehen die löslichen Eisenmittel vor; sie scheinen auf den ersten Blick im Recht zu sein und verordnen essigsaures oder oxalsaures Eisen u. s. w. Andere indess und nicht wenige ziehen das Eisen in Substanz vor, weil das Eisen in Berührung mit den Magensäuren lösliche Verbindungen eingeht und die Absorption im Momente dieser Bildung leichter von Statten geht. In der That haben die Untersuchungeu Quevenne's gezeigt, dass das durch Wasserstoff reduzirte oder fein pulverisirte Eisen am leichtesten absorbirt wird und zwar 51 und 35 Milligramm von 50 verabreichten Centigrammen, während die löslichen milch- und weinsteinsauren Salze nur in dem geringeren Verhältnisse von 20 und 11 Milligramm von verabreichten 50 Centigrammen aufgenommen wurden.

Die unlöslicheu Eisenpräparate werden also am leichtesten absorbirt, ausserdem ätzen sie nicht die Mundschleimhaut, färben die Zähne nicht schwarz und sind entschieden vorzuziehen.

Lange Zeit verordnete ich essigsaures oder protoxalsaures Eisen; jetzt gebe ich mit Vorliebe entweder Ferrum reductum oder die erste Decimalverreibung vom Ferr. metallicum. — In den Fällen, wo das Eisen wohl angezeigt ist und ein Präparat wirkungslos bleibt, muss man ein anderes Präparat anwenden.

Was die Dosis angeht, so trennen wir uns gleichmässig von den Hochpotenzlern und Allopathen, indem wir pro dosi 2—5 Centigramm verordnen.

Es ist unnütz, wie die Allopathen enorme Dosen zu geben, welche den Magen schwächen und die mit dem Stuhle entleert werden; und selbst Jahr gesteht ein, dass er noch niemals von infinitesimalen Eisendosen bei der Chlorose etwas gesehen habe.

Hartmann sagt schon mit dem praktischen Blick, der ihm eigen ist: „Eisen in kleinen Gaben hat gar keinen Nutzen, das Gegentheil sehen wir bei grossen lange fortgesetzten Dosen.“ Indessen giebt es Verhältnisse in denen man Präparate vorzieht, welche eine chemische Vereinigung zweier Metalle darstellt, z. B. Jodeisen, Arseneisen.

Das Jodeisen (l'iodure de fer) ist namentlich bei skrophulösen Chorotischen angezeigt. Es heilt mitunter selbst bei Nichtskrophulösen besser als das metallische Eisen, ohne dass man die Indikation präzisiren kann Man kann es daher auch bei Nichtskrophulösen anwenden,

falls das metallische Eisen seine Wirkung versagt. Die bekannten Blancard'schen Pillen sind nichts weiter, als ein Jodeisenpräparat.

Dem Arseneisen (l'arseniate de fer) muss man den Vorzug geben, wenn die Schwäche besonders gross, die Oedeme sehr beträchtlich sind; wenn Angst und Herzklopfen bestehen. Die zu starken Menses bilden keine Contraindikation für dieses Salz, obschon dieselben entschieden Anwendung des metallischen Eisens widerrathen.

2. Arsenicum ist das Haupttheilmittel bei der menorrhagischen Chlorose und werden wir bei Behandlung dieser Form auf das Mittel zurückkommen.

3. Argentum. — Die Versuche Bogoslowky's haben bewiesen, dass das Silber, in der Form der Peptonate oder des Doppelsalzes von Silber und Natron verabreicht, bei Thieren folgende Symptome hervorbringt: Verminderung des Körpergewichts, Atrophie des Fettpolsters, chlorotischer Zustand des Blutes, Entartung der Muskulatur, selbst der des Herzens, daher Blutstase im ganzen venösen System; fettige Entartung der Leber; Hyperämie der Nieren und Albuminurie; Catarrhe der Luftwege und des Verdauungstraktes; Störungen des Rückenmarkes mit paralytischen Erscheinungen im motorischen und sensiblen Gebiet (Nothnagel und Rohrbach p. 101). Diese Symptome haben uns den Gedanken nahe gelegt, Silber bei der Chlorose zu verordnen, wenn das Eisen nicht fruchtete, und in mehreren Fällen haben wir bemerkenswerthe Erfolge zu verzeichnen.

Vor Allem aber ist Argentum angezeigt, wenn die Chlorose von zu starken Menses begleitet ist und bei Neigung zu Durchfällen. Schmerzen in den Knochen, Schwindel, Symptome von Rückenmarksreizung: als Krämpfe, blitzartig strahlende Schmerzen, Paresen und besonders Albuminurie weisen auf die Anwendung des Mittels. Wir haben die niedrigen Verreibungen des Silberoxyds so angewandt, wie wir es beim Eisen angegeben.

4. Cuprum. — Die Wirkung des Kupfers hat einige Aehnlichkeit mit der des Silbers. Dies Metall passt auch in derjenigen Chlorose, wo Krämpfe und Diarrhöe vorherrschen.

Pécholier hat festgestellt, dass Frauen, welche in Grünspahn-Fabriken arbeiten, an Umfang zunehmen und nie bleichsüchtig werden.

Wir haben erst wenig Erfahrung über die Anwendung des Cuprum in der Chlorose, und die Fälle, in denen wir es gebraucht, sind erst so wenig zahlreich, dass wir keine präzise Indikation aufstellen können. Aber das Kupfer ist ein Mittel, das studirt werden muss und das uns

in den schweren Fällen wird Dienste leisten können, wo die Chlorose der üblichen Behandlung widersteht.

5. und 6. Pulsatilla und Sulfur. — Pulsatilla ist vorwiegend durch die Uterinsymptome angezeigt, welche bei der Chlorose so gewöhnlich sind: verzögerte, verminderte, blasse und namentlich unterdrückte Menses; Dysmenorrhöe; weissliche, starke, die Regeln ersetzende Leukorrhöe; Kolik, Schwere des Unterleibes und Nierenschmerzen. Die Pulsatilla kann in der Behandlung der Chlorose mit dem Eisen verbunden werden, indem man sie einige Tage vor der Regelzeit reicht, um die Menses hervorzurufen oder reichlicher fliessen zu machen.

In manchen Fällen, wo das Eisen nicht vertragen wird, kann die Pulsatilla im Wechsel mit Sulfur die Krankheit sehr günstig beeinflussen. Die Symptome, welche in diesen besonderen Fällen die Pulsatilla anzeigen, sind folgende: lanzinirende Schmerzen, die in einem der Stirnhügel ihren Sitz haben; verschiedene Neuralgien; Durchfälle, Erbrechen; Herzklopfen, Frösteln; Neigung still zu sitzen, in einen Winkel gekauert und Gleichgültigkeit gegen Alles; Abscheu vor Bewegung und Unterhaltung; sanfter Charakter.

In diesem Falle verschreibe ich Pulsatilla 6, 2 Gaben täglich, acht Tage vor der Regel, und Sulfur 30, 2mal täglich, gleich nach der Regel acht Tage lang.

Hartmann hält Sulfur für eines der besten Mittel bei Chlorose, und versichert, dass er die Krankheit in ihrem Entstehen mit einigen Gaben allein geheilt habe.

7. Sepia. — Das Charakteristikum der Sepia ist die Leukorrhöe. Der Ausfluss ist theils dick, gelbgrünlich, stinkend; theils wässerig, mitunter blutig, oft auch beissend. Die Leukorrhöe der Sepia ist begleitet von Schmerzen und Stichen im Uterus, von Nierenschmerzen, aber vorzüglich von Vollheit im Unterleib. Die Amenorrhöe ist weniger auffallend wie bei der Pulsatilla, aber die Menses, wenn auch vermindert, erscheinen oft zu früh. Kopfschmerz und grosse, schmutzige, erdfahle Flecke im Gesicht weisen auf die Wahl der Sepia. Die ersten Verreibungen, selbst die erste Decimale, schienen mir mehr Wirkung zu entfalten als die andern Verdünnungen. Die Anwendung der Sepia ist gleich der des Eisens.

8. Natrum muriaticum ist eins der Mittel bei ganz jungen Mädchen, wenn die Menses noch nicht erschienen sind, oder wenn sie sehr gering und in grossen Zwischenräumen auftreten. Magenschmerzen mit Uebelkeit, Wasserspeien, Erbrechen der Speisen, Schwäche und

Gefühl von Ohnmacht, Verlangen auf Saures, Widerwillen gegen Fleisch, Brod und die meisten gekochten Speisen charakterisiren die Anwendung von Natr. muriat. Dies Mittel wurde meist in der 12. und der 30. Dilution verordnet. Zwei Gaben täglich, 4 Tage lang, dann 4 Tage Pause und dann wieder das Mittel.

9. Lycopodium ist angezeigt, wenn die Menses längere Zeit gänzlich unterdrückt sind. Gelbliche oder röthliche Leukorrhöe mit voraufgehenden Uterinkoliken und begleitet von Excoriationen der Vulva, hartnäckige Verstopfung zeigen die Wahl des Lycopodium's an. Das Mittel weist übrigens ein ziemlich genaues Bild der gewöhnlichen Form von Bleichsucht auf. Die 12. und 30. Verdünnung sind die wirksamsten. Anwendung wie bei Natrum muriaticum.

10, 11, 12, 13. Kali carbonicum, Conium maculatum, Cicuta und Nitri acidum entsprechen gleichfalls mehreren Indikationen der Bleichsucht.

Kali carb. ist namentlich angezeigt, beim Ausbleiben der ersten Regel; Conium, Cicuta und Nitri acid. bei krankhaftem Gelüst. Cicuta bietet in seiner Pathogenese ein heftiges Verlangen, Kohle zu essen; Nitri acidum Essen von Kreide, Erde, Kalk und Hering.

Cyclamen europaeum ist ein Analogon der Pulsatilla, es hat sich in der Bleichsucht nützlich erwiesen, um die Regel wieder hervorzurufen. Kopfschmerz mit Schwindel und Gesichtsstörungen charakterisiren dies Mittel. Es wurde in der 15. Dilution verordnet.

II. Behandlung der hämorrhagischen Chlorose.

Arsenic, Argentum und Natriumbromür mit Mutterlaugensalz (Le Bromure de sodium et les sels des eaux-mères) sind die drei Hauptmittel in der Behandlung dieser Krankheitsform. Calcarea carbonica und Ignatia entsprechen besondern Indikationen und alle Arzneimittel bei Metrorrhagien finden Anwendung bei den starken Blutverlusten, welche diese Krankheit begleiten.

1. Arsenicum. — Die Pathogenese des Arseniks bietet alle Symptome der Bleichsucht; höchste Schwäche, bedeutende Oedeme, heftiges und unregelmässiges Herzklopfen mit Beängstigung; Verlangen auf Säure und Spirituosen, aber vor Allem zu starke, zu lange und zu frühe Menses charakterisiren die Wirkungssphäre des Arsenik und unterscheiden sie von der des Eisens; wenn die Regeln, ohne sehr stark zu sein, sich hinziehen, dass der Blutfluss ein kontinuirlicher wird, ist

der Arsenik noch ganz besonders angezeigt. Ich verordne den Arsenik in der 3. Verreibung fünf Centigramm vor den beiden Hauptmahlzeiten, während der ganzen Regelpanse.

2. Argentum. — Das Silber, dessen Angemessenheit in Behandlung der Chlorose wir in Obigem schon erwiesen haben, passt vorzüglich, wenn diese Krankheit mit Metrorrhagie einhergeht. Empirisch wurde Silberoxyd von der allopathischen Schule angewandt bei Bekämpfung uteriner Blutungen und ich habe seinen günstigen Einfluss oft bestätigen können bei Frauen, welche mit Fibromen behaftet waren oder an menorrhargiseher Chlorose litten.

Ich verschreibe mit Vorliebe die 1. Verreibung von Argentum oxydatum oder die 2. Verreibung, wenn die 1. Magenschmerzen hervorruft, fünf Centigramm 2mal täglich in der Regelpause.

3. Natriumbromür und **Mutterlaugensalz.** Die Wirkuug der Mutterlaugenbäder auf Menorrhagie hat mich dazu geführt, gegen dieses Uebel sowohl Nutriumbromür, welches nach meinen Erfahrungen das wirksame Prinzip dieser Wässer ist, als auch das Salz anzuwenden, welches ich durch Verdampfung der Mutterlauge von Kreuznach gewonnen habe. Ich kann noch nicht die speziellen Indikationen präzisiren, welche den Vorzug dieser Salze vor dem Arsenik bedingen; sie passen beide in sehr ähnlichen Fällen. Ich verschreibe diese Salze, wenn mich der Arsenik im Stiche lässt und habe oft gute Erfolge gehabt. Die Anwesenheit von Verstopfung lässt dem Bromium und dem Mutterlaugensalze den Vorzug geben. Die Dosen und die Anwendung sind genau dieselben wie beim Arsenik.

4. Ignatia ist angezeigt um die zu frühe Wiederkehr der Regel zu verhindern. Dies ist ein Mittel, auf welches man sich bestimmt verlassen kann; vornehmlich wenn die Patientin nervös, melancholisch ist nnd leicht weint.

Ich verschreibe das Mittel in der 12. Verdünnung, zwei Kügelchen jeden Abend beim Schlafengehen, acht Tage lang vor der Wiederkehr der Regel. Da aber die Ignatia sich daranf beschränkt, die Regel zu verlangsamen, ohne grossen Einfluss auf ihre Stärke zu haben, muss man gleichzeitig Arsenik oder Mutterlaugensalz verschreiben nach der oben geschilderten Methode.

5. Calcarea carbonica entspricht gleichfalls einer auffallenden Verfrühung der Regel; man muss sie an Stelle der Ignatia und zwar in derselben Weise verschreibeu bei Mädchen, die ein wenig fett sind und die mehr zur Skrophulose als zur Hysterie neigen.

Digitized by Google

Die Hauptmittel bei Metrorrhagie sind: Ipecacuanha, Hamamelis, Sabina, Secale, Ledum palustre, Crocus, Thlaspi bursa pastoris und China. Die speziellen Indikationen sind durch die Behandlung von Menorrhagien überhaupt gegeben.

Eisenhaltige Mineralwässer, Seeluft, Aufenthalt im Gebirge, Seebäder mit oder ohne Mutterlauge und die Hydrotherapie vervollständigen den Heilapparat bei der Chlorose.

Forges, Spa und St. Moritz sind die drei bei Behandlung der Chlorose hauptsächlich angezeigten Quellen; letzteres verbindet mit der Eigenthümlichkeit seiner Eisenwässer und seiner Bäder die energische Wirkung einer bedeutenden Höhenlage. Royet und Luxeuie wirken nicht so energisch, aber sie passen für manche Chlorotische, welche starke Eisengaben schlecht vertragen.

Orezza ist vor Allem ein Wasser, das sich verschicken lässt. Da es sehr gasreich ist, so hält es sich vortrefflich, wird vom Magen sehr leicht vertragen und ist von angenehmem Geschmack.

See- und Gebirgsluft haben in manchen widerspänstigen Fällen eine entscheidende Wirkung auf die Heilung der Chlorose. Seebäder sind ein wichtiges Mittel in Behandlung der Chlorose, wenn die Reaktion frei ist und das Bad 10—30 Minuten lang vertragen wird. Bei zu schwachen oder zu nervösen Kranken habe ich es sehr zweckmässig gefunden, warme Seebäder zu verschreiben, denen man 10—20 Liter Kreuznacher Mutterlauge zusetzt; diese Verordnung ist besonders bei der menorrhagischen Chlorose angezeigt.

Die Hydrotherapie ist mitunter ein mächtiges Mittel bei eingewurzelter Chlorose, die aller Behandlung widersteht. Man muss dieses energische Umstimmungsmittel mit grosser Vorsicht anwenden, damit die Reaktion nie ausbleibe. Man muss sich immer vergegenwärtigen, dass die Chlorotischen sich nur schwer wieder erwärmen; eine sehr kalte, sehr kurze und sehr starke Douche ist die unerlässliche Bedingung für eine gute Reaktion in der vorliegenden Krankheit.

Zur Situation.

Ein neues Stück Homöopathenhetze müssen wir melden, das Allem, was bisher dagewesen, die Krone aufsetzt und so recht dentlich zeigt, dass es einer gewissen Sorte von Aerzten nicht darauf ankommt, die homöopathischen Kollegen moralisch nnd wissenschaftlich zu bekämpfen, sondern dass sie mit der grössten Gemüthsruhe sie einfach vernichten und aus dem Stande ansstossen würden, wenn sie die Gewalt dazu hätten. In nachfolgenden Zeilen wird wieder ein Stück medizinischer Geschichte geliefert, welches wir unsern Berufsgenossen vor Allem zur Kenntniss bringen und in nnseren Blättern registriren müssen, als Beweismaterial in dem Kampfe, der nie aufhören wird, gegen uns zu toben, für uns aber eine Mahnung, zusammenzuhalten nnd vor Allem uns diejenigen Anstalten und Schutzmittel zu snchen, die uns allein in den Stand setzen, die Angriffe nnserer Gegner wirksam zu erwidern, wir meinen homöopathische Krankenhänser mit klinischen Lehranstalten. Wir geben die Thatsacheu am besten aus den Mittheilungen allopathischer Jouruale wieder. In der Probenummer 1 des Correspondenzblattes der Berliner ärztlichen Bezirksvereine, dem Organ des Centralansschusses, wird folgender Artikel gebracht:

„Wir müssen schon heute anf die im Monat März cr. stattfindende General-Versammlung hinweisen, um die Herren Kollegen, die Mitglieder dieses Vereins sind, aufzuforden, möglichst zahlreich sich zn dieser Sitznng, in der gleichzeitig der dreizehnte Rechnnngs-Abschluss der Kasse gegeben wird, einzufinden.

„In der General-Versammlung vom 6. März 1882 wnrde von den Kassen-Revisoren, den Hrn. P. Ruge und Semler, der Antrag gestellt und von der Versammluug angenommen, für die Herren „Homöopathen“ fortan die Kostenbeträge, welche sich auf ihren beim Verein eingereichten Liquidationeu für verabreichte — selbst dispensirte — Arzneien verzeichnet finden, von Seiten des Vereins nicht mehr einzuziehen. In derselben Sitzung wurde aber auch von den genannten Kollegen der Antrag eingebracht, die Herren, welche Homöopathie betreiben, überhaupt vom Verein auszuschliessen. Dieser Antrag, als Zusatz zum § 3 der Statuten, wird in der diesjährigen General-Ver-

sammlung seine Erledigung finden. Es wäre wünschenswerth, wenn die Herren Kollegen, welche als Mitglieder des Rechtsschutz-Vereins den Antrag unterstützen wollen, dies dem Mit-Antragsteller Herrn Dr. Semler, SW, 56 Ritterstrasse, mittelst Postkarte baldigst anzeigeu."

Als Fortsetzung diene der folgende Artikel der Allgem. medizinischen Centralzeitung No. 23 de 1883. „Nachdem der Rechenschaftsbericht in der Generalversammlung des Rechtsschutzvereins Berliner Aerzte von dem Vorstande abgestattet u. s. w. wurde, wenn auch nicht ohne lebhaften Widerspruch mehrerer Mitglieder, der Antrag des Dr. P. Ruge und Genossen: Die Homöopathen von der Aufnahme in den Rechtsschutzverein auszuschliessen, angenommen, wiewohl sämmtliche zu den Homöopathen zählenden Mitglieder des Vereins vorher aus demselben ihren Austritt angezeigt hatten. Wir können, fährt der Referent fort, den letzteren Beschluss nur bedauern, da derselbe beweist, und dies wurde in der Discussion über den qu. Antrag auch mehrseitig geltend gemacht, dass viele derartige Streitfragen ohne Noth immer wieder von Neuem aufs Tapet gebracht werden, die dem ärztlichen Stande durchaus nicht förderlich und den Homöopathen nur nützlich sein können, insofern sie das Märtyrerthum derselben (wir danken der Centralzeitung verbindlichst für diese Anerkennung) immer wieder stärken; am allerwenigsten lag auch eine Veranlassung vor, gerade in dem Rechtsschutzverein, dessen Tendenz eine rein geschäftliche, diese Frage zum Austrage zu bringen." —

Aus der deutschen Medizinalzeitung, die jetzt ein besonderer Vorort für diejenigen zu sein scheint, welche sich mit Angriffen gegen die Homöopathie beschäftigen, und aus der wir schon einige Proben freundschaftlicher Gesinnung, manchen versteckten und offenen Angriff gegen die Homöopathie gebracht haben und zweifelsohne noch oft zu bringen Gelegenheit haben werden, schöpfen wir Folgendes:

In No. 8, 1883, steht unter „Standesangelegenheiten" ein Frage- und Antwortspiel unter dem Namen: Queries in medical ethics, in dem ein Herr William Fraser M. D. alle möglichen Belehrungen über das Verhalten der Aerzte unter einander, über die Stellung derselben zum Publikum, zum Apotheker, zum Dispensiren von Arzneien, über ihre Pflicht, sich über ihre Thätigkeit Notizen zu machen etc. etc., genug über Dinge giebt, die sich jeder verständige Arzt von selbst beantworten kann oder die jeder nach Umständen macht, wie er will und kann.

Unter den weisen Fragen nnd ebenso weisen Beantwortnngen steht nun auch folgender Passns:

Frage: Unter welchen Umständen ist eine Konsultation abzuweisen?

Antwort: Es ist Pflicht des Arztes, eine Konsultation mit einem nicht legal qualifizirten abzuweisen, ebenso mit solchen, die notorisch Quacksalberei treiben oder andern nnverständigen (?) oder illegalen (?) Arten der Praxis hnldigeu, oder solchen, die von den allgemein für richtig gehaltenen Ideen der Medizin abweichen.

Frage: Fallen (hier kommt des Pudels Kern) Homöopathen unter die letztere Kategorie?

Antwort: (sagt natürlich) ja! Da die therapeutischen Ansichten Hahuemann's und seiner Schüler so vollständig entgegengesetzt und faktisch so nnverträglich mit denen der wissenschaftlichen (?) Medizin sind, dass eine gemeinsame Behandlnng nnmöglich ist. —

In No. 12 bringt dasselbe Blatt unter: „Standesangelegenheiten" eine Antwort eines Dr. Krüche auf den in unserm Heft IV mitgetheilten Artikel eines mit Dr. R. nnterzeichneten Artikels, in welchem derselbe dafür plaidirt, dass man den Homöopathen ihre Dispensirfreiheit lassen, den Allopathen sie aber aus Gerechtigkeitsgründen anch geben soll etc. Aus dieser Antwort können wir uns nicht versagen, dasjenige heraus zn greifen, was nns dabei interessirt nnd was ein grelles Licht auf die Auffassnng wirft, welche der Verfasser von den homöopathischen Aerzten hat nnd welche er sich nicht entblödet zu veröffentlichen. Er sagt unter No. 2:

„Es erscheint mir durchaus nicht nebensächlich, den Ausdruck „Allöopathen" für uns Aerzte energisch abzulehnen. Nicht ich allein, sondern sehr viele Kollegen haben einen berechtigten Widerwillen gegen denselben, denn er ist uns gewissermassen als Schimpfname von den sogenannten Homöopathen anfgehängt worden. Es erschien mir nlso dringend nöthig, dagegen zn protestiren, dass er in unserer eignen Lage gebrancht und dadurch sanktionirt wird. Wenn Kollege R. uns in Gegensatz zn den Homöopathen setzen will, so möge er einfach den Ansdruck „Aerzte" für uns gebrauchen. Denn wenn Jemand nach absolvirtem Staatsexamen sich der Homöopathie zuwendet, so begiebt er sich auf einen Boden, wo ihm jede Gemeinschaft mit uns, ja jede Möglichkeit einer Verständigung verloren geht. Denn er schlägt damit Allem in's Gesicht, was er bisher gelernt hat, und worauf ihm die Approbation ertheilt wurde. Die Homöopathie stellt ja nicht nur therapeutische Prinzipien auf, die den unsrigen schnurstracks ent-

gegengesetzt sind, sondern sie erklärt mit ihrer Theorie von der Lebenskraft, von der Psora, von der Einwirkung des Magnetismus auf die Schüttelschläge der Potenzen auch der Physik, der Chemie, der Anatomie und der Physiologie, ja sogar dem Einmaleins den Krieg. Der Homöopath stellt sich also (?) nicht nur unsrer Wissenschaft, sondern unsrer ganzen Kultur (?) feindlich gegenüber, und es ist unsre Pflicht, ihm auch in scheinbar „nebensächlichen" Dingen auch nicht den allerleisesten Schimmer davon zu lassen, als ob wir uns irgendwie mit ihm in Parallele setzen könnten (hier fügt der Herausgeber, Herr Grosser, in Anmerkung ein „Bravo! Herausgeber" hinzu). Aus dieser Darlegung möge Kollege R. ersehen, dass ich ebenso wie er, die Dispensirfreiheit der Homöopathen für eine grosse Ungerechtigkeit und für eine Beschützung des krassesten Aberglaubens halte. (Hierbei sei gleich bemerkt, dass dem Dr. R. in dem heregten Artikel dies gar nicht einfällt zu äussern, Red.) Um so nothwendiger erscheint es mir, nicht auf die Dispensirfreiheit der Homöopathen zu fussen, wenn man die Dispensirfreiheit der Aerzte durchsetzen will. War es doch gerade die Erwägung, dass die Homöopathen nur indifferente Mittel abgeben würden, welche, allerdings im Verein mit der mystischen Richtung gewisser Höfe, seiner Zeit die deutschen Regierungen zu diesem beklagenswerthen Privileg verlockte u. s. w." — Es kann nicht in unsrer Absicht liegen, auf all' die Ungereimtheiten, die Herr Dr. Krüche in seiner Ueberhebung hier zu Tage fördert, einzugehen. Er kann nur aus Unwissenheit oder aus Uebelwollen solche Ansichten über eine therapeutische Richtung aussprechen, die nun seit über 80 Jahren in der ganzen Welt verbreitet ist, von wissenschaftlich mindestens ebenso gebildeten Aerzten, wie Herr Dr. Krüche ist, ausgeübt wird, und der Beurtheilung Jedes offen daliegt, der sie wirklich beurtheilen will, das heisst der Augen, zum sehen, hat, die thatsächlich aber wesentlich bessere Heilresultate aufzuweisen hat, wie die allopathische, oder wie Herr Krüche sie grossartig nennen würde, die „ärztliche".

Will Herr Krüche die homöopathischen Aerzte wirklich für die Ausschreitungen, Uebertreibungen und Irrungen einzelner unter ihnen verantwortlich machen und Auffassungen älterer Zeit für die jetzige massgebend hinstellen, nun dann muss er auch in seiner Richtung, in der Schulmedizin, all den Blödsinn, alle die Ströme von Blut, den Missbrauch und die Schindung der Menschheit durch die alte Medizin mit Blutegeln, Aderlässen, Blasenpflastern, Purgirmitteln und Brech-

pulvern auf sich und seine „ärztliche“ Rechnung nehmen. — Jedenfalls ist Dr. Krüche mit seiner ärztlichen Richtung jener Zeit der Medizin näher stehend, als wir jetzigen Homöopathen der Psora, dem Magnetismus der Schüttelschläge etc. Trotz der absprechenden Vokabeln des Herrn Krüche betrachten wir uns wirklich als Aerzte, wenn wir auch in der Mehrzahl der Fälle, welche innere Behandlung erfordern, dem Aehnlichkeitsgesetze und der daraus folgenden Spezifizität der Arzneien auf Gewebe und Krankheitsprozesse folgen.

Herr Dr. Krüche, der nach Börner's Medizinal-Kalender, im Jahre 1876 approbirt, also noch ein ziemlich junger Arzt ist und in dem Flecken Marbach, A. B. Constanz, 300 Einwohner, jedenfalls eine umfangreiche Praxis ausübt, rathen wir aber im Interesse seiner Patienten an, praktische Versuche mit der Homöopathie zu machen, vielleicht nach dem Lehrbuch von Kafka oder Bähr, ehe er in so hochfahrender und verletzender Weise weiter über eine Sache aburtheilt, die er unmöglich praktisch erprobt haben kann. —

In No. 2. des Korrespondenzblattes wird ferner unter dem Titel „Aus der Kommission zur Unterdrückung des Geheimmittelunwesens“ ein Sitzungsbericht dieser Kommission vom 9. Februar mitgetheilt, der unter anderm folgenden Passus enthält, den wir wörtlich abdrucken:

„Mit grossem Bedauern erkannte die Kommission, dass die Umstände das freundliche Einvernehmen der ärztlichen Delegirten mit Delegirten des hiesigen Apothekervereins, welches früher stattgefunden hatte, gegenwärtig nicht zu ermöglichen scheinen. Es war dem Apothekerverein auf Beschluss des Central-Ausschusses (Antrag Bardeleben) der Wunsch ausgesprochen worden, von den Firmenschildern der Apotheken die Bezeichnung: „allopathisch“ zu entfernen, da diese Bezeichnung an sich sinnlos, und von ihrem Erfinder Samuel Hahnemann lediglich als eine Beschimpfung der wissenschaftlichen Aerzte angewendet sei. Dem so gerechtfertigten Verlangen ist Seitens des Apothekervereins nicht entsprochen worden, die Zurückweisung des Antrages vielmehr unmotivirt erfolgt. Dass überhaupt in Betreff der Pfuscherei und des Geheimmittelschwindes in pharmaceutischen Kreisen vielfach noch nicht diejenigen Anschauungen Platz gegriffen haben, welche im Interesse der Sache wünschenswerth erscheinen, ergab sich auch aus anderweitigen Mittheilungen, die von einzelnen Mitgliedern der Kommission beigebracht wurden. Und dennoch dürfte nirgends so wie hier treues und festes Zusammenhalten geboten sein. Mit der wissenschaftlichen Medizin steht und fällt die Pharmacie.“ R.

Digitized by Google

Diese Art des Angriffes gegen die Homöopathie und das einfache Zusammenwerfen derselben mit Geheimmittelunwesen und Kurpfuscherei ist geradezu grossartig; die Chiffre R., namentlich aber die edle Gesinnung, die aus dem Ganzen hervorleuchtet, passt vorzüglich auf Herrn Dr. Rigler, unsern alten Freund und Gönner, den man auch schon an dem letzten, von ihm schon öfters gebrauchten Schlagwort „mit der wissenschaftlichen Medizin steht und fällt die Pharmacie“ sofort erkennen wird. —

In den letzten Wochen wurden in den Lokal-Blättern Berlins, in specie im Deutschen Tageblatt, die Prozessverhandlungen gegen einen Kurpfuscher veröffentlicht, der des Betruges angeklagt war, weil er mittelst eines durch die Sachverständigen als absolut harmlos und werthlos erkannten Mittels, dem er den Charakter eines homöopathischen beigelegt, öffentlicht die Heilung des Kahlkopfes verheissen, und das an sich etwa auf den Werth von 10—20 Pfennig geschätzte Pulver als Geheimmittel sich mit 10 Mark hatte bezahlen lassen.

Da der Pfuscher, der hier als homöopathischer Medikaster seit lange schon groben Unfug treibt und wunderbarer Weise noch immer sein Publikum findet, der sich komischer Weise vor der strafrechtlichen Verfolgung wegen Anmassung ärztlicher Titel jetzt dadurch zu schützen und dabei die Dummen doch gleichzeitig anzulocken sucht, dass er auf sein unten am Hause befestigtes Schild „Dr. W. nicht approbirt“ geschrieben hat, sich darauf berief, dass homöopathischen Mitteln, die chemisch nicht mehr nachgewiesen können werden, doch die Kraft innewohnen könne, Kahlköpfe wieder behaart zu machen, und behauptete, dass in dem fraglichen Pulver homöopathische Ingredienzen enthalten seien, so hat das Gericht auch einen hiesigen homöopathischen Arzt zum Sachverständigen in der Sache zugezogen.

Bei dieser Gelegenheit verfehlte der gerichtliche Sachverständige Geh. Rath Liman, der bekannte Homöopathen-Freund, nicht, der Homöopathie einen Schlag zu versetzen und machte die in nachstehender Besprechung hervorgehobenen Aeusserungen. Da die Sache in dieser Form in die öffentlichen Blätter gebracht, immerhin einen Angriff involvirte, zu den man nicht schweigen konnte, so übernahm Kollege Sorge es, in das Deutsche Tageblatt eine „Entgegnung“ zu senden, welche dasselbe auch bereitwilligst aufgenommen hat.

Wir lassen die Erklärung im Wortlaut folgen:

„Eine Entgegnung. Der gerichtliche Sachverständige, Geh. Rath Liman, hat bekanntlich neulich in einer Gerichtsverhandlung der

Homöopathie jeden wissenschaftlichen Charakter abgesprochen. In Bezug auf diese etwas kühne Behauptung erhalten wir folgende Zuschrift eines hervorragenden homöopathischen Arztes: „Zur ärztlichen Wissenschaft kann das, was man jetzt Homöopathie nennt, nicht gerechnet werden", erklärte Herr Geheimrath Liman vor dem Schöffengericht, laut Bericht in der Beilage zu Nr. 79 des „Deutschen Tageblattes." Auf diese Behauptung sieht sich der Unterzeichnete verpflichtet, möglichst kurz folgendes zu erwidern: Die Homöopathie ist diejenige Heilmethode, welche behufs Erforschung der spezifischen Kräfte auf bestimmte Organe und Systeme die Arzneien im gesunden menschlichen und thierischen Körper prüft und die gewonnenen Ergebnisse zur Heilung von Krankheiten nach dem Grundsatze „Aehnliches heilt Aehnliches", „similia similibus curantur", verwerthet. — Den Grundsatz, tolle causam, beseitige die fortwirkende Ursache, erkennt jede Heilmethode an, bei allen entscheidet über den Werth der Arzneien der seltenere oder häufigere Erfolg am Krankenbett. Für Auffindung der Arzneikräfte hat von jeher der Zufall, die Vermuthung, die Ahnung u. s. w. das meiste geleistet; die Homöopathie allein hat in der Therapie (Heilkunst) einen wissenschaftlichen Weg betreten, indem sie die methodische, genaue Prüfung im gesunden Körper als erstes Erforderniss einer richtigen Arzneimittelkenntniss eingeführt hat. Die homöopathischen Aerzte gehen ihren eigenen Weg und in den meisten Fällen der Arzneiverordnung für Erforschung der Krankheitszustände, in den physikalischen Untersuchungsmethoden u. s. w. schliessen sie sich eng an die Bestrebungen der übrigen Medizin an. Der Name „Homoöpathie" ist von Hahnemann, ihrem Stifter, schon vor 80 Jahren aufgestellt worden. Unter Allopathie verstand man von Anfang an die Heilmethode, welche unter Vernachlässigung der spezifischen Arzneikräfte sich bemühte, durch Setzung eines künstlichen Leidens, z. B. durch starke Abführungen, Erbrechen, Blasenpflaster, Fontanellen u. s. w. das ursprüngliche Leiden mittels Ableitung zu heilen. Allmählich wurde die gesammte Heilkunst, soweit sie der Homöopathie gegenüberstand, darunter begriffen. Diese Bezeichnung hat sich so eingebürgert, dass in Berlin fast jede Apotheke auf gegenüberstehenden Schildern sich für „Homöopathie" und für „Allopathie" anpreist. — Die letztere Bezeichnung ist nur Sprachgebrauch, die Bezeichnung „Homöopathie" aber ist amtlich und vom Staate anerkannt. Ein Befehl des Königs vom 20. Juni 1843 verordnet die Errichtung einer besonderen Prüfungskommission für diejenigen Aerzte, welche das Recht erlangen wollen, ihre Arzneien nach den Grundsätzen

der Homöopathie selbst zu bereiten und zu dispensiren. — Ministerialverfügungen z. B. vom 14. 1. 68 sprechen von der homöopathischen Heilmethode u. s. w. Hufeland erkannte schon 1826 und 28 die Homöopathie vollständig an, eröffnete ihr sein berühmtes Journal der prakt. Heilkunde zu Abhandlungen, verlangte aber, sehr berechtigt, dass sie eine besondere Heilmethode sei innerhalb der übrigen Medizin, dass sie sich nicht anmasse, alleiu gültig in der Therapie zu sein. Seit 3—4 Jahren gefällt man sich, die Homöopathie und deren eigentliche Anhänger möglichst herabzusetzen, nicht blos in ärztlichen Fachblättern, sondern auch in politischen Zeitschriften, Bezirksvereinen u. s. w. Wenn man bedenkt, dass in Deutschland mehrere hundert Aerzte, ungefähr 20 in Berlin, der homöopathischen Heilmethode mit Liebe und Dankbarkeit aus Ueberzeugung anhängen, dass die Zahl ihrer Anhänger unter den Laien Deutschlands mehrere Millionen sicher beträgt und bis in die höchsten Kreise reicht, so dürfen die erwähnten Angriffe ihrer Gegner als nicht besonders würdige erscheinen.

Berlin, 30. März 1883. Dr. S.“

„Der Apotheker soll den Arzt kontrolliren.“

Am 14. Februar d. J. fand zu Wollstein im Kreise Bomst, Provinz Posen, eine interessante Gerichtsverhandlung statt. Im August vorigen Jahres hatte der Kreisphysikus Dr. S. einem 6—7jährigen Kinde wegen Magenkatarrh's folgendes Pulver verschrieben: Jalappe, Calomel und Zucker zu gleichen Theilen, von jedem 0,5 Gramm. Es sollten zwei solcher Pulver gemacht werden. Der Apotheker bereitete sie pflichtgemäss, nahm aber aus Versehen statt Calomel etwas Anderes. Dem Kinde wird das erste Pulver beigebracht; nach einer halben Stunde verfiel es in Schlaf, aus dem es nicht wieder zu erwecken war, und der nach 17 Stunden mit dem Tode endigte. Die gerichtlich-chemische Untersuchung ergab eine grosse Menge Morphium in den Verdauungsorganen. Der Apotheker wurde zu einem halben Jahr Gefängniss verurtheilt.

Bücherschau.

Dr. W. Schwabe, Pharmacopoea homöopathica polyglotta. Leipzig 1880. 2. Auflage.

Wir haben seiner Zeit die erste Auflage dieses Werkes als einen bedeutenden Fortschritt auf dem Gebiete der einheitlichen Arzneibereitungslehre begrüsst und könnten füglich unser Urtheil nur dem erweiterten Umfange des Werkes, das auch noch den spanischen und italienischen Kollegen gerecht wird, ausdehnen. Das Werk entspricht in jeder Hinsicht den Anforderungen an eine gute Normalpharmakopoe und wenn wir an dieser Stelle einen Vorschlag zur Verbesserung bringen, so ist es eben nur die Erwägung, dass es ein Werk ist, dem in ausgedehntem Maasse die Aufmerksamkeit der ganzen homöopathischen Welt gebührt. Wenn wir für eine spätere Auflage einen Wunsch haben, so ist es ein solcher, dessen Erfüllung für die meisten Aerzte von grosser Annehmlichkeit sein würde. Nämlich an Stelle der Bezeichnung, Elementum oder Praeparatum chemicum hätten wir gern eine kurze chemische Diagnose, nur in ein paar Worten mit einer chemischen Formel oder sonstigen charakteristischen Bezeichnung. Diese Verbesserung, wofür wir es halten, würde auch meist ohne besondere Raumabsorbtion anzubringen sein. —

Der neuen Anordnung des Materials in der jetzigen Auflage müssen wir unser entschiedenes Lob spenden. Dr. S.

Aus dem Verlage von Dr. Willmar Schwabe liegen uns zur Einsicht vier Werke vor, welche in der Neuzeit erschienen sind und eine sehr werthvolle Bereicherung unserer Litteratur bilden. Es sind das:

1) Statistik der klinischen Lehranstalt im St. Rochus-Hospital und des Krankenhauses „Bethesda“ zu Budapest, von Dr. **Theodor von Bakody** in Budapest.
2) Anleitung zum methodischen Studium der Homöopathie, von Dr. med. **Lorbacher**, prakt. Arzt zu Leipzig.

Digitized by Google

3) Vorbereitungskursus zum Examen zur Erlangung des Selbstdispensirrechts homöopathischer Aerzte im Königreich Preussen, bearbeitet von mehreren homöopathischen Aerzten und Pharmaceuten.

4) Hahnemann redivivus: apologetische Analekten aus Dr. Samuel Hahnemann's sämmtlichen Werken, sowie das Wesentlichste aus seinem Organon der Heilkunst, zusammengestellt vom Professor **Theodor von Bakody** in Budapest.

Das erste Werk ist für uns von um so grösserem Werthe, als bei dem Mangel von Krankenhäusern und klinischen Lehrstätten eine genaue und nach amtlichen Quellen festgestellte Statistik über eine homöopathische Hospital-Krankenbehandlung nicht hoch genug anzuschlagen ist, und für die Zukunft ein sehr wesentliches Quellen-Material bildet. Der Verfasser giebt in seiner Vorrede ein höchst interessantes Bild der Entstehung und Entwicklung der homöopathischen Krankenhausbehandlung in Ungarn, ferner aber auch der Kämpfe, die er in seiner Amtsführung zu bestehen hatte und noch zu bestehen hat, wonach die Homöopathie in Ungarn zwar auch noch als Ecclesia pressa betrachtet werden muss, aber immerhin doch eine bedeutendere offizielle Anerkennung geniesst, als bei uns in Preussen, wo die Errichtung von Krankenhäusern mit homöopathischer Behandlung leider noch immer zu den Zukunftsträumen gehört. Es ist hier nicht der Ort, auf das Werk und namentlich auf die Würdigung der Statistik selbst näher einzugehen, wir behalten uns dies für eine andere, passendere Gelegenheit vor, die den Gegenstand völlig zu erschöpfen im Stande ist, weisen aber die Kollegen auf die Lektüre und das genauere Studium der hochinteressanten Schrift mit dem Bemerken hin, dass sie in der Bibliothek keines homöopathischen Arztes fehlen dürfte, denn sie bildet einen wirklichen Markstein in der Geschichte der Homöopathie.

Die beiden folgenden Broschüren sind in einen Band vereinigt und hängen ihrem Inhalte nach auch innig zusammen. Sowohl die methodische Anleitung zum Studium der Homöopathie, wie der Vorbereitungs-Kursus zum Dispensirexamen füllen eine vorhandene Lücke in zweckentsprechender Weise aus und sind allen Aerzten, die sich mit der Homöopathie beschäftigen, vor Allen aber Denen, die sich zum Dispensirexamen für Preussen vorbereiten wollen, dringend zu empfehlen.

Das vierte Werk „Hahnemann redivivus" von Bakody giebt in kurzen, kräftigen Zügen ein Bild von der geistigen und wissenschaft-

lichen Bedeutnng Hahnemann's und liefert eine Reihe von Skizzen aus seinen eigenen Schriften und Werken, welche in dieser Zusammenstellung neu und originell sind, und ein treffliches Material für die geschichtliche Beurtheilung des grossen Arztes und Denkers abgeben.

Dr. W.

Personalien.

Herr Dr. Adolf Kàllay theilt uns mit, dass er nach langjähriger Prüfung zur Homöopathie übergetreten ist und als Badearzt in Carlsbad, Mühlbadgasse, Fregatte, seinen Wohnsitz hat.

Herr Dr. Hensler aus Bregenz wird von Mitte Mai ab als Badearzt in Marienbad (Böhmen) praktiziren.

Herr J. Stein, homöopathischer Arzt und Badearzt praktizirt in Teplitz (Böhmen), Bahnhofstrasse.

Druck von Emil Dreyer in Berlin.

Digitized by Google

Pharmaceutische und pharmaceutisch-botanische Studien.

Von Dr. H. Hartlaub in Blankenburg in Thüringen.[1])

I. China.

Eine historisch-pharmakologische Untersuchung.[2])

1. Eingang.

Bei unserer Homöopathie, welche, wie in der Therapie das Individuum, so in der Pharmacie das Exemplar zu beachten hat, ist es selbtverständlich, dass nicht minder (zugleich) die Spezies zu beachten ist, da das Exemplar die Spezies, das Genus u. s. w. voraussetzt. Es war Hahnemann stets darum zu thun, bei seiner Wahl von Arzneipflanzen die Spezies fest zu bestimmen. Zugleich aber wissen wir, dass bei Drognen ausländischer Pflanzen sehr oft noch gar keine Gewissheit stattfindet über die Abstammung, oder über die zu treffende Wahl in Bezug auf die Spezies. Es wird daher stets von Wichtigkeit bleiben, bei irgend einem unserer Mittel hierin Gewissheit zu erlangen, wo diese noch nicht vorhanden; diese Gewissheit übt einen der ersten Einflüsse aus auf unser therapeutisches Handeln, sie vermehrt uns auch bei diesem unsere Gewissheit, Sicherheit und Einfachheit: Grundbedingungen des Charakters unserer Homöopathie.

Geleitet von diesen Grundsätzen suchte ich gewiss zu werden, welche Art der Chinarinde wir in der Homöopathie vorzuziehen haben, und ob wir überhaupt einer einzigen Art den Vorzug

---

[1]) Dr. H. Hartlaub wurde am 15. Februar dieses Jahres, bei seinem Doctorjubiläum, von dem Berliner Verein hom. Aerzte durch Uebersendung eines Ehrendiploms und Ernennung zum Ehrenmitgliede ausgezeichnet, er hat hierauf diese pharmakologischen Mittheilungen über China dem Berliner Vereine gewidmet.

[2]) Pharmakologisch nehmen wir hier in der subjectiven Bedeutung, wobei die Phamakologie die Arzneimittel an und für sich betrachtet, ohne Rücksicht auf den menschlichen Organismus uud in speziellerer Beziehung Pharmakognosie genannt wird, wogegen sie in objectiver Rücksicht hinsichtlich der Wirkungen auf den Organismus durch das Wort Pharmakodynamik näher bezeichnet wird.

geben dürfen. Maassgebend hierbei können allerdings nur unsere Prüfungen und deren pharmaceutische Präparate sein. Wir werden bei der Darstellung unserer Untersuchungen folgenden Gang beobachten: Wir werden Hahnemann's Prüfungen und deren Präparate näher betrachten, in so weit es hierher gehört; dann sehen, was Hahnemann überhaupt für Kenntnisse in dieser Hinsicht besass oder besitzen konnte; ferner den jetzigen Standpunkt der Wissenschaft und die jetzigen Ansichten in dieser Hinsicht kennen zu lernen suchen, und endlich einen Vergleich ziehen zwischen Hahnemann's Kenntnissen hiervon und denen der jetzigen Zeit, woraus dann für uns die nöthigen Schlüsse folgen.

2. Prüfungen von China und die dazu verwendete Drogue.

China ist das erste Mittel welches Hahnemann einer pharmakodynamischen[3]) Prüfung unterwarf, 1790, und zwar an sich selbst, wie wir in Cullen[4]) lesen. Diese Prüfung legte den Grund zur Entdeckung des grossen, ebenso wunderbaren als einfachen Heilgesetzes der Natur; sie war das Ovum seiner Materia medica und seiner ganzen Homöopathie, dieses seines „Novum Quid"; mehr über China erschien 1805 in den Fragmenten,[5]) und weitere Prüfungen 1817—1825 in den beiden Auflagen des 3. Bandes der reinen A.-M.-L.

Was die zu den Prüfungen verwendete Art der Rinde betrifft, so finden wir 1790 keine bestimmtere Angabe, als „gute China"; aber 1805 in den Fragmenten, sagt Hahnemann „Cinchona officinalis L. et regia", und setzt in einer Anmerkung hinzu: „Easdem appprime vires a China regia, quales a China vulgari officinali, observavi"; in der A.-M.-L. endlich schrieb er in beiden Auflagen vor: „die geistige Tinctur, sowohl von der feinröhrichten, als von der Königs-Chinarinde, Cinchona officinalis." Das ist Alles was Hahnemann darüber sagt,

---

[3]) Gewöhnlich sagt man ganz unrichtig: „physiologische Untersuchungen oder Prüfungen." Man könnte denken „bio-pharmakodynamische Untersuchungen" sagen zu müssen, doch ist alles in dem „dynamisch" vollständig und unzweideutig enthalten, und genügend unterschieden von pharmakologisch, pharmaceutisch, pharmakochemisch etc.; für die dynamische Wirkung eines φάρμακον kennen wir keine andere als die unmittelbare Wirkung auf Organisches. Pharmakophysiologisch wäre ebenso unrichtig wie physiologisch; auch pharmakopathisch nicht richtig, das „pathisch" ist schon und richtiger im „pharmako" enthalten.

[4]) W. Cullen, Abhandlung über die Materia medica, übersetzt und mit Anmerkungen von Samuel Hahnemann. 2 Bde. Leipzig, 1790. — II. p. 109.

[5]) Fragmenta de viribus medicamentorum positivis a Samuel Hahnemann M. D. P. II. Lips. 1805.

weder eine nähere Beschreibung noch etwas Anderes giebt er an, bei aller Länge seiner Vorrede zu China, wie wir dies aber auch übrigens von ihm gewohnt sind; er war mit seinem Mittel bekannt, und nannte nur den naturwissenschaftlichen Namen desselben. Dass er aber bekannt damit war, dazu finden wir bei Hahnemann selbst den besten Nachweis, und zwar in seinem Apotheker-Lexikon[6]) (1793) und in seiner Uebersetzung des Edinburger Dispensatorium[7]) (1797), vorzüglich in ersterem, wie wir weiter unten sehen werden.

Dadurch aber, dass Hahnemann zwei Arten der Chinarinde als gleich berechtigt für unsere Tinctur empfahl, hat er eine Ungewissheit herbeigeführt, welche mit der Homöopathie ganz im Widerspruch steht. Wie wir sehen, machte Hahnemann seine erste Prüfung 1790 mit der feinröhrichten gelbbraunen Rinde („gute China" — „China vulgaris officinalis"), hat aber schon in seinen „Fragmenten" der „China vulgaris officinalis" die „China regia" (mit einem „apprime") ebenbürtig beigeordnet; die vulgaris hatte Hahnemann zuerst geprüft, die regia dann zum Vergleich. In wie weit Hahnemann bei seinen späteren Prüfungen die regia wieder benutzte, oder in wie weit er die vulgaris beibehielt, finden wir nirgends angegeben.[8]) Es kommt hier zum Theil darauf an, wie die in den Fragmenten beigefügten Worte Hahnemann's „Easdem apprime vires a China regia, quales a China vulgari officinali, observavi" zu deuten sind; er sagt „easdem", also die nämlichen Kräfte, keine anderen; er sagt „apprime", welches wir mit vortrefflich oder vornehmlich zu übersetzen haben; ein Vortrefflich würde die Königsrinde der gemeinen gleichstellen, ein Vornehmlich noch darüber stellen oder die Prüfung anderer Sorten von Rinde noch voraussetzen, und sich auf diese beziehen; wir dürfen hier wohl das Vortrefflich für richtig halten. Das „observavi" kann sich bei Hahnemann's Genauigkeit kaum nur auf therapeutische Erfahrungen, möchte sich vielmehr auf pharmakodynamische Prüfungen beziehen. — In den beiden Ausgaben der A.-M.-L. erwähnt er bei seiner Verordnung, „die geistige Tinctur, sowohl von der feinröhrichten, als von der Königs-Chinarinde, Cinchona officinalis", also stets beide Arten

[6]) Samuel Hahnemann's Apothekerlexicon, 2 Thle. Leipzig 1793.

[7]) Neues Edinburger Dispensatorium, nach d. 4. Ausg. aus d. Englischen von Dr. Samuel Hahnemann. 2 Thle. Leipzig 1797 u. 98.

[8]) „In den Fragmenten" finden wir 223 Symptome; diese in der 1. Aufl. der A.-M.-L. (3. Band) durch 859, in der 2. Aufl. nur durch 61 neue Symptome vermehrt (= 1143), so dass die Prüfungen der China vorzüglich in der 1. Aufl. der A.-M.-L. vermehrt wurden, wir aber ungewiss sind, welche Rinde dazu verwendet wurde.

der Rinde, und stellt seinen alten theuern Bekannten stets voran, ohne ihn übrigens vorzuziehen, er sagt „sowohl ..... als", er behielt ihn nur bei. Dass Hahnemann aber damit sehr Unrecht that, und wider seine gewohnte Genauigkeit handelte, geht auch daraus hervor, dass er wusste, es handle sich bei diesen beiden Arten der Rinde um die Abstammung von zwei verschiedenen Pflanzen-Spezies oder Genera; denn von der Königsrinde sagt er: „deren Mutterpflanze und Vaterland wir noch nicht kennen" (Apoth.-Lex. I. 479), während er von der gemeinen und rothen Rinde sagt: „welche, wie man glaubt, von einerlei Baume kommen, von Cinchona officinalis L., einem ..... schlanken Baume, welcher im südlichen Amerika, in Peru, vorzüglich auf den Hügeln von Loxa, und in der Gebirgskette ..... wächst;" — obschon er bei der rothen Rinde dann hinzusetzt: „Man weiss noch nicht, ob die rothe, (wie doch wahrscheinlich ist) von einer andern Art Cinchona herrührt" (als die gemeine). Hahnemann hat uns also hier gleichsam verlassen und wir sind auf ein eignes Urtheil verwiesen, so weit dies noch möglich; denn die Prüfungen von zwei Pflanzen-Spezies ohne allen Unterschied zu einer Prüfung zu vermengen, dürfen wir uns nie gestatten, wenn wir nicht unsern festen Grund des Simile und alle therapeutische Sicherheit aufgeben wollen. Fänden wir keinen Anhalt, welcher uns für eine der beiden Spezies bestimmen könnte, so würde die ganze Prüfung zu erneuern sein: und auch ausserdem haben wir uns ferner ausschliesslich nur einer Spezies für unsre Arznei zu bedienen, um wenigstens weitere Prüfungen und das klinische Material sicher zu stellen.[9]) Was eine Bestimmung oder einen Entschluss von unserer Seite betrifft für eine oder die andre der beiden genannten Arten der Chinarinde, so würden wir wohl zufolge des bisher Dargelegten für die Chiua vulgaris stimmen, da Hahnemann dieselbe zuerst zu seinen Prüfungen verwendete, und derselben die regia als von gleicher Wirkung nur zuordnete; wir halten aber unser Urtheil noch zurück, und betrachten zuvor das Ganze noch näher. — Eine dritte Art von Chinarinde verwendete Hahnemann nicht zu den vorhandenen Prüfungen, und ist auch für die Therapie nicht zu gestatten: einer noch grösseru Ungewissheit hat uns also Hahnemann überhoben.

3. Hahnemann's pharmakognostische Kenntnisse von der Chinarinde.

Hahnemann war vollständig bekannt mit dem pharmakognostischen Wissen seiner Zeit, auch in Bezug auf China; der wissenschaftliche

[9]) Ueberhaupt ist die Prüfung zweier Spezies eines und desselben Pflanzengenus, auch getrennt gehalten, nicht rathsam, wie z. B. Helleborus niger und H. viridis und gar noch H. foetidus; wir suchen damit die speziellste Gewissheit, und bereiten uns dadurch nur Ungewissheit.

Standpunkt seiner Zeit war in dieser Beziehung der Standpunkt seiner Kenntnisse; er kannte und unterschied die damals gebräuchlichen Arten sehr gut, wie wir aus seinem angeführten Apotheker-Lexicon und aus seiner Uebersetzung des Edinburger Dispensatorium ersehen. In jenem (1793) unterscheidet er erstlich „die gewöhnliche gemeine, feinröhrichte gelbbraune Rinde, Cortex peruvianus, Cort. chinae;" zweitens „die rothe Chinarinde, Cort. chinae ruber, peruv. ruber," und endlich „die Königsfieberrinde, Cort. regius, C. Cinchonae regius, flavus, luteus." Alle drei beschreibt Hahnemann dort genau, wenigstens die ersteren beiden. — Von der gewöhnlichen gelbbraunen Rinde sagt Hahnemann u. A., dass sie fast ganz aus dünnen oder feinen, ungefähr zur Hälfte zusammengerollten Stücken oder Röhren bestehe, mit weissgrauer Oberfläche, inwendig schlicht und hochzimmtfarbig, mit glänzenden harzigen Punkten, im Bruche dicht und glatt u. s. w.; auch beschreibt er bei dieser (gelbbraunen) noch eine mittlere und eine schlechte Sorte (ein Beweis, wie genau Hahnemann damit bekannt war); und sagt: die mittlere Sorte bestehe aus dickeren und grösseren Röhren und vielen glatten Stücken mit faserichtem Bruche etc. — Von der rothen sagt er: „sie besteht aus dickeren (gewöhnlich 2 Linien dicken) Rinden und weit grösseren Stücken als die vorige; die Stücken rinnenförmig (1½" breit) und aus drei Lagen zusammengesetzt, die äussere uneben und rothbraun, die mittlere dunkler und ausnehmend harzig; die Rinde ist schwerer als die vorige, ihr Bruch allemal fasericht." Von der Königsfieberrinde, Cortex regius, sagt Hahnemann, dass sie in etwas platten, zollbreiten und linieudicken Stücken zu uns kommt, worunter sich aber auch zusammengerollte gänsekieldicke Rinden finden; dass sie äusserlich gewöhnlich glatt ist und mehr rostfarbig, innen mehr gelb, von sehr faserigem Bruche. Uebrigens sagt Hahnemann noch von der gelbbraunen Rinde: „welche man für die beste hält;" von der rothen: „ward in neueren Zeiten bekannt, da eine durch die Engländer (1779) von den Spaniern erbeutete Schiffsladnng davon in Europa vertheilt ward. Nachgehends ward sie rar . . . . . bis England (1786) wieder damit versorgt ward, woher wir sie noch ächt bekommen können." Was das Vaterland und die botanische Abstammung von China betrifft, so haben wir Hahnemann's Angaben schon angeführt. Mit kurzen Worten nennt er hier auch noch die Cinchona angustifolia, bogotensis, caribaea L., floribunda (Cort. St Luciae), montana, peruviana, spinosa, auch Cortex von Santa Fé und Cortex Chinae surinamensis; und sagt bei angustifolia (die er nach Schwarz, N. vet. ac. handl. 1787. S. 119, tab. 3 aufführt): „Sie ist noch wenig offizinell, welches auch nicht zu bedauern ist, da wir mit der eignen Wirkung der gewöhnlichen Chinarinde noch nicht einmal genau bekannt sind und sehr voreilig

handelu würden, uns um andere Arten zu bemühen, die wir fast nie zuverlässig aus einer so grossen Entfernung genau von dem Baume bekommen, von dem wir sie verlangen (was jetzt jedoch leichter ist). Unsere heutigen Aerzte thun gern mit den Namen neuer Chinaarten gross, ohne die alten genau zu kennen in ihren Eigenschaften und Wirkungen.„ — Diese Cinchona angustifolia wird ein und dieselbe sein mit der jetigen angustifolia Ruiz und lancifolia Mut., die eine der Calisaya ähnliche Rinde liefern soll, wahrscheinlich die „Regia" Hahnemann's. Die Verfasser der Flora peruviana in Spanien, Nutis in Santa Fé, Tafalla in Loxa (Schüler von Ruiz) und Don Vincente Olmedo, der königliche Aufseher der Chinarindenwälder, waren Zeitgenossen Humboldt's und leisteten diesem bei seinen Forschungen in Süd-Amerika viele Dienste. — Im Edinburger Dispensatorium (1797), welches sich viel weniger mit der Beschreibung, als vielmehr mit den Präparaten und Wirkungen der Chinarinden befasst, heisst es (I. 298): „Man führt zwei Sorten an, die farbige und die weisse (von aussen, der Epidermis nach). Die farbige fasst die blasse, die rothe, die gelbe und die knotige in sich; die weisse begreift (auch) vier Arten in sich, deren Rinde von weisslichter Farbe ist. Die blasse[10]) und die rothe Rinde sind die hauptsächlichsten, welche in Britannien gebraucht werden; die blasse bringt man zu uns in Stücken von verschiedener Gestalt, entweder in Rinnen oder in Röhren, und das Pulver hat eine noch hellere Farbe als der Zimmt. Die rothe ist gewöhnlich in weit grösseren, dickeren flachen Stücken, doch auch zuweilen in Gestalt von Röhren, und ihr Pulver ist röthlich, wie das von Armenischem Bolus. Sie ist weit harziger und besitzt die sinnlichen Eigenschaften der Cinchona in einem weit höheren Grade, als die anderen Sorten; auch werden die übrigen Sorten jetzt um so höher geachtet, je mehr sie der rothen Rinde ähneln." Dabei ist zu erwägen, dass dies nicht Hahnemann's Worte sind, wie im Apotheker-Lexicon, sondern Worte aus dem Edinburger Dispensatorium, welche Hahnemann nur übersetzt; und man sieht auch hieraus, dass zu jener Zeit schon mehr als drei Sorten Chinarinde bekannt waren; zugleich aber auch, dass nur zwei gewöhnlich in Anwendung kamen und dass (den Beschreibungen nach) diese beiden der gemeinen und der rothen Hahnemann's ganz entsprechen[11]). Die blasse Edinburger entspricht der

---

[10]) Auch Cullen schreibt 1789 (Materia medica, übersetzt von Hahnemann, II. p. 116), dass die blasse Rinde, seitdem dass die Chinarinde überhaupt in Gebrauch gekommen, häufig gebraucht worden sei (und keine andere).

[11]) Was die rothe Rinde betrifft, so scheint deren Bruch verschieden zu sein (bei Hahnemann und Edinb.), doch ist die übrige Beschreibung beider sich fast wörtlich gleich; die Edinb. Beschreibung ist weniger klar; aber mit der regia Hahnemann's ist die Edinburger rubra gar nicht zu vergleichen.

gelbbraunen feinröhrichten Hahnemann's; die rothe der rothen; — ob die gelbe der Königsrinde entspricht, ist hier nicht genau zu erkennen. In Britannien begann zu jener Zeit die rothe Rinde geschätzter zu werden, in Deutschland war es noch die gelbe; denn obschon Hahnemann von der rothen sagt: „Sie lässt mehr Kräftiges als die gelbe (gelbbraune) mit Weingeist ausziehen und enthält mehr Harz als diese," so hat er sie doch gar nicht erwähnt in seinen Prüfungen, und nennt die gelbbraune, wie schon gesagt „die beste Sorte." Von der regia sagt Hahnemann: „Man will sie weit antipyretischer als die Fieberchinarinde gefunden haben;" er beschreibt sie nur mit wenig Worten und ganz abgesondert von der gemeinen und rothen, über welche beide er sehr ausführlich ist. Auch sagt Hahnemann in einer Anmerkung zu Cullen (1790 a. a. O. II. p. 110): „Die Kraft der Rinde, ein künstliches antagonistisches Fieber zu erregen, trifft man bei andern neuerlich entdeckten Arten Cinchona vielleicht in noch merklicherem Grade an, nur dass diese die toxischen Kräfte nicht dabei besitzen." Man sieht aus alle dem, dass Hahnemann damals nur die gelbbraune und die röthliche Chinarinde geläufig waren, er aber die rothe mehr zur Unterscheidung von der gemeinen so ausführlich beschrieb und die regia nur der Vollständigkeit wegen aufführte, ohne sie in Anwendung zu bringen; denn er lobt sie gar nicht, obschon er sagt: „Man will sie weit antipyretischer gefunden haben;" ja er tadelt sie, „dass sie die toxischen Kräfte nicht dabei besitze."

Wir gehen nun über zu der Darstellung unserer heutigen Kenntniss des Genus Cinchona und der im Handel vorkommenden Rinden desselben, um, so weit es möglich, Hahnemann's Kenntniss und was er anwendete, genauer in die jetzige Sprache zu übertragen. Wir benutzen hier vorzüglich Schroff's Darstellung in seiner Pharmakognosie[12]), welche er in seiner gewohnten Gründlichkeit gegeben hat; — auch Hayne[13]), Kosteletzky[14]) und Henkel[15]) für's Botanische; — so wie einen Commentar zur neuen Pharmacopoea germanica[16]) und mehrere andere.

4. Die jetzige botanisch-pharmaceutische Kenntniss des Genus Cinchona und der verschiedenen Chinarinden.

Ueber das Botanische und Pharmakognostische der China haben wir vorzüglich durch Alex. von Humboldt, Ed. Pöppig und Wed-

[12]) Carl D. Schroff, Lehrbuch der Pharmakognosie, Wien, Braumüller, 1853.
[13]) Getreue Darstellung und Beschreibung der in der Arzneikunde gebr. Gewächse. 7. Bd. Berlin 1821.
[14]) Allgemeine medizinisch-pharmaceutische Flora. 6 Bde. 1831—36. Bd. II.
[15]) Medizinisch-pharmaceutische Botanik. 1862.
[16]) Ludw. Andr. Buchner, Commentar zur Pharmacopoea germanica; München, Oldenburg. II. 8. Lief. 1877 p. 597 etc.

del vollständigeren Aufschluss erhalten; sie sammelten ihre Erfahrungen an Ort und Stelle, auf den Cordilleras de los Andes; Weddel nimmt 21 Arten des Genus Cinchona an u. s. w.[17]). Die verschiedenen im Handel vorkommenden ächten Chinarinden werden pharmakognostisch vorzüglich eingetheilt: entweder nach ihrem äusseren Aussehen oder (besser) nach ihrem inneren Aussehen: Farbe und Bruch. Die mit weisser Epidermis gehören den unächten Rinden an, die mit brauner den ächten; nach der inneren Farbe unterscheidet man (nach Pereira) eine blasse (Huanuco etc.), gelbe (regia etc.), rothe (rubra etc.) und braune (Huamalies etc.) Rinde; im Bruch den Faser-, Faden- und Korkbruch. Geiger endlich hielt sich hinsichtlich einer Eintheilung an die chemische Beschaffenheit und theilte alle ächten Chinarinden in Rinden mit vorwaltendem Chinin (regia mit ihren Unterarten), in Rinden mit vorwaltendem Cinchonin (Huanuco, fusca etc.) und in Rinden mit Chinin und Cinchonin fast in gleichen Mengen (rubra und flava). — Schroff macht seine Eintheilung nach der inneren Farbe und theilt die Rinden in braune, gelbe und rothe. Die braunen haben graulichweisse Epidermis, die aber meist fehlt, und kommen nur in gerollten, meistens sehr dünnen Stücken vor; — die gelben (zimmetähnliche Farbe) haben eine unebene und rissige Oberfläche, sind meist mit der Epidermis versehen, welche graulich weiss ist, seltener gelblich oder schwärzlich (durch die aufsitzenden Flechten), kommen theils in (meist stärker-) gerollten, theils in flachen Stücken vor und besitzen stets ein

---

[17]) Linné kannte von China nur zwei Arten, welche aber jetzt für besondere Gattungen gelten. Unter seiner Spezies Cinchona officinalis verwechselte er zwei Arten miteinander; diese, mit vielen andern Spezies, bilden nun die Gattung Cinchona; die andre Spezies Linné's: Cinchona caribaea ist zur neuen Gattung Exostemma gekommen, die ebenfalls viele Spezies enthält. Die Gattung Cinchona zerfällt in zwei Abtheilungen, in die Arten mit weichhaarigen und in die mit kahlen Blumenkronen, von welchen nur die ersteren mit fieberheilenden Kräften begabt sind, die letzteren sowie die Gattung Exostemma dagegen nicht. — 1640 kam die Chinarinde von Lima nach Spanien durch die Gräfin Chinchon, und von dieser soll der Name abstammen. Erst 1738, also ziemlich 100 Jahre später, erhielt man eine botanische Bestimmung durch den Astronomen Condamine, der damals durch Loxa reiste; auch Joseph de Jussieu besuchte 1739 die Gegend von Loxa, und Alexander von Humboldt, welcher 1799—1804 in Südamerika war, gab die ersten ausführlicheren Nachrichten und Bestimmungen über Cinchona; Weddel war ca. zwischen 1840 und 1850 in Amerika, etc. — Die ächten Cinchona-Arten finden sich an der östlichen Seite der Anden, zwischen dem 10. Grad nördlicher und dem 19. Grad südlicher Breite. Von 1638—1776 kamen keine andern Fieberrinden in den Handel als die von der südlichen Halbkugel, von Loxa etc. — 1779 kam die Cinch. rubra nach Europa; 1780 begann der Handel mit der (braunen) Huanuco-Rinde. — Bei der schnell zunehmenden Ausrottung der Cinchona-Bäume, und gerade der die beste Rinde liefernden Cinchona Calisaya Wedd. in Bolivia und Peru durch Fällung zum Zweck des Rindenschälens, dachte man vor ca 30 Jahren daran, die Chinabäume auch nach anderen Gegenden der Erde zu verpflanzen; in Algier missglückte der Versuch, desto mehr gelang er (1854) auf der Hochebene Javas (von den Holländern) und in Ostindien im Himalayagebirge (von den Engländern) etc. Die Kultur wird mit grosser Sorgfalt betrieben, und seit 1870 wird von diesen Orten schon viele und vorzügliche Rinde nach Europa eingeführt.

mehr faseriges Gewebe; — die rothen endlich sind ebenfalls von sehr unebener Oberfläche, meist mit der Rindenlage, zum Theil auch noch mit einer weisslichen, gelben oder grauen Epidermis versehen; kommen meist in flachen oder etwas rinnenförmig gebogenen Stücken, selten in dünneren Stücken und Röhren vor und zeigen einen mehr oder weniger faserigen und splitterigen Querbruch des Splints. Zu den braunen zählt Schroff nun vorzüglich die Huanuco- und Loxa-China, als die geschätztesten, zu den gelben die Calisaya-China oder Königs-China, zu den rothen die China rubra s. hispanica, — alle mit ihren Unterabtheilungen. — Buchner, als Commentator der deutschen Pharmacopöe, behandelt die Calisayarinde zuerst und für sich[18]), erwähnt wenig von den andern gelben Rinden, und lässt dann noch die braunen und die rothen Rinden folgen. Die Calisaya-Rinde kommt nach Weddel von Cinchona-Calisaya in Bolivia und Peru[19]). Hayne dagegen (1821) nannte die Cinchona cordifolia als Stammpflanze für diese Rinde, indem er sagt: „Von der Cinchona cordifolia erhalten wir nach meiner Meinung mehrere Sorten von Chinarinden; vom Stamme kommt die, welche in Cadiz flache oder ungerollte Quina de Calisaya heisst, und bei uns unter dem Namen Königsfieberrinde, Cortex chinae regius bekannt ist. . . . .“ Henkel aber sagt (1862): „Dieser Baum (Cinch. cordifolia) soll die China flava dura laevis liefern“, vor deren Verwechslung mit der wirklichen Calisaya die jetzige deutsche Pharmacopöe gradezu warnt, so dass die jetzige Calisaya zwar nicht von mehreren, sondern nur von einer Spezies des Genus Cinchona abstammen mag, (eben von Cinch. Calisaya Weddel) aber doch nicht von derjenigen Spezies, von welcher die frühere regia kam, es somit auch nicht diejenige Rinde wäre, welche Hahnemann früher der fusca in ihren Wirkungen gleichstellte. Von den braunen Rinden sind jetzt in der deutschen Pharmacopöe nur zwei erlaubt, die Huanuco und die von Loxa; jene soll ausschliesslich von Cinchona micrantha R. & P. geschält werden, die wahre Loxa-Chinarinde dagegen (aus der Provinz Loxa in Ecuador) wenigstens von drei Spezies (Cinchona Chahuarguerra Pav., Cinchona Uritusinga Pav. und besonders Cinchona crispa Tafalla), so dass sie demnach „ein Gemenge mehrerer Sorten darstellen würde, deren Charactere nur in der Hauptsache übereinstimmen.

[18]) Da sie diejenige ist, welche die deutsche Pharmacopöe vorschreibt, wobei diese der sogen. Bolivianischen Monopolrinde den Vorzug giebt.

[19]) Weddel unterscheidet übrigens botanisch zwei Varietäten, die baumartige Cinch. Calisaya vera und die strauchartige Cinch. Calisaya Josephina; die Pharmakognosie unterscheidet in Bezug auf die Rinde drei Varietäten, die Sorte in Röhren, die in flachen oder halbgerollten Stücken, und die in geschälten Stücken (sine epidermide), je nachdem die Rinde von den jüngeren Aesten oder von den stärkeren Aesten und vom Stamme genommen oder die Borkschicht noch abgenommen ist. Die letztere Art besteht daher fast ganz aus Bast.

stimmen[20]) L. A. (Buchner). Henker (1862) lässt die Loxa vera, die braune Kronchina, nach Howard noch von Cinchona Chahuarguerra Pav. abstammen, von Cinchona micrantha die Huanuco etc., und die gewöhnliche China Loxa (China fusca, Loxa vulgaris) von Cinchona Condaminea Humb. & B. (officinalis L.); nach Anderen (Schroff) von scrobiculata Weddel, und die Kronchina von Cinchona Condaminea. Wir sehen hieraus, dass man noch Widersprüchen begegnet, welche sich aber zum Theil durch genauere Synonymik lösen werden. Diejenige Rinde übrigens, welche man nach Hayne (1821) in Spanien schon früher mit dem Namen Calisaya bezeichnete, scheint also eine andere Abstammung zu haben (von Cinchona Cancifolia Mutis s. angustifolia Ruiz) als die Cortex Calisaya (von Cinchona Calisaya Wedd.) so dass Hahnemann die jetzige Calisaya niemals genommen hätte zu seinen Prüfungen und Heilungen! —

5. Hahnemann's pharmakognostische Kenntniss der China im Lichte der Kenntniss unserer Zeit.

In die verschiedenen Arten und Abarten von Cinchona überhaupt näher einzugehen, in die botanischen und pharmakognostischen Unterschiede, in die botanische Synonymik etc., würde hier zu weit führen. Wir sahen ausserdem schon genügend, dass man auch jetzt noch im Allgemeinen die nämlichen Gruppen der Chinarinden unterscheidet wie früher, und zwar die braunen, die rothen und die gelben oder Königsrinden; und sehen zugleich aus dem Vergleich der Beschreibungen, dass die früheren Benennungen den jetzigen noch entsprechen, die früheren braunen Rinden den jetzigen braunen u. s. w.; können auch für unseren Zweck von den rothen Rinden ganz absehen, und haben es nur mit den braunen und Königsrinden zu thun, um wo möglich zu finden, was man heutzutage unter den Bezeichnungen Hahnemann's, seiner gelbbraunen und seiner Königsrinde, näher zu verstehen hat.

Bei den braunen Rinden erwähnten wir schon, dass vorzüglich die Huanuco- und Loxa-China die allgemein angewendeten Arten sind; und es erhellt aus dem Vorliegenden ziemlich deutlich, dass Hahnemann die Loxa kannte und nahm. Nach Pöppig begann nämlich der Handel mit der Huanuco erst 1785, also fünf Jahre vor Hahnemann's ersten Untersuchungen der China, wenn ja der Handel sich gleich anfangs bis Deutschland ausdehnte; Hahnemann aber hätte es erwähnt, wenn er mit einem neuen Handelsprodncte operirt hätte; er hatte die alte ganz allgemein bekannte Drogne vor sich, und sagte übrigens noch, dass der Baum für unsere Rinde in Peru, vorzüglich auf den Hügeln in der Gegend von

[20]) Ebenso unsere Prüfungen, wenn sie mehreren Spezies zugleich angehören! Sie können dann höchstens für spezifische Therapie dienen, sind aber unsicher für homöopathische.

Loxa, wachse: Wir können nicht anders, als die Loxa für die Hahnemann'sche feinröhrige s. vulgaris anerkennen; und auch Schroff sagt: „In früheren Zeiten war diese China in ihren beiden Arten die am meisten geschätzte und am höchsten im Preise stehende. Gegenwärtig, wo man den Werth der verschiedenen Chinasorten nach dem Gehalte an Alkaloiden beurtheilt, wird sie weniger geachtet.“ Von der Loxa kommen nämlich zwei Arten vor: die gemeine, vulgaris s. fuscus, — und die vera s. coronalis. Die zweite Art wurde früher nur für den spanischen Hof geschält, und kommt nach Schroff auch jetzt nur in kleinen Quantitäten der vorigen Sorte beigemengt im Handel vor, so dass Hahnemann nach alle dem keine andre Loxa hatte, als die Loxa vulgaris s. fuscus.

Bei den gelben oder Königsrinden ist jetzt fast nur die Calisaya-China in Gebrauch, die ächte peruvianische Königsrinde, sie stammt von Cinchona officinalis Ruiz s. Cinchona Calisaya Weddel. Diese Cinchona kommt, wie wir schon sahen, in zwei Varietäten vor, baumartig und strauchartig, Calisaya vera und Calisaya Josephina, und ihre Rinde in drei Sorten; stammt aber nur von dieser eben genannten Spezies ab, die ihren Namen von der Provinz Calisaya in Peru haben soll. Diese China Calisaya wird von Hayne etc. als gleichbedeutend mit der früheren Königschinarinde, Cort. Chinae regius (s. China flava s. lutea) aufgeführt; doch wird Hahnemann's etwas unvollständige Beschreibung der „regia“ in seinem Apotheker-Lexikon der China flava dura laevis (von Cinch. angustifolia Ruiz. s. lancifolia Mut., nach Anderen von cordifolia Mut.) entsprechen, die der Calisaya ähnlich ist, wie wir schon sahen, aber nicht ein und dieselbe mit ihr. Die Calisaya hatte ihren Namen schon zur Zeit, als Hahnemann seine Prüfungen in der A.-M.-L. veröffentlichte, obschon erst später ihre botanische Abstammung durch Weddel festgestellt worden ist; dass Hahnemann den Namen nicht mit aufnahm, scheint ebenfalls dafür zu sprechen, dass seine regia auch damals schon für verschieden galt von der Calisaya; denn es ist anzunehmen, dass Hahnemann, wie im vorigen Jahrhundert, so auch in diesem mit den Droguen seiner Prüfungen und mit dem damaligen pharmakognostischen Standpunkte der Wissenschaft genau bekannt war. — Wir wiederholen hier nur noch, dass bei China Loxa von den Alkaloiden das Cinchonin vorherrscht, bei der China regia = Calisaya aber das Chinin; der Gehalt an Alkaloiden, sowie an Chinagerbsäure und Chinaroth bestimmt für gewöhnlich die Güte der verschiedenen Chinasorten; je mehr jene über diese vorherrschen, desto geschätzter ist die Chinarinde. Die Abstammung der regia von Cinchona angustifolia war aber damals noch nicht klar, aus Unkenntniss dieser Abstammung

verwarf auch Hahnemann die Annahme der angustifolia, wie wir sahen; Jos. Buchner in seiner homöopathischen Pharmacopöe giebt diese Abstammung an, und zwar ohne alle Ungewissheit.

6. Das Resultat dieser Forschung für die Homöopathie.

Das Resultat dieser historisch-pharmakologischen Forschung wäre folgendes: Hahnemann kannte die Chinarinden seiner Zeit: — heutzutage sind noch dieselben Rindenarten bekannt und in Gebrauch wie damals; doch sind ausserdem auch viele andre Arten in den Handel gekommen, und vor Allem hat gründliche naturwissenschaftliche Forschung die Kenntniss dieser Rinden vervollständigt und mehr Gewissheit gebracht über deren Vaterland und botanische Abstammung; — schon früher unterschied man die Rinden nach denselben sensuellen Eigenschaften wie jetzt, die chemische Analyse derselben ist aber heutzutage viel vollständiger als früher; — 1793 beschrieb Hahnemann nur zwei Sorten der Chinarinden näher, die braune und die rothe; die regia, sowie noch einige andere Arten, beschreibt er nur kurz, und spricht von ihnen nur als im Handel vorhanden, und nur um seine Aufzählung zu vervollständigen; — Hahnemann nahm bei seinen ersten China-Prüfungen, 1790, China fusca, und zwar die jetzige China Loxa vulgaris; — 1805 auch die regia, die aber kaum dieselbe Art ist, welche wir jetzt Calisaya nennen; hatte sie geprüft oder angewendet (observavi), und stellte sie von nun an der fusca s. vulgaris ebenbürtig zur Seite; — China rubra wendete Hahnemann nicht an, und hat dieselbe nicht empfohlen, eben so keine andere.

Hahnemann hat also die beiden Rinden, die Loxa und die Regia ohne allen Unterschied empfohlen, in Widerspruch mit aller homöopathischen Gewissheit und Sicherheit; — beide Rinden gehören nach ihren chemischen Bestandtheilen verschiedenen Richtungen an, indem jene vorherrschend das Cinchonin enthält, diese das Chinin: — wir haben uns demnach endgültig für die eine oder die andere dieser beiden Rinden zu entschliessen; mit der alleinigen Anwendung nur einer Species können wir uns wenigstens im Klinischen die Gewissheit verschaffen, welche Hahnemann im Pharmakodynamischen z. Th. genommen hat, können auch spätere Prüfungen dadurch sicher stellen.

Vor einem endgültigen Urtheil hierüber sind aber noch einige historisch-pharmakologische Fragen bestimmter zu beantworten, welche sich in den zwei folgenden concentriren: Von welcher Pflanzen-Spezies kam die „feinröhrichte Chinarinde“ Hahnemann's, — von welcher seine „Königs-Chinarinde“? Zu diesen Fragen fordert uns Hahnemann selbst auf in den

oben angeführten Worten zu Cinchona angustifolia; die Beantwortung derselben wird uns dann zugleich genauer sagen, welche der jetzigen Chinarinden und Sorten jenen entsprechen und schliesst nähere Aufklärung über die botanische Abstammung der jetzt im Handel vorkommenden Rinden mit ein; es wird sich bestimmter erweisen lassen, ob die Loxa vulgaris zu Hahnemann's Zeiten von einer oder mehreren Spezies der Cinchona gewonnen wurde, ob und worin die Regia Hahnemann's verschieden ist von der jetztigen Calisaya und ob Hahnemann's Regia von einer bestimmten und nur von einer Spezies kam; ob Hahnemann zu den Prüfungen von 1817 sich mehr der Fusca oder mehr der Regia bedieute etc. Einiges von diesen Fragen wird sich noch beantworten lassen; die neusten botanischen Forschungen und die grösseren historisch-pharmakologischen und pharmakognostischen Werke werden zum Theil Aufschluss hierüber geben, wie Flückiger's und Hanbury's Pharmakographia, London 1874. Macmillan and Co., so wie die Werke von Pöppig, Weddel, Howard (1862), Berg (1865), Vogel (1867) etc.: ein einziger Nachweis kann ja hier den Ausschlag geben[21]). Ich bitte die Herren Kollegen, welchen die betreffende Litteratur zugänglich ist, möglichst beizutragen, eine grössere Gewissheit hierin noch zu erlangen. — Wie wir oben ersahen, sprechen mehrere Gründe für die feinröhrichte Loxarinde Hahnemann's, und es wäre zugleich angenehm, wenn diese, als die erste homöopathische Arzuei, und gleichsam als Urstoff aller Homöopathie unserem Arzneischatz erhalten bliebe.

Ich bemerke hier nur noch im Allgemeinen, dass wir jedenfalls eine Sorte in (dünnen), c. federspuhlstarken Röhren und von jüngeren Bäumen[22]) vorzuziehen haben. Was die dünnen Röhren betrifft, so denken wir, im Einklang mit der früheren Ansicht und mit analogen Thatsachen, bei diesen mehr den gleichmässigen Gesammtausdruck der Chinakräfte erwarten zu dürfen. Zu Hahnemann's Zeiten gab man dieser Sorte stets den Vorzug, deswegen Hahnemann's Vorschrift:

---

[21]) Unsere Pharmakopöen sagen hierüber nichts Entscheidendes; in so weit sie von homöopathischen Aerzten herrühren (Caspari-Hartmann, Buchner) folgen sie Hahnemann's Angabe, so dass sie die fusca und regia als gleichberechtigt anführen, dabei aber zum Theil nur von der fusca näher sprechen; in so weit dagegen diese Pharmakopöen von Pharmacenten herrühren, ist der allöopathische pharmaceutische Standpunkt massgebend gewesen, so dass wir nur die Calisaya angeführt finden, als die jetzige Hauptspezies der Allöopathie, und mit der früheren Regia als gleichbedeutend genommen. — Wir wendeten zu Hahnemann's Zeiten gewöhnlich die Fusca an.

[22]) Die jetzigen mannigfachen Verbindungen in Handel und Verkehr, sowie die Kultur der Cinchonabäume (in Java, Ostindien, Ceylon etc.), wodurch diese viel zugänglicher und bekannter geworden sind, werden viel beitragen, uns in dieser Hinsicht mit guter Rinde sicher zu versorgen, und können uns nach festgestellter Spezies und gesicherter Bezugsquelle aufmuntern zu Wiederholung von Prüfungen dieses Mittels und zwar mit kleinen positiven Gaben, bei genauer Diät etc., um die speziellsten Beziehungen des Mittels rein und deutlich zu erhalten.

„die feinröhrichte Rinde", wobei Hahnemann noch sagt, dass die (geringere) Mittelsorte von ihr in dickeren und grösseren Röhren vorkomme; sowie (bei der rothen Rinde): „Je dünner die Stücken sind, desto mehr Harz und Wirksamkeit enthalten sie." — Schroff (a. a. O.) sagt in dieser Hinsicht (bei Loxa vulgaris): „Gegenwärtig, wo man den Werth der verschiedenen Chinasorten nach dem Gehalt an Alkaloiden beurtheilt, wird diese Sorte weniger geachtet; und aus demselben Grunde (weil in den dickeren Röhren der relative Gehalt an Alkaloiden grösser ist) schätzt man gegenwärtig im Gegensatz mit der früher geltenden Ansicht die sehr dünnen etwa strohhalmdicken Röhrenstücken weniger als die dickeren." Wir theilen jedoch in Bezug auf unsere Arzuei die ältere Ansicht, weniger auf Chemie als auf Erfahrung gestützt, und auf das Bestreben, mehr das ganze Individuum einer Pflanze in seinen gewöhnlichen Verbindungen, als nur einen Haupttheil oder einen Hauptstoff des Ganzen zu berücksichtigen. Auch ist es z. B. allgemein bekannt, dass bei Zimmt die dünneren Röhren (von dünneren Zweigen) stets für diejenigen gehalten werden, welche den stärksten und würzigsten Zimmt führen; und ich fand bei Mezereum durch genaue sensuelle und pharmaceutische Untersuchungen ebenfalls, dass die Rinde der jüngeren Pflanzen weit kräftiger ist, als die der älteren, und auch kräftiger als die jüngeren Zweige älterer Sträucher. Dass sich bei China in späterer Zeit in der Rinde des Stammes mehr Alkaloide absetzen, kann allein uns nicht bestimmen, diese ältere Rinde vorzuziehen; bei der Homöopathie steht in erster Linie das Quale, dann erst kommt das Quantum. Vor Allem nehmen wir auch nie sogenannte Rinde „sine epidermide;" denn sie stammt nur von sehr starken Aesten oder vom Stamme, und bietet weniger ein Ganzes, somit auch weniger Einsicht in die Aechtheit und Güte. Das Beseitigen der Epidermis können wir jederzeit selbst vornehmen, wenn es nöthig sein sollte. — Hahnemann unterschied übrigens die Güte dieser Rinden vorzüglich durch Geruch und Geschmack, indem er bei der braunen Rinde sagt: „Von der Güte der Rinde hat man vorzüglich und fast allein nach dem stärkeren oder schwächeren der China eigenen Geruche und Geschmacke, und weniger nach ihrem äusseren Ansehen zu urtheilen; das Aeussere weicht hier und da sehr ab."

Möchte unserer Homöopathie mit den vorstehenden Worten ein, wenn auch nur kleiner Dienst erwiesen sein, durch Material zu genauerer pharmakognostischer Feststellung eines ihrer grössten Mittel, sowie durch Hinweis auf die unumgängliche Nothwendigkeit in der homöopathischen Pharmacie überhaupt, Herkommen, Spezies und Exemplar sorgfältig zu berücksichtigen.

Zur Wirkung des Atropin.

Von Dr. Mossa, prakt. Arzt in Bromberg.

Im Allgemeinen sind die Wirkungen des Atropin denen der Belladonna, dessen wichtigstes Hauptbestandtheil es bildet, analog, aber identisch sind sie darum nicht; im Allgemeinen kann man sagen, die physiologischen, am Gesunden durch Prüfung beobachteten Erscheinungen von der Belladonna sind umfassender, extensiver, während sich die von Atropin durch mehr Intensität auszeichnen; dann treten dort mehr die hyperaemischen, bis zu Entzündungen leicht gesteigerten Erscheinungen, überhaupt mehr die Thätigkeit im Blutleben hervor, hier, beim Atropin, ist das Nervensystem in erster Linie afficirt. Hale fasst die Differenz zwischen beiden der Art zusammen: „Während wir nie daran denken würden, Atropin in fieberhaften Zuständen, bei acuten Exanthemen, Entzündungen, Erysipelas, Drüsenkrankheiten etc. anzuwenden, wo wir gewöhnlich Belladonna gebrauchen, haben wir eine sehr hohe Meinung von seinem Werth in Neuralgien, acuten Congestionen, schmerzhaften, spasmodischen Affectionen, besonders der Schliessmuskeln, bei nervöser Unruhe, Hyperaesthesien und andern Erkrankungen, die ihren Ursprung im Nervensystem haben.“ Wie schwer ist aber oft in der Praxis die Unterscheidung einer acuten Congestion von der activen Hyperaemie? Es hat sich nun zum grossen Theil auf Grund klinischer Erfahrungen die praktische Regel ergeben, dass, wenn in einem speziellen Fall die angezeigte Belladonna keinen aus- und durchschlagenden Effekt erzielt, zunächst sein Simillimum Atropin, vor jedem andern Mittel, in Anwendung zu bringen sei. In der That zeigt sich vielfach das Alkaloid da von hoher Wirksamkeit, wo die Mutterpflanze versagt hat. —

Die physiologische Schule, das wollen und können wir nicht läugnen, hat sich redlich bemüht, über die Wirkungen der besprochenen Mittel durch Experimente an Menschen, wie an Thieren ins Klare zu kommen. Da sie aber meist, zumal bei den Thierexperimenten, mit zu starken toxischen Gaben operirt, und bei den Prüfungen am Menschen die subjektiven Symptome zu wenig beachtet, so entgeht ihr ein grosser Theil der primären, feineren Wirkungen. So übersieht sie die durch Belladonna, resp. Atropin zunächst gesteigerte, bis zur Hyperaesthesie

erhöhte Erregbarkeit der peripheren sensiblen Nerven und statuirt gleich die These: die peripheren Nerven werden gelähmt oder wenigstens wird ihre Erregbarkeit in hohem Masse herabgesetzt. Die Sache verhält sich so: In kleineren, mittleren Dosen erregt unser Mittel das Nerven- sowie auch Gefässsystem; in starker Gabe, die an die toxische Wirkung streift, lähmt sie das erstere und bringt nervöse Congestionen hervor. Die Prüfungen der homöopathischen Schule ergeben eine zahlreiche Reihe von Veränderungen in der Sensibilität; die mannigfachsten Schmerzempfindungen, bald Hyperaesthesien der Hautnerven, die jede Berührung bis zum Unerträglichen steigert, bald Neuralgien, zumeist der Verlauf des vielverzweigten Nervus trigeminus; beide Arten sind von motorischen, spasmodischen Erscheinungen, als Contracturen, Zuckungen, Stössen, begleitet und haben die Eigenthümlichkeit, dass ihre Exacerbation in die Abend- oder Nachtstunden fällt.

Wenn Meuriot behauptet, die Reflexthätigkeit sei erhöht, Brown-Séquard sie als vermindert, Fracer sogar als gemischt, erregend und lähmend, annimmt, so stimmen wir Letzterem in so fern bei, als die Prüfungen am Menschen- wie Thierleibe zunächst eine Steigerung und dann erst eine Herabsetzung der Reflexthätigkeit bis schliesslich zur völligen Suspension derselben (bei toxischen Gaben) konstatiren.

Eine fernere Eigenthümlichkeit, welche Hahnemann's feine Beobachtungsgabe bei der Belladonna gefunden, ist die überwiegende Tendenz des Mittels auf die rechtsseitige Körperhälfte. Geht diese Wirkung vom Gehirn aus, als erstem Angriffspunkt des Mittels, so würde in diesem Centralorgan die linke Seite als die bevorzugte Wirkungsstätte für Belladonna anzusehen sein. Die pathologische Anatomie wird uns vielleicht später, falls sie ihre Aufmerksamkeit bei Belladonna-Vergiftungen auf diesen Punkt richtete, hierüber Aufschluss geben können. Mag der physiologischen Schule diese letztere Eigenthümlichkeit der Belladonna als wunderbar erscheinen — die Natur spricht, und wir haben ihre Zeichen als ministri naturae gewissenhaft zu beachten. Ist denn die eminente Wirkung unseres Mittels auf das Gehirn und seine psychischen Funktionen weniger wunderbar? Hier gilt eben das grosse Gesetz der Spezificität! Es sind sowohl Zustände höchster Exaltation von Geist und Gemüth, als auch tiefe Depressions-Zustände derselben, die in die Wirkungsphäre unserer Mittel fallen. Die Hallucinationen betreffen meist das Sehorgan, in der Gestalt glänzender feuriger Erscheinungen, erstrecken sich aber auch oft auf das

Gehör. Die Belladonna ist nach dieser Hinsicht hinlänglich geprüft und auch therapeutisch von uns benutzt worden; weniger das Atropin.

Da ich Gelegenheit hatte, eine unbeabsichtigte Prüfung des letzteren bei einem zehnjährigen Mädchen zu beobachten, so erlaube ich mir, die hierbei constatirten Erscheinungen hier mitzutheilen:

Das Mädchen, mit blondem Haar und schwarzen Augen, sehr lebhaften Geistes, von zartem Körperbau, litt an einem sehr heftigen, krampfhaftem Husten, wogegen ihm der Vater (selbst Arzt) von einer Auflösung von 0,3 Atrop. sulf. in 3,0 Aq. destill. fünf Tropfen in einem Esslöffel Wasser zur Nachtzeit gegeben hatte. Danach liess der Hustenreiz etwas nach; der Schlaf war Anfangs höchst unruhig, gegen Morgen aber besser. Als sie erwachte, war sie erst wie betäubt, schwerbesinnlich, ihre Sprache schwer verständlich, sie klagte über Schwere in der Zunge, die sonst bei ihr äusserst beweglich ist; späterhin, im Laufe des Vormittags, tritt aber ausserordentliche Geschwätzigkeit ein; die Worte überstürzen sich; schneller Wechsel, Springen der Gedanken. — Pupillen stark erweitert, Sehen undeutlich, Doppelsehen; so sieht sie den Rand einer Spielkarte doppelt; kann deshalb keine Figuren ausschneiden. Hallucinationen des Gesichts: sie sieht eine (nicht vorhandene) Freundin am Bette; erblickt sowohl grosse, unförmliche Gestalten, z. B. Elephanten, als auch winzige, wie Mäuse, Kätzchen, Hündchen; — manche Gestalten sind schwarz wie Mohren, andere weiss, wie mit Mehl bestreut; sie behauptet, ein Spiel Karten, eine Nähnadel mit schwarzem Faden im Bette liegen zu sehen; hält ein Endchen rother Schnur am Bettzeug für Blut. Hallucinationen des Gehörs: sie hört einen ganz jungen Hund quietschen, auch Stimmen und Worte ihrer Freundinnen. Ihre Stimmung ist dabei höchst vergnügt, ausgelassen lustig; sie lacht und macht ein sehr vergnügtes Gesicht. Von objectiven Zeichen sind zu erwähnen: ein Würgen mit Brechübelkeit, besonders nach dem Genuss von Flüssigem, ziemlich starker Speichelfluss mit Trockenheit des Mundes und Rachens, Appetitlosigkeit; häufiges Uriniren mit Abgang von reichlichem, gelblichen Urin. — Auf Befragen antwortet sie verständig; obwohl sie die Lächerlichkeit ihrer Phantasiebilder (wie z. B. die des Elephanten) einsieht, kann sie sich denselben nicht entziehen, weil sie sich ihr immer auf's Neue aufdrängen. — So verging der Tag unter diesem für die Eltern unheimlichen Spuck; die folgende Nacht war im Ganzen ruhig, und am Tage darauf war das Sensorium und

Gemüth wieder geordnet. Das Sehvermögen blieb, bei noch erweiterter Pupille, mehrere Tage lang gestört, bis es allmälig zur Norm zurückkehrte. Der Puls war beim Kinde voller als sonst, fieberhafte Bewegungen aber nicht zu constatiren; auch war die Respiration unverändert.

Während nun unsere Litteratur Heilungsgeschichten, bei denen Belladonna die Hauptrolle spielt, in zahlreicher Menge, nach allen Richtungen seiner ausgedehnten Wirkungssphäre, darbietet, begegnen uns solche mit Atropin nur vereinzelt; dies erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, dass Belladonna mit zu den Mitteln gehört, welche Hahnemann mit seinen Schülern am frühesten geprüft haben, dagegen das Atropin erst 1819 von Brandes entdeckt, später erst rein dargestellt und längere Zeit darnach von homöopathischen Aerzten, insbesondere von Eidherr und Caspar in Wien, geprüft und klinisch angewendet worden ist. Eine gute Zusammenstellung des physiologischen und therapeutischen Materials hat uns Dr. Oehme in seiner viel zu wenig beachteten Bearbeitung von Edwin M. Hales neuen amerikanischen Heilmitteln geliefert; aber auch in Kafka's „homöopathischer Therapie" finden wir viele schätzbare diesbezügliche Beiträge. Aus diesen Quellen wollen wir im Folgenden einige der interessantesten Heilungsgeschichten und die charakteristischen Indicationen für das Atropin beibringen, hier und da auch ein Beispiel aus der eigenen Praxis einfügend.

Psychopathien.

Ein mehrmals an Delirium tremens erkrankt gewesener Mann leidet an Hallucinationen. Er bittet einen grossen Herrn auf das Aengstlichste und Inständigste, ihm in Berücksichtigung seiner misslichen Lage zu der sehr einträglichen Stelle eines Kardinals zu verhelfen. Sein Benehmen dabei ist sehr ceremoniös und ängstlich, weshalb auch jede Antwort auf die ihm unehrerbietig erscheinenden Fragen des Arztes verweigert wurden. Atropin 4. stellte ihn in 24 Stunden her. (Zeitschr. des Vereins der hom. Aerzte Oesterreichs 1. 2. 31. Caspar.)

Eine Hysterische verfiel, ohne alle anderen Erscheinungen, häufig vor dem Einschlafen in sehr beängstigende Visionen. Atropin 4. 1 Gabe jeden Abend heilte. (Ibidem.)

Eine 40jährige, kräftige Trinkerin wurde, nach theilweiser Beseitigung eines Magen- und Darm-Katarrhs durch Nux vom. und Ipec.,

sehr unruhig, hastig und zitternd in ihren Bewegungen, begann zu deliriren, wobei sie auf komische und unzählige Dinge hinzielende Worte ausstiess, verschiedenartig klingende Dinge zu hören und glänzende Heilige zu sehen glaubte, bald am Hemde, bald am Bett zupfte. Atropin 6 besserte sogleich und heilte bald. (Ibidem p. 230. Löw.)

Gehirn- und Rückenmarks-Affectionen.

Ueber die Indication der Belladonna bei Hyperaemia cerebri äussert sich Bähr in seiner Therapie, Bd. I. S. 69, sehr bezeichnend: „Unter allen Mitteln unseres Arzneischatzes giebt es kein einziges, welches so vollständig in seiner physiologischen Wirkung das Bild der Gehirnhyperaemie in fast allen Varietäten und Abstufungen erzeugt, wie die Belladonna. Unter allen Temperamenten eignet sich zumeist das sanguinische für unser Mittel. Vollsaftige und zu Blutwallungen geneigte Constitutionen mit besonders leicht erregtem Nervensystem bieten am meisten ein der Belladonna-Wirkung vollständig ähnliches Bild, ebenso das kindliche Alter und der weibliche Organismus. Je grösser die Neigung zur Hirncongestion und je öfter dieselbe schon vorhanden war, um so eher passt das Mittel; daher besonders in wichtigen Entwicklungsperioden des Körpers, in der Dentition und Pubertät, aber auch in den klimakterischen Jahren. Je selbstständiger ferner die Congestion auftritt, um so sicherer hebt sie Belladonna. Unter den speziellen Symptomen heben wir hier nur die Delirien hervor, die bei Belladonna meist furibund sind, und die ganz charakteristische Ueberempfindlichkeit der Sinnesorgane. Pupillen-Contraction widerspricht der Belladonna nicht, da die Erweiterung der Pupille keinesweges eine constante, wenn auch die gewöhnlichste Wirkung, ist. Eher liesse sich auffallende Blässe des Gesichts oder selbst mangelnde Röthe desselben als Contraindication aufstellen. Als eine besondere Indication, von nicht geringem Werthe, da, wo es sich speziell um die Wahl zwischen Aconit und Belladonna handelt, habe ich stets gefunden, dass bei Neigung zu Schweiss letzteres Mittel, ceteris paribus, das richtigere war.“

Dem ähnlich stellt Kafka die Indication für Belladonna auf und fährt dann fort: Dieses Mittel (er giebt von der 3. Dilution in Wasserlösung ½—1 stündlich) hat unter den angeführten Erscheinungen eine sehr verlässliche Wirkung auf die Beruhigung des Gehirns und die Beschwichtigung der Gehirnhyperaemie. Wir sahen häufig nach 12—24

Stunden die heftigsten Kopfschmerzen, die wildesten Delirien, die brennendste Hopfhitze, die grösste Unruhe etc. verschwinden. Am häufigsten hatten wir Gelegenheit diese Wirkung im Beginn des Scharlach, der Gesichts- und Kopfrose, der Tonsillitis, Parotitis, der Coryza, Influenza und des Typhus zu beobachten. Auch in Beginn der Meningitis, im Zahngeschäft und bei Convulsionen der Kinder haben wir dies Mittel wirksam gefunden. Selbst wenn die Gehirnaffection bis zur Bewusstlosigkeit und Schlummersucht sich steigerte, die Zeichen der Gehirnerregung jedoch noch vorherrschend waren, machten wir von der Belladonna mit entschiedenem Nutzen Gebrauch. Tritt nach 24 - 36 Stunden keine sichtbare Besserung ein, so verabreichten wir Atropin. sulf. 3 ebenso wie Belladonna. Es ist uns vielmals schon gelungen, mit Atropin günstige Erfolge in jenen Fällen zu erzielen, wo wir mit Belladonna nicht ausreichten."

Von welcher Bedeutung diese Mittel unter den angedeuteten Erscheinungen auch im Puerperium werden können, das haben wohl mit mir alle homöopathischen Praktiker sattsam erfahren. Hier reicht sein Wirkungskreis von der einfachen Gehirnhyperaemie bis zu dem im höchsten Grade zu fürchtenden der Mania puerperalis.

Ein Fall von Hydrocephaloid sei hier mitgetheilt: Ein Knabe von 20 Monaten hatte binnen sechs Monaten zwei heftige katarrhalische Pneumonien gehabt, kürzlich Masern und gleich darauf wieder Pneumonie, nach deren Beseitigung der schmerzhafte wässerige Durchfall, soporöse Zustand und die grösste Hinfälligkeit fortdauerte, und sich eine Gehirnkrankheit entwickelte. Der Knabe schreit zuweilen in seinem Sopor laut auf, öffnet die meist geschlossenen Augen, sieht wild umher, setzt sich auf, fällt jedoch auf sein Lager wieder zurück, sucht dem Kopf eine tiefere Lage zu geben, bohrt ihn tief in die Kissen, wieder in tiefen Sopor verfallend. Giebt man ihm eine tiefere Lage, so schreit er auf und nimmt die alte wieder ein. Nackenmuskeln nicht kontrahirt, Kopf anhaltend heiss, Unterleib noch in höherem Maasse. Vorher angesprochen, trinkt der Knabe gern und mit Hast. P. 140, Respiration beschleunigt, laut und kurz; häufiger, feuchter Husten. Stuhl und Harn unwillkürlich; ersterer 12—15 mal in 24 Stunden. Nachts grössere Unruhe; die Glieder oft kühl. Respiration zeitweise aussetzend, mit Gliederzittern. Ars. 3, Bellad. 3 und Zinc. met. 3 in Wechsel, erfolglos. Nun Atropin 3, ein Tropfen aller drei Stunden: schon nach 18 Stunden allgemeine Besserung und nach 36 Stunden Rückkehr des Bewusstseins und Beseitigung der Gehirnsymptome. (Die

völlige Stimmlosigkeit, Schwäche und der Durchfall machten noch andere Mittel nöthig.) Hirsch. kl. Zeitschr. f. H. — 9.90 Kafka. —

Epilepsien.

Die ältere Schule hat schon früher Belladonna und in neuerer Zeit Atropin gegen diese Krampfform, aber prinzipienlos, angewendet. Nach homöopathischem Prinzip gehören besonders die epileptischen Zustände hierher, welche mit Blutanstauungen im Gehirn, tiefem Sopor, hochgradigen Respirationsbeschwerden (bes. Glottiskrampf), heftigen tonischen und klonischen Krämpfen einhergehen und die Gefahr einer Apoplexie in sich tragen, oder nachfolgende Manie zur Folge haben.

Als ätiologisches Moment ist besonders ein heftiger mit Schreck verbundener Gemüthsaffekt hervorzuheben; oft sind die Ursachen aber verborgen, höchstens eine übermässige Erregbarkeit der Sinnesorgane zu konstatiren. Auch bei dieser Krankheitsform zeigt sich Atropin dann noch oft da wirksam, wo Belladonna seine Dienste versagt.

Ein 15½jähriges, graciles, blühendes Mädchen verfiel vor 2½ Jahren in allgemeine Krämpfe in Folge des plötzlichen Sehens eines epileptischen Anfalls. In unregelmässigen Zwischenräumen zeigen sich bei ihr epilepsieartige Anfälle und Zuckungen der Glieder, bald auf die Muskeln des Gesichts und Stammes übergehend; nach 10—15 Minuten tonische Form des Trismus und Opisthotonus, nach ¼ bis ½ Stunde Wiederkehr der Wärme, profuser Schweiss und tiefer Schlaf, aus dem sie den nächsten Tag angegriffen erwacht. Mit der Steigerung der Convulsionen hielt der Turgor im Gesicht gleichen Schritt, das anfangs wild rollende Auge wurde starr und prominirend; die Sprache versagte, der Athem wurde keuchend, die Temperatur des Körpers sank unter das Normale. Schaum vor dem Munde; Bewusstsein nicht ganz erloschen. In den freien Intervallen congestiver Kopfschmerz und habituelle Mydriasis der Pupillen.

Atropin viertäglich zweimal, heilt in ca. 14 Tagen, unter Eintritt der Menses. (Hirsch. kl. Zeitschr. 14. 11. Bayr.)

Ein 15jähriges Mädchen, an allgemeinem Veitstanz leidend, bekam alle Nacht gegen Morgen, mehrere Stunden lang, einen so heftigen Krampfanfall, dass der Körper im Bett herumgeworfen ward, und sie mit Händen und Füssen das Bett zerreisst, so dass sie auf den Dielen gelagert werden musste. Einige Rückenwirbel bei Druck empfindlich. Mehrere Mittel erfolglos, Atropin 2 half. (Allgem. hom. Zeit. 50, 155, Ballmann.)

Nicht minder als die eigentlichen epileptischen finden wir auch die eklamptischen Krämpfe, die Fraisen der Kinder in specie, im Prüfungsbilde unserer Mittel ausgesprochen. Das sind Fälle, die sich durch Gehirnhyperaemie, heftiges Pulsiren der Karotiden, erhöhte Temperatur des ganzen Körpers oder bloss des Kopfes bei Kälte der Extremitäten, gerötbete Sehbindehaut auszeichnen, dazu kommen dann die Krämpfe, die Anfangs tonisch, später klonisch sind, mit Verlust des Bewusstseins und Anaesthesie. In der Dysphagie, in Folge von Trismus, können wir unser Mittel mittels subcutaner Injection in die Blutbahn bringen, wozu sich unsere Dilutionen sehr wohl eigenen. — Auch die Eclampsia parturientium kann unter Anwesenheit obiger Zeichen häufig in der Belladonna, respective Atropin, ihr Heilmittel finden.

Cephalgien.

Dr. Caspar, dem wir eine ausgiebige Erfahrung über die Wirkungssphäre des Atropin nicht absprechen können, charakterisirt die von diesem Mittel heilbaren Kopfschmerzen als entschieden anders geartet als die für Belladonna passenden. „Während Belladonna nicht selten congestive, selbst solche im Laufe acuter Krankheiten vorkommende, beseitige oder mildere, erreichte ich dies nie mit Atropin. Der Kopfschmerz, welchen Atropin heilte, war immer ein selbstständiger, in einer spezifischen Alteration des Gehirns selbst begründeter. Er ist meist sehr heftig, nimmt einen grösseren Kopftheil ein und gesellt sich mit Schwächung, Aufregung, Alienirung der Gehirn- und oft auch der Sinnesthätigkeiten, mit allgemeiner Verstimmung des Gemüths. Gewöhnlich entsteht und verschwindet er plötzlich und hinterlässt oft vollkommen freie Zwischenzeiten. Kälte und Wärme üben keinen Einfluss auf ihn, Sinnes- und Gemüthseindrücke dagegen erweisen sich stets als steigernde Momente. Keine oder nur unbedeutende, meist nur secundäre, Mitleidenschaft des Gefässsystems, daher nur mässige oder gar keine Gesichtsröthe, Kopfhitze, Pulsbeschleunigung. Atropin heilt selbst jahrelang bestehende Schmerzen. — Hysterische Kopfschmerzen wie der Clavus, weichen nur selten dem Atropin, doch wurden sie mehrmals gelindert und verkürzt. — Einige Mal blieb nach Typhus und anderen schweren Krankheiten heftiger Kopfschmerz zurück, der ebenfalls in Atropin sein Heilmittel fand. Hierzu führt er folgende einzelne Fälle an:

Eine 32 jährige Frau hat sehr häufige Anfälle von Kopfschmerz:

sie liegt apathisch im Bett; matte, stiere Augen; die Antworten langsam und kurz, erinnert sich nur mit Mühe des vorher Geschehenen; Lebensüberdruss, Gleichgültigkeit gegen die Ihrigen. — Drückender Schmerz im ganzen Vorderkopf, manchmal gegen das Hinterhaupt hin ausstrahlend, zuweilen mit heftigen Stichen von einer Seite zur andern, zuweilen Gefühl, als wäre das Gehirn in drehender Bewegung; häufig Ohrensausen; Schwindel, stets zunehmende Trübsichtigkeit; die Gegenstände erscheinen als flimmernde Schatten. Viele Mittel, auch Belladonna, erfolglos; Atropin 3 half sogleich. —

Einen nach heftigem Nervenfieber zurückgebliebenen äusserst intensiven, alle Sinne betäubenden Kopfschmerz, mit dem Gefühl allgemeiner Ohnmächtigkeit und gänzlicher Schlaflosigkeit, gegen den Belladonna erfolglos, heilte Atropin 4. sofort. (Idem.)

Dr. Eidherr (Wien) spezialisirt die Atropin-Cephalgien in folgenden Zügen:

„Plötzlich oder allmälig (nach Vorboten) tritt ein heftiger, stechender Schmerz an einer bestimmten Stelle des Kopfes ein, der die ganze Kopfhälfte, vorzüglich jedoch die Schläfengegend oder den erhabnen Punkt des Seitenwandbeins einnimmt und sich bis zur Unerträglichkeit steigert; ferner grosse Angst und Unruhe, die sie nie ruhen lassen, und die Kranken oft zur Verzweiflung bringen; dabei gänzliche Appetitlosigkeit, eisiges Gefühl über den ganzen Körper, oft sogar Zähneklappern, häufiges Gähnen und Seufzen, später Uebelkeit und Erbrechen, worauf der Schmerz nachzulassen beginnt oder Schlaf eintritt, aus dem der Kranke gesund erwacht. — Bei Hemikranie hält sich der Schmerz an eine typische Form, indem er entweder Morgens oder Abends eintritt, 4—5 Stunden heftig wüthet, dann entweder plötzlich schwindet oder viel an seiner Heftigkeit verliert, um am folgenden Tage mit gleicher Heftigkeit aufzutreten. Er nimmt gewöhnlich nur eine Seite ein, geht auch zuweilen auf die andere über, wobei der Schmerz an der zuerst ergriffenen Stelle sich vermindert oder ganz nachlässt; der heftigste Schmerz wird in den Schläfen empfunden, von wo er radienförmig nach allen Richtungen hin ausstrahlt. Gewöhnlich ist das Auge der leidenden Kopfhälfte stark in Mitleidenschaft gezogen, die Lider sind krampfhaft geschlossen und die heissen Thränen fluthen fortwährend aus dem Auge. Der Schmerz selbst ist nicht ein dumpfer, sondern ein lebhaft stechender, der in kurzen Pausen

wiederkehrt. Während der Anfälle kein Appetit, ausser denselben vermindert; Puls meist unverändert. Erbrechen meist nur am Ende des Anfalls, dabei fühlten die Kranken bei innerer Wärme eine unangenehme äussere Kälte, so dass sie sich fortwährend unter der Decke zu verbergen suchen.

Danach hat sich also das Atropin in manchen Formen von Hemikranie als ein schätzenswerthes Heilmittel bewährt; wie es sich in folgenden von Dr. Eidherr berichteten Fällen dokumentirt:

Eine 31 jährige Frau hat seit einigen Jahren periodisch heftiges Stechen in der rechten Schläfengegend vom Abend bis früh. Atrop. 4 half sogleich.

Eine 25jährige Frau hat seit 7 Monaten sehr heftig stechenden, wühlend bohrenden Schmerz in der linken Schläfengegend, periodisch auftretend. Atropin 4 heilte schnell.

Eine 36jährige Frau hat seit 13 Monaten Migräne, vor jedem Anfall Zuckungen der Unterglieder, nacher schwer zu unterdrückendes Zittern der Glieder. Ign., Nux vom., Cupr., Ver., Cocc., Rhs. erfolglos. Atropin 4 heilte in sehr kurzer Zeit.

Eine 24jährige Frau hat seit 2 Jahren periodischen Kopfschmerz, nur von 8–12 Uhr Vormittags; heftige, blitzähnliche Stiche in den Schläfen, mit durchdringenden Stichen bis durch die Schläfen- und Scheitelgegend, Zucken der oberen Augenlider, Abfluss heisser Thränen, äussere Kälte, innere Hitze und Unruhe. (Ign. erfolglos.) Atropin 4 besserte sehr bedeutend schon den nächsten Anfall.

Hier haben wir theils angedeutete, theils ausgesprochene Fälle von Hemikranie und zwar, wie es ja mit der täglichen Erfahrung übereinstimmt, beim weiblichen Geschlecht. Derselbe Autor berichtet aber auch einen Fall bei einem männlichen Individuum, wo sich die Krankheit fast wie ein Clavus gestaltete.

Ein 40jähriger, kräftiger Mann hat seit mehreren Jahren, nach überstandenem Typhus, einen heftigen Kopfschmerz an einer thalergrossen Stelle über dem linken Arcus supraciliaris: der Schmerz ist bohrend, wie von einem eingeschlagenen Nagel, fast wahnsinnig machend, die Stelle bei Berührung sehr empfindlich, das Gesicht dabei etwas geröthet. Ign. half nur vorübergehend; Atropin 4 heilte in 10 Tagen.

Eine 42jährige Frau hat seit 4 Jahren, nach Typhus, Anfälle von heftig stechendem Schmerz in der linken Kopfhälfte, wobei sie sehr angegriffen, aufgeregt, unruhig ist; grosse Angst, kalter Schauder im

Rücken, Aufstossen, Brechneigung, Schlaflosigkeit, Durst, häufiger Harndrang mit Abgang wasserhellen Harns. Atropin 4 besserte sogleich.

Hierher gehört auch folgender, von Dr. Kraizel berichteter Fall:

Ein 18jähriges, nervöses Mädchen hat unregelmässig periodische Anfälle von linksseitigem Kopfschmerz; derselbe fängt hinter dem linken Ohr an und erstreckt sich blitzartig in dasselbe, zum Hinterhaupt und in die Schläfengegend, mässig beginnend und plötzlich nachlassend, in dem Masse, als der Schmerz heftiger wird, steigert sich die Röthe der linken Gesichtshälfte, bis endlich mit dem Auftreten einer bläulichen Färbung ein krampfhaftes Zucken der linken Gesichtsmuskeln sichtbar wird; schlimmer bei Berührung. Belladonna, Chin., Ars., Ign. erfolglos. Atropin 16 heilte in 3 Tagen.

Schon in mancher der angeführten Cephalgien konnten wir eine Theilnahme der Nervus trigeminus constatiren, noch deutlicher tritt dieselbe durch die hohe Einwirkung des Atropin auf diesen Nervus in den mehr selbstständigen Affectionen dieses Nervus und seiner Zweige, in der Prosopalgie (Tic douloureux), wie auch in den Neuralgien der Nervus supra- und infraorbitalis hervor.

Die Supraorbital-Neuralgien, für die Belladonna oder Atropin als Heilmittel geeignet sind, zeichnen sich, nach Kafka's präciser Zusammenstellung, durch folgende Eigenthümlichkeiten aus:

Das ursächliche Moment ist in der Regel eine Erkältung; die Schmerzen zeichnen sich durch ausserordentliche Heftigkeit aus und ist der Sitz derselben, die Frontalgegend, so überaus empfindlich, dass die leiseste Berührung den intensivsten Schmerzanfall hervorruft. Häufig ist die Regio frontalis erysipelatös geröthet, ja das Erysipel breitet sich oft über das obere Augenlid aus, welches ödematös anschwillt. Die Augen leiden mit unter Lichtscheu, Thränenfluss, krampfhaftem Verschluss der Lider. Die Schmerzen werden nicht nur durch Berührung, sondern auch durch Bewegung der Kiefer, wie beim Sprechen, Kauen, auch durch kalte Luft verschlimmert, durch Ruhe und äussere Wärme dagegen gemildert. Der Anfall liebt besonders die Nachmittags-, Abend- oder ersten Nachtstunden; die Schmerzen strahlen gern nach dem Ohr und Nackenmuskeln der kranken Seite aus in der Form von Stichen in Schläfen und Ohr, Nackensteifheit. Dabei besteht ein hoher Grad von Hyperaesthesie, namentlich gegen Geräusch und eine zum Weinen geneigte Gemüthsstimmung — und selbst zur Zeit der Remission bleibt eine excessive Empfindlichkeit der leidenden Theile gegen Berührung, Bewegung und Einwirkung kühler Luft zurück.

Manche dieser Neuralgien nähern sich sehr stark einer Neuritis und unterscheiden sich von letzterer nur durch die Regelmässigkeit der Paroxysmen und der Remissionspausen.

Demgemäss erwies sich mir die Belladonna bei einem Mann in den Siebzigern bei einer Supraorbital-Neuralgie sehr hilfreich. Derselbe, an der Leber seit Jahren leidend, bekam eine rechtseitige Supraorbital-Neuralgie; der Anfall begann regelmässig Morgens 8 Uhr mit grosser Intensität, zog das rechte Auge in hohe Mitleidenschaft und erreichte erst gegen 1 Uhr Mittags sein Ende. Wegen dieses regelmässigen, intermittirenden Auftretens hatte der Hausarzt Chinin. sulf. bereits längere Zeit gegeben, aber ohne Erfolg. Da hoben nun mehrere Gaben von Belladonna 30 dies so eingewurzelte Leiden in kurzer Zeit. (Dr. Mossa.)

Gerade bei dieser Krankheitsform, die Prosopalgie, bietet unsere Litteratur eine recht ausgiebige Casuistik, aus der wir einige interessante Einzelfälle nach Oehme wiedergeben wollen.

Einer 26jährigen Frau trieb vor drei Monaten beim Fahren der Wind den Schnee in die rechte Gesichtshälfte, worauf sich bald ziehender Schmerz in der rechten Gesichts-, Kopf- und Nackengegend einstellte; zwei Tage darauf Erysipelas in der rechten Gesichtsseite, zehn Tage anhaltend. Seitdem paroxysmenartiger Schmerz nach der geringsten Erkältung; jetzt ist derselbe intermittirend, Wochen lang anhaltend, dem sich zeitweise heftig laucinirende, blitzähnlich in verschiedener Richtung hinfahrende Schmerzen beigesellen, von Minuten bis Stunden langer Dauer. Dieser Schmerz hat das Eigenthümliche, dass er variirend an verschiedenen Stellen der Ausbreitung des Nervus trigeminus wüthet, die Berührung nicht verträgt, zuweilen ein Stechen zwischen beiden Schulterblättern erzeugt, Mitempfindungen, wie Ohrensausen, an der erkrankten Seite erregt und, was am häufigsten vorkommt, Reflexbewegungen erzeugt, die in einem krampfhaften Schliessen der Augenlider und Zuckungen der rechtsseitigen Gesichtsmuskeln bestehen; jetzt nur bohrender Schmerz in der rechten Zahnreihe. Gesicht daselbst etwas geröthet und heiss, Zahnfleisch druckempfindlich. Menstruation stark und lange. — Während des Anfalls grosse Unruhe und Aufgeregtheit, Durst, Athem und Puls beschleunigt. Der Schmerz blitzt häufig auf. Staphys. und Ignat. erfolglos. Atropin besserte sofort und heilte in 5 Tagen. (Allg. hom. Zeitung 62. 163. Eidherr.)

Der Abwechselung wegen ein Fall von Gesichtsschmerz bei einem männlichen Individuum:

Ein 37jähriger, brünetter, magerer Mann hat seit zwei Jahren Anfälle von Gesichtsschmerz. Seit drei Tagen kommen jeden Morgen bald nach dem Frühstück unter Schauder und Kaltwerden der Hände dumpfe betäubende Schmerzen im rechten Auge und der angrenzenden Stirnplatte, die allmählig immer ärger und schärfer werden, bis zum Mittag, wo bei jedem Pulsschlag heftige, blitzartige Stiche aus dem Auge in die Stirn fahren, ihren Höhepunkt erreichen, und entweder Nachmittags binnen wenigen Stunden verschwinden oder bedeutend ermässigt, und gegen den Nacken ausstrahlend, bis Abend dauern. Dabei Eingenommenheit und Schwere des Kopfes, Schläfrigkeit ohne schlafen zu können, Röthe, Thränen und erweiterte Pupille des rechten Auges; Klopfen der Arteria temporalis und Zuckungen der Lider und der rechten Wange. Der rechtsseitige N. frontalis in und ausser den Anfällen druckempfindlich. Keine Spur von Fieber. Auf- und Niedergehen, sowie Bedecken des Gesichts mit einem Tuch erleichtert. Kann er einschlafen, so erwacht er schmerzensfrei. — Hiergegen half Atropin. (Hirsch. kl. Zeitschr. 10. 180. Szontagh.)

Dr. Scholz in Wien theilt zwei Fälle von mit Atropin geheiltem Gesichtsschmerz mit. Der erste Fall, durch Erkältung entstanden, dauerte bereits acht Tage und kam durch Atropin acht Tage später zur Heilung. Von einer Lösung von 1 Gran Atropin. sulfur. in eine Drachme aqua destillat. hatte er drei Tropfen in drei Unzen Brunnenwasser gethan. Im andern Fall hat er, nachdem das Mittel vergeblich innerlich angewandt worden war, dasselbe anderweitig applicirt. Nach einem leichten, hierdurch veranlassten Erysipel auf der schmerzhaften Wange trat nach drei Tagen vollständige Heilung ein. — .

In der therapeutischen Anwendung von Atropin gegen neuralgische Zustände, befinden wir uns mit der älteren Schule so ziemlich in Uebereinstimmung. Prof. Nothnagel drückt die Indication für Belladonna und Atropin diesbezüglich dahin aus, dass sie dann am Platze seien, wo es darauf ankommt, einen Zustand krankhaft erhöhter Erregbarkeit gewisser sensibler Nerven herabzusetzen, gleichgültig, ob sich derselbe direkt als Schmerz, oder, auf dem Wege des Reflexes, durch motorische Phänomene äussert, denn, fügt er hinzu, auf die Centralorgane hat die Belladonna weder in gesunden noch, wie es erfahrungsmässig scheint, im kranken Organismus erheblichen Einfluss. Da tritt denn wieder ein gar gewaltiger Hiatus zwischen beiden Schulen ein! Belladonna und Atropin sollen auf die Centralorgane, also Gehirn und Rückenmark, wenig einwirken, das klingt für uns

ganz fabelhaft. Wir haben bereits in der Einleitung über die perennirende Wirkung des Mittels gesprochen und dort konstatirt, dass dieselbe eine die Nerven erregende ist, worauf später erst die lähmende folgt. Auch selbst bei den sogenannten Hemmungsnerven geht der Lähmung eine Reizung voraus. So bringt Bellanonna nach unseren Prüfungen eine Vermehrung der Speichelabsonderung bis zum Speichelfluss hervor; dass es auf die Milchabsonderung stark einwirkt, zeigt die von Hahnemann beobachtete Erscheinung, dass auf den Gebrauch dieses Mittels bei einer Nichtschwangeren Milch in die Brust trat und auslief — eine Galactorrhoe in optima forma, und noch obenein bei einer Frau, die nicht einmal gravida war. Ob sich übrigens Atropin ganz ebenso hierin verhält, ist noch nicht erwiesen. Von unserm Standpunkt aus erklären wir uns die Wirkung des Mittels auch auf die peripherischen Nervengebiete durch Vermittelung der Centralorgane und zwar auf Grund des Aehnlichkeitsgesetzes. Dies geschieht auch bei der unter der Form von Krampf, Spasmus, auftretender, mit Hyperaesthesie einhergehender Affection muskulöser Organe, so beim

Magenkrampf, Gastralgie.

Die für Belladonna, resp. Atropin geeignete Form des Magenkrampfes zeichnet sich besonders durch einen intensiven Druckschmerz aus, welcher vorzüglich während des Essens, oder unmittelbar danach hervortritt; dabei besteht meist ein ziemlich hoher Grad eines Magenkatarrhs und Appetitlosigkeit, mit Widerwillen gegen feste, oft auch flüssige Speisen, bei fauligem, oder fadem, oder sauerm Mundgeschmack, mit leerem, oder fauligem Aufstossen, häufigem Uebelsein, Reizung zum Erbrechen oder wirklichem Erbrechen; bei Aufblähung des Magens und grosser Empfindlichkeit der Regio epigastrica gegen Berührung, so dass selbst die anliegenden Kleider grosses Unbehagen verursachen. Dabei ist auch der Unterleib gewöhnlich aufgetrieben und druckempfindlich. Der Mund ist trocken, der Schlund wie zusammengeschnürt, so dass Flüssigkeiten schwer hinuntergleiten; der Rücken schmerzhaft, so dass Patient Neigung hat, den Rumpf nach rückwärts zu beugen. Ruhe bessert die Beschwerden, während sie durch Bewegung und Berührung, nach dem Essen und oft noch mehr nach dem Trinken, sich verschlimmern. Eigenthümlich ist auch die Exacerbation der Schmerzen in den Nachmittags- oder Abendstunden. — Dazu kommt wie bei den meisten für diese Mittel geeigneten pathologischen Zuständen eine ausserordentlich gesteigerte Erregbarkeit des gesammten Nervensystems, in specie stets der Magennerven, sowie auch der der Sinnesorgane und

des Gemüthslebens. Derartige Zustände finden wir reichlich, oft in sehr ausgebildeter Form, in der hysterischen Frauenwelt; aber auch die Männerwelt, deren Nervensystem heutzutage oft nichts weniger als von Stahl ist, liefert manches Kontingent für diesen Atropin-Magenkrampf.

Ein sehr ausgesprochener Fall betraf eine äusserst sensible, hysterische Frau, welche bereits seit drei Jahren erkrankt ist. Die Anfälle stellten sich meist in den Nachmittagsstunden ein und wütheten viele Stunden mit der grössten Heftigkeit, die Schmerzen waren drückend und strahlten am meisten gegen den Rücken hin, wobei Patientin sich immerwährend nach rückwärts bog, um sich Erleichterung zu verschaffen. Gänzliche Appetitlosigkeit bei reiner Zunge, Uebelkeiten, Aufstossen, Erbrechen und ein sehr hochgradiger Nervenerethismus waren die konstanten Begleiter der Schmerzanfälle. Jedoch war das Erbrechen nie blutig oder chokoladenbraun, auch war niemals Icterus vorhanden, so dass das perforirende Magengeschwür wie auch die Gallensteinkolik von der Diagnose ausgeschlossen waren. — Bei der Untersuchung der Rückenwirbel zeigte sich eine sehr erhöhte Empfindlichkeit gegen Druck längs der ganzen Wirbelsäule. Patientin vertrug in der Magengegend nicht den leisesten Druck; der Schmerz verschlimmerte sich auffallend durch Essen oder durch zu frisches Getränk. Weil die Kranke in Folge der langen Dauer ihres Leidens blass und mager aussah, wurden ihr von sehr gewiegten allopathischen Aerzten Chinin, Eisen, allerlei Narcotica verordnet; der Erfolg jedoch blieb negativ; auch homöopathische Mittel waren bisher fruchtlos.

Als Kafka, der uns diese Krankheits- und Heilungsgeschichte mittheilt, die Patientin in Behandlung nahm, reichte er ihr sogleich Atrop. sulf. 3 zu drei Gaben täglich. Schon nach dem ersten Pulver milderten sich die Schmerzen und nach Verbrauch von sechs Dosen blieben die Anfälle ganz aus. Die zurückgebliebene Anaemie wurde nach dem späteren Gebrauch von Franzensbad gehoben.

Der Wirkungskreis des Atropin umfasst nach Kafka nicht nur die Cardialgie der Hysterischen, Hypochondristen etc., die von Spinalirritation abhängige, sondern auch solche Fälle, bei denen es zu einer entzündlichen Reizung des Peritonaeums kommt, wie z. B. beim Ulcus rotundum, wenn dasselbe das Peritonaeal-Blatt erreicht und eine adhäsive Entzündung bewirkt; hier hat sich uns in mehreren Fällen eine niedrige Dilution von Argent. nitricum als ein schätzbares Heilmittel bewährt.

Ein neunzehnjähriges Mädchen hat seit vier Jahren (seit dem Eintritt ihrer Menses) heftigen, unregelmässig periodischen Magenkrampf.

Sie krümmt sich, lautstöhnend, zusammen; Gesicht blass, Augen eingesunken, Zunge schmerzhaft verzerrt, Athem kurz, Magengegend etwas aufgetrieben, druckempfindlich; Glieder zitternd; Puls klein, kaum zu unterscheiden. Der Magenschmerz ist zusammenschnürend, manchmal gegen die Brust aufsteigend und selbst den Hals zusammenschnürend, plötzlich anfallsweise auftretend und ebenso verschwindend, worauf ausser Magendruck, Mattigkeit nichts Anderes verspürt wird.

Der Gesammtanfall besteht aus einer Reihe von bald kürzer, bald länger dauernden Exacerbationen, alle drei bis vier, höchstens zehn Minuten, wiederkehrend. — Atropin 3 zweistündlich half sofort. (Caspar.)

Ein 25jähriges, bleichsüchtiges Mädchen hat seit 4 Monaten fast täglich, besonders nach dem Mittagsmahl, einen zusammenschnürenden Schmerz im Magen, der jedesmal mit Erbrechen endet; der Anfall dauert 1—2 Stunden, Magengegend etwas aufgetrieben, druckempfindlich, Appetit vermindert. Cocc., Ars., Nux vom. erfolglos. Atropin heilte sofort. (Eidherr.)

Eigene Beobachtung:

Ein Dienstmädchen, 40 Jahre alt, hat seit Jahren an einer Art Magenkrampf gelitten. Derselbe trat meist einige Stunden nach dem Mittagbrod, zuweilen aber auch Vormittags, einige Zeit nach dem Frühstück, ein. Es ist ein windender, schneidender Schmerz in der Regio epi- und hypogastrica, der bis zum Nabel und Rücken hin ausstrahlt, und in einer solchen Heftigkeit, dass sie kalt und blass wird, laut stöhnt und sich auf der Erde zusammenkrümmt. Würmerbeseigen meist, Schleimerbrechen seltener vorhanden. — Wurmabgang nicht beobachtet; Magen gegen Druck etwas empfindlich. — Uebermässiger Kaffeegenuss wäre als ursächliches Moment zu beschuldigen. Trotzdem erwies sich Nux vom nicht wirksam. Nach Argentum nitric. 3. dil., 3 mal täglich 3 Tropfen waren die Schmerzanfälle gelinder und seltener geworden, späterhin aber doch wieder zurückgekehrt. Arsen. und Cupr. besserten wenig. Schliesslich bekam Patientin von Atrop. sulf. 2. dil., 3 mal täglich 2 Tropfen. Diese besserten bald und ist der Schmerz nun seit einigen Monaten ganz weggeblieben.

Ein 40jähriger, leidend aussehender Mann hat seit vielen Jahren, 1—2 Stunden vor den Mahlzeiten ein heftiges Schwächegefühl im Magen, durch Essen gebessert. Wenn er nicht sogleich isst, so tritt Uebelkeit und Erbrechen von bitterm sauren Schleim auf, danach Erleichterung. Magen schmerzhaft, oft in einem so hohen Grade, dass nicht der

Digitized by Google

geringste Druck ertragen wird. Appetit gering; Verdauung und Stuhl gut. Keine Geschwulst im Magen. Chelidonium und China helfen anfangs; Atrop. 3 vorübergehend, Atrop. 2 heilte schnell. Ein Rückfall, einige Monate später, wurde ebenfalls durch Atrop. 2 schnell beseitigt.— Dr. Oehme, der diesen Fall berichtet, hielt das Leiden für ein Magengeschwür; das scheint aber fraglich. — Eher könnte man an dies Leiden in der folgenden, von Kafka berichteten Krankengeschichte denken:

Ein 20jähriger Mann ist seit 4 Jahren magenkrank, in Folge dessen leichenblass und sehr abgemagert. Er erbricht jedwede Speise und Getränk, das er zu sich nimmt. Unmittelbar nach jedem Essen Druck und Schmerz in der Magengegend, verbunden mit häufigem, saurem Aufstossen, Brechwürgen und bald darauf erfolgendes Erbrechen des Genossenen, das so sauer ist, dass die Zähne davon stumpf werden. Zunge dick belegt, Appetit ist sehr lebhaft, oft wieder ganz fehlend. Durst nach dem Erbrechen etwas erhöht; Stuhl alle 2—3 Tage. Die Glieder immer kalt, sehr mager, schwach. Schlaf wegen häufiger, heftiger Magenschmerzen, besonders beim Umwenden im Bett, sehr gestört. Puls 80—88. In der Pylorus-Gegend, knapp über dem Nabel gegen die rechte Seite hin, eine beinahe faustgrosse, ziemlich resistente Geschwulst, die sich nicht ganz eben anfühlt, gegen Berührung äusserst empfindlich, beweglich und leicht verschiebbar ist. Nux vom. half nur vorübergehend. Atropin 1 Gran auf 2 Drachmen Alkohol, 2 mal täglich 1 Tropfen, besserte sofort und heilte in 10 Wochen. — Von der Geschwulst blieb nur eine geringe Spur zurück.

Auch die alte Schule hat die Erfahrung ex usu in morbis gemacht, dass Belladonna, resp. Atropin beim Erbrechen zuweilen hilfreich sei, und zwar, wie Prof. Nothnagel sagt, sowohl, wenn dasselbe als ein Symptom bei chronischen Structurveränderungen im Magen auftritt (Ulcus ventriculi) als auch beim sogenannten nervösen Erbrechen Hysterischer, Anaemischer und dem Erbrechen der Schwangren.

Hieran wollen wir einen mit Atropin geheilten Fall eines Pancreas-Leidens anreihen, der von Bähr in Hirschel's Zeitsch. 2, 139 mitgetheilt ist.

Ein 24jähriger, lebhafter, ausschweifender Mann ist seit längerer Zeit leidend: Appetit gering, gelegentlich jedoch Heisshunger. Zunge wenig belegt, Geschmack schlecht. In der Gegend unmittelbar unter dem Magen, von der Mitte des Körpers nach links, auch an

der entsprechenden Seite im Rücken fühlt Patient weniger heftige, als unleidliche, nicht näher beschreibbare Schmerzen; diese exacerbiren etwa fünf bis sechs Stunden nach dem Genuss fester Speisen und sind von Erbrechen einer röthlichen fleischwasserähnlichen Füssigkeit begleitet; in derselben viel Schleim und nur dann Speisen, wenn seit den letzten, dem Erbrechen vorangehenden fünf Stunden etwas Süsses genossen war; nur ein Mal enthielt das Erbrechen etwas Blut. Selten geht Uebelkeit voraus, sondern das Erbrechen kommt nach einer kurzen Steigerung der Schmerzen ganz plötzlich, oft ausserordentlich heftig; kein Würgen danach, aber meist bedeutender Nachlass der Schmerzen. Etwas tiefer Druck in der eben bezeichneten Gegend ist sehr empfindlich, doch keine Geschwulst zu fühlen. Etwas Kopfschmerz, sehr grosse Mattigkeit, die Nächte sehr unruhig des Erbrechens wegen, nur gegen Morgen Schlaf. Grosse Angst und Verzagtheit, ganz unbedeutende Fiebererscheinungen. Zuweilen Durchfall mit festen Stühlen wechselnd. Das Ansehen leidend ohne Blässe. Seit der letzten Woche grosse Abmagerung. Nux., Cupr., Jod, Ver., Ars. erfolglos; Atropin 3, 4stündlich, besserte sofort und heilte in 17 Tagen.

Einen ähnlichen Fall heilte derselbe Kollege bei einem Landmädchen ebenfalls durch Atropin.

Wenn die herrschende Schule von unserem Mittel erfolgreichen Gebrauch macht bei krampfhaften Zusammenziehungen, Spasmen der Ringmuskeln, so geschieht dies auch auf Grund des Aehnlichkeitsgesetzes; eine zusammenschnürende, krampfhafte Wirkung dieser Mittel beobachten wir in fast sämmtlichen muskulösen Theilen des Körpers, und ist auch von unserer Seite seit langer Zeit die Belladonna mit trefflichem Erfolg bei Darmkolik, bei Krampf des Blasenhalses, bei krampfhafter Zusammenziehung des Sphincter ani wie auch des Collum uteri, zumal während des Geburtsakts, unter sonst geeigneten Umständen vielfach angewendet worden.

Hieran schliessen wir die Wirkung des Atropin im

Tussis convulsiva

insbesondere, in Keuchhusten; je deutlicher der convulsive Charakter des Hustens ausgesprochen ist, in Verbindung mit hyperaemischen Erscheinungen in Gehirn und Lunge, desto sicherer ist die Wirkung des Mittels. In einer Anzahl von Keuchhustenfällen, die das zweite convulsive Stadium erreicht hatten, hat sich uns der alternirende Gebrauch von Atropin sulf. 3 mit Quecksilbersublimat (dritte Verreibung), zwei-

bis dreistündlich im Wechsel, als von gutem Erfolg gezeigt, wobei die letzten Mittel theils durch die Indikation von Seiten des Magen- und Darmkanals, theils als pilztödtendes Mittel angezeigt war. —

Eine Dame litt nach einem heftigen Kehlkopfkatarrh gegen neun bis zehn Tage an einer so gesteigerten Reizbarkeit des Kehlkopfs, dass jede Temperaturveränderung, Tiefathmen, Sprechen etc. zu den heftigsten Hustenexplosionen führte, die nicht selten im Brechreiz und Erbrechen endeten. Nux, Belladonna erfolglos; Atropin besserte schnell und heilte in einem Tage. —

Jeder Praktiker wird die Heftigkeit und Hartnäckigkeit des den Masern, nach Ablauf des Exanthems, nachfolgenden Hustens, der, trocken und krampfhaft, die Kinder Tag und Nacht unablässig quält, kennen gelernt und erfahren haben, wie die passend erscheinenden Mittel hier oft versagen; in derartigen Fällen hat mir Atropin 3, täglich drei bis vier mal zu zwei Tropfen, oft die besten Dienste geleistet. —

Caspar äussert sich in dieser Beziehung dahin:

„Krampfhafte Erkrankungen der Athmungsorgane liegen wohl mehr im Bereich des Atropin, als in dem irgend eines andern Mittels. Während ich durch Belladonna, Drosera, Dulcam., Hyoscyam. etc. nur selten eine Besserung, nie aber eine Heilung oder nur irgend eine bedeutende Abkürzung erzielte, konnte ich auf Atropin mit Sicherheit zählen; bei 23 Erkrankungen an Keuchhusten blieb seine Anwendung nur sechs mal erfolglos, obgleich auch hier eine Besserung nicht zu verkennen war. Ein skrophuloses, wasserköpfiges Kind, starb nach Hinzutritt einer Pneumonie. Die übrigen 17 Fälle hatten verschieden lange gedauert, einer schon drei Monate, vier über sechs Wochen; mehrere derselben wurden früher allopathisch oder mit Hausmitteln, alle aber durch wenigstens acht Tage mit Belladonna behandelt. Die Besserung mit Atropin trat immer schnell ein, die Heilung in zwei Fällen schon in drei bis vier Tagen, in anderen nach acht bis zehn Tagen, und nur ein mal bedurfte es achtzehn Tage bis zum völligen Verschwinden der krankhaften Erscheinungen. In einem Fall war die Husten- und Brechanstrengung so heftig, dass Blutung aus Mund, Nase und Ohr eintrat und die Albuginea blutig unterlaufen war — und doch reichten sieben Tage hin, den Krampf zu beseitigen. Die Wirkung des Atropin beschränkt sich hier blos auf die Innervation: nur der Krampf wird beseitigt, die katarrhalische Affektion bleibt noch einige Tage zurück, verschwindet jedoch meist von selbst; Atropin erweist sich daher hilf-

reich, nicht im ersten, sondern im zweiten Stadium, zumal, wenn die Krankheit erst kürzlich in dasselbe eingetreten ist."

Aehnlich spricht sich Eidherr über die diesbezügliche Wirkung des Atropin aus; auch ihm leistete es nur im Krampfstadium Vortreffliches, dagegen nichts im ersten oder dritten.. Unter vierzehn mit Atropin vier bis sechs mal behandelten Kindern mit Pertussis hatte er nur sechsmal nöthig, andere Mittel (Ars., Ipec., Lactuca) zu geben, die übrigen acht Fälle waren solche, wo häufiges Brechwürgen oder Erbrechen, Gehirnaffectionen etc. fehlten, dagegen nicht selten Blutungen aus der Nase und den Respirationsorganen, Blauwerden und Erstickungsgefahr zugegen waren.*)

Eigene Beobachtungen.

Noch im Laufe des vergangenen Winters hatte ich Gelegenheit, die Wirksamkeit des Atropin am Keuchhusten zu beobachten; folgende Fälle scheinen mir erwähnenswerth:

In einer Familie erkrankte zuerst das ältere Mädchen von 4 Jahren, ein kleines, lebhaftes Kind, das beständig an einer Art Stockschnupfen leidet und zu Bronchialkatarrhen sehr geneigt ist. Schon mehrfach hatte sie früher Hustenanfälle durchgemacht, die mehr an Keuchhusten streiften, immer aber war es gelungen, dieselben durch Pulsat., Ipec. u. Tartar. emeticus zur Heilung zu bringen. Diesen Winter begann der Husten mit Fliessschnupfen, Thränen der Augen, Aufgedunsenheit des Gesichts, dem sich bald jenes ominöse Ziehen bei der Inspiration hinzugesellte, wogegen die übrigen Mittel, auch Drosera, nichts fruchteten. In der dritten Woche hatte sich der Keuchhusten völlig ausgebildet; vor jedem Anfall lief das Kind gleich zum Speinapf, weil es auf der Höhe des Anfalles immer zum Würgen und Erbrechen von Schleim kam; auch ging der Urin dabei häufig unwillkürlich ab. Bei Tage kam der Anfall 1—1½—2stündlich, bei Nacht wo möglich noch öfter, wobei sie hoch aufsprang. Nun bekam sie von Atropin. sulfur. 3. dil. 2stündlich zwei Tropfen; danach ward in Zeit von vier Tagen die Heftigkeit der Anfälle und in Zeit von acht Tagen auch die Häufigkeit derselben bedeutend geringer; Nachts kamen sie drei, zwei, später nur noch ein Mal wieder. Das Mittel wurde nun blos zwei Mal täglich gegeben.

---

*) Vorstehende Beobachtungen über Atropin kann ich aus eigener Erfahrung voll und ganz bestätigen. Für mich ist Atropin im Krampfstadium des Keuchhustens das souverainste, fast nie versagende Mittel, das ich seit langen Jahren mit gutem Erfolg anwende, und zwar in der 3. und 4. Dezimalverdünnung.

Dr. Windelband.

Digitized by Google

Durch ein zu frühzeitiges Ausgehen trat später ein Recidiv ein, so dass das Mittel dann acht Tage lang wieder öfter gegeben werden musste. So hatte sich die Krankheit allerdings bis gegen sechs Wochen hingeschleppt, ehe sie getilgt war. —

Viel kürzer war der Verlauf der Krankheit bei der zwei Jahr alten Schwester der vorigen, die von letzterer entschieden infizirt worden war. Hier schritt ich bald zum Gebrauch von Atropin (4. dil.) und war der Husten nach drei Wochen beseitigt.

Im Lauf des vorigen Sommers ward ich zu einem 7jährigen Mädchen gerufen, das bereits seit acht Wochen am Keuchhusten gelitten und bisher unter allopathischer Behandlung gewesen war. Schliesslich hatte sich ein fieberhafter Bronchialkatarrh mit voller Appetitlosigkeit und Durchfall eingestellt, so dass das Kind in hohem Grade heruntergekommen war. Die Stühle, von schleimiger, grünlicher Beschaffenheit, erfolgten täglich 5—6 Mal. Nach Sublimat 3, 3stündlich eine Erbse gross, besserten sich die Stühle, die seltener kamen und eine normale Consistenz und Färbung annahmen; auch die fieberhaften Erscheinungen hörten auf und der Appetit hob sich, um so mehr, als ich die Fleischbrühen, vor denen das Mädchen bereits Ekel hatte, durch Grütz- und Obstsuppen ersetzte, überhaupt mehr das vegetarianische Regim beobachtete. Die Hustenanfälle mit dem keuchhustenartigen Charakter bestanden jedoch fort und wichen erst nach Atropin. sulf. 3, dreistündlich zwei Tropfen, in der Zeit von vierzehn Tagen, damit war auch der Bronchialkatarrh beseitigt. —

Eine sehr schnelle Besserung und Abkürzung des Keuchhustens sah ich bei einem 1½jährigen Knaben, wo die Krankheit aber in das Stadium convulsivum getreten war, mit Hyperaemie des Gehirns, Röthung und Schweiss des Gesichts im Anfall. Hier beseitigten kleine Gaben Atropin das Leiden in Zeit von acht Tagen.

Glottiskrampf.

Ein 27jähr. Mädchen litt seit einem vor einem Jahr überstandenen Typhus und Menstrualstörungen an Anfällen von einer Art Glottiskrampf. Bei plötzlich eintretender Bewusstlosigkeit hört der Athem völlig auf; das Zwerchfell ist gespannt. Dieser Anfall dauert ein bis zwei Minuten und endet mit einer tiefen pfeifenden Respiration und darauf folgenden kurzen Hustenanfällen. Nach vielen vergeblichen Mitteln brachte Atropin in der Tagesgabe von $^1/_{50}$ Gran Heilung. (Allg. hom. Zeit. 58, 29.)

Ein 15jähriges, lebhaftes Mädchen litt an einer eigenthümlichen

Art von Kehlkopfkrampf. Wenn es beim Sprechen in Eifer gerieth, so trat plötzlich Aphonie und pfeifende Inspiration ein. Atropin 3, zehn Tage lang, erfolglos; nach Aussetzen der Arznei Besserung und Heilung. —

Vor diesem interessanten, von Caspar berichteten Fall drängt sich uns die Frage auf, ob wir es mit einer der Auswirkung des angemessenen Mittels zuzuschreibenden Kunstheilung zu thun haben oder mit einem bei Hystericis häufig vorkommenden plötzlichen, launischen Verschwinden eines Uebels. —

Eine seit zehn Wochen bestandene Aphonie mit erhöhter Reizbarkeit des Kehlkopfes beseitigte Atropin, nach fruchtloser Anwendung von Kataplasmen, Einreibungen von Croton-Oel, Gebrauch von Elektricität, Dampfbädern, in Zeit von ca. acht Tagen. —

Ferner weist Dr. Caspar, dieser treffliche Kenner unseres Mittels, darauf hin, dass dasselbe eines der wirksamsten Mittel gegen Asthma bei chronischen Katarrhen, Emphysem, Tuberkulose, veralteten Pleuraverwachsungen und Exsudaten sei, wenn nicht heftige Reizungs- oder Congestionszustände den asthmatischen Anfällen zu Grunde liegen. —

Spinal-Irritationen.

Bei manchem Fall dieser insbesondere das weibliche Geschlecht heimsuchenden, an Symptomen so überaus variirenden Krankheitsform der Spinal-Irritation, wobei die Rückenmarksnerven sich durch einen hohen Grad von Erregbarkeit und manifestirter Erregung auszeichnen, werden wir unsere Zuflucht zu dem homöopathisch wohlangezeigten Atropin nehmen. Folgende Krankheitsgeschichte liefere einen guten Belag dafür:

Eine 25jährige, blonde Frau hat seit fünf Jahren eine angebliche Magenkrankheit; geringe Abmagerung, gutes Aussehen. Appetit gut, aber nach jedem Essen Uebelkeit, Magendrücken, Brechwürgen mit anhaltendem, leeren Aufstossen, endlich Speiseerbrechen (nicht sauer). Die Magengegend sehr druckempfindlich; anhaltende brennende Schmerzen im Rücken, unter dem Sternum und in der Magengegend. Die Gegend vom 6. Brust- bis zum 3. Bauchwirbel so druckempfindlich, dass die Kranke bei der Untersuchung blass wurde, laut aufschrie, Uebelkeit, Aufstossen und Brechneigung bekam. — Kafka, der das Leiden als Spinal-Irritation auffasst (man könnte es auch Cardialgia spinalis betiteln) gab der Patientin zunächst Belladonna 2, dies besserte Anfangs, dann Stillstand; Atropin 2, täglich zweimal, heilte in vier Wochen, auch einen Rückfall, der vier Wochen später eintrat. —

Ein 25jähriges, blühendes Mädchen, leidet seit drei Tagen anfallsweise an einem reissenden Schmerz in beiden Füssen, der längs der Unter- und Oberschenkel sich bis ins Kreuz hinaufzieht. Dabei Zusammenschnürung in der Brust, besonders in der Herzgegend. Die Anfälle währten etwa drei Minuten und wiederholten sich alle fünf bis fünfzehn Minuten. Die Wirbelsäule ist in ihrer ganzen Länge von den Brustwirbeln aufwärts gegen Druck empfindlich, welcher Brustbeklemmung, Herzklopfen, Schneiden im Unterleibe und dumpfschneidenden Schmerz in den Kniekehlen erregt. Ver., Nux, Cupr., Belladonna drei Wochen lang erfolglos; es trat noch schmerzhaftes, krampfhaftes Ziehen in den Untergliedern auf.

Atropin heilte in drei Tagen. (Eidherr).

Ein 22jähriges Mädchen, kräftig, schwach menstruirt, leidet seit mehr als sechs Monaten öfters an Contractur der Oberglieder bald mit, bald ohne Bewusstsein. Seit vier Tagen starke Hitze im Kopfe, etwas Husten, Stechen im Nacken, Appetit = 0. Schlaflosigkeit; die freie Beweglichkeit des Nackens etwas beeinträchtigt; Bewegung und äusserer Druck verschlimmert. Den nächsten Tag Nachmittags bald Aus- bald Einwärtsdrehen, bald derartiges Beugen des Vorderarmes, dass die Hand das Achselgelenk oder die Schlüsselbeingegend berührte. Dies dauerte zwei Stunden und trat jeden Nachmittag auf. Puls dabei nicht beschleunigt. Bryon. 15 erfolglos; Atropin 3 besserte sofort und heilte in fünf Tagen. (Eidherr.)

Hier sehen wir Atropin seine heilwirkende Kraft bei einer Art hysterischen Krampfes entfalten, — eine Instanz, die wir schon im Laufe dieser Mittheilungen genugsam kennen gelernt.

Tritt beim weiblichen Geschlecht die zur Erzeugung von derartigen Krämpfen erforderliche Reflexspannung des Rückenmarks nebst erhöhter Erregbarkeit des peripherischen Nervensystems als Geschlechtscharacter auf, so kommen beim männlichen Geschlecht doch auch selbst kräftig gebaute Individuen vor mit erhöhter Nervenbeweglichkeit, bei denen eine Gelegenheitsursache, namentlich eine Verwundung unter besonderen klimatischen Verhältnissen, zum Ausbruch eines spinalen Krampfes, insbesondere des Wundstarrkrampfes führt. Auch unter diesen Umständen dürfte von der Belladonna, resp. Atropin noch Hilfe zu erwarten sein, wenn der krampfhafte Zustand nicht gar zu lange bereits gedauert hat. So war durch Atropin ein folgender Fall von Tetanus-Heilung erzielt:

Ein gesunder, 14jähriger Knabe sprang von einem Wagen und

wurde einige Tage darauf vom Kinnbackenkrampf und heftigem Schmerz der Hals und Rückenwirbelgegend befallen. Er erhielt am vierten Tage 1/16 Gran Atropin, 3stündlich; nach 24 Stunden war der klonische Krampf weniger heftig und nicht so lange anhaltend; die tonische Steifigkeit lässt znerst in den Beinen und im Halse nach, dann im Bauche und in den Masseteren; am sechsten Tage waren bloss noch die letzteren ergriffen. Heilung in drei Wochen.

Ein gesunder, kräftiger 28jähr. Mann bekam einen Schrotschuss in den linken Fuss; die ersten elf Tage blos dumpfer Schmerz, am zwölften Tage plötzlich erschwertes Schlingen, bald Krampf des ganzen Gesichts, dieses nach links gezogen und geröthet, nach einigen Tagen Opisthotonus, nach dessen zehnstündiger Dauer Pupille verengt, Gesicht ängstlich, Puls frequent und klein, Schweiss, vorübergehende, unvollkommene Relaxation. Jeder Versuch zu sprechen, zu schlingen oder sich zu bewegen, erregt eine mehrere Minnten anhaltende Exacerbation; Stuhl und Harn verhalten. Stram., Nux, Ipec., Cupr., auch Belladonna erfolglos. Dann Atropin 4. dil. stündlich; nach zwölf Stunden vollkommene, halbstündliche Relaxation; nach neun Tagen Heilnng. (Allg. h. Zeit., 62, 10. Sagmara.)

Einen sehr interessanten Fall von Tetanus tranmaticus, der mit Bélladonna geheilt worden ist, berichtet Kollege Kafka in seiner hom. Therapie:

Im Jahr 1838 ging einem östreichischen Offizier anf der Jagd das Gewehr los, wobei ihm der Schnss durch die Mitte des Vorderarmes ging, die Weichtheile daselbst zerfleischte und ein mehr als zwei Zoll langes Stück der Ulna mit fortriss. Am fünften Tage der Behandlung wurde die Wunde heiss und trocken; Patient klagte über Beschwerden beim Schlingen, Kauen und Sprechen und über eine schmerzhafte Steifigkeit im Nacken. Am andern Tage stellten sich bereits Streckungen des Rumpfes nach rückwärts nnd tonische Krämpfe in den Extremitäten ein. Kafka, damals mit der Homöopathie noch nicht bekannt, wandte als Antispasmodicum Extr. Belladonnae, ein Gramm auf vier Unzen Wasser, an, der Erfolg war ein günstiger. Binnen vier bis fünf Tagen verschwanden die tonischen Krämpfe; die Wunde wurde wieder kühl und feucht, und die Heilung giug ungestört von Statten.

Brown-Séqnard hat von Belladonna resp. Atropin bei gewissen Rückenmarkslähmungen gute Erfolge gesehen, nnd zwar dann, wenn eine Blutüberfüllung oder Entzündung des Markes und seiner Haut vor-

handen war; er hält das Mittel für contraindicirt, wenn die Paraplegie ohne Reizerscheinungen verläuft, wenn es sich um Reflexlähmung oder eine nichtentzündliche Erweichung handelt. Diese Anwendung des Mittels bewegt sich entschieden in der Bahn des homöopathischen Prinzips.

At last, but not at least sei auch der Einwirkung unseres Mittels auf das Sehorgan erwähnt; die Belladonna gilt uns, und mit Recht, als ein Augenmittel ersten Ranges, und liegen eine stattliche Reihe von selbst tiefgreifenden Augenleiden, die mit diesem Mittel geheilt worden sind, in unsern Journalen vor. Von Atropin dagegen, dessen äussere Anwendung in der heutigen Ophthalmiatrik eine so eminente Rolle spielt, ist bislang innerlich noch wenig Gebrauch gemacht worden.

Caspar sagt darüber: Obgleich Belladonna Unübertreffliches gegen krankhafte Erregung des Sehorgans und Lichtscheu leistet, so ist Atropin hierin nur von untergeordnetem Werthe; in zwölf bis dreizehn Fällen half es nur ein Mal bei einem skrophulösen Kranken. Folgender Fall spricht aber auch für die tiefgehende Wirkung des Atropin beim innerlichen Gebrauch:

Ein gesundes, zehnjähriges Mädchen hat seit mehreren Wochen Abnahme der Sehkraft des rechten Auges bemerkt, Pupille sehr erweitert, sehr träge reagirend, Sehkraft ganz erloschen, kann (mit diesem Auge) nicht Tag und Nacht unterscheiden, das andere Auge gesund. Atropin 3. dil., vier mal täglich, heilte in drei Wochen. (Hirsch. kl. Zeitschr. 6, 119. Ballmann). — Für den klinischen Versuch ist bei diesem Mittel, das so entschieden auf den Nervus opticus, oculomotorius und die von sympathicus herrührenden Nervenzweige einwirkt, noch ein weiter Spielraum gegeben. —

Hiermit hätten wir die Ueberschau über die eigenthümlichen Wirkungen des Atropin und der bisher mit diesem wichtigen Mittel geleisteten Heilerfolge beendet, ohne auf eine volle Erschöpfung dieses Themas Anspruch zu machen. Es hat sich dabei herausgestellt, dass, wenn das Atropin in seinen Wirkungen mit denen seiner Mutterpflanze, der Belladonna, im Grossen und Ganzen übereinstimmt, es andererseits doch auch wieder seine besonderen, wohlcharakterisirten Eigenthümlichkeiten hat. —

Bericht

an die Central-New-Yorker homöopathische Gesellschaft über die **Neural-Analyse** in ihrer Anwendung als Probe für die Wirkung der Hochpotenzen auf den menschlichen Organismus.

Von B. Fincke, M. D. Brooklyn N.-Y.

Dezember 1882.

Die Neural-Analyse bietet bis jetzt zwei Methoden dar, um die Wirkung von Hochpotenzen auf den menschlichen Organismus nachzuweisen: 1) die chronoscopische Methode von Prof. Dr. G. Jäger in Stuttgart und 2) die elektromagnetische von Dr. B. Fincke in Brooklyn.

I. Chronoscopische Methode.

Prof. Dr. G. Jäger in Stuttgart hat zugleich mit dreien seiner Schüler die Tinctura fortis, niedere und hohe Potenzen von Aconit, Thuja occ., Aurum metall., und Natrum muriat. aus verschiedenen Offizinen mit dem Hipp'schen Chronoscop untersucht, einer elektrischen Uhr, welche dazu bestimmt ist, ausserordentlich kleine Zeiträume zu messen. In unserem Falle misst sie die Zeit, welche während der Fortleitung eines Eindrucks auf das Auge nach einem eine Bewegung machenden Finger verstreicht, von dem Astronomen persönliche Gleichung, von Dr. Jäger Nervenzeit genannt. Der Eindruck auf das Auge geschieht durch Beobachtung eines Zeigers auf dem Zifferblatt der Uhr im Augenblick des Anfangs seiner Bewegung, und diese findet nur dann statt, wenn, nachdem die Uhr in Gang gesetzt ist, durch eine Fingerbewegung ein elektrischer Strom in das Innere der Uhr eingeführt wird, wodurch die Achse des ausser dem Räderwerk befindlichen Zeigers angezogen und derselbe fünf Mal in einer Sekunde im Kreise herumgedreht wird. Da das Zifferblatt in 100 Theile getheilt ist, so deutet jeder Theilstrich, den der Zeiger passirt, $^1/_{500}$ Sekunde oder 2 Millsekunden an. Zur Erleichterung der Beobachtung ist noch ein zweites Zifferblatt angebracht, wo der Zeiger in der Sekunde über fünf Theilstriche hinweggeht, so dass ein Theilstrich gleich $^1/_5$ Sekunde, also das Hundertfache eines Theilstriches vom andern Zifferblatt angiebt.

Der Beobachter sitzt vor dem Apparat, notirt den Stand der

Zeiger und hält seinen Finger auf dem Telegraphentaster. Sobald beim Heben des Tasters die Kette sich schliesst, bewegt sich der Zeiger und in demselben Augenblick lässt er den Taster wieder fahren, wodurch der Strom unterbrochen wird, dann liest er die Millsekunden vom Zifferblatt ab, wo die Zeiger stehen geblieben sind.

Um die nöthigen Data für die Vergleichung zu erhalten, werden erst zehn Beobachtungen gemacht, welche die physiologische Beschaffenheit des Beobachters bedenten, ehe er noch Alkohol oder Medizin für den Versuch eingeathmet hat. Dies ist das Psychogramm nach Jaeger. Ich würde es lieber Hygiogramm nennen, da es dem Hahnemann'schen Begriffe des nothwendig gesunden Zustandes beim Prüfen der Arznei entspricht, denn insofern sie die Wirkung auf die Jaeger'sche „Seele" angeben, sind die Ergebnisse der Beobachtungen alle, ob im gesunden oder kranken Zustande, Psychogramme. Da jedoch die Richtigkeit der Jaeger'schen Ansicht von der Seele noch problematisch ist, und die Wirkung bei der Neural-Analyse sich auf das Nervensystem bezieht, so wäre vielleicht der Ausdruck Neurogramm für die Beobachtung am Chronoskop im Allgemeinen vorzuziehen. Wir hätten dann
das Neurogramm für das Gramm im Allgemeinen,
das Hygiogramm für das Gramm im gesunden normalen Zustande,
das Pharmakogramm für das Gramm bei Anwendung von Arzneien:
das Osmogramm durch Riechen,
das Geumogramm durch Schmecken.

Diese Beobachtungen werden mit Punkten auf einem Millimeternetz aufgetragen, wo jede Grundlinie 4 Millimeter von oben herunter gerechnet zählt, so dass ein Punkt oben eine kürzere Nervenzeit anzeigt, als ein unten befindlicher. Diese Punkte werden mit Linien verbunden und bilden die Detailkurve.

Hierauf athmet der Beobachter den Alkohol ein, mit welchem die zu untersuchenden Potenzen bereitet worden sind und während dieser Einathmung, die etwa eine Viertelstunde dauert, nimmt er 90 Beobachtungen, die abermals in eine Detailkurve aufgezeichnet werden. Aus diesen Beobachtungen bildet er die Dekadenkurve, welche also aus zwei Theilen besteht, die erste aus dem Mittelwerth aus den zehn Beobachtungen oder Akten des Hygiogramms, die Ruhedekade und die zweite aus dem Mittel aus den 90 Alkoholakten, die Alkoholdekade. Diese Dekadenkurve bildet nun die erste Hälfte des Osmogramms, eigentlich des Arzneiosmogramms. Die zweite Hälfte enthält das Mittel

aus 100 Akten, welches man während der Einathmung der zu prüfenden Tinktur erhält. Dies ist nun das vollständige Arzneiosmogramm. Um ein gewisseres Resultat von der Einathmung des Alkohol zu erlangen, athmet der Beobachter, nachdem das Alkoholosmogramm gewonnen ist, noch eine zweite Portion desselben Alkohols ein und gewinnt dadurch weitere 100 Akte aus deren Mittel ein zweites Alkoholosmogramm entsteht, welches vereint mit dem ersten das Normalosmogramm heisst. Die Differenz, welche sich bei Vergleichung der beiden Alkoholosmogramme ergiebt, wird dann nach Prozenten berechnet, und bei dem Arzneiosmogramm in Anrechnung gebracht. Alle diese Beobachtungen werden nun in den mittleren Zahlen auf besondere Tafeln in Millimetern eingetragen, wobei ein Millimeter für vier Millsekunden angenommen wird. Die Zahlen, welche das Mittel aus 10 Akten ausdrücken, sind über jede Dekade geschrieben. Die absoluten Differenzen in Millsekunden und die prozentischen Differenzen sind bei jedem Osmogramm hinzugefügt. Man bekommt durch diese graphische Darstellung einen schnellen Ueberblick über die ganze Untersuchung. Für den gegenwärtigen Zweck ist es nicht nöthig, auf alle die Einzelheiten dieser Analyse einzugehen, welche man mit Vortheil nur im Original studiren kann, was jedem homöopathischen Arzte sehr zu empfehlen ist. (Die Neural-Analyse, insbesondere in ihrer Anwendung auf die homöopathischen Verdünnungen, von Professor Dr. Gustav Jaeger. Mit sechs colorirten und einer phototypischen Tafel. Motto: Zahlen beweisen. Leipzig bei Ernst Günther, 1881.)

Die hier beigelegte Tafel No. 1 giebt einen Ueberblick der gesammten Arbeit Jaeger's und seiner Schüler auf einer Seite. In der ersten Linie sind ausser den Namen der Beobachter die Alkohol-Normal-Osmogramme eines jeden zur Vergleichung verzeichnet. In den folgenden Linien sind die Osmogramme unter den Potenznummern rubrizirt. Die erste Zahl bedeutet die Ruhezeit, oder das Hygiogramm, die zweite das Alkoholosmogramm, die dritte das Arzneiosmogramm. Daneben ist die absolute Potenzdifferenz in Prozenten hinter der Klammer angegeben.

Die untersuchten Potenzen sind nach dezimaler Skala und mit Alkohol auf Korsakoff'sche Weise zubereitet, welche irrthümlicher Weise die Hahnemann'sche genannt wird. Es ist sehr zu bedauern, dass nicht die Centesimal-Skala für diese Experimente gebraucht worden ist, weil es abermals gegen die Einförmigkeit der Bereitung streitet, wonach die Majorität der Homöopathen und der Apotheker sich so sehr sehnen, obgleich sie selbst daran Schuld sind, weil sie die Dezimal-

	Tinct. fortis.	1	2		500	1000	2000
					...gen der 100sten Potenz.		
Jaeger.	58 33,6 34,1 — 1,4 %	64,4 40,2 46,2 — 14,7 %					
Schlichter.	88 80,9 87,6 — 8,3 %		90 88 80 16,7 %	90 93 85			
	91 77 78 — 1,3 %						
	75 80,6 78,4 + 3 %						
	92 71 68 + 4,2 %						
Göhrum.	65,6 68,9 80,8 — 17,4 %	61,8 71,6 66,6 25,1 %	62,6 67,3 68 16,8 %	64 67 65			
Panzer.	78 76,8 82,1 — 7 %						
Jaeger.						63,4 45,5 25,2 44,6 %	
Göhrum.	66 64 72 — 12,5 %		57 67 47 40,7 %	58 68 37 56,3 %	66 61 35	63 67 32 63,1 %	
	62 67 70 — 4,5 %						
Schlichter.	78 80 76 + 5 %				92 82 55 33 %		
	83 72 95 — 3,3 %				93 84 48 42,9 %		
Jaeger.					64 39,5 16,6 58 %		
Jaeger.	67,4 45,2 45,3 0 %		63,6 38,8 42,6 10 %		66,8 37,6 19,7 47,6 %	64,8 34,8 24,7 28,8 %	60,4 34,8 14,4 60 %
	62,8 33 33,4 — 1,2 %						65,6 35,4 15,6 56 %
	60,8 39,9 40,1 — 0,5 %						61,6 36 16,1 55,3 %
Göhrum.	68 67 73 — 9 %				67 67 23 74,5 %	66 67 24 73,1 %	63 67 21 77,8 %
	Tinctura fortis	1			500	1000	2000

Skala vorziehen. Die Centesimal-Skala erhält man, wenn man die Dezimalzahl mit 2 dividirt, z. B. 2000 dec. gleich 1000 cent.

Das erste, was uns bei Betrachtung nebenstehender Tafel auffällt, ist die unwiderlegliche Thatsache, dass die höheren Potenzen eine grössere Wirkung auf den menschlichen Körper äussern, als die starken Tinkturen und niedrigen Potenzen, ja dass die Wirkung der höchsten Potenz, welche untersucht worden ist, die 2000. dec., ein so grosses Uebergewicht zeigt, dass kein klarsehender Mensch ferner der ungeheuren Tragweite dieser Thatsache sich entziehen kann. Sie bedeutet einfach, dass, um Kranke zu heilen, man nicht der gefährlichen und massenhaften Arzneistoffe bedarf, sondern nur der milden Macht verfeinerter Arzneimittel oder Hochpotenzen, wie Hahnemann zum ersten Male der Welt gelehrt hat.

Zwar muss die grosse prozentische Differenz der 15. Dezimalpotenz den Niederpotenzlern zu nicht geringer Beruhigung gereicht haben, seitdem Dr. C. Wesselhoefft und Dr. Wm. L. Breyfogle, zwei Expräsidenten des American Institute of Homoeopathy, die 11. und resp. die 10. Centesimalpotenz als die praktische Grenze für unsere Potenzirung anempfohlen haben, aber wie werden sie hernach sich verwundert haben, als sie erfuhren, dass die 2000. Dezimalpotenz die überwältigende Kraft von 60 Prozent ergeben hat? Wenn sie nun das Maximum der Dose, welche im Allgemeinen erlaubt sein dürfte, auf ihre Normalgrenze beschränken wollen, so würde es für jetzt sehr annehmbar sein, um die pseudohomöopathische Praxis zu verringern, welche heut zu Tage gang und gebe ist.

In Jaeger's Fall gab die Tinct. fort. von Aconit einen Zuwachs der Nervenzeit von — 14,7 %, während alle die folgenden Potenzen zwischen + 10,6 % und + 47,5 % rangiren. (+ = die Nervenzeit verkürzt, — = dieselbe verlängert.) Das Minimum mit + 47 % bei der 15., das Maximum mit + 10,6 % bei der 5. Potenz.

In Schlichter's Fall zeigen die Aconit-Osmogramme ebenfalls in den höheren Potenzen die kürzere Nervenzeit, welche am längsten ist, bei der 2. Potenz mit 16,7 % und am kürzesten bei der 15. mit 30 %.

Sogar in Panzer's Fall mit der langen physiologischen Nervenzeit, welche er mit Schlichter gemeinsam hat, vergleicht sich die kürzeste Zeit in der 200. mit 37,4 % vortheilhaft mit der längsten Zeit bei der 10. mit 15 % und bei der 5. mit 17,5 %.

Göhrum mit einer dem Professor ähnlichen Nervenzeit unter-

scheidet sich jedoch von allen anderen Beobachtern insofern, als er mit einer kurzen physiologischen Nervenzeit eine lange Alkoholzeit verbindet, welche letztere mit der Wirkung von Aconit in Kollision gerathen zu sein scheint. Aber seine prozentische Differenz zeigt entschieden die stärkere Wirkung der höheren Potenzen von der 15. aufwärts bis zur 200., die 15. mit 39,1 %, die 200. mit 35,9 %. In seiner Thuja-Reihe ist die längste Nervenzeit bei der 2. mit 40,7 % und sie wird kürzer von der 3. mit 56,3 % an bis zu 70 % bei der 15. und 63,1 % bei der 1000. wachsend. In der Aurum-Reihe ist die längste Zeit bei der 5. mit 1,1 % steigend, bei der 200. auf 38 % und bei der 500. auf 33 %.

Endlich giebt die Natr. mur.-Reihe den schlagendsten Beweis für die grössere Kraft der höheren Potenzen, denn Jaegers Nervenzeit war die längste bei der 2. Potenz mit 10 % und die kürzeste bei der 2000. mit 55,3 %, 56 % und 60 % in wiederholten Messungen an drei verschiedenen Tagen.

Wenn wir uns die Zahlen der Tafel noch genauer ansehen, so finden wir bei den verschiedenen Beobachtern Fluktuationen, welche aus Fehlerquellen entspringen, welche 1) aus der Anwendung von Alkohol und 2) aus der von Jaeger sogenannten neuro-analytischen Disposition herzuleiten sind, in welch letzterer er mit vollem Rechte die Basis erkennt, auf welcher das Gebäude der Neural-Analyse zu errichten ist.

1) Anwendung von Alkohol.

Schon, wenn wir die Zahlen der wenigen Detailkurven der Hygiogramme ansehen, finden wir einen grossen Mangel an Einförmigkeit. In den einzigen vier Osmogrammen, welche das Detail der Aconitprüfung geben, bei der Untersuchung der Alkoholwirkung, zeigen die Hygiogramme zwei und drei Maxima, welche zwischen

40 und 76 Millsekunden,
16 „ 96 „
80 „ 0 „
96 „ 24 „

schwanken, während die Alkoholkurve, welche nach diesen Hygiogrammen genommen wurden, zwischen

0 und 62 Millsekunden,
0 „ 88 „

schwanken. Dann variirt die Kurve von Aconit Tinct. fort. zwischen

0 und 104 Millseknuden,
0 „ 108 „

die Kurve von Aconit 10 zwischen

0 und 82 Millsekunden,
0 „ 64 „

und die Kurve von Acon. 100 zwischen

0 und 82 Millsekunden,
0 „ 124 „

Dennoch, obgleich das Resultat dieser Analyse nicht so ausfallen kann, als wenn mehr übereinstimmende Hygiogramme gewonnen worden wären, zeigen die Kurven der analysirten Arzneien solche entscheidende Resultate, dass der Werth der Jaeger'schen Neural-Analyse nach der chronoscopischen Methode gerechtfertigt und für alle Zeiten auf eine feste Basis gegründet erscheint.

2) Die Neural-analytische Disposition.

Auf der andern Seite ist die neural-analytische Disposition keineswegs in Uebereinstimmung mit der Art und Weise, wie sie von Jaeger angegeben ist, um ihre Richtigkeit zu sichern, was um so mehr zu bedauern ist, als er ganz richtig den Werth der Analyse in die Kunst legt, allemal vor dem Operiren eine gleiche neural-analytische Disposition herzustellen, weil nur bei gleicher Disposition von gleichem Prüfungsmaterial die gleiche neuro-analytische Kurve erlangt werden kann.

In Bezug auf Nahrung und Getränk beruht die gewünschte Disposition auf dem Jaeger'schen Gesetz, dass jede eigenartige Nahrung, und die davon herrührenden Auswurfsstoffe und jedes eigenartige Getränk einer neural-analytischen Kurve entspricht. Zwei Hygiogramme erlauben daher nur dann eine Vergleichung und können zu einem gültigen Schluss nur dann führen, wenn bei deren Aufnahme der Inhalt des Darmkanals allemal derselbe ist, nämlich allemal aus derselben Nahrung besteht, und sich in demselben Zustande der Verdauung befindet. Daher muss die Zeit der chronoscopischen Untersuchung zwischen der Defäcation morgens und dem Mittagsmahl gewählt werden, und das Frühstück muss immer das nämliche sein. Diese Morgendisposition, sagt Jaeger, macht die Kurven sehr ähnlich, aber wenn man seine Hygiogramme ansieht, ist das keineswegs der Fall, wie die oben angegebenen Zahlen zeigen. Noch grösser ist die Sicherheit der Beobachtung, fährt Jaeger fort, wenn an den der Untersuchung vorhergehenden Abenden ebenfalls Gleichheit der Nahrung und des Getränkes beobachtet wird. Diejenigen,

welche rauchen, sollten es entweder ganz aufgeben, oder wenigstens immer dasselbe Kraut gebrauchen. Dann besteht er mit Recht darauf, dass das Operationszimmer stets frei von Gerüchen sein müsse. Zur Vernichtung derselben empfiehlt er die Verstänbung von Ozogen von der Firma von Burke in Stuttgart. Gerüche von aussen, wie z. B. von der Küche müssen streng vermieden werden. Keine andere Person darf während der Messung das Zimmer betreten. Wenn der Untersnchende aus einem andern Zimmer kommt, mnss er vor der Messung ein wenig warten, bis er sich der neural-analytischen Disposition des Zimmers angepasst hat, weil jedes Zimmer seine eigene Disposition hat. Und sogar, nachdem er sich vor dem Messtisch niedergesetzt hat, mnss er noch warten, bis sein Nervensystem nach dem Einfluss, welchen die riechende Disposition der Umgebung auf ihn gehabt haben mag, sich ausgeglichen hat. Und zuletzt behauptet Jaeger, dass Leute mit wenigst gemischter Kleidung und nur in Wollenstoffe, seiner Bekleidungsreform gemäss gekleidet, reinere Hygiogramme geben, als diejenigen, welche Wolle, Baumwolle nnd Leinen anf einmal tragen, weil sie von dem Einfluss der antagonistischen Riechstoffe der Wollen- nnd Holzfaser frei sind. Wenn ein Riechstoff chronoscopisch gemessen worden ist, darf man nicht gleich darauf einen andern vornehmen, bis die reine neural-analytische Disposition des Zimmers und des Untersuchendeu durch Verstäubnng von Ozogen wiederhergestellt ist, und muss man dann erst ein Neurogramm als Probe nehmen, um zu sehen, ob die Desodorisation stattgefunden hat. Die Beobachtungen sollten allemal zur selben Tageszeit gemacht werden, um eine Vergleichung zu ermöglichen. So sind die homöopathischen Arzneien allemal zur selben Stunde nnd immer nur eine denselben Tag gemessen worden. Es versteht sich von selbst, dass die Neural-Analyse stets mit der grössten Gemüthsruhe mit Vermeidung aller körperlichen und geistigen Thätigkeit unternommen werden muss. Desodorisation durch Ozogen ist oft genügend, Gemüthsbewegungen entgegen zu wirken, welche nach Jaeger's Theorie besondere auf das Nervensystem wirkende Riechstoffe erzeugen. Wenn dies nicht genügt, mnss man die freie Luft einlassen. Man kann leicht durch ein Versnchs-Neurogramm erfahren, ob der Ruhestand des Gemüths wiederhergestellt ist. Natürlich mnss der Untersuchende gesund sein. Die Temperatur des Zimmers soll demsolben angenehm sein.

Aus diesen ansführlichen Vorschriften, wie eine verlässliche neural-analytische Disposition zu erlangen sei, sieht man, dass sie mit den Hahnemann'schen Vorschriften einer homöopathischen Diät bei der

Prüfung am Gesunden übereinstimmt, und die Gewissheit einer stets gleichen neuro-analytischen Disposition ist in der That nach Jaeger's Ansicht das Grundwerk für die Neural-Analyse, wie sie es auch für die reine Arzneimittellehre ist.

Allein, was soll man sagen, wenn man bei der Betrachtung der Kurven der wenigen Hygiogramme und Osmogramme die im Detail gegeben sind, findet, dass die Hygiogramme und nach ihnen die Alkohol-Osmogramme eines Morgens um 9 Uhr gewonnen worden sind, nachdem der Beobachter den Abend vorher jnnges Bier getrunken, dann nach einer schlimmen Nacht um 2 Uhr morgens zwei sub-diarrh. Stühle gefolgt waren? Das zweite Osmogramm des Aconit Tinct. fort. zeigt eine vorhergehende Abend-Disposition, bestehend aus gutem Bier, Nacht gut, und Bretzel statt Milchbrot. Das dritte Osmogramm von Aconit 10 hat zur Abend-Disposition: Bier, Liqueur, Nacht gut. Morgens vor Messung durch Besuch gestört. Das vierte Osmogramm von Aconit 100 hat folgende Abend-Disposition: abends auswärts zu Gast, Wein, Bier, Kaffee, Cognac, morgens o. Defäcation. Obgleich dem Professor alle Ehre gebührt für die treue Aufzeichnung der Thatsachen, wie sie waren, so muss doch die zu Tage liegende Unsicherheit der neuro-analytischen Disposition in diesen Fällen gerügt werden. Was würde man von einem Homöopathiker denken, welcher eine Prüfung von Aconit 100 machen wollte, nach einer Nacht, wie die beschriebene jedenfalls in vergnügter Gesellschaft bis tief in die Nacht und jedenfalls in Rauchwolken gehüllt?

Dies ist die andere Fehlerquelle seiner Prozedur und Jaeger scheint dies auch selbst gefühlt zu haben, wenn er eine, gewissermassen überwältigende neuro-analytische Disposition durch Einathmung von Alkohol von derselben Sorte, mit welcher die zu prüfende Arznei bereitet ist, herzustellen beabsichtigt. Allein: in alcohol non est veritas! Dieser Behelf, um der Insufficienz einer neuro-analytischen Disposition zu entgehen, bietet nicht mehr Sicherheit für die Richtigkeit der Arznei-Osmogramme wegen der starken Alkoholwirkung auf den Organismus, welche sich schon in den bedeutend verschiedenen Zahlen der vier Beobachter zeigt, da Alkohol allein für sich hinreicht, neuro-analytische Osmogramme hervorzubringen, wie die Experimente beweisen. Deswegen haben wir keine richtige Darstellung der pathopoëtischen Wirkung einer Arznei, wenn wir die Messung der letzteren gleich auf die der Alkoholeinathmung folgen lassen, weil die Gegenwart des Alkohols in der Arznei, welche eingeathmet wird, mit der vorherigen Einathmung von Alkohol zusammen- oder entgegenwirkt und das Resultat verfälscht.

Und doch, trotz dieser Fehlerquellen zeigen die Arznei-Osmogramme nicht allein entschiedene Manifestationen der Existenz der Arzneiwirkung auf das Nervensystem, sondern es erscheint auch deutlich in der Form ihrer Kurven und in dem unwiderleglichen Faktum, dass die Hochpotenzen eine weit stärkere Wirkung äussern, als die rohen Tinkturen und niedrigen Potenzen.

Dr. Jaeger hat ein ausserordentlich wichtiges Experiment gemacht, um den Werth des Schüttelns bei der Potenzirung zu untersuchen. Da von allopathischer Seite Zweifel an den aus den Apotheken bezogenen Mitteln erhoben worden waren, so liess er eine 100. Potenz von Aconit in seinem Zimmer vor seinen Augen machen, vermuthlich, wie die andern, ebenfalls nach der Dezimal-Skala und nach Korsakoff auf dem rückbleibenden Tropfen mit Schütteln. Diese echte 100. bestätigte nach ihrer Messung am Chronoscop diejenige der 100., welche vorher benutzt worden war.

Nun wurde von homöopathischer Seite geltend gemacht, dass man bei der Fertigung der Potenzen nur dann wirksame Potenzen erhalte, wenn man jedesmal die Mischung durch starke Schüttelschläge unterstütze. Bei Unterlassung dieser Massregel habe man meist schon bei der 30. Potenz eine Flüssigkeit, die sich vom Alkohol nicht mehr unterscheide.

Um auch dies zu prüfen, liess Jäger vor seinen Augen mit demselben Alkohol, mit dem die vorhin besprochene 100. Potenz durch Schütteln gemacht war, eine Potenzirung von Aconit bis zur 30. Potenz in der Weise vornehmen, dass kein Schütteln stattfand, sondern nur jedesmal nach dem Zusammengiessen und Aufsetzen des Stopfens das Kölbchen gestürzt und dann wieder zurückgestürzt wurde. Diese Potenzirung wurde am 13. Oktober nachmittags 4 Uhr ausgeführt.

Am Tage darauf wurde vormittags 9½ Uhr diese 30. Potenz untersucht und das Resultat war eine Differenz von + 11 %. Fünf Tage später wurde eine zweite Prüfung vorgenommen, welche eine Differenz von + 45 % ergab und eine überraschende Uebereinstimmung mit der Kurve der 15. Potenz in der Coincidenz der Maxima und Minima zeigt. „Diese auffallende Uebereinstimmung", sagt Jaeger, „lässt mich vermuthen, es werde bei Vervollkommnung der Methode und peinlicher Egalisirung der neural-analytischen Disposition gelingen, mittels der Neural-Analyse nicht nur das potenzirte Arzneimittel zu diagnostiziren, sondern auch die Potenzziffer wenigstens annähernd zu ermitteln. Bezüglich der praktischen Frage der Potenzirung möchte ich behaupten:

das stärkere Schütteln erhöht nicht, wie die homöopathische Lehre lautet, die Arzneikraft, sondern ist nur nothwendig, um sicher den gewünschten Verdünnungsgrad zu erreichen, indem es bei Unterlassung des starken Schüttelns von zufälligen Umständen abhängt, ob man eine niedere oder höhere Potenz erhält. In unserm Falle hat die Unterlassung des Schüttelns bewirkt, dass man statt der 30. die 15. Potenz erhielt. Dagegen bleibt der grosse Unterschied bemerkenswerth zwischen den Osmogrammen vom Tage nach der Bereitung der Potenz und dem vom fünften Tage darnach, und ich möchte vorbehaltlich weiterer Prüfung behaupten: wenn man schüttelt, so tritt das Aconit sofort in den, seine Arzneikraft repräsentirenden Aggregatzustand, unterlässt man das Schütteln, so muss dieser Faktor durch eine gewisse Zeitdauer ersetzt worden."

Höchst wahrscheinlich ist Jaeger's Vermuthung richtig und es folgt daraus, dass die Hochpotenzen von DDr. Swan, Skinner, Boericke und Deschere, welche mit enormer Geschwindigkeit gemacht sind, nicht so hoch sind, als sie von ihnen notirt werden.

Jaeger hat aber die ungeschüttelte 30. Potenz mit einer Differenz von + 45 % nicht mit der geschüttelten 30. Potenz verglichen, welche nur eine Differenz von + 25,3 % ergab, daher kann die Superiorität der 15. Potenz mit einer Differenz von + 47,5 % nicht dem Schütteln zugeschrieben werden, sondern die 15. Potenz wirkte höchst wahrscheinlich stärker auf ihn, als die 30. Potenz. Zugleich ergiebt sich daraus, dass die Zeitdauer der Wirkung auf ihn günstiger, als das Schütteln war, weil die Differenz viel grösser ist, denn die ungeschüttelte 30. Potenz gab zuerst + 11 %, während die geschüttelte + 25,3 % ergab. Aber nach fünf Tagen gab die ungeschüttelte + 45 %.

Jaeger machte auch noch ein anderes Experiment, um den Werth des Schüttelns bei der Potenzirung zu erproben. Nach dem überraschenden Resultat der enormen Wirkung von Natr. mur. 2000 (dec.) war es zweifelhaft, ob nicht vielleicht dies dem in der atmosphärischen Luft stets vorhandenen Kochsalz, welches man durch die Spektral-Analyse an seiner gelben Linie erkennt, zuzuschreiben sein möchte. Er liess daher eine 100. Potenz von Alkohol allein mit Schütteln bereiten und fand bei der Mischung eine Differenz von + 0,2 %, welche im Vergleich mit dem Normal-Osmogramm mit einer Differenz von — 0,5 % eine Differenz von 0,7 % ergiebt, ein Werth, der im Vergleich mit den Riesendifferenzen von 60 % in Natr. mur. 2000., 58 % Aurum 500. und 44,6 % in Thuja 1000. verschwindet.

Dennoch ist hier eine kleine Differenz von + ,02 %, welche Jaeger

geneigt ist, dem Schütteln zuzuschreiben; auch die Kurve unterscheidet sich von den andern Alkoholkurven durch ein Maximum auf der ersten Dekade. Um sich noch weiter zu vergewissern, machte er noch eine andere Messung durch Schlichter mit diesem Alkohol 100., welche aber ein ganz anderes Resultat ergab. Denn Schlichter's Normal-Osmogramm zeigt eine Differenz von — 4,2 %, während das Potenz-Osmogramm des Alcohol 100. eine Differenz von — 24 % zeigt. Jaeger misst diese grosse Differenz der überaus labilen Disposition für Alkohol bei diesem Beobachter bei und kommt zu dem Schluss, „dass Alkohol durch das Schütteln entweder gar nicht oder nur minimal verändert wird;" ein Ergebniss, das geradezu erstaunlich genannt werden muss und zu weiteren Untersuchungen auffordert.

Ohne auf diese Untersuchung jetzt näher einzugehen, welche weiter unten erwähnt werden wird, möge die folgende Bemerkung hier Platz finden:

Die Wirkung des Alkohols auf die Beobachter war eine sehr verschiedene, wie man aus den folgenden Differenzen in den Normal-Osmogrammen sehen kann.

1) Jaeger. . .	Alkohol ad	Aconit	— 1,4 %
		Natr. mur.	— 0,0 %
		do.	— 1,2 %
		Alkohol	— 0,5 %
2) Schlichter .	Alkohol ad	Aconit	— 8,3 %
		do.	— 1,3 %
		Alkohol	— 4,2 %
		Anrum	+ 5,0 %
		do.	— 32 %
3) Göhrum . .	Alkohol ad	Aconit	— 17,4 %
		Thuja	— 12,5 %
		do.	— 4,5 %
		Natr. mur.	— 9,0 %
4) Panzer . .	Alkohol ad	Aconit	— 7,0 %

Die angenommene Voraussetzung Jaeger's ist, dass Alkohol in zwei Pulsen von 100 Beobachtungen oder Akten (strenggenommen nur 90 und 100) nach einander dieselbe Wirkung auf ein Individuum hat, als wenn er auf einmal genommen wird; wenn daher der Alkohol des zweiten Pulses eine Verlangsamung der Nervenzeit zeigt, muss die Differenz zwischen dem Alkohol und der Potenzzeit addirt werden, falls die Zeichen ungleich sind, und subtrahirt, falls sie gleich sind,

denn wenn die Alkoholzeit die Nervenzeit verlangsamt hat, muss die Arznei, welche darnach gewinnen wird, wenn sie die Nervenzeit beschlennigt, für den Verlust durch den Alkohol aufkommen und die zwei Differenzen mit ungleichen Zeichen müssen addirt werden, und wenn die Alkoholzeit beschleunigt war, nnd die Potenzzeit gleichfalls, so muss die Differenz minus der Beschleunigung des Alkohols mit gleichen Zeichen sein. Aber gerade das Faktum, welches Jäger wegen der Inconsequenz der Nervenzeit bei Schlichter tadelt, die Labilität seiner Disposition für Alkohol, zeigt den Fehler in der Methode. Es giebt keine Gewissheit der Wirknng des Alkohols auf den Organismus, er wirkt darauf in der verschiedensten Weise. Ja, er ist selbst Arznei, wie Jaeger durch seine eigene und Schlichter's Beobachtung beweist. Jaeger's Uebersehuss der Wirkung von Alkohol 100, war, obwohl gering, doch immer ein Ueberschuss von + 0,2 % nnd die Wirkung auf Schlichter fällt auf — 4,2 % und sogar — 32 % herunter. Es ist also doch wohl einige Potenz in der 100. Verdünnung von 10 Tropfen Alkohol mit 90 Tropfen derselben Flüssigkeit nnter Schütteln jeder Potenz. Dies deutet auf eine bis jetzt unbekaunte Kraft der Expansion nnd Vertheilung der Heilkraft einiger Tropfen in vielen, welche man deutlich in ihrer Wirkung auf den Organismus und nun aueh durch die Neural-Analyse wahrnehmen kann. Es ist noeh eine andere Möglichkeit vorhanden, die Differenz hei Alkohol 100 zu erklären, nämlich durch eine vom Potentiator ausgehende Emanation.

Die Beobaehter spürten auch viele snbjektive Symptome, welche mit unseren Prüfungen übereinstimmen nnd einige konnten alle Potenzen bis zu höchstens 2000 (dec.) rieehen. Mehrere konnten aueh die Verschiedenheit zwischen Alkohol und Aurum 500. dec. auf diese Weise entdecken.

Dieses sind die Hauptpunkte der Jaeger'schen Neural-Analyse in ihrer Beziehung auf die Homöopathik. Die Beziehungen auf Jaeger's Theorie der Seele gehören nieht hierher.

Sobald ieh seine Arbeit zu Gesicht bekam, gratulirte ieh dem Herrn Professor Dr. G. Jaeger zu der glücklichen Entdeckung, wodurch er der Homöopathik den wichstigsten Dienst geleistet habe, indem er nnsere vielbezweifelten nnd vielverachteten und belächelten Hoehpotenzen der Mathematik zugänglich gemacht habe, und offerirte ihm irgend eine Reihe meiner Fluxionspotenzen, welche centesimal sind, zur Untersuehung. Er ging auf die zuvorkommendste Weise darauf ein, und wählte Natr. mnr., welches ihm die bis jetzt günstigsten Erfolge

gewährt hatte. Ich sandte ihm die 7. 30 1c—9c, 1 m—9 m, 10 m 15 m 20 m, 30 m, 40 m, 50 m, 60 m, 70 m, 80 m, 90 m Cm. nebst einer Flasche von dem Alkohol (94°), welcher zu deren Bereitung benutzt worden war. Der Professor schrieb mir im August 1881, dass meine Hochpotenzen bei der Messung am Chronoscop ihm die erstaunlichsten Resultate gegeben hätten, und zwar:

1) dass die Zunahme der Nerven-Erregung bis zur 4000. Potenz (cent.) ging, welche das Maximum von + 55,4 % lieferte. Die 2000 (dec.) hatte auf 3 an verschiedenen Tagen vorgenommene Messungen + 55,3 %, + 56 % und + 60 % ergeben;

2) dass dies aber auch das Ende ist. Alle folgenden Potenzen, von 5 m aufwärts bis Cm. sind in keiner Weise vom blossen Alkohol verschieden und zeigen eine Depression von ca. 5 %;

3) dass die Pulskurve, welche von der 4 m (cent.) auf einem Kymographion von Rotlu in Prag beobachtet wurde, in jeder Weise von dem blossen Alkohol durch grosse Abnahme der Pulshöhe verschieden ist.

Dieses Resultat theilte der Prof. Dr. Jaeger der Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Salzburg mit, indem er namentlich darauf hinwies, dass dadurch sich die Grenze der Theilbarkeit der Materie bis zur 4000. Centesimalpotenz erweitere.

Der praktische Werth der Neural-Analyse für die Homöopathik liegt in folgenden Punkten:

1) Sie giebt uns ein verlässliches Instrument, um die Empfänglichkeit der Prüfer und Patienten zu schätzen, indem wir ihre Nervenzeit bestimmen.

2) Sie befähigt uns, die Existenz und Wirkungsfähigkeit der Hochpotenzen, welche bis jetzt nur durch Prüfungen und Heilungen erkannt werden konnten, durch Anschauung nachzuweisen.

3) Sie hebt die Potenzirung aus dem Geheimniss des Empirismus ans Tageslicht und incorporirt sie der Wissenschaft, indem sie mathematischer Behandlung zugänglich wird.

4) Sie bestätigt die Lehren Hahnemann's, dessen praktischer Seherblick die Zeit nach ihm durchdrang, die Nervenzeit.

Wir sind daher als Homöopathen dem Prof. Dr. Jaeger grossen Dank schuldig, dass er diese Entdeckung der Neural-Analyse für unsere homöopathische Wissenschaft verwerthet, und dass er mit einem seltenen Muthe den Universitäten und der Allopathie den Handschuh hinwirft, ähnlich dem glänzenden Beispiel, welches Hahnemann gegeben, als

er der wissenschaftlichen Welt seiner Zeit die infinitesimale Potenz als homöopathische Gabe in's Gesicht warf.

Das gewöhnliche Kochsalz, das wir mit unserem täglichen Brod geniessen, ist in Jaeger's Hand das Mittel geworden, diese Schätze der Hochpotenzen den Vielen zu erschliessen, welche klar genug sehen, um die Wahrheit zu erkennen, von welcher Seite sie auch kommen möge.

Mögen nun die Homöopathiker, welche die Hüter der Hahnemann'schen Entdeckung der Potenzirung für mehr als ein halbes Jahrhundert gewesen sind, sich nun auch als das Salz der Erde erweisen und es überall hin weiter geben zum Besten aller Menschen.

Brooklyn, Dec. 3. 1882.

II. Die elektromagnetische Methode.

Sobald ich mich von der Wirksamkeit und Superiorität der Hochpotenzen in der Praxis überzeugt hatte, bemühte ich mich auch, deren Realität und Wirkung den Sinnen direkt zugänglich zu machen. Das Galvanometer und besonders der Multiplikator erregte in dieser Beziehung bald meine Aufmerksamkeit, da er in den Händen von Dubois-Reymond u. a. eine Sensitivität erlangte, welche man früher nicht kannte, und ich ging an die Arbeit, um ein passendes Instrument für meinen speziellen Zweck zu konstruiren. Nach 21 Versuchen gelang es mir ein solches von 4050 Fuss Länge und 8930 Windungen eines feinen mit Seide besponnenen Kupferdrahts No. 34 mit einer astatischen Nadel (Gill No. 7) zu bauen, welches sich sensitiv genug für das folgende Experiment erwies.

1862, Juni 9., klagte meine Aufwartfrau, dass sie die ganze Nacht vor Kummer nicht habe schlafen können. Ich hatte zwei Kupferrollen als Handhaben an die Enden des von der Spirale kommenden Drahtes befestigt. Als sie diese Handhaben eine in jede Hand nahm, wurde die Nadel 22° abgelenkt. Nun legte ich ihr etwa ein Dutzend Kügelchen Ignatia 3m (cent.) auf die Zunge und als sie dann, nachdem die Nadel zur Ruhe gekommen war und die Kügelchen kaum zergangen waren, die beiden Pole abermals anfasste, war die Ablenkung 30°. Dann ging sie in's Nebenzimmer und machte das Bett; darnach war die Ablenkung 45°; dann ging sie wieder in's Nebenzimmer, indem sie sagte, sie fühle Druck auf der Brust und die Medizin fange an, zu wirken, und nun war die Ablenkung 15°. Dies war ein sehr ermuthigender Erfolg. Aber nach fernerem Experimentiren und ver-

geblichen Versuchen, das Instrument noch weiter zu vervollkommnen, kam es ausser Ordnung und machte mir viel Mühe, ohne dass ich zu einem günstigen Resultate gelangte. Endlich entschloss ich mich, es umzubauen, wobei ich dann mehr Draht hinzugefügt, so dass Nr. 23 nunmehr 4500 Fuss Draht und 11700 Windungen enthielt. Aber andere wissenschaftliche Arbeiten, ausser der Praxis, beschäftigten meine Aufmerksamkeit, besonders die Erfindung des Fluxionsprozesses und die Herstellung der Hochpotenzen nach dieser neuen Methode und so wurde der Multiplikator beiseite gestellt, nachdem ich jedoch noch Nr. 24 mit 38000 Windungen Draht Nr. 39 gebaut hatte, für den ich mich bis auf den heutigen Tag vergeblich bestrebt habe, eine passende Nadel zu finden.

Als nun im März 1881 das Werk von Prof. Dr. Gust. Jaeger über die Neural-Analyse in meine Hand kam, war ich höchlich erfreut, einen ausgezeichneten Gelehrten aus den Reihen unserer altgewohnten Gegner zu uns herüber kommen zu sehen, indem er uns den Weg zeigte, wie wir nicht nur die Existenz unserer Hochpotenzen beweisen, sondern auch ihre Superiorität über die Rohstoffe und Niederpotenzen in Bezug auf ihre Heilkräftigkeit erkennen können, nämlich durch geeignete Benutzung des Hipp'schen Chronoskops, welches bis jetzt nur für astronomische und physiologische Zwecke gebraucht worden ist. Nachdem ich dem geehrten Herrn Professor meine Freude und Dankbarkeit zu erkennen gegeben und ihm eine Reihe der Hochpotenzen von Natr. mur. zum Versuch gesandt hatte, fiel mir erst ein, dass ich die Arbeit, welche vor zwanzig Jahren unterbrochen worden war, wieder aufnehmen sollte, und so wurden die alten Apparate und Experimente wieder hervorgesucht. Nun erst gelang es mir, dem Multiplikator Nr. 23 eine grössere Kapazität zu verleihen, indem ich eine astatische Nadel konstruirte, welche immer auf denselben Stand zurückkehrt und die höchste Ablenkung giebt, deren das Drahtgewinde fähig ist.

4500 Fuss mit Seide übersponnenen Kupferdrahts No. 34 sind zu zwei Spiralen verwendet, von denen die eine 6000, die andere 5700 Windungen enthält. Die beiden Rahmen, auf welche der Draht aufgewunden ist, sind von gleicher Grösse und geben der Nadel einen vertikalen und einen horizontalen Spielraum von $^1/_8$ Zoll Breite und $1^3/_4$ Zoll Länge. Die beiden Rahmen sind auf einander gesetzt. Die Drahtenden von der Innenseite der Spirale sind verbunden und die von der Aussenseite kommenden laufen in eine Verbindung mit zwei kleinen Kupfer-

und Zinkplättchen, 1/4 Zoll im Quadrat, aus, welche die Pole des Neurometers bilden. Die astatische Nadel besteht aus zwei 1 1/2 Zoll langen, magnetisirten Nähnadeln No. 6 Milliner Milward, welche im rechten Winkel in ein feines Holzstäbchen eingesteckt sind und hängt an einem ungedrehten Seidenfaden am Deckel der Glasbedeckung, welche das Instrument vor Luftbewegung und Staub schützt, in solcher Weise, dass man die Nadel einsenken, heben und drehen kann, ohne die Bedeckung abzunehmen. Im obern Theile des Nadelstäbchens ist ein indifferenter Zeiger eingeschoben, der auf einem, auf dem obern Rahmen befestigten Zifferblatt den Stand der Nadeln anzeigt, wenn sie innerhalb der Spielräume schwingen.

Das Instrument ist auf einer Konsole an der Wand im Medium aufgestellt, so dass der Nullpunkt gerade nach Norden liegt, von wo aus auf dem Zifferblatt 180° nach östlicher und westlicher Seite bis zum Südpol markirt sind. Von 60° Nordost, als dem regulären Stand der Nadel, ist zu der ersten Skala noch an der äussern Seite eine zweite hinzugefügt, welche von 60° Nordost, als dem Nullpunkte, für die Ablenkung in westlicher Richtung fortlaufend und den Nord- und Südpol des Gewindes überschreitend, 270° anzeigt. Dies ist nämlich das Maximum, welches die Ablenkung der Nadel erreicht, wenn man die beiden Kupfer- und Zinkplättchen mit einem, mit gewöhnlichem Wasser getränkten Musselinläppchen dazwischen fest zusammendrückt.

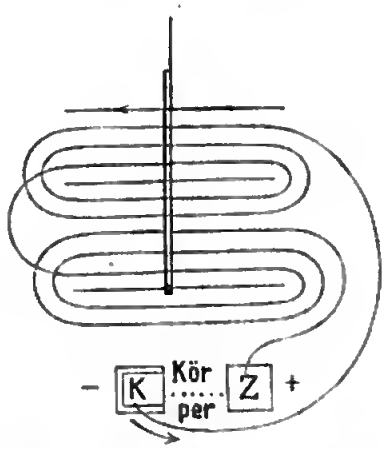
Da die Absicht gegenwärtiger Arbeit lediglich praktischer Natur ist, so muss ich mich auf die Beschreibung der Art beschränken, wie die Neural-Analyse nach elektromagnetischer Methode erzielt wird, so weit es die Neuheit des Gegenstandes gestattet.

In Betracht des stets gleichen Standes der Nadel in 60° Nordost und der Unveränderlichkeit der Polplättchen, so wie der stets gleichen Anwendung der mit gewöhnlichem Wasser angefeuchteten Daumen, womit die Plättchen mit gleicher Kraft bedeckt werden, folgt nothwendig, dass der Multiplikator ein zuverlässiges Präzisions-Instrument darstellt und ein genauer Anzeiger der physiologischen Thatsachen ist, welche nach Schluss der Kette mit den nassen Daumen erscheinen. Die Polplättchen sind der Bequemlichkeit halber ein für allemal auf einem an der Wand befestigten, horizontalen Brettchen angebracht und die Verbindungen alle gut verlöthet.

Um nun den höchsten Ausschlag der Nadel bei Einschaltung des Körpers zu gewinnen, werden die Daumenballen sorgfältig mit gewöhnlichem Wasser benetzt und mit mässigem Druck auf die Polplättchen

aufgelegt, der rechte Daumen auf das Zink- und der linke auf das Kupferplättchen. Hat man den einen Daumen erst aufgelegt, so fängt beim Auflegen des andern die Nadel augenblicklich an, sich nach Westen zu bewegen und erreicht das Maximum ihrer Ablenkung, welche man nachher anmerkt. Sobald aber dieses Maximum erreicht ist, werden die Daumen entfernt und die Nadel kehrt in Schwingungen auf ihren Normalstand, auf 60° Nordost, in wenigstens drei Minuten zurück. Will die Nadel einmal nicht ganz genau einstehen oder nimmt sie ausnahmsweise eine andere Stellung ein, so muss man sie sorgfältig auf den Stand in 60° drehen.

Der Strom, welcher von dem positiven Pole aus den Körper und Multiplikator durchsetzt, wird durch folgendes Schema angedeutet.



Nun entsteht die Frage, was wir sehen, wenn die Nadel ihre Ablenkung macht. Wir sehen, dass ein galvanischer Strom durch die Berührung mit den nassen Daumen erregt und durch den Körper und die Spirale geleitet wird, wodurch die Nadel in einer gewissen Richtung mit mehr oder weniger Kraft abgelenkt wird. Folgendes sind einige Beobachtungen, welche ich an mir selbst gemacht habe, in guter Gesundheit und gewohnt, Jahr aus Jahr ein homöopathisch zu leben, mit Bemerkungen, wo gewisse Einflüsse auf die Beobachtung gewirkt haben mögen. Die Zeit, welche angegeben ist, ist in Drittel-Sekunden nach Mälzel's Metronom notirt.

Tafel II. Beobachtungen am Gesunden.

1882 Novbr. 22.		Drittel-sekund.	Grad.	
A. M.	6.30	45	100	Nach Aufstehen und normalem Stuhl.
	7.15	46	113	Nach Ausgang in der Kälte.

		Drittel-sekund.	Grad.	
	7.30	37	135	Nach Studiren.
	8.40	36	144	Nach Frühstück.
	45	35	156	Stuhlneigung.
	52	37	135	Nach normalem Stuhl.
	9. 7	40	139	Nach Ausgehen. Kalte Hände.
	14	37	154	Nach überraschenden Nachrichten.
	10.40	37	155	
	55	34	165	Geistige Arbeit.
	11.30	33	168	
	22	35	164	Vor Mittagessen.
P. M.	5.	29	195	Körperliche Arbeit im Garten.
	6.42	32	170	Nach Abendessen.
	7.30	34	171	Nach Ausgehen.
	45	34	170	
	10.50	45	140	Nach Konzert.
November 23.				
A. M.	7.	40	120	
	7.50	41	135	Nach Ausgehen.
	8 21	40	130	Nach Frühstück.
	40	33	170	Hungrig, vor dem Essen.
P. M.	1. 7	30	174	Nach Mittagessen.
	2.10	32	170	Nach Mittagschlaf.
	2.35	37	142	Nach magnetisch. Streichen einer Patientin.
	5 55	35	153	Vor Abendessen.
	7.30	33	158	Nach Abendessen und Ausgehen.
	9.11	34	164	
November 24.				
A. M.	6.30	39	135	Nach Stuhl.
	7.15	39	138	Nach Ausgehen.
	8.45	41	125	Nach Frühstück.
	55	37	146	Nach Bewegung. Stuhlneigung.
	9. 5	39	139	Nach Stuhl.
	20	39	140	Nach Ausgehen.
	10. 5	33	168	Nach Handarbeit.
	11 30	32	182	Geistige Arbeit.
	50	33	173	Geruch von verbrannten Haaren.
	52	37	157	Nach Mittagessen.
P. M.	1.50	39	130	Nach Mittagschlaf.
	3.35	36	159	
	5.30	33	174	Nach Holzsägen.
	50	35	160	Nach Ausgehen in kaltem Wind.
	6.40	34	167	Nach Abendessen.
	7 25	35	155	Nach Ausgehen.
	9.	34	165	Studium Jäger's.
	9.40	36	155	
November 25.				
A. M.	6 45	42	122	Nach Aufstehen und Stuhl.
	7.35	40	130	Nach Ausgehen in der Kälte.
	8 55	39	145	Nach Frühstück.

		Drittelsekund.	Grad.	
	9.30	38	154	Nach Ausgehen.
	10.	39	160	Starker Wind.
	11.	40	165	
	23	39	144	Vor Mittagessen.
P. M.	3.50	31	177	
	4.17	34	165	Müde vom Reden.
	5.30	37	140	Nach Schlafen.
	6.35	37	153	Nach Abendessen.
	9.50	38	138	

November 26.

A. M.	7.	40	118.	
	7,50	42	110	Ausgang in der Kälte.
	10,30	37	148	
	40	35	159	Gläserfüllen.
	11.12	35	159	Nach Verschreiben.
	50	35	165	Nach Gläserfüllen.
	52	35	167	Erster Schnee.
P. M.	1.	37	140	Nach Mittagessen.
	2.10	36	159	
	3.35	37	140	Nach Streichen einer Patientin.
	5.45	40	115	Nach Schlafen.
	7.15	38	130	Nach Ausgehen im Schnee.
	9.30	45	110	

Anmerk. Trotzdem, dass ich den ganzen Tag geistig sehr thätig war, waren doch die Ablenkungen wegen der Kälte gering.

November 27.

A. M.	6.50	41	100	Nach Aufstehen.
	7.50	37	145	Schnee.
	9.	39	128	Nach Frühstück und Stuhlneigung.
	9.12	39	132	Nach Stuhl.
	22	40	138	Nach Ausgehen.
	11.30	39	135	Geistige Arbeit.
	15	49	95	
P. M.	1.20	41	125	Nach Mittagessen.
	2.10	41	130	Nach Schlafen.
	3.30	35	165	Nach Schreiben.
	6.10	30	180	Nach Rechnen.
	6.45	35	167	Nach Abendessen.
	7.37	34	163	Nach Ausgehen.
	8.17	32	177	Nach viel Reden.

November 28.

A. M.	7.	43	120	Kälte.
	9.	35	150	
	9.30	39	147	Ausgehen in der Kälte.
	10.40	36	156	
P. M.	12.15	31	175	
	45	31	173	Nach Mittagessen.
	1.10	36	158	Nach Schlafen.

		Drittelsekund.	Grad.	
	1.30	35	160	Nach Stuhl.
	3.	31	178	
	5.45	35	159	
	6.30	35	162	Nach Abendessen.
	10.30	44	90	Müde von lautem Lesen.
	33	44	106	Schneefall.
November 29.				
A. M.	6.45	45	100	Nach Aufstehen.
	7.30	44	116	Nach Ausgehen im Schnee.
	8.15	41	129	Nach Frühstück.
	53	40	135	Nach Stuhl.
	9.30	41	130	Trotz geistiger Arbeit.
	10.45	45	112	
M. M.		45	105	
P. M.	45	42	112	Nach Mittagessen.
	2.	45	103	Nach Mittagschlaf.
	2.40	34	168	
	3.30	36	150	Nach Streichen einer Patientin.
	6.40	41	131	Nach Ausgehen.
	7.15	36	157	Nach Abendessen.
	50	38	150	Nach Ausgehen im Schnee.
	8.57	35	163	
Dezember 2.				
A. M.	6.54	44	126	Nach Aufstehen.
	7.50	38	153	Nach Ausgehen.
	8.37	37	155	Nach Frühstück.
	9.37	33	173	Nach vielem Reden.
	10.55	30	181	Nach Erklären der Analyse.
	11.15	36	163	
P. M.	1.15	37	160	Nach Mittagessen.
	4.	26	196	Nach Streichen einer Patientin.
	7.50	31	177	Nach Abendessen und Ausgehen.
	10.45	33	175	Nach Musik und Wein, schläfrig.
Dezember 3.				
A. M.	7.	44	135	Nach Aufstehen.
	7.45	47	110	Nach Ausgehen in der Kälte.
	8.24	43	132	Vor Frühstück.
	9.45	39	145	
	10. 5	43	130	Nach Ausgehen in der Kälte, nach Stuhlneigung.
	10.12	30	153	Nach Stuhl.
	12.00	41	133	
	30	43	176	
P. M.	1.30	33	172	Nach Mittagessen.
	52	37	152	Nach Schlafen.
	4.	33	170	Nach geistiger Arbeit.
	7.10	31	185	
	8.10	35	174	Nach Ausgehen.
	9.	32	184	Geistige Arbeit.

Diese Beobachtungen stellen die Schwingungen des oszillatorischen Gleichgewichts des Organismus innerhalb gewisser normaler Grenzen am Gesunden während des Tages dar und erlauben einige Folgerungen, obwohl damit keineswegs der Gegenstand als erschöpft betrachtet sein soll. Da ist z. B. allemal morgens nach dem Aufstehen eine niedrige Zahl mit einer langen Zeit (45×100° — die erste Zahl giebt die Drittel-Sekunden, die zweite die Ablenkung — 40×120° — 39×135° — 42×122° — 40×118° — 41×100° — 43×120° — 45×100° — 44×126° — 44×135° —), eine Steigerung nach dem Frühstück, doch nicht immer (36×144°) auch nach geistiger Arbeit (40×130° — 41×125° — 39×145° — 39×128° — 41×129° — 37×155° —), im Allgemeinen aber eine Verminderung; eine Verminderung nach dem Stuhl (von 35×156° auf 37×135°, von 37×146° auf 39×139° und eine Abnahme, wenn der Stuhl nach dem Aufstehen erfolgt: 45×100° — 39×135° — 42×122° — 42×122° — 41×133° — und eine leichte Steigerung von 39×128° auf 39×132°, von 36×158° auf 35×160°, von 41×129° auf 40×135°; eine Steigerung nach dem Essen von 33×170° auf 30×174°, von 49×95° auf 41×125°, von 45×105° auf 42×112° und eine Abnahme 35×167° auf 39×140°, von 31×175° auf 31×173°, 37×160° — von 43×176° auf 33×172°; da ist allemal eine Abnahme nach dem Mittagschlaf von 10×174° auf 32×170°, von 37×157° auf 39×130°, von 34×165° auf 37×140°, von 31×173° auf 36×158°, von 42×112° auf 45×103°, von 33×172° auf 37×152°, nur einmal eine Zunahme von 5°. Kälte vermindert die Ablenkung stets, ebenso Ermüdung. Aber geistige und körperliche Arbeit, wenn sie nicht bis zur Ermüdung geht, steigert die Ablenkung ganz vorzüglich. Nachdem ich eine Kranke gestrichen hatte, ergab sich zu zwei verschiedenen Tagen eine grosse Verminderung der Zahl, aber das dritte Mal war sie viel höher. Obgleich in den beiden ersten Fällen der Patient sich wohler befand, war ich schwächer, aber im dritten Falle waren wir beide stärker. Die Abend-Beobachtungen zeigen niedrige Zahlen, ausgenommen, wo besondere Aufregung durch Gesellschaft, Musik etc. stattfand.

Was haben also diese Zahlen zu bedeuten? Der galvanische Strom, welcher durch die nasse Berührung der Daumen mit den heterogenen Metallen erregt wird, läuft ohne Zweifel durch den Körper, ehe er noch den Multiplikator erreicht, der in die Kette eingeschaltet ist; der Körper dient also nicht blos als Erreger, sondern auch als Leiter der Kontakt-Elektrizität. Da nun die Ablenkungszahlen nicht immer dieselben sind, wie sie sein würden, wenn der Leiter nur ein Kupferdraht oder ein

anderer unorganischer Leiter wäre, so muss man annehmen, dass er einem besonderen Weg folgen muss, welcher nach Betrachtung der Beobachtungen nichts anderes sein kann, als das Nervensystem. Wir haben es also mit einem veränderlichen Leiter zu thun. Man kann daher den Multiplikator in dieser Anwendung einen Nenrometer nennen. Ohne weiter auf diese Spekulation einzugehen und, um auf der praktischen Seite zu bleiben, so scheint es, dass, wenn die Zahl niedrig ist, der Strom so viel Widerstand im Nervensystem findet, dass demzufolge auch die elektromotorische Wirkung auf die Nadel verringert wird. Die niedrige Zahl zeigt daher die Verlangsamung der Nervenbewegung oder Leitung an, verursacht durch physiologische Bedürfnisse im Organismus oder durch äussere Einwirkungen, wie Hitze, Kälte, Feuchtigkeit, atmosphärischer Druck, elektrische Schwankungen u. s. w. Im Gegentheil zeigt die höhere Zahl den geringeren Widerstand im Nervensystem an und folglich die Beschleunigung der Nervenbewegung oder Leitung, verursacht durch Abwesenheit von Hindernissen im Organismus und ein günstiges Freisein von äusseren Einflüssen. So, sollte man denken, wäre die Bedeutung der Ablenkung von den Beobachtungen an Gesunden abzuleiten. Aber nun kommen diejenigen am Kranken.

Tafel III. Beobachtungen an Kranken.

1) Ein kleines Mädchen, 4 Jahre, klagte über Kopfweh in der Stirn und gab eine schnelle Ablenkung von 195°. Nach ein paar Körnchen Belladonna Cm war innerhalb 3 Minuten die Ablenkung 165°, kurz darauf war das Kopfweh verschwunden. Kinder geben in der Regel höhere Ausschläge als Erwachsene.

2) Ein junger Mann mit einem hochgradigen Tripper gab 200°, nach Canthar. 90m in 5 Minuten 185°.

3) Derselbe (nach mehreren Tagen), nachdem er zweimal 162° gegeben, gab 190° und nach Canthar. 40m in 5 Minuten 180°.

4) Derselbe nach mehreren Tagen 180°, nach Canthar. 40m in einigen Minuten 160°.

5) Derselbe einige Tage nachher 160°, nach Canthar. 40m 162°.

6) Derselbe 165°, dann nach Canthar. 40m 185°. Er hatte vor 2 Stunden viel Wein getrunken und war noch erregt davon.

7) Eine Frau mit einem misshandelten Panaritium, was sehr schmerzte, gab 190°.

8) Ein Knabe, 5 Jahre, mit Intermittens, hatte einen Anfall 10 A.M.

gab denselben Abend um 9 Uhr 222°, nach Natrum mur. 40m in 3 Minuten 212°, nach 16 Minuten dasselbe.

9) Ein kleiner Junge, 10 Jahre, mit Kopfweh und anfangendem Schnupfen, gab 190° und nach Cepa 9c in 3 Minuten 180°.

10) Eine Frau mit Epilepsie gab 127°, dann 122°, nach Calc. carb. Cm in ein paar Minuten 27°, dann 95° und eine Stunde später nach Lesen und Denken 170°.

11) Eine Frau mit nervösem Kopfweh und grosser Schwäche, Puls 104, gab 160°. Nach Puls. 9c blieb die Ablenkung zweimal unverändert.

12) Dieselbe gab das nächste Mal 165°, dann 172°. Sie war besser, aber niedergedrückt von stillem Gram. Nach Ignat. 9m stieg die Ablenkung auf 199°.

13) Ihr Sohn, 12½ Jahr, mit einem tiefen hohlen Husten, gab 205°. Nach Acon. M. in 5 Minuten 180°, 2 Minuten später 192°, 7 Minuten später 205°. Nun gab ich ihm sein Mittel Dros. 9c, 3 Minuten später gab er 203°, und 7 Minuten später 195°.

14) Eine sehr sensitive Dame mit anfangender Rose unter dem Auge gab 105°, nach Euphorb. off. 9c in 3 Minuten 125°.

15) Ein Junge, 5 Jahre, mit Eczema, gab 150°, nach Rhus tox. 50m in 3 Minuten 162°.

16) Ein Arzt, gross und stark, mit Anschwellung des ganzen Gaumens, Trockenheit der Nase und Stechen in den Schläfen und im Oberhaupt, gab 175°, nach 3 Minuten 145°, nach Nux vom. 90m in 3 Minuten 157°. Dieser Mann wurde 4 Tage später von Diphtherie hinweggerafft.

17) Ein alter Gelehrter von grosser geistiger Kraft, 85 Jahre, mit Aphasie, gab 102°, dann 115°, dann 100°, und nach Ammon. c. Cm in ein paar Minuten 127°.

18) Ein junger Mann mit Tonsillitis gab 150°, dann 120°, dann 119°. Nach Merc. v. 9c in zwei Minuten 120°, 5 Minuten später 158°, 10 Minuten später 135°.

19) Ein ältlicher Mann mit Tripper gab 80°, dann 100°, nach Cannab. sat. 9c in ein paar Minuten 94°, nach körperlicher Anstrengung 104°.

20) Derselbe nach einigen Tagen 75°, nach Canthar. 40m 114°.

21) Derselbe nach einigen Tagen 112°, dann 102° und nach Cann. sat. 3m 112°.

22) Mr. Smith, hom. Apotheker, 70 Jahr, mit Nasenpolypen, gab 160°, dann 120°, dann 130°, dann 140° und nach Psorin 90m 197°.

23) Ein Mädchen, 16 Jahre, mit einem Husten wie von Auszehrung, gab 112°, dann 128°, dann 128°. Nach Arsen. a. 7c in 5 Minuten 133°, nach 3 Minuten 125°.

24) Ein alter Soldat, Asthmatiker im höchsten Grade, gab 197°, nach Grindelia 9c 192°.

25) Dr. Walker von Denver, gross nnd stark aussehend, erschöpft und etwas asthmatisch, 60° zweimal, auf seinem Wege nach Florida; als er zurückkam, gab er 110°, war hungrig, dann 126°.

26) Ein Mann mit syphilitischer Ozaena, dem gerathen worden, sehr gut zu leben, Wein zu trinken, gab 200°; 18 Tage später 170°, 140° und etwa einen Monat später 170°.

27) Min. Dr. Campbell mit Intermittens 160°, 154°, 118°. Nach Arseu. a. Cm von Dr. P. P. Wells verschrieben, 140°, 125o.

28) Ein Mädchen, 7 J., mit Frost, Kopfweh, Schwindel, Uebelkeit, Schmerzen in den Gliedern, Puls 124, gab 215°.

29) Eine alte Frau mit Paralysis agitans, gab 142°.

30) Ein Mädchen, 18 J., Intermittens, Puls 104, gab 203°, 200°. Eine Woche später Pnls 119°, zweimal 193°.

31) Eine alte Frau, die bei der geringsten Gelegenheit in Thränen ausbricht, 150°. Nach Conium. mac. 9c. 85°, dann 100°.

32) Eine alte Frau, welche zu viel Chinin genommen und davon litt, gab 70°, nach Chinin. sulf. Cm 150°, dann 130°.

33) Ein jnnger Mann mit sonnverbrannten Händen, so dass dicke Blasen daranf standen, gab 207°, da er sonst nur 80° giebt.

34) Ein Knabe, 13 Jahre, mit Fieber, Kopfweh, häufigem Puls, gab 200°.

35) Die alte Frau mit Schüttellähmung 125°, nach Ammon. carb. 9c. 115°, 18 Tage später 115°, 117° nnd nach Ammon. carb. 45m 147°.

36) Ein Mädchen, 20 Jahre, Scirrhus pylori, 165°, nach Arsen. a. Cm 175°.

Diese Beobachtungen am Kranken, welche natürlich mit der grössten Sorgfalt gemacht worden siud, zeigen in Uebereinstimmung mit denen am Gesunden eine nnwiderlegliche Thatsache, dass das Instrument allemal die Wirkung der anf die Zunge gelegten, arzneilichen Kügelchen gewöhnlich inuerhalb zwei bis drei Minuten zeigt, ja sogar oft sobald die Kügelchen die Zunge berühren, ehe sie noch Zeit hatten, zu schmelzen. Wie die spätere Wirkung sich verhält, konnte ich noch nicht genügend feststellen. Doch zeigt die Beobachtung mit Camphor 90m Fincke, welche ich im Hahuemannian Monthly Juni 1881 publi-

Digitized by Google

zirte, die bestimmte Arzneiwirkung in den veränderten Zahlen von morgens bis abends. Für jetzt muss ich mich auf die unmittelbare Wirkung der Arznei beschränken, wovon ich hinreichend Beweise gegeben habe, welche keine weiteren Zweifel zulassen.

Die nächste Frage, welche sich nun darbietet, ist die, wie sich die Arznei am Neurometer zum Gesunden verhält. Wenn man die auf- und abgehenden Zahlen in den Beobachtungen am Gesunden betrachtet, so scheint es fast unmöglich, zu einem sicheren Schluss zu kommen, und so mögen die Beobachtungen am Gesunden nach Einnahme von Arznei, welche zunächst in Ordnung sind, für sich selbst sprechen. Ich habe aus vielen Beobachtungen nur diejenigen, wo Alkohol und Aconit angewendet wurden, herausgezogen, um die elektromagnetische Methode der Neural-Analyse würdigen zu können.

Tafel IV. Beobachtungen am Gesunden nach Alkohol und Aconit.

Die Notation der Mittel ist folgende:

o für Tinctura fortis, c für 100, m für 1000, Cm für 100 000, M für Million, nach centesimalem Verhältniss. Die niederen Potenzen werden mit Zahlen bezeichnet. ≥ ist das Zeichen für die Aufnahme des Mittels durch Riechen, wobei das offene Fläschchen unter die Nase gehalten wurde, ∻ trockene Körnchen, ∋ Tropfen, °(deutet die Aufnahme eines Tropfens Tinktur durch die Zunge an; ·(ebenso die von trockenen Kügelchen.

Wo die Zeit nicht bemerkt ist, ist die Zeit verstanden, nach welcher die Nadel zur Ruhe kommt, 2—3 Minuten.

1881.

Mai 13. B. F.

	Grad.
P. M. 5.10	90
Acon. M ·(	
13	70
16	73
40	79

Juni 27. B. F.

P. M. 7.40	167
Alkohol °(	
42	172
43	172
45½	172

Juni 28. B. F.

	Grad.
P. M. 9.20	162
Acon. M ·(	
32	172
35	172
38	172
41	172

Juni 29. B. F.

A. M. 7.45	126, 131
Acon. M ·(	
54	132
8.	144
3	132
6	144
9	139
12	144
15	144

1881.

		Grad.
Dezbr. 17.	B. F.	
P. M. 3.57		165
	Alkoh. °(	
4.		172
3		150
6		150
16		152

Dezbr. 30.	T.	
P. M. 3		135
		140
		140
	Acon. M ·(	
		140
		140
	Acon. Cm ·(	
		125

1882.

Jan. 2.	Jr.	192
	Acon. Cm ·(	
		185

Jan. 10.	Mrs. R.	
A. M. 9.		152
		148
		145
5		150
	Acon. M. ·(	
8		162
12		155
18		155
		162
		165
55		122
57		155
10. 2		168
	Acon. Cm. ·(	
4		171
		171

Jan. 18.	B. J.	
P. M. 8.15		175
34		180
8.42	Acon. M. ·(	
43		170

		Grad.
Febr. 1.	B. F.	
A. M. 11.31	Geist. Thätigkeit	187
	- -	175
	- -	187
	- -	184
12	Acon. M. ·(	
P. M. 7	Geist. Thätigkeit	170
12	- -	179
2.18	- -	169
3. 5	- -	190
5.50	- -	180
7.37	- -	179

Febr. 12.	S.	
A. M. 11.25		205
	Acon. M ·(	
32		180
34		192
39		205

Febr. 20.		210
	Acon. M ·(	
		202

April 17.	Dr. Lewis.	
P. M. 2.10		205
		195
	Acon. 1m ·(	
		180
		165

April 19.	S. Mrs.	
A. M. 9.35		185
	Acon. 1m ·(	
		155
		150

Mai 13.	S.	
A. M. 8		160
		165
	Acon. 9c ·(	
		155

Mai 13.	Dr. Lassen.	
A. M. 11. 4		158
	Acon. Cm ·(	
7		178
17		178

Juli 7.	G.	
P. M.		180
	Acon. 10m ·(	
		123
		126

			Grad.
Nov. 18.	H.		67
			67
	Acon. 1 m ·(		
			83

		Drittel-Sekund.	
Nov. 29.	B. F.		
P. M. 8.57		35	163
	Acon. 1 m ≻ für 1 Min.	36	160
	Acon. 7 c ≻ 1 m	36	155

Nov. 29.	Mrs. J.		
P. M. 9.22			75
	Alkoh. ≻ 1 m		
			80
24			
	Acon. 7 c ≻ 1 m		
			87

Nov. 30.	B. F.		
A. M. 9.30		38	142
31		38	142
34		38	142
	Alkoh. ≻ 1 m		
37		41	128

Nov. 30.	B. F.		
A. M. 9.45		38	141
	Alkoh. ≻ 1 m		
47		39	135
	Acon. Cm ≻ 1 m		
		37	139

Nov. 30.	B. F.		
A. M. 9.54		39	130
10.11		38	136
13		39	134
	Alkoh. ≻ 1 m		
15		37	123
	Acon. Cm ≻ 1 m		
		41	123

Nov. 30.	B. F.		
A. M. 10.30		41	123
	Acon. 9 c ≻ 1 m		
32		43	110
	Acon. 1 ≻ 1 m		
		38	127
	Acon. 6 ≻ 1 m		
	(32 Jahre alt)	40	122
	*) Acon. 6 ≻ 1 m		
		36	150
10.52		36	136

		Drittel-sekund.	Grad.
Nov. 30.			
11. 3		36	153
11	Alkoh. ≻ 1 m		
		36	127
	Acon. 6 ≻		
17		38	140
22		39	147
45		40	142

Nov. 30.	B. F.		
A. M. 11.45		40	142
54		40	142
	Alkoh. 2 c ≻ 1 m (23 Jahre alt)		
57		36	138
M.		38	142
	Alkoh. 30 ≻ 1 m (24 Jahre alt)		
		43	118
P. M. 32		38	144
	Alkoh. 60 m ≻ 1 m (18 Jahre alt)		
35		37	153
1.22	Nach Mittag-essen	35	155
2.18	Nach Mittag-schlaf	41	127
3.25	Bei geistiger Thätigkeit doch nur	45	107

Nov. 30.	Mrs. J.		
P. M. 4.11		47	88
		48	88
		48	92
	Alkoh. ≻ 1 m		
21		46	103
22		48	104
24	Acon. 1 ≻ 1 m		
26		46	115
28	Acon. Cm ≻ 1 m		
29		47	105

Nov. 30.	B. F.		
P. M. 4.34		38	144
	Alkoh. ≻ 1 m		
37		39	135
40		44	125

*) Globules moistened with Kn. J. f. and dried.

Digitized by Google

		Drittelsekund.	Grad.
Nov. 30.	B. F.		
P. M. 6.45		33	178
	Acon. a ≻ 1 m		
48		31	183
51		33	178
53		34	176
56		34	176
7.12		34	176
16		34	170
35		33	171
Dez. 1.	B. J.		
P. M. 6.45		33	178
	Acon. a ≻ 1 m		
		31	183
Dez. 2.	Miss B.		
A. M. 9.20		42	132
21	Acon. 1 m ≻ 1 m		
22		45	137
25		44	122
42		45	120
Dez. 9.	Mrs. J., schläfrig müde,		
A. M. 10.48		45	55
	Acon. a ≻ 1 m		
50		43	68
52		43	70
55		45	67
Dez. 9.	B. F.		
A. M. 10.57		37	149
	Acon. a ≻ 1 m		
39		39	140
11. 1		39	146
10		39	153
13		37	150
	Acon. a ≻ 1 m		
		40	138
22		36	152
	Acon. a ≻ 1 m		
25		37	153
28		38	145
30		40	138
37		39	146
43		34	166
Dez. 9.	Miss J.		
P. M. 8		33	156
	Acon. a ≻ 1 m		
		33	163
		33	163
	Acon. Cm. ≻ 1 m		
		34	159
		34	157
	Acon. a ≻ 1 m		
		33	162
		36	162
	Mit subjektiven Symptomen.		

Um leichter zu einem Resultate aus diesen Angaben zu gelangen, füge ich eine andere Tafel bei, wo zehn Beobachtungen hinter einander gewonnen wurden, um zu einem mittleren Werthe nach Jaeger's Methode zu gelangen, erst zehn Beobachtungen am Gesunden, dem Jaeger'schen Hygiogramm entsprechend, dann nach Einnahme der Arznei zehn Beobachtungen von halber zu halber Stunde wiederholt, dem Jaeger'schen Pharmakogramm entsprechend.

Tafel V. Beobachtungen am Gesunden nach Mittelwerthen.

1882, Mai 5. B. F., 61 Jahr, gesund, lebt nach homöopathischer Regel Jahr aus Jahr ein; raucht nicht, schnupft nicht, trinkt kein Bier, nur alle acht oder vierzehn Tage ein Glas Wein, versucht sich bei diesen Experimenten so neutral als möglich zu verhalten.

1) Von 4—4.25 P. M. 10 Beobachtungen in Zeiträumen von zwei oder drei Minuten gaben die Ablenkungen

153° 153° 163° 158° 128° 148° 143° 126° 147° 151°
welche eine Summe ergaben von 1470°
also einen Mittelwerth von 147°

Nach der letzten Ablenkung wurden 9 trockne Kügelchen Natrnm muriaticnm Cm. auf die Zunge gelegt und von 4,28 die nächste halbe Stunde die folgenden Ablenkungen beobachtet:

148° 141° 134° 139° 136° 127° 133° 130° 141° 143°
welche eine Summe ergaben von 1372°
oder einen Mittelwerth von 137,2°

Demzufolge findet in der ersten halben Stunde ein Abnehmen der Ablenkung mit einer Differenz von — 98° oder — 6,6 % statt, welche die Wirknng des Natr. mur. Cm anf den Organismus ausdrückt.

In der nächsten halben Stunde von 5,12 bis 5,39 P. M. ergab sich

149° 121° 114° 118° 141° 125° 150° 140° 127° 130°
Ablenkung also eine Snmme von 1315°
oder einen Mittelwerth von 131,5°

Demnach ist nach einer Stunde die Abnahme der Ablenknng von — 155° oder — 10,6 Prüfungsdifferenz gegen den gesnnden Zustand.

Die dritte halbe Stunde ergab 1383, also 138,3 im Mittel, oder eine Prüfungsdifferenz des Natr. mur. Cm von — 87° oder — 5,9 %.

2) Mai 19. Der Obige.

P. M. 3.34—4.8. 10 Beobachtungen.

125° 135° 130° 136° 150° 140° 142° 134° 140° 131°
also im Ganzen 1363°
im Mittelwerth 136,3°

P. M. 4.9½ Lachesis 5 M ein Dutzend Kügelchen auf die Zunge. Von da an bis 4,43 P. M.

133° 143° 150° 145° 152° 151° 143° 154° 160° 146°
also im Ganzen 1477°
im Mittelwerth 147,7°

Daher eine Zunahme der Ablenkung nach der ersten halben Stunde von + 114° oder + 8,4 % Prüfungsdifferenz.

P. M. 4.48—5.34. 10 Beobachtungen.

135° 139° 144° 150° 154° 154° 155° 150° 148° 143°
also im Ganzen 1472°
im Mittelwerth 147,2°

Daher abermals eine Zunahme in der zweiten halben Stunde von + 109° oder + 8 % Prüfungsdifferenz.

3) 1882, Juli 7. Machte dasselbe Experiment mit meiner Nichte, 15 Jahre alt, gesund.

P. M. 3—3.32. 10 Beobachtungen.

178° 180° 182° 182° 175° 177° 181° 190° 174° 181°

also im Ganzen 1700°

im Mittelwerth 170°

P. M. 3.34½. Sie bekam, ohne zu wissen was, Lachesis 5 M ein Dutzend Kügelchen auf die Zunge.

P. M. 3.34½ – 4.30 gab

175° 190° 187° 183° 184° 175° 183° 199° 200° 190°

also im Ganzen 1866°

im Mittelwerth 186,6°

Daher eine Zunahme der Ablenkung nach einer halben Stunde von + 166° oder + 9,8% Prüfungsdifferenz.

P. M. 4.35—5.5 gab

193° 182° 178° 182° 175° 178° 194° 194° 188° 198°

also im Ganzen 1862°

im Mittelwerth 186,2°

Daher eine Ablenkungs-Zunahme in der zweiten halben Stunde von + 162° oder eine Prüfungsdifferenz von + 9,5 %.

4) Mai 20. B. F.

A. M. 8.4. 10 Beobachtungen.

140° 156° 160° 156° 157° 150° 145° 145° 154° 151°

also im Ganzen 1514°

im Mittelwerth 151,4°

A. M. 8.42 Emerald. 10m auf die Zunge, einige Kügelchen.

A. M. 8.45 – 9.22. 10 Beobachtungen.

155° 154° 145° 140 132° 145° 147° 150° 132° 138°

also im Ganzen 1438°

im Mittelwerth 143,8°

Daher Abnahme — 76°, Prüfungsdifferenz — 5,1 % die erste halbe Stunde.

A. M. 9.25—10. 10 Beobachtungen.

140° 145° 145° 150° 143° 145° 155° 163° 154° 152°

also im Ganzen 1492°

im Mittelwerth 149,2°

Daher Abnahme — 12°, Prüfungsdifferenz — 0.8 % die zweite halbe Stunde.

5) Mai 30. B. F.

A. M. 9.10—9.52. 10 Beobachtungen.

134° 137° 136° 127° 150° 152° 130° 125° 131° 149°

also im Ganzen 1371°

im Mittelwerth 137,1°

A. M. 10. Emerald Cm einige Körnchen auf die Zunge

159° 140° 145° 145° 141° 145° 153° 144° 137° 155°

also im Ganzen 1464°

im Mittelwerth 146,4°

Daher eine Zunahme in der ersten halben Stunde von + 93° oder eine Prüfungsdifferenz von + 6,8 %

Aber beim Anfang der zweiten Reihe der Beobachtungen nach Einnahme der Arznei drang der Geruch von geröstetem Kaffee durch das Haus, wodurch es ungewiss bleibt, ob die Zunahme der Ablenkung vom Emerald oder vom Kaffee war.

6) Mai 30. B. F. (müde). 10 Beobachtungen.

120° 112° 112° 112° 100° 100° 105° 111° 130° 134°

also im Ganzen 1136°

im Mittelwerth 113,6°

P. M 4.51. Emerald. Cm in Kügelchen auf die Zunge. 10 Beobachtungen. im Ganzen 1222°

im Mittelwerth 122,2°

Also eine Zunahme von + 86° und eine Prüfungsdifferenz von + 7,6%.

Das beweist, dass die Zunahme im vierten Experiment der Emeraldwirkung zuzuschreiben war.

7) Juni 3. B. F. 10 Beobachtungen.

A. M. 10.38—11 22.

138° 148° 148° 139° 143° 150° 150° 132° 115° 123°

also im Ganzen 1386°

im Mittelwerth 138,6°

A. M. 11.23. Sapphir Cm Kügelchen auf die Zunge.

A. M. 11.52—12.18.

190° 177° 174° 149° 167° 163° 160° 180° 164° 159°

also im Ganzen 1683°

im Mittelwerth 168,3°

Daher die enorme Zunahme von + 297° in der ersten halben Stunde oder + 21,4 % Prüfungsdifferenz.

8) Juni 5. B. F.

P. M. 4.17—4.30. 5 Beobachtungen.

155° 157° 164° 164° 169°
also im Ganzen 809°
im Mittelwerth 101,8°

Rubinus Cm Kügelchen auf die Zunge.

P. M. 4.33—5.

155° 172° 159° 159° 154°
also im Ganzen 799°
im Mittelwerth 159,8°

Daher eine Abnahme von — 10° oder — 1,2 % Prüfungsdifferenz.

9) Juni 11. B. F.

P. M. 4.38—5.15.

135° 154° 165° 155° 145° 153° 148° 160° 159° 168°
also im Ganzen 1442°
im Mittelwerth 144,2°

Rubinus Cm Kügelchen auf die Zunge.

10 Beobachtungen von P. M. 5.19—5.58
im Ganzen 1633°
im Mittelwerth 163,3°

Daher Zunahme in drei viertel Stunden + 191 oder + 13,2 % Prüfungsdifferenz.

Da hier kein Alkohol die Beobachtuugen unsicher machen konnte und dieselben bei ruhigem, weder von innen noch aussen beeinflusstem Gemüthe angestellt waren, da bei Natr. mur. Cm die dritte halbe Stunde nach Einnahme der Arznei eine Steigerung der Zahlen gegen die vorhergehenden zeigt und die Beobachtungen am nächsten Morgen dieselbe Summe ergab wie im Anfange des Versuchs, so scheint es ausser Zweifel zu sein, dass die pathopoëtische Differenz des angewandten Mittels in der ersten halben Stunde — 6,6% in der zweiten — 10,6% und in der dritten — 5,9% war. Dies heisst in homöopathischer Sprache, dass die Erstwirkung des Natr. mur. Cm eine Depression des Systems war, welche durch die Differenzzahlen angedeutet wird. Vergleicht man dieses Resultat mit demjenigen von Jaeger's Versuch mit 4m desselben Mittels, so scheint seine Methode eine reichere Ernte zu geben als die gegenwärtige, weil sie eine viel höhere Prozent-Differenz liefert. Seine Beobachtungen waren mit der Absicht gemacht, die Zeit zu messen, welche zwischen dem Eindruck des Anfangs der Bewegung des Zeigers am Chronoskop und dem augenblicklich folgenden Fingerdruck bei Oeffnung der Kette verfliesst. Der Weg, welchen der Eindruck auf der Retina bis zu einem Finger zurückzulegen hat, etwa

37 Zoll, ist etwas kürzer als derjenige von einem Daumen zum andern, 67 Zoll; also eine Differenz von beinahe 45% im Weg. Dann ist die Art der Einwirkung auf das Nervensystem eine andersartige, denn in Jaeger's Fall ist der Eindruck auf die Retina einfach nach dem Gehirn geleitet und von dort nach dem Finger reflektirt, der den Strom beherrscht; aber bei der elektromagnetischen Methode läuft die galvanische Elektrizität durch den Nervenkanal von einem Daumen zum andern, wobei das Nervensystem einen Widerstand leistet, der mit dem Werth der Lebenskräfte variirt; denn wenn der Strom durch das Instrument ohne Einschaltung des Körpers läuft, so steigt die Ablenkung auf 270°, während die Ablenkungen mit Einschaltung nur selten 200° erreichen und übersteigen. Ferner hat Jaeger alkoholische Tinkturen durch viertelstündige Einathmung angewendet, während ich nur wenige trockene kleinste Kügelchen auf die Zunge nahm, die vielleicht den tausendsten Theil einer mit zwei oder drei Tropfen der alkoholischen Tinktur der Cm befeuchteten Masse von Kügelchen betrugen. Endlich hat Jaeger keinerlei Wirkung über 4m wahrgenommen, während meine Methode eine Differenz von — 10,6 % für Cm ergiebt. Es würde gut sein, zu wissen, wie sich die Manier, die Arznei in trockner Form zu nehmen, bei der chronoskopischen Untersuchung ausnehmen würde. Das Instrument hat in der That eine solche Feinheit der Konstruktion, dass man denken sollte, sensitive Beobachter würden ein günstiges Resultat liefern müssen.

Um auf den Modus operandi der gegenwärtigen Analyse zurückzukommen, so ist der Widerstand, welchen das Nervensystem gegen den Strom leistet, das Aequivalent der Lebenskraft des Organismus zur Zeit der Beobachtung. Wenn daher eine grössere Ablenkung am Gesunden beobachtet wird, so heisst das, die Bewegung in den Nerven, welche die Lebenskraft vermittelt, ist beschleunigt und dadurch der Widerstand gegen die Leitung verringert und umgekehrt. Diese Bewegung kann aber auch beim Kranken zu demselben Grade beschleunigt und mithin der Widerstand im selben Masse verringert sein, wie beim Gesunden, die Zahl hat aber dann nothwendig die umgekehrte Bedeutung. In diesem Falle beschleunigt die Lebenskraft die Nervenbewegung, um die Defekte in andern Organen zu kompensiren und folglich ist, was im Gesunden ein Zeichen von Stärke ist, im Kranken ein Zeichen von Schwäche. Die Verlangsamung der Nervenbewegung, welche sich beim Gesunden in einer niedrigen Zahl zu erkennen giebt, zeigt die Abnahme der Stärke aus natürlichen Ursachen, wie übermässige

Arbeit mit folgender Ermüdung, Hunger, Abwesenheit irgendwelcher Anstrengung, Schläfrigkeit, und dieselbe wird durch Ruhe, Nahrung, Arbeit und Schlaf wieder hergestellt; aber bei dem Kranken ist die niedrige Zahl ganz anderer Bedeutung und zeigt an, dass die Lebenskraft in einer schwachen Verfassung ist, unfähig, die zur Integrität des ganzen Organismus nöthige Nervenbewegung herzustellen, und wenn durch Anstrengung oder Krankheit eine höhere Zahl erlangt wird, so zeigt diese die Schwere der Krankheit und die Gefahr für den Organismus an. In meinem Falle hat mich Natrum mur. krank gemacht, indem die Nervenbewegung so weit verlangsamt wurde, dass der elektrische Strom, welcher constant ist und mit gleicher Geschwindigkeit die Leitung durcheilt, an Intensität verlor, so dass die Nadel eine geringere Ablenkung ergab. Natrum muriat. hat mit einem Worte meine Lebenskraft geschwächt. Jaeger sagt, dass die 4 m mit der kurzen Nervenzeit seine Erregbarkeit enorm gesteigert habe im Verhältniss zu den niederen Potenzen. Nun hat er sich natürlich durch seine viertelstündige Einathmung der alkoholischen Tinktur von Natrum mur. 4 m gleichfalls krank gemacht und das Resultat war grade das Gegentheil von meiner Erfahrung, nämlich der verminderten Erregbarkeit der Nerven. Aber der Widerspruch ist nur scheinbar, und das Resultat ist wesentlich dasselbe, denn insofern die vermehrte Erregbarkeit bei Jaeger das Zeichen von Krankwerden ist, ist seine Lebenskraft dadurch verringert. Die kürzere Nervenzeit unter dem Einfluss der Arznei ist hier der geringeren Ablenkung der Nadel parallel.

Diese Bemerkungen mögen bis auf Weiteres genügen, die geringere Prozentdifferenz der elektromagnetischen Methode bei Natrum mur. am Gesunden zu erklären.

Um nun wieder auf die Beobachtungen am Kranken zurückzukommen, so fällt der eigenthümliche Umstand in die Augen, dass sie ebenfalls mit wenigen Ausnahmen die abnehmende Ablenkung nach Einnehmen der Arznei zeigen. Man beobachtet auch aufsteigende Ablenkungen davon, aber sie sind doch verhältnissmässig selten. Wie kann das sein? Der Knabe, welcher ein Wechselfieber hatte und mit Natrum mur. behandelt und geheilt wurde, gab nach 40 m drei Minuten später 10° weniger, und ich selbst, bei guter Gesundheit, hatte gleichfalls deutlich abnehmende Ablenkungen sogar von der höhern Potenz, nämlich Cm. Allerdings war ich nach dem Einnehmen ebenfalls krank durch das dem Wechselfiebercomplex ähnlich wirkende Natr. mur.; daher kam die sinkende Ablenkung und die Schwäche meiner Vitalität. Aber dieser

Knabe war krank an Natr. mur.-Symptomen und sollte also nach Einnehmen des homöopathischen Mittels Natr. mur. 40m durch vermehrte Ablenkung die Erhöhung seiner Vitalität zeigen. Aber mit nichten. Dr. P. P. Wells, welcher so gütig war, der Vorlesung dieser Abhandlung zuzuhören, bemerkte bei dieser Stelle sogleich: „das ist die homöopathische Verschlimmerung Hahnemann's.“ Siehe Organon, 5. Aufl. §§ 157—159. „Je kleiner die Gabe des homöopathischen Mittels ist, desto kleiner und kürzer ist auch diese anscheinende Krankheits-Erhöhung in den ersten Stunden.“ Dies beruht auf dem Grundsatz (§ 148), dass die künstliche Krankheit, erregt durch das homöopathische Mittel, allemal stärker ist, als die natürliche Krankheit, welche sie vermöge der ihr durch die Aehnlichkeit innewohnenden Superiorität überwältigen muss, um die Gesundheit wieder herzustellen, und kein Mittel kann so fein bereitet werden, dass es nicht noch immer stärker wäre als die natürliche Krankheit (§ 279), folglich hat die homöopatische Hochpotenz den Vortheil, die Krankheit durch die kleinste Wirkung zu überwältigen, da sie keine Nachwirkung von der anhängenden Materie hinterlässt, welche völlig inert ist (High Potencies and Homoeopathics 1865, Jafel).

Der scheinbare Widerspruch erklärt sich daher aus Hahnemann's Lehren und die Steigerung der Ablenkung ist eben so gut ein Zeichen der homöopathischen Verschlimmerung als das Fallen.

Dennoch kann diese Erscheinung noch zu andern Betrachtungen und Fragen führen.

Könnte es nicht auch der Fall sein, dass die erste Einführung der Arznei in den gesunden oder kranken Organismus mit der Neutralisation oder Produktion der Symptome im Nervencentrum gar nichts zu thun haben könnte? Wäre es möglich, dass der Neurometer nur die Rate des galvanischen Stromes durch die Nerven bis zum Nervencentrum angäbe, wo erst die mehr verwickelten physio- und biologischen Prozesse stattfinden, welche in der Prüfung und Heilung endigen? Weshalb sollte dann aber eine Ausnahme von der Regel sein, dass manche eine Steigerung nach Einnahme der Arznei zeigen, mögen sie gesund oder krank sein? Wahrscheinlich ist diese Erscheinung unter die Gesetze der Posologie zu bringen, welche verlangen, dass gerade so wenig als hinreichend ist an Arznei gegeben werden soll, um die Heilung zu ermöglichen, und dann würde es beim Kranken anzeigen, dass unter der Voraussetzung, dass das Mittel richtig gewählt ist, die Potenz nicht richtig gewählt war. Warum aber sollte diese Diskrepanz auch beim Gesunden sein? Wenn Natr. mur. die Lebens-

Digitized by Google

kraft schwächt und Lachesis und Sapphir dieselbe erhöht, so könnte man dies auch der grösseren oder geringeren Empfänglichkeit für das Mittel und die Potenz beimessen. Hier sind mehr vergleichende Untersuchungen mit verschiedenen Potenzen anzustellen, um ihre eigenthümlichen Verschiedenheiten zu entwickeln, welche Eigenschaft ich Allöopoëse zu nennen vorschlage (Shaw's Antipraxy bezieht sich nur auf die Eigenschaft entgegengesetzter Wirkung grosser und kleiner Gaben), indem es den schon eingeführten Ausdrücken Hygiopoëso Gesundmachung, Heilung und Pathopoëse Krankmachung, Prüfung entspricht. Pathogenesis steht für die natürliche Erkrankung.

Allöopoëse ist also die Eigenschaft der Heilmittel, in der rohen Substanz, in den niederen und hohen Potenzen und ebenfalls bei verschiedener Anwendung auf den Körper verschiedene Wirkungen zu äussern, welche gleichwohl der gesammten Mittelwirkung angehören und zusammengenommen das homöopathische Mittelindividuum bilden.

Solch eine Allöopoëse findet sich in dem Experiment unter dem 30. November. Die beiden physiologischen Beobachtungen ergaben dieselbe Zeit und Zahl, 40 . 142°. Dann roch ich an Alkohol (94° wie ich zum Potenziren brauche) 2c Fincke für eine Minute, indem ich das geöffnete Fläschchen einfach unter die Nase hielt, ohne die Einathmung zu verändern. Diese 2c bestand in trockenen Kügelchen, welche im Jahre 1859 befeuchtet, also nunmehr ganz trocken waren. Drei Minuten später zeigte die Nadel einen Verlust von — 4° und drei Minuten später ging sie auf die vorige Ablenkung zurück, aber mit zwei Drittelsekunden weniger Zeit, nämlich auf 38 . 142°. Ich schloss daraus, dass die Wirkung von Alkohol 2c, soweit es den Neuromeier betraf, aufgehört hatte. Nun roch ich in derselben Weise für eine Minute an Alkohol 30, im Jahre 1858 befeuchtet, und die nächste Ablenkung war viel geringer, nämlich 43 . 118°, ein merkwürdiges Resultat. Ungefähr eine halbe Stunde später gab die Nadel wieder 38 . 144°, was mir so aussah wie Aufhören der Wirkung von Alkohol 30, und nunmehr roch ich für eine Minute an Alkohol 60m, im Jahre 1864 befeuchtet. In drei Minuten erfolgte eine Steigerung von 9°, nämlich 37 . 153°, welche bis nach dem Mittagessen andauerte, wo die Ablenkung 35 . 155° war. Dann ging sie herunter auf 41 . 127° und um 3.25 P. M. auf 45 . 107°, was noch merkwürdiger ist. Dies sieht einer Nachwirkung der 60m sehr ähnlich, weil eine so niedrige Zahl zu der Tageszeit, wo ich stets sehr thätig bin, ganz ungewöhnlich ist. Hier wirkte also die 30. und 2c negativ, während die Hochpotenz 60m eine positive Wirkung zeigte.

Ein anderes Experiment von der allöopoëtischen Wirkung von Alkohol und Aconit findet sich unter demselben Datum.

Es erübrigt noch, auf eine Bemerkung zurückzukommen, welche oben gemacht wurde, als die Rede von der Anwendung von alkoholischen Tinkturen zum Behufe der Neural-Analyse war. Das Experiment mit den Alkoholpotenzen kommt hier ebenfalls zu Statten. Wenn Alkohol selbst der Potenzirung fähig ist, welche nichts anderes ist, als die Entwickelung von grösserer und ausgedehnter Kraft-Aeusserung, so kann er nicht gebraucht werden, um Arzneien zu untersuchen, ohne zu Irrthümern Anlass zu geben. Die Alkoholpotenzen, welche ich zum Riechen für die Neuralanalyse brauchte, sind in verschlossenen Fläschchen 18 und 24 Jahre im Schranke aufbewahrt gewesen. Sie sind während dieser Zeit kaum geöffnet worden, ganz gewiss trocken und was in den Kügelchen enthalten ist, kann nur eine Potenz sein. Dazu sind sie in anderer Weise bereitet, als Jaeger seine 100. Potenz machen liess. Der reine Alkohol wurde nach Hahnemann drei mal im Verhältniss von 1:100 mit Milchzucker verrieben, und in demselben Verhältniss nach der Korsakoff'schen Methode auf den rückbleibenden Tropfen mit reinem Regenwasser erst bis zur 30. und dann bis 200 potenzirt und endlich von da an durch Fluxion bis 60m gebracht. Diesmal war also die Wirkung von Alkohol eine entgegengesetzte, nämlich eine Steigerung von 9°, welche bis nach dem Essen anhielt und dann um 3.25 P. M. also beinahe 3 Stunden nach der letzten Dosis Alkohol auf 45 . 107° also 45° herunterging. Hier wirkte also die 30. und 2c negativ, die Hochpotenz 60m positiv. Auf der Tafel sieht man, dass roher Alkohol (94°) nach Auflösung desselben bei mir ein positives Resultat ergab. Siehe Tafel IV.

Mai 13. 167° Nach Alkohol (94°) 1 Tropfen auf die Zunge 172°
Dez. 17. 165° Nach Alkohol (94°) 1 Tropfen auf die Zunge 172°

Aber nach Halten des Fläschchens für eine Minute unter die Nase ergab sich ein negatives Resultat.

November 29.	163°	Nach	Riechen	160°
30.	38 . 142°	-	-	41 . 128°
	38 . 141°	-	-	39 . 135°
	39 . 134°	-	-	37 . 123°
	36 . 153°	-	-	36 . 127°
	39 . 144°	-	-	39 . 135°
				44 . 125°

Dies zeigt deutlich die Allöopoëse, welche Arzneimittel unter

verschiedenen Formen als rohe Substanz, oder Potenz, und in ihrer verschiedenen Anwendung am Organismus zu erkennen giebt. Daraus folgt aber zugleich, dass Alkohol bei den neuralanalytischen Untersuchungen von Hochpotenzen ausgeschlossen werden muss.

Allein dabei ist auch noch die homöopathische Wirkung, welche unter dem Einfluss von Alkohol entsteht, zu beachten, welche nothwendig von derjenigen verschieden sein muss, wo vorher kein Alkohol gegeben worden war. Für diesen Zweck machte ich einige Experimente mit rohem Alkohol, gefolgt von Aconit, wie auf folgender Tafel bezeichnet ist.

Tafel VI. Beobachtungen am Gesunden mit Alkohol und Aconit durch Riechen.

November 29.

	Drittelsekund.	Grad.		Drittelsekund.	Grad.
1)	35	163	Nach Alkohol für 1 Min.	36	160
			- Acon. 7c (Kügelchen) für 1 Min.	36	155
2)	38	141	Nach Alkohol 1 Min.	39	135
			- Acon. Cm (Kügelchen) 1 Min.	37	139
3)	39	130			
	38	136	Nach Alkohol 1 Min.	37	123
	39	134	- Acon. Cm. (Kügelchen) 1 Min.	41	123
			- - 9c - 1 -	43	110
			- - 1 - 1 -	38	127
			- - 6 - 1 -	40	122
			- - a - 1 -	36	150
			20 Minuten später	37	136
4)	36	153	8 Min. später nach Alkohol 1 Min.	36	127
5)		75	Nach Acon. a (Kügelchen) 1 Min.	38	140
			- Alkohol 1 Min.		80
			- Acon. 7c 1 Min.		87

November 30.

6)	47	88			
	48	88	Nach Alkohol 1 Min. (nach 10 Min.)	46	103
	48	92		48	104
			- Acon. 1 (Kügelchen) 1 -	46	115
			- - Cm. - 1 -	47	105

Wenn in der vierten Beobachtung die Tinct. fortis von Aconit eine Differenz von — 13° und der vorher genommene Alkohol eine Differenz von — 26° ergab, so müsste nach Jaeger die Alkoholablenkung von der Aconitablenkung abgezogen werden, weil die Aconitwirkung für die zu- oder abnehmende Alkoholablenkung aufzukommen hätte, folglich

(— 13°) — (— 26°)= + 13° oder + 8,5% absolnte Aconit-Differenz, was so viel heisst, dass Aconit ohne vorherigen Alkohol 13° mehr gegeben hätte, als die hygiopöetische Ablenkung, nämlich 166°.

Dagegen ist unter dem 1. Dezember Tafel IV eine Beobachtung, wo die Tinct. fort. von Aconit ohne vorherigen Alkohol die Normalablenknng um — 5° verringerte. Die Differenz im vorigen Falle + 8,5%, in diesem — 2,8%.

Die fünfte Beobachtung giebt eine Alkoholdifferenz von 45° und eine Acon. 7c-Differenz von + 12°, daher (+ 12°) — (+ 5°) = 7° oder 9,3% absolute Aconit-Differenz.

Ferner giebt die erste Beobachtung eine Alkoholdifferenz von — 3° nnd eine Acon. 7c.-Differenz von — 8°, daher (— 8°) — (— 3°) = — 5° oder — 1,8% absolute Aconit-Differenz. Hier wäre zwischen der ersten und fünften Beobachtung eine Differenz von — 1,8%, im ersten gegen + 9,3% im zweiten Falle. Ausserdem vermehrt das Faktum, dass der Alkohol auf die beiden Beobachter in entgegengesetzter Richtung gewirkt hat, die Unsicherheit der Methode, die Potenzen in alkoholischer Gestalt anzuwenden, und der Fehler liegt darin, dass man ein Vehikel für die Neural-Analyse verwendet, welches an sich ein Arzneimittel ist.

Man könnte sagen, dass diese Beobachtungen in zu kurzen Zeiträumen nach einander gemacht seien, worauf nur zu antworten ist, dass dies in der Natur der Sache liegt, nnd dass der Beobachter sich wohl hütete, sich selbst zu täuschen nnd gerne auf die Beobachtungen Anderer wartet, nm seine Angaben bestätigt zu sehen.

Von den gewonnenen Thatsachen ausgehend, schien es mir, als wenn die Aufnahme der Arznei durch die Zunge deutlichere Abweichnngen zu erkennen gäbe, als diejenige durch die Nase und die letztere scheint flüchtiger zu seiu.

Somit scheint es, als ob die elektromagnetische Methode der Neural-Analyse in Zuknnft mit der chronoscopischen eng verbunden sein wird, und mehr Punkte der Vergleichung als hier angegeben, mögen von Andern gefundeu werden, welche nur dazu dienen können, die Wahrheit der Lehre Hahnemanu's zu bekräftigen.

Hahnemann behauptete uud alle seine wahren Nachfolger haben es so gefunden, dass die Potenzirnug die Heilkraft der Arzneien erhöht, dass Arzneien kaum hoch genug potenzirt werden können, ohne nicht noch stark genug zu sein, wenn sie nnr homöopathisch richtig gewählt sind, die Krankheit zn überwältigen, dass die Anwendung auf die Geschmacks- nnd Geruchs-Organe die geeignetste nnd wirksamste ist, dass

die unschuldigsten und giftigsten Substanzen und sogar die Nahrungsstoffe, welche wir täglich geniessen, durch die Potenzirung gleicherweise Heilkraft erlangen.

Mit welcher Hartnäckigkeit und welch ausgesuchtem Hohne hat man den grossen und guten Mann während seiner langen fruchtreichen Lebenszeit und sogar noch in seinem Grabe verfolgt, weil er so gewöhnliche Stoffe wie unser Salz, das wir mit unserm täglichen Brode essen, potenzirt und an Gesunden geprüft und darnach zur Heilung an Kranken mit Erfolg benutzt hat, dasselbe Salz, das in der Atmosphäre, deren Luft wir einathmen, so verbreitet ist, dass es sich in der Spektralanalyse überall als gelbe Linie anzeigt! Wie hat man ihn wegen seiner Anwendung der Arzneien durch die Geruchsorgane lächerlich gemacht und mit Eifer und Genuss die Anekdote colportirt, dass, als er einen Patienten auf diese Art geheilt hatte, dieser ihm auf ähnliche Weise nach Similia Similibus honorirt habe, indem er ihm eine Banknote unter die Nase hielt und sie dann wieder einsteckte. Und nun ist, o Ironie des Schicksals, gerade diese Behandlung durch den Geruch und noch dazu mittelst einer Hochpotenz von demselben gewöhnlichen Kochsalz zum Grundstein der neuen Entdeckung geworden, die aus dem Vaterlande Hahnemann's kommt, der Neural-Analyse des Prof. Dr. G. Jaeger, der noch dazu aus den Reihen der bittersten Feinde der Homöopathie, der allopathischen und materialistischen Schule herantritt, um Zeugniss für die Wahrheit der homöopathischen Potenzirung abzulegen!

Wahrlich, die Erde bewegt sich noch immer, wie zu Galilei's Zeiten, und die kommenden Geschlechter werden sehen, wie die grösste Entdeckung dieses neunzehnten Jahrhunderts, die Potenzirung, neue Bahnen eröffnet hat, welche ausser der Heilwissenschaft und Heilkunst, der allgemeinen Wissenschaft, der Humanität und der Regierungskunst zu Gute kommen.

Der Gang der Naturwissenschaft erstreckt sich unwillkührlich auf die Erforschung des Wesens der Dinge, obwohl wir dasselbe nie erkennen werden und es ist gut so, sonst würde die Menschheit in den Sumpf der Verzweiflung gerathen und zum Thiere herabsinken, ohne je sich wieder erheben zu können.

Aber trotz allem Suchen nach den letzten Ursachen der Dinge giebt es keine Befriedigung auf dieser Welt, sie ist endlos. Gerade wie wir mit den immer mehr vervollkommneten Telescopen immer wieder neue Sonnen entdecken, von denen das Sehfeld des Instruments wie gepflastert erscheint, und von denen jede ihr eigenes Sonnensystem

durch den Weltraum führt, ebenso ist es mit der Potenzirung. Die menschliche Vernunft kann weder die Kleinheit einer fünfmillionsten Centesimal-Potenz in ihrer Vertheilung durch eine enorme Vehikelmasse noch die Grösse der Ausdehnung dieser Potenz durch diese Masse in jener Höhe fassen, und doch können wir jederzeit ihre Existenz, Realität und Wirksamkeit am Gesunden nnd Krauken durch Prüfungen und Heilungen erkennen, und nnn auch durch die physikalische Methode der Neural-Analyse.

Und dies verdanken wir niemand anders als unserem Samnel Hahnemann. Möge sein Name für immer gesegnet sein!

Referate aus L'art médical.

Januar - Februar 1883.

China und Chinin. sulf. in der Chorea.

Von Dr. **Burkhard**, prakt. Arzt in Berlin.

Verfasser, Charles Ravel, macht darauf anfmerksam, ob ohige Mittel in infinitesimalen Gaben nicht unter Umständen bei der Chorea als Heilmittel in Anwendung kommen können.

Er führt zunächst daranf binweisende, physiologische Wirknngen an.

Paul Gottlieb Werlhof erzählt[1]), dass er im Jahre 1731 eine Dame an einem scbweren Wechselfieber behandelt habe. Das Fieber wich nach genügend wiederholter Darreichung der Cbina, ohne wiederzukehren; es blieb aber zurück Mattigkeit und Gliederscbmerzen, wie eine „Scéloturbe (Chorée)", bis die Kranke anfing, Wasser von Spa zu trinken, worauf die Symptome in Zeit von zwei Tagen verschwanden — Eisen ist bekanntlich ein Antidot der China.

Hahnemann's R. A.-M.-L. entnimmt Ravel die Symptome:

334. Zitternde Kraftlosigkeit der Gliedmassen bei erweiterten Pupillen.
560. Schlaffheit in allen Gliedern und Zittern in den Händen.
703. Unzufriedenen und empfindlichen Gemüths, zum Zanken aufgelegt.
705. Unlnst zu geistigen und ernsthaften Beschäftigungen.
134. Sprachlosigkeit.
120. Scbwerhörigkeit.

[1]) Observationes de febribus praecipue intermittentibus et ex earum genere continuis sect. 3, § 6. Venetiis apud Laurentium Basilium 1784. 8. p. 116.

Digitized by Google

74. face pâle — soll wohl 78 sein? Eingefallenes, spitziges Gesicht, bleich krankhaft, wie nach Ausschweifungen.
79. Gedunsenes, rothes Gesicht.
15. Kopfweh; wie Schwerheit und Hitze darin, am schlimmsten beim Drehen der Augen, zugleich mit zuckenden Schmerzen in den Schläfen.
192. Appetitlosigkeit.
198. Hunger (und doch Mangel an Appetit; das richtig schmeckende Essen war ihm doch unangenehm im Munde).

Jahr führt folgende Symptome an:

Schmerzen mit Lähmigkeit oder Schwäche der leidenden Theile.

Unruhe in den leidenden Theilen, welche dieselben stets zu bewegen oder in eine andere Lage zu bringen nöthigt.

Allgemeine Schwäche mit Zittern, schwer Gehen, Zuckungen der Glieder, Zorn und Kleinmuth, Verlust der Sprache, Heisshunger.

Rob. Tabort[2]), bekannt unter dem Namen Chévalier Talbot (1672), gibt an, er habe auf den Gebrauch der China häufig Konvulsionen folgen sehen.

Dr. Scott beobachtete nach steigenden Gaben bis zu 4 Gramm pro die: Verlust des Gedächtnisses für Namen und der Fähigkeit, Zahlen zu addiren; Unmöglichkeit, sich aufrecht zu erhalten bis zum Hinfallen.

Aehnliche Symptome sah Johnson (1833) nach dem Gebrauch von Chinin. sulf.

Ein Fräulein N. erkrankte nach grossen Gaben Chinin (verordnet gegen Wechselfieber) an folgenden Symptomen: Jeden Morgen um neun Uhr heftiges Auffahren und nervöse Erregtheit, welche sie zwang, die unteren Extremitäten im Rythmus in die Höhe zu heben, so dass dieselben einen veritablen Veitstanz ausführten. Dies dauerte mehrere Stunden. Der Rest des Tages verlief normal, bis am nächsten Morgen dasselbe Schauspiel sich wiederholte. Die Krankheit währte mehrere Monate, während welcher die Patientin im Bett lag und widerstand jeder Behandlung, bis ein Priester, der im Geruch der Heiligkeit stand, die Kranke sah und — dieselbe war plötzlich geheilt[4]).

Therapeutisch führt Verfasser Folgendes an:

---

[2]) Eugène Bonchut, Hist. de la Méd. et des doct. m. 1873. I. 474.

[3]) Jacques-André Giacomini, Mat. méd. 338.

[4]) De la médecine morale dans le traitement des maladies nerveuses. Paris. Germer-Baillière 1864. p. 211—212.

Jean Allen[5]) heilte mittelst Aderlass, Abführmittel, Millepedes und China zwei Fälle von Chorea.

Werlhof[6]) nennt den lange fortgesetzten Gebrauch der Cbina ein sehr erprobtes Mittel gegen Chorea.

Augustin François Jault[7]) empfiehlt ein Elektuarium aus China, Rad. Serpentariae und Syrup von Paeonia officinalis.

Cbaptal[8]) heilte mit China, zusammen mit anderen Arzneien, vierzehn Fälle von Chorea.

Cullen[9]) beobachtete, dass die Chorea leicht den Tonicis wie der China und den Eisenpräparaten wich.

Murray (1740–1791) rieth ein Decoct. Chinae.

Dorfmüller[10]) beendete 1803 mit Tonicis die Behandlung einer Chorea.

„Sobald die Krankheit von der Schwäche des Kranken abzuhängen schien, hat man beobachtet, dass sie leicht dem Gebrauch der Cbina und der Eisenpräparate wich.“ Gardien[11]).

„Es ist leicht ersichtlich, dass man nicht immer dieselben Mittel anwenden kann (in der Chorea). Dieselben müssen sich vorzugsweise gegen die Krankheitsursache richten. Daher helfen in einigen Fällen die lauen Bäder, während in anderen die China- und Eisen-Präparate mit Erfolg angewandt werden.“ Ph. Pinel[12]).

Folgt die Heilungsgeschicbte einer schweren Chorea bei einem dreizehnjährigen Mädchen durcb China. Die Krankheit hatte zwei Jahre gedauert und allen angewandten Arzneien — Valeriana, Colomel, Asa foetida etc. — getrotzt. China, auf welche der bebandelnde Arzt verfiel, weil die Kranke während des Schlafs vollständig ruhig war und nur in wachem Zustande die Krankheits-Symptome zeigte (was bei Chorea mit seltenen Ausnabmen stets der Fall ist! Der Referent.), heilte die Krankheit in wenigen Tagen gänzlicb[13]).

---

[5]) Synops, Un méd. Venise 1762. § 949. p. 400.

[6]) 2. sect. § 4. p. 56. Note p.

[7]) Méd. prat. de Sydenham. Montp. Ve. Picot née Fontenay 1861. 8. II. 316.

[8]) Sauvages, Nos Méth. Amsterd. 1768. 4. I. 591.

[9]) Eléments de Méd. prat. de C. tradnits de l'anglais par Bosquillon. Nouv. édit. rev. par A. J. de Lens. Paris. Méquignon-Marvis 1819. 8. t. III. p. 59. § 1354.

[10]) Bibl. méd. 1818. LXII. 389.

[11]) Traité complet d'accouchement et des maladies des filles, des femmes et des enfants. Paris. Crochard, Gabon 1816. 8. t. IV. p. 275.

[12]) Nosograph. 6. éd. 1818. III. 130. § 173.

[13]) N. C. J. Godelle (1821), Monogr. des Irritations intermittentes par P. J. Mongellaz. Nouv. éd. t. I. p. 644. No. 378.

Digitized by Google

Joseph Frank giebt an, dass China wohl in der Chorea passe, aber weniger auf der Höhe der Krankheit, als in der Rekonvaleszenz.

Einen, für diese Behauptung sprechenden Fall berichtet Aegidi (1828)[14]).

Ein elfjähriger Knabe litt an schwerer Chorea. Stramon. 9 beseitigte in wenigen Tagen die Gliederzuckungen. Indessen blieb Leibauftreibung, Diarrhoe, Druck im Unterleibe. Urin spärlich, roth; Appetitlosigkeit, Ekel vor Speisen, heftiger Durst; alles Symptome, welche schon während der Chorea bestanden hatten. — China $^1/_{12}$ beseitigte dieselben ebenfalls in wenigen Tagen.

Schreter erzählt einen Fall, wo nach längerer, vergeblicher homöopathischer Behandlung der Chorea diese beim Eintritt eines Wechselfiebers verschwand und nach Beseitigung desselben durch China 3 nicht wiederkehrte.

Elliot (1833) hat ca. hundert Fälle mit Eisen und China geheilt, welche er gemischt zu 30—45 Gramm pro die verabreichte.

In derselben Weise behandelte auch Bandelocque[15]) (1795 bis 1851) die Chorea mit Erfolg; doch gab er kleinere Gaben (5—10 Gramm pro die).

Bodin[16]) (1836) heilte Chorea mit Opium und China.

François Foy[17]) empfiehlt China, wenn die Chorea intermittirend auftritt.

Tessier[18]) sagt: China-Syrup ist zuweilen in der Chorea indizirt.

Jahr vermuthete in der China ein Heilmittel für die Chorea. N. Man. I. 201.

Arnand[19]) berichtet, dass in der homöopathischen Klinik von Roth China in drei Fällen gegen Chorea verordnet wurde.

Billiet und Rarthez[20]) wandten die Limatura ferri, Extr. opii und China an.

Sandras[21]) erwähnt, dass Cullen, Murray und Chaptal ein Decoct. Chinae in der Behandlung der Chorea gerathen haben.

---

[14]) In Clin. homoeop. de D.-D. Roth 1837. II. 144—146. obs. 570.

[15]) Dict. de Dict. II. 524. Mat. méd. et Thér. par Foy, II. 112.

[16]) (Rinna von Sarenbach et) Lad.-A. Szerlecki, Dict. abr. de Thér 1837. I. 152.

[17]) Fr. Foy, Mat. méd. et Thér. appl. à chaque Maladie 1843. II. 43.

[18]) Cours de Médecine fait à l'Ecole pratique de Paris en 1845.

[19]) Journal de la société gallicane de médecine homöop. t. II. fevr. 1852 p. 646. Paris. J. B. Baillière. 8.

[20]) Nouv. dict. d. thér. par J. C. Gloner 166.

[21]) p. 439.

„Chorea findet in der China, wenn nicht ein Heilmittel, so doch ein mächtiges Unterstützungsmittel bei ihrer Behandlung.“ Alexis Espanet[22]).

Axenfeld sagt:[23]) Einen gewissen Grad von Blutarmuth findet man fast bei allen Chorea-Kranken. Rationell ist daher das Bestehen auf Regelung der hygienischen Verhältnisse, eine die Säfte verbessernde Nahrung und den Gebrauch der China- und Eisen-Präparate, der Hydrotherapie, der Schwefel- und Seebäder, endlich des Jod und seiner Präparate, des letzteren besonders bei Skrophulose.

Magendie[24]) heilte eine Chorea mit Chinin. sulf.

„Chinin. sulf., unmittelbar nach den Anfall (? d. Ref.) gegeben, hat häufig gute Resultate geliefert.“[25])

Bourgignon behauptet, Chinin passe ganz besonders für diejenigen Fälle, wo Chorea-Kranke vorher unter dem Einfluss einer rheumatischen Diathese standen, oder noch stehen.

Folgt eine Krankengeschichte,[26]) welche diese Behauptung zu rechtfertigen scheint — Heilung nach längere Zeit fortgesetzter Darreichung von Chinin. sulf. 1,5 pro die.

Tardieu[27]) nennt ebenfalls das Chinin als Heilmittel in der Chorea, aber in grossen Dosen.

Kritik.

Was Verf. vom physiologischen Gesichtspunkte anführt, erscheint bei genauerer Prüfung doch recht wenig stichhaltig. Mustern wir nach der Reihe die angeführten Thatsachen, resp. Prüfungssymptome.

In der ersten Krankengeschichte von Werlhof heisst es, der Patient habe nach dem Gebrauch von China Mattigkeit, Gliederschmerzen bekommen, „comme une scéloturbe“ übersetzt Verf. wörtlich den Urtext, und setzt in Klammer daneben: Chorée. Wir können uns mit dieser Interpretation doch nicht ganz einverstanden erklären. *Σκελοτύρβη* von *σκέλος* der Schenkel und *τύρβη* die Verwirrung, bedeutet nur eine Lähmung der Beine, bei welcher der Kranke hin und her schwankt, die Gewalt über dieselben verloren hat. Das ist nun freilich bei der

---

[22]) Mat. méd. et thér. Paris 1861. p. 651.

[23]) Aug. Axenfeld: des Nevroses (Extr. de la Path. du Prof. Requin.) Paris. Germer-Baillière 1864. 8. p. 521.

[24]) (Rinnav Sarenbach et) Lad. — A. Szerlecki Dict. abr. d. thér. I. 152.

[25]) Jacques Coster. Man. d. méd. prat. Paris. Germer-Baillière 1837. p. 414.

[26]) Sandras et Bourgignon. Traité prat. des Maladies nerveuses, sec. éd. t. I. Paris. Germer-Baillière 1860. 8. p. 437—438. cfr. p. 431.

[27]) Man. d. path., 4. édition. Paris Germer-Baillière 1873. p. 480.

Chorea der Fall; zu derselben gehören aber doch auch noch andere Erscheinungen, speziell der oberen Extremitäten — diese pflegen sogar zuerst befallen zu werden — der Gesichtsmuskeln etc, während sich die angeführte Erscheinung auch bei anderen Krankheiten, z. B. bei der Tabes findet.

Leider hängt aber von diesem Worte der ganze physiologische Werth der Beobachtung für die homöopathische Anwendung ab.

Betreffend die aus Hahnemann's R. A.-M.-L. angeführten Symptome wissen wir zunächst nicht, inwiefern No. 334 und No. 560 auf Chorea hinweisen soll. „Zitternde Kraftlosigkeit und Schlaffheit der Glieder" charakterisirt dieselbe keineswegs; nicht um Zittern der Glieder handelt es sich dabei, sondern um dem Willen entzogene Muskelkontraktionen, die ihrerseits an Kraft oft leider nichts zu wünschen übrig lassen. — Erweiterung der Pupillen ist kein Symptom von Chorea.

Unzufriedenheit und Empfindlichkeit, sowie Unlust zu geistigen und ernstbaften Beschäftigungen (703 und 705) findet sich bei den meisten Kranken und ist auch bei Chorea doch wohl nur Folge, nicht Symptom der Krankheit; wenigstens kann man es den armen Patienten wahrhaftig nicht verdenken, wenn sie bei ihrem Leiden ärgerlich sind und keine Lust zur Arbeit verspüren.

Spraehlosigkeit (134) findet sich bei Chorea nicht; nur dass das Sprechen undeutlich wird, weil zu den beabsichtigten Bewegungen der Zunge und Lippen andere unbeabsichtigte kommen.

Schwerhörigkeit (120) hat mit Chorea nichts zu thuen.

Ein eingefallenes, krankhaftes (78), so wie ein rothes geduusenes Gesicht findet sich ebenfalls bei vielen Kranken.

Klagen über Kopfschmerz (15) kommen vor, sind aber nicht constant.

Appetitlosigkeit (192) und Hunger (198) dürften sich wohl unter den Symptomen jeden geprüften Mittels finden, und haben ausserdem für Chorea speziell nichts Charakteristisches.

Aehnlich wie die von Hahnemann, so weisen auch die von Jahr angeführten Symptome kaum auf Chorea hin; von den dieselbe charakterisirenden Bewegungen findet sich daselbst nichts. „Unruhe in den leidenden Theilen, welche dieselben stets zu bewegen und in eine andere Lage zu bringen nöthigt" bezieht sich auf, wenn auch durch Unruhe veranlasste, so doch immer willkürliche Bewegungen; der Chorea-Kranke will seine Glieder nicht bewegen, wie er es thut; im

Gegentheil, er giebt sich oft die grösste Mühe, sie ruhig zu halten, sie bewegen sich aber ohne und gegen seinen Willen. „Zuckungen der Glieder" ist ein so allgemeiner Ausdruck, dass sich daraus wenig Positives entnehmen lässt. Das Symptom kann sich ebensogut auf alle Arten Krämpfe, Epilepsie, Hysterie, Zahnkrämpfe etc., wie auf Chorea beziehen.

Ueber den angeführten „Verlust der Sprache" haben wir uns schon oben geäussert.

Talbot sah Convulsionen auf China folgen — Convulsionen sind aber keine Chorea.

Auch in den Beobachtungen von Scott und Johnson findet sich nichts von den charakteristischen Bewegungen der in Rede stehenden Krankheit. Scott hatte ausserdem ein organisches Leiden, welches wohl Ursache der Erscheinung sein konnte.

Die darauf folgende Krankengeschichte des Fräulein N. — nebenbei, ausser der von Johnson, die einzige über Chin. sulf. angeführte physiologische Beobachtung — welche durch die unwillkürlichen Bewegungen der Beine am ehesten auf Chorea hinweisen würde, charakterisirt sich — ganz abgesehen davon, dass auch hier wie in dem Werlhof'schen Falle die Bewegungen sich auf die Unterextremitäten beschränkten — durch den Ausgang und die Heilung zu sehr als Hysterie, um hier als werthvolles Material gelten zu können.

So bleibt unserer Ueberzeugung nach von allen angeführten physiologischen Beobachtungen keine einzige übrig, welche homöopathisch die Anwendung der China resp. des Chinin. sulf. in der Chorea indiciren könnte.

Sehen wir uns jetzt die Heilungsgeschichten etwas näher an:

Zunächst finden wir da eine ganze Reihe von Empfehlungen der China und des Chinin gegen Chorea ohne weitere spezielle Anzeigen; mehrfach nach beliebter Art mit anderen Medicamenten gemischt, so dass dadurch der Werth der Empfehlung entschieden in Frage gestellt wird. Den Uebrigen wollen wir denselben nicht absprechen.

Etwas genauer präzisirt Gardien (s. ob.) die Indication für China: „Sobald die Krankheit von der Schwäche des Kranken abzuhängen scheint, hat man beobachtet, dass sie leicht dem Gebrauche der China und der Eisenpräparate wich." Auch Pinel und Axenfeld empfehlen gewissermassen als gleichartig: China- und Eisenpräparate. Der China wird also hier immer die Rolle eines Tonicum und Roborans zugetheilt, ge-

rade wie dem Eisen, nicht die eines spezifischen Mittels. Elliot und Baudelocque mischten sogar China und Eisen.

In ähnlichem Sinne empfiehlt Frank die China „weniger auf der Höhe der Krankheit als in der Reconvalescenz."

Allein steht die Empfehlung des Chinin durch Bourgignon in denjenigen Fällen, in denen eine rheumatische Diathese vorliege.

Durchaus rationell erscheint die Empfehlung der China nach Foy in Fällen, wo die Chorea intermittirend auftritt; nur müssen wir gestehen, dass wir einen solchen Fall — man müsste denn jede Chorea wegen der nächtlichen Ruhe als intermittirend bezeichnen — noch nicht beobachtet haben.

In allen Empfehlungen handelt es sich aber immer — mit wenigen noch zu erwähnenden Ausnahmen — um allopathische Arzneigaben. Elliot gab von seinem Gemisch von China und Eisen 30—45 Gramm pro die. Baudelocque 5—10 Gramm; Bourgignon 1,5 Gramm Chinin sulf. pro die.

Heilungen mit homöopathischen Gaben werden nur folgende angeführt:

Aegidi heilte mit Chinin $^1/_{12}$ (?) Verdauungsbeschwerden bei einem Kinde, welches an Chorea gelitten hatte — nicht die Chorea selbst, diese war bereits durch Stramon. beseitigt. Die zurückgebliebenen Verdauungsstörungen indicirten China — das ist jedem Homöopathen klar — aber eine Indication für China in der Chorea selbst ist damit noch nicht gegeben.

In Schreter's Fall war die Chorea schon beim Eintritt des Wechselfiebers geschwunden. Man kann doch also nicht behaupten, dass die China, welche das Wechselfieber heilte, auch die Chorea geheilt habe.

Auch DDr. Roth und Simoneau [28]) sprechen sich über diesen Fall in demselben Sinne aus: „Niemals können wir zugeben, dass die China eine Chorea geheilt habe. Und doch empfehlen alle Repertorien auf diese verkehrte Behauptung hin die China in der Chorea. Wir weisen diesen Fall als bedeutungslos zurück, und als ungeeignet, zu denen gezählt zu werden, auf die die homöopathische Heilmethode sich stützen soll."

Jean Paul Tessier empfiehlt China-Syrup, also doch wohl nichts Homöopathisches. In der homöopathischen Klinik von Roth wurde

[28]) Archives de la Méd. homöop. publiées par une Société de Médicins sous la direction du docteur Jourdan, t. III. Paris. J. B. Baillière 1835. 8. p. 185—186.

China in drei Fällen von Chorea verordnet — ob mit Erfolg ist nicht gesagt. Nach seinen eben angeführten Auslassungen ist dies wohl kaum anzunehmen.

Das ist Alles; also auch von homöopathischen Heilungen Nichts.

Nach diesen Betrachtungen können wir uns der Ansicht des Verfassers unmöglich anschliessen. Mag China in einzelnen Fällen von Chorea indicirt sein und auch helfen, wir wollen es nicht bestreiten. Im Gegentheil, uns erscheinen Empfehlungen wie die von Gardien, Pinel, Axenfeld durchaus rationell, d. h. vom allopathischen Standpunkte aus — homöopathisch sind die Indicationen und Heilungen nicht, umsomehr nicht, als wir gezeigt haben, dass jede physiologische Thatsache, welche die homöopathische Anwendung begründen könnte, fehlt.

Wir wollen die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne auf ein Uebel hinzuweisen, welches sich in die Homöopathie eingeschlichen hat, und unserer Ueberzeugung nach nur dazu dienen kann, dieselbe zu discreditiren; und wir gestehen offen, dass wir gerade deswegen den vorliegenden Aufsatz des Dr. Ravel zur Besprechung gewählt haben, weil er so recht klar, welches Uebel wir meinen, demonstrirt. Es ist dies nämlich die Sucht einzelner homöopathischer Aerzte, alle Heilungen von Krankheiten, welche durch Arzneien bewirkt werden, auf die Homöopathie zurückzuführen. Hahnemann verwarf in der Medizin alles, was nicht homöopathisch war; er behauptete, dass die Homöopathie allein im Stande sei, Krankheiten zu heilen. Eine logische Nothwendigkeit von seinem Standpunkt aus war der Schluss: Wenn nur homöopathische Heilmittel helfen können, so muss überall da, wo ein Mittel geholfen hat, dasselbe homöopathisch gewirkt haben.

Hahnemann war verbittert, wir wollen unseren Meister darum nicht schelten. Wir aber, die wir in einer Zeit leben, wo die Sache doch nachgerade sich etwas geklärt hat, wo es unsere Aufgabe ist, das Wahre von dem Falschen, den Weizen von der Spreu zu trennen, wir sollten doch wissen, dass es unbeschadet der Vorzüglichkeit unserer Methode ausser der Homöopathie auch noch Heilmittel giebt, und sollten nicht den Thatsachen Gewalt anthun. Wir wollen nicht unseren Gegnern die Waffen in die Hände liefern, dass sie sagen können, wie sie es hier beim Lesen des Aufsatzes von Ravel könnten: „Seht, das soll Homöopathie sein? Das Mittel hat ja die Symptome nie erzeugt, wie schwach steht es doch um euer Aehnlichkeitsgesetz!“ Das sollen sie nicht, das können sie aber, wenn wir auf diese Weise homöopathische Mittel machen. Begnügen wir uns mit dem, was wirklich

homöopathisch ist, und erkennen wir ruhig an, dass es nebenbei noch andere, nicht homöpathiseh wirkende Heilmittel giebt. Wir haben für uns genug Thatsaehen, um unsere Saehe zu stützen, und haben nieht nöthig, uns mit fremden Federn zu schmücken.

Referate

über die vom Verein homöopathischer Aerzte im Winter 1882-83 veranstalteten öffentlichen Vorträge.

Der letzte Vortrag dieses Winters wurde in dem Versammlungs-Lokale des Berliner homöopathisehen Vereins von Dr. Sulzer über „physisehe Kindererziehung" gehalten. Das Thema, welches sieh besonders über die Hygiene des Kindesalters, die Ernährung und die dem frühesten Alter des Kindes drohenden Gefahren eingehender ausbreitete, braehte naturgemäss auch Erörterungen über die Mortalitätsstatistik und erging sieh in sehr interessanter Weise in Beobachtungen über die vielen Missbräuehe in Bezug auf die ganzen hygienischen Verhältnisse des frühesten Kindesalters. Nachdem der Vortragende ferner die zweckmässigen Mittel angegeben, jene Missstände und die Gefahren, welche dem frühen Kindesalter in zahlreicher Menge drohen, erfolgreich zu bekämpfen, ging er auf die Betheiligung der Homöopathie an diesem Kampfe über und wies in überzeugender Weise nach, dass es der milden und doch so kräftig wirkenden Heilmittellehre der Homöopathie vielfach gelungen, die grimmigsten Feinde des Kindesalters, die durch Ernährungsstörungen bedingten Magen- und Darmerkrankungen, die Brechdurchfälle, ferner die Gefahren der Dentition, der Skrophulose, der Masern, des Scharlach, vor Allem aber der Diphtherie und ihrer Folgeerkrankungen mit weitaus besserem und einschlagenderem Erfolge zu bekämpfen, als es irgend eine der anderen Methoden vermöehte. Der Vortrag, der so recht in die Jeden berührenden Verhältnisse des Lebens wirksame Lichter warf und die Zuhörer sehon deshalb interessiren musste, weil die Mehrzahl derselben selbst Väter und Mütter waren, wurde von reichem Beifall belohnt und bewies, dass gerade solche praktischen, die nächstliegendsten Lebensverhältnisse berührenden öffent-

lichen Erörterungen die zweckentsprechendsten sind. Der Berliner Verein homöopathischer Aerzte denkt in nächstem Winter diese Art der Vorträge besonders zu bevorzugen. Dr. Windelband.

Bücherschau.

1) Die Stellung der Homöopathie zu den Grundfragen der Heilkunde. Eine allgemeine Einleitung in die Lehren Hahnemann's, besonders für Aerzte und Studirende der Medizin. Von **Emil Schlegel,** Arzt in Tübingen. Kiel 1883. Lipsius & Fischer. Preis 2 Mark.

Der seit einiger Zeit gegen die Homöopathie geführte Kampf, hat den von unseren Gegnern sicher nicht beabsichtigten Erfolg gehabt, dass alle Anhänger der Homöopathie, Aerzte wie Laien, sich fester um das gefährdete Banner geschaart haben; erfreulich ist es, dass auch jüngere Kollegen sich in die Reihen des Kampfes stellen wollen, um auch ihrerseits der von ihnen vertretenen Sache zum Siege zu helfen. So hat denn der strebsame Verf. obiger Schrift ein nachahmungswerthes Beispiel für andere jüngere Kollegen gegeben und mit Glück und vielem Geschick seine Aufgabe gelöst. Er selbst sagt in dem Vorwort: „dass seine Schrift zunächst das Ziel verfolgt, denjenigen allgemein wissenschaftlichen Standpunkt in der Medizin zu erörtern, von welchem die auseinander gehenden therapeutischen Richtungen nicht mehr als unverständliche Gegensätze, sondern als begreifliche Ausgestaltungen verschiedener empirischer oder wissenschaftlicher Grundsätze erscheinen. Es wird sich zeigen, ob die homöopathischen Anschauungen geeignet sind, einen so erhabenen Standpunkt aus sich herleiten zu lassen; es wird sich zeigen, ob sie das Vertrauen verdienen, empirisch geprüft zu werden, nachdem es ihrem Vertreter gelungen sein möchte, den Gedanken und Einwürfen der Fernstehenden glücklich zu begegnen.“ Wenn auch Anfangs die gewählte Form des Katechesirens etwas befremdet, so liest man sich allmälig hinein und das Befremdliche schwindet bald. In Abschn. I werden die Aehnlichkeitslehre, Abschn. II die Gabenlehre und Abschn. III die Heilerfolge und die Stellung

der homöopathischen Praxis abgehandelt. Alle diese Dinge werden, wie erwähnt, in katechetischer Form nnd in 127 Fragen nnd Antworten erörtert. Es ist schwer, den Inhalt dieser Abschnitte näher anzugeben, nnd müssen die Leser schon auf die Lektüre der Schrift selbst verwiesen werden; einzelne Pnnkte, mit denen wir nicht ganz einverstanden sind, mögen nur näher besprochen werden.

Frage 61: „Ist die homöop. Gabenlehre Hahnemann's grösste Entdecknng? — Man wird nicht anstehen dürfen, dies zu behaupten.“ Verf. fügt gleich selbst hinzu, dass das Aehnlichkeitsgesetz zwar im Wesentlichen den Geist der Homöopathie enthielte, dass aber doch zn den verschiedensten Zeiten ein solcher Funke durchegblitzt sei; ich möchte nun demnach dem Verf. gegenüber betonen, dass, wenn Hahnemann auch nicht im eigentlichsten Sinne das Aehnlichkeitsgesotz entdeckte, er es doch für die Praxis in solchem Maasse verwendbar und nutzbar gemacht hat, dass trotz seiner Vorgänger der Preis ihm als Entdecker resp. Wiederentdecker zuerkannt werden nnss; anch hat die Homöopathie von diesem dnrch Hahnemann für die Praxis zur Geltung gebrachten Gesetz ihren Namen, mag derselbe etymologisch anch nicht glücklich gewählt sein. Als grösste Entdecknng resp. Wiederentdeckung Hahnemann's möchte ich also das Aehnlichkeitsgesetz hinstellen; ans ihm leitet sich dann erst die Gabenlehre her, nnd Hahnemann's Zubereitung der Mittel, insbesondere seine Potenzenbereitung, ist allerdings auch ein Neues, muss aber nach meiner Ansicht dem Aehnlichkeitsgesetz nachstehen.

63. „In der Homöopathie handelt es sich weder um mechanische noch um physikalische Einwirknngen der Arzneikörper, sondern nnr allein um chemische Affinitätsbeziehnngen derselben znm Organismus.“

Mir scheint „chemisch“ nicht richtig gewählt; denn gerade in den höheren Potenzen, von denen so eben die Rede war, fällt doch jede „chemische“ Affinität weg, es handelt sich um spezifische physiologische resp. pathologische Affinität. —

Frage 66. „Welchen Sinn hat das Wort Potenz? — Vor allem einen arithmetischen? — Nach dem gewöhnlichen Sprachgebranch, gewiss; es würde uns hier zn weit führen, nnsere individuelle Ansicht über Potenz anseinander zu setzen; wir würden in einer zweiten Anflage diese Frage lieber ganz ausser Erörterung gelassen wünschen. Hahnemann hat gewiss absichtlich nicht die Bezeichnungen Verdünnung, Verschüttelung etc. sondern Potenz (potentia, Macht) gebraucht; so wenig wir für das Aehnlichkeitsgesetz bis jetzt eine genügende Erklärung gefundon haben,

so wenig können wir das von Hahnemann gebrauchte Wort Potenz ausreichend definiren.

Unter 69. wird mitgetheilt, dass aus der 3. Verreibung die 4. Potenz bereitet werde, und dass es dabei sich um Löslichkeit in Weingeist oder destillirtem Wasser handle. Auch dies ist eine noch unerklärte Sache; denn unseren bisherigen Erfahrungen und Anschauungen widerspricht es, dass Metalle und alle sonst in Wasser oder Weingeist nicht lösliche Substanzen durch Reiben, und würde dies auch noch so lange fortgesetzt, löslich im gebräuchlichen Sinn werden sollten, und doch kann man täglich die Wirksamkeit solcher aus der 3. Verreibung hergestellten Potenzen durch Erfolge am Krankenbett nachweisen, was aber durch solche nach Hahnemann erfolgte Zubereitung mit den im Urzustande nicht löslichen Mitteln vorgegangen ist, bleibt noch immer dunkel.

Unter 78 sagt Verf. sehr richtig: „dass die Thatsache, dass man Mittel auf höheren Stufen noch wirksam fand, fast als eine unangenehme bezeichnet werden muss, denn es wächst dadurch die Kluft, welche solche Erfahrungen von den hergebrachten und allgemein giltigen Anschauungen trennt."

Unter 81 wird erwähnt, dass Manche den Doppelmitteln besonders auffallende Heilwirkungen zuschrieben; mir wäre es lieber gewesen, hätte Verf. die Doppelmittel, als dem Geist der Homöopathie widersprechend, entschieden verworfen. — Wie sehr Verf. bemüht ist, schonungslos der Wahrheit die Ehre zu geben, zeigt er unter 96, wo er von den Hindernissen spricht, welche sich der Anerkennung der Homöopathie entgegenstellen und diese zum Theil in der Abneigung, starkem Selbstgefühl, Ueberschätzung des eigenen Vortheils bei unseren Gegnern findet; mit derselben Offenheit sagt er da von den Homöopathen, dass „sie auch nicht immer Engel des Lichts sind; sie kranken an denselben Mängeln und Leidenschaften, an denselben Gebrechen fehlbarer Menschlichkeit; nur ihre ärztliche Ueberzeugung scheidet sie von ihren Gegnern und der Grund daran liegt in Erfahrungen, die sie gemacht, jene nicht gemacht haben." — Sehr wahr bezeichnet Verf. bei 98 unter den Hindernissen, welche sich der Ausbreitung der Homöopathie entgegenstellen, als eine Viele fast unwillkürlich gegen sie einnehmende Seite, ihre Unscheinbarkeit; freilich, wenn man den ganzen in die Augen fallenden Apparat, den unsere Gegner am Krankenbett in Scene setzen, betrachtet, dann verschwinden wir in unserer Bescheidenheit; wenn aber simplex sigillum veri gilt, dann gebührt uns die Palme. — Bei Erwähnung der verschiedenen Heilmethoden, welche Berührungspunkte

mit der Homöopathie haben können, wird nach meiner Ansicht die Erfahrungsheillehre Rademacher's doch wohl etwas zu ausführlich behandelt; es hätte wohl genügt, sie in so kurzer, bündiger Weise, wie die Wasserkur zu behandeln. —

Die Schrift legt beredtes Zeugniss ab von den eingehenden Studien, die der Verf. sowohl in den allgemeinen medizinischen Wissenschaften, als ganz besonders in der Homöopathie gemacht hat.

2) Was ist Elektro-Homöopathie? Das Heilsystem des Grafen Cesare Matei in Bologna, auf Grund eigner Erfahrungen. Frei besprochen von Dr. **Carl Koeck**, prakt.-homöopath. Arzt in München. Dr. W. Schwabe 1883. Preis 50 Pf.

Haben wir in der so eben besprochenen Schrift erfahren, was Homöopathie ist, so lehrt uns diese, was Homöopathie nicht ist.

„Dem Unkundigen mag dies Schriftchen zur Erkenntniss, dem Zweifler zur Klärung, dem Kenner zur Befestigung des Urtheils und der richtigen Ansicht dienen.“ Seit längerer Zeit schon haben die Mattei'schen Mittel viel von sich reden gemacht und wohl jedem homöopathischen Arzte ist von seinen Kranken die Frage gestellt worden, was haben diese Mittel mit der Homöopathie zu schaffen? Der homöopathische Centralverein Deutschlands hat zwar schon sein abfälliges Urtheil über diese Methode abgegeben und Verwahrung dagegen eingelegt, sie mit der Homöopathie in Verbindung zu bringen; er konnte dies nur in einer kurzen Abwehr thun; darum ist es ein recht verdienstliches Werk des Verf., dass er es unternommen hat, diese Angelegenheit gründlich zu erörtern.

Im Kapitel I. Was ist Homöopathie? stellt Verf. als Fundamentalsätze der Homöopathie auf: 1) die Prüfung eines Stoffes am gesunden Organismus behufs Erzeugung künstlicher Krankheiten; 2) die Anwendung dieses geprüften Stoffes auf dem Wege des Vergleichs zwischen der künstlichen (Arznei-) und den ihnen ähnlichen natürlichen Krankheiten; 3) Anwendung nur eines einfachen Arzneistoffs; 4) Anwendung des einfachen Arzneistoffs gemäss einer nach neuen pharmakotechnischen Regeln bereiteten Form. An diesen Fundamentalsätzen werden die Behauptungen Mattei's, die meist wörtlich angeführt sind, geprüft und der Verf. kommt zu dem Schlusse, dass das System weit entfernt ist von dem, was unter Homöopathie begriffen wird, am allerwenigsten aber eine Fortsetzung, eine Krönung der Homöopathie, wofür Mattei seine Methode auszugeben sich erdreistet hat.

Digitized by Google

In Kapitel II.: Elektrizität im physikalischen Sinne, weist Verfasser nach, dass die Mattei'schen sogenannnten Elektrizitäten mit der Elektrizität im physikalischen Sinne eben so wenig etwas zu thun haben, als sein fälschlich gebrauchter Name Homöopathie mit der bekannten Hahnemann'schen Heillehre, obgleich Mattei auch die Bezeichnungen positiv, negativ und neutral gebraucht.

Kapitel III.: Die Theorie der Krankheitsursachen nach Graf Mattei giebt uns einen Einblick in das wüste Fantasiegebilde, das Mattei sich ausgedacht hat und das nur einem Laien, der absolut Nichts vom menschlichen Körper versteht, imponiren kann, aber einen mit Physiologie und Pathologie vertrauten Arzte zurückschrecken und geradezu anwidern muss.

Kapitel IV.: Die praktische Anwendung der Mittel des Grafen Mattei. Mattei sagt: „Die Aerzte mögen meine theoretischen Ideen bekämpfen, zurückweisen und lächerlich machen, aber sie würden grosses Unrecht thun, wenn sie sich darauf steifen wollten, die Thatsachen zurückzuweisen, welche unbestreitbar bleiben." In gewissem Sinne möchte Mattei Recht haben, wenn die Thatsachen, die Erfolge für ihn sprechen; aber das ist nicht der Fall. Mit Recht nennt Verfasser es „ein heilloses Herumirren im Finstern, ein unseliges Rathen und Probiren bald mit diesem Mittel, bald mit jenem und wenn beide mit einander durch Unterstützung der einen oder andern sogenannten Elektrizität nichts geholfen haben, mit einem dritten oder vierten Mittel etc.; nirgends eine Sicherheit, nirgends etwas Positives und Konstantes in der Arzneimittelwirkung, obgleich Graf Mattei gerade letztere Eigenschaft immer so sehr hervorhebt und anpreisst." In vollster Ueberzeugung kann ich hier dem Verf. aus eigener Erfahrung beistimmen, denn ich selbst habe bereits vor etwa vierzehn Jahren lange und eingehend mit diesen Mitteln experimentirt und Antiscrofoloso ausgenommen, wenig oder gar keine Erfolge erzielt. Die Mittel hatte mir ein Patient, welcher seiner Gesundheit wegen damals den Winter in Italien verbrachte, direkt vom Grafen Mattei übermittelt; sie waren mit des Letzteren Stempel und dem Abbild seiner Burg Bobetta bei Bologna versehen, also unzweifelhaft echt; von den sogenannten Elektrizitäten, denen Mattei augenblicklichen Erfolg nachrühmt, habe ich nie, auch nicht ein einziges Mal, auch nur die allergeringste Wirkung gesehen, und doch wird die weisse Elektrizität von Mattei als: „sempre benefica" bezeichnet.

Im Kapitel V.: Mattei's Elektro-Homöopathie, verglichen mit der geheimärztlichen Schule des sechszehnten Jahrhunderts hat der Verf. sich

der nnfruchtbaren Mühe unterzogen, das Mattei'sche System mit der geheimärztlichen Schule zu vergleichen; ich meine, Verf. hätte dem Grafen Mattei mit all seinem Kram diese Ehre gar nicht mehr anthun sollen. — Am Schlnss spricht Verf. ans, dass er mit seiner Schrift keine Freunde unter den Anhängern der Mattei'schen Kurart sich erworben habe; aber wir danken ihm, dass er in so eingehender Weise nachgewiesen hat, dass die sogenannte Elektro-Homöopathie des Grafen Mattei nicht nur keine „verbesserte Homöopathie", sondern überhaupt keine Homöopathie ist.

Beide Schriften sind angelegentlichst zu empfehlen.

Dr. Fischer.

Kleinere Mittheilungen.

Im Febrnar dieses Jahres kam eine Frau in den klimakterischen Jahren, Namens G. aus H. bei Bregenz, zu mir. Sie begann im vorigen Herbste in Folge überanstrengender Feldarbeit an Kreuz- und Lendenschmerzen zu leiden und snchte beim ersten Allopathen in Bregenz Hilfe. Sie bekam von ihm den ganzen Winter durch bald Abführmittel, bald, wie sie sagte, Sachen, die sie schläfrig und immer schwächer machten. Die Schmerzen nahmen dabei nicht ab, sondern breiteten sich nach aufwärts, das Rückgrat entlang, bis an den Scheitel aus, so dass sie in der letzten Zeit auch an „entsetzlichem" Kopfweh zu leiden hatte. Am letzten Samstag nun habe er ihr das mitgebrachte Rezept verschrieben. Es lautete:

Rcp.

Chinin. sulfur.	3.00
Morph. hydrochlor.	0.20
Sacchar. alb.	3.00

M. f. pulv. No. 4

und kostete 1 fl 56 kr., beinahe 3 Mark.

Dazu habe sie die Weisung bekommen, Morgens nüchtern ein Pulver, das zweite nach zwei Stunden zu nehmen und ebenso zwei am Abend.

Sie nahm am Sonntag früh das erste Pulver und, obgleich ihr schon übel war, liess sie doch alle ihre Angehörigen zur Kirche gehen und nahm das zweite Pulver. Als ihre Familie von der Kirche zurück-

kam, wurde die Arme bewusstlos vor dem Bette auf dem Boden liegend gefunden. Mit Mühe und erst nach langer Zeit zum Bewusstsein gebracht, musste sie sich den ganzen Tag durch erbrechen und noch einige Tage das Bett hüten, bis sie wieder stehen und gehen und zu einem „weniger starken" Doktor kommen konnte.

Ich gab der Frau zuerst Nux vom. 2, dreistündlich 4—5 Tropfen und erzielte Besserung, vom vierten Tage an Ars. 4, drei Mal täglich eine Messerspitze voll, und erzielte in 14 Tagen nicht nur vollständige Heilung der Vergiftung, sondern auch des ursprünglichen Leidens. Sie ist mir sehr dankbar und schickte mir seitdem eine grosse Anzahl Kranker zu."

Dr. Hensler,
Kurarzt in Marienbad.

Personalien.

Leider können wir den zweiten Band unserer Zeitschrift nicht schliessen, ohne unseren Lesern die traurige Kunde mitzutheilen, dass wiederum der unerbittliche Tod unsere Reihen gelichtet und manch verdienstvollen Kämpen für die Homöopathie hinweggerafft hat. Ehre ihrem Andenken.

Der Allg. hom. Zeit. Nr. 17, Bd. 106., entnehmen wir folgende Todesanzeige:

Mittwoch den 11. d. M. (April), Abends gegen 6 Uhr, starb Dr. med. Kettenbach im 56. Lebensjahre an den Folgen eines Schlaganfalls, der ihn in der Nacht von Dienstag auf Mittwoch getroffen.

Die Armen verlieren an ihn einen treuen, uneigennützigen und opferbereiten Berather, der viel zur Verbreitung der Homöopathie in Stuttgart beigetragen.

Wir rufen dem treuen Kollegen ein Have pia anima über die Gruft nach.

Die Redaktion.

Am 8. Mai 1883 starb im noch nicht vollendeten 35. Lebensjahre zu Pola der homöopathische Arzt Dr. E. Huber aus Wien in Folge eines chronischen Lungenleidens, dessenwegen er schon längere Jahre seinen Aufenthalt im Süden zuerst in Pisa, später in Pola, Flitsch und Görz genommen hatte. Als medizinischer Schriftsteller war er durch eine grosse Reihe verdienstlicher Publikationen bekannt geworden.

Der Popul. Zeitschrift für Hom. entnehmen wir folgende Todesnachricht:

In seinem 83. Lebensjahre verschied am 13. Mai zu Weimar der homöopathische Arzt

Dr. med. **Heinrich Goullon** senior,

Geheimer Medizinalrath, ehem. Vorsitzender der Grossherzoglich Weimarischen Medizinal-Kommission, Mitglied der Medizinal-Prüfungs-Kommission, Referent im Staats-Ministerium, Amts-, Stadtgerichts- und Kreisphysikus, Inhaber des Comthurkreuzes des Falkenordens, des N.-L. Eichenkronenordens etc.,

nachdem er sich seines vorgerückten Alters halber schon seit mehreren Jahren von seiner umfangreichen Praxis, wie von seiner staatsärztlichen Thätigkeit zurückgezogen und erstere seinem ebenfalls in Weimar als Arzt wirkenden, unseren Lesern bekannten Sohne überwiesen hatte. Mit ihm verlieren wir einen der namhaftesten homöopathischen Aerzte, der seit dem Jahre 1827, nachdem er vordem drei Jahre lang nach allopathischen Grundsätzen praktizirte, unserer Heilmethode angehörte, und der sich nicht nur grossen Ansehens unter seinen Kollegen erfreute, die ihn in den Jahren 1854, 1865 und 1877 zum Präsidenten des „Centralvereines homöopathischer Aerzte Deutschlands" erwählten, sondern auch in seinem engeren Vaterlande, in Folge seines reichen Wissens und seiner Redlichkeit, die höchste staatsärztliche Stellung erlangte und ausserdem ärztliches Vorstandsmitglied der renommirten Gothaischen Lebensversicherungsbank war. Unerschütterlich festhaltend an den Hauptgrundsätzen der Homöopathie, war er doch ein so klarer Denker, dass er, wie dies aus seinem Werke: „Darstellung der Homöopathie vom praktischen, wie vom naturphilosophischen Standpunkte," hervorgeht, niemals den hyper-naturalistischen Ansichten mancher homöopathischen Schriftsteller Geschmack abgewinnen konnte, sodass seine Thätigkeit als höchster Medizinalbeamter im Grossherzogthum Weimar, trotzdem er Homöopath war, auch bei seinen therapeutischen Gegnern niemals Anstoss erregte. Sein Name wird für alle Zeiten innig mit der Geschichte der Homöopathie verwoben bleiben. Möge ihm die Erde leicht sein!

In Nr. 9 der Popul. Zeitschrift für Hom. finden wir ohne nähere Angabe die Nachricht, dass Herr Dr. Hilberger in Triest verstorben ist.

Verzeichniss

derjenigen homöopathischen Aerzte in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz, deren Adressen uns bekannt geworden sind.

(Die Namen der in Oesterreich-Ungarn und der Schweiz wohnhaften Aerzte sind mit einem * bezeichnet.)

Wir bitten nochmals sämmtliche Herren Kollegen uns bei Vervollständigung resp. Richtigstellung unseres Verzeichnisses gütigst behülflich sein zu wollen. Gleichzeitig erlaube ich mir allen Herren Kollegen, welche schon bisher ihre Unterstützung durch Einsendung von Adressen etc. bethätigt haben, an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen.

Berlin W., Lützowstr. 88. Dr. L. Sulzer.

*Chirurg Adam, Wurbenthal in Oest. Schlesien.
Dr. Amberg, Arnsberg i. Westfalen,
- Ameke, Berlin.
- Andreae, Frankfurt a. M.
* - Anken, Bern.
* - Argenti, Waitzen i. Ungarn.
- Aub, München.
* - T. v. Bakody, Professor, Budapest.
- Baehr, Geh. Med.-Rath, Hannover.
* - v. Balogh, Budapest.
* - Banyay, Budapest.
* - Beck, Monthey, Kanton Wallis.
- Becker, Bonn.
- J. F. Bertuch, Pasewalk.
- Th. A. F. Bertuch, Pasewalk.
- Bilfinger, Stuttgart.
- Billig, Leipzig.
- Blezinger, Ulm.
Dr. Blumberg, Münster a. Stein.
- Aug. v. Bönninghausen, Bocholt in Westfalen.
- C. v. Bönninghausen, Darup in Westfalen.
- P. H. v. Bönninghausen, Münster in Westfalen.
- Bolle, Aachen.
- H. A. F. Borchers, Bremen.
- Borchmann, Berlin.
* - Brenner, Kladrau in Böhmen.
* - Bircher, Meyringen, Schweiz.
- Brisken, Arnsberg in Westfalen.
* - Bruckner, Basel.
* - S. Brück, Budapest.
* - Brunn, Luzern.
- Buchmann, Alvensleben.
- Buck, Oberamtsarzt, Ehingen in Württemberg.

Dr. Büchelen, Oberamts - Wundarzt, Marbach a. N.
- Bürckner, Sanitätsrath, Dessau.
* - Buol, Tbusis, Schweiz.
- Burkhard, Berlin.
* - Casal, Mentone, Schweiz.
- E. L. Crüwell, Danzig.
- Cocheran, Norderney.
- Cohn, Stettin.
* - Czerno, Aes in Ungarn.
* - Czerey, Budapest.
- Czerny, Danneberg in Hannver.
- Delossa, Frankfurt a. M.
* - Defresne, Genf.
Pr. Arzt Deventer, Berlin.
Dr. Dienst, Herisau, Schweiz.
- Dörr, Mainz.
* - Dudits, Budapest.
- Eberle, Nürnberg.
* - Eder, Olmütz.
- Edinger, Freiburg i Breisgau.
* - Egey, Szatmár in Ungarn.
* - Eichborn, Linz in Ober-Oesterr.
- Eicker, Dortmund.
- Eisenmenger, Heidelberg,
- Elb, Dresden.
Kreis-Wundarzt Enderling, Gülzow in Pommern.
Dr. Faulwasser, Sanitätsrath, Bernburg.
* - v. Favento, Görz.
* - Feierabend, Luzern.
- Fiedler, Plauen i. Voigtland.
*Pr. Arzt Fink, Haardt, Vorarlberg.
Dr. A. Fischer, Hamburg.
* - Carl Fischer, Linz in Ober-Oesterr.
- Herm. Fischer, Berlin.
- Fischer, Oberamtsarzt, Neuenburg.
- Focke, Bremen.
* - Fodor, Ozd in Ungarn.
- Förster, Görlitz.
* - Friedmann, Pressburg.
*Pr. Arzt Friesnögger, Salzburg.
Dr. Freytag, Leipzig.
* - E. H. Froelich, Wien.
Dr. Fruth, München.
- Fuchs sen., Augsburg.
- Jul. Fuchs, München.
- Gauwerky, Soest in Westfalen.
* - Geiger, Tübingen, Vorarlberg.
- v. Gerhardt, Ger.
* - Gerstel, Wien.
- Gerster, Regensburg.
Pr. Arzt Giersdorf, Berlin.
Dr. Gisevius, Freienwalde a. O.
* - Gmeiner, Dornbirn, Vorarlberg.
- Götze, Weimar.
- Göze, Hamburg.
- Göricke, Neustadt-Magdeburg.
- Goldammer, Neisse.
- Goldmann, Braunschweig.
* - Gottlieb, Horaszti in Ungarn.
* - Górdos, Budapest.
- Goullon jun., Weimar.
* - Greusing sen., Feldkirch.
* - Greusing jun., Feldkirch.
- E. Groos, Barmen.
- O. Groos, Magdeburg.
* - Alex. Gross, Budapest.
- W. Gross, Nürnberg.
* - Grossbauer, Graz.
- Grossmann, Breslau.
* - Grubemann, St. Gallen.
* - Grünberg, Wien.
* - Grünhut, Budapest.
- Günther, Langensalza.
- Haarer, Friedrichshafen.
- Hänle, Reutlingen.
- Hafa, Herrnhut.
- Hafen, Neustadt a. d. Hardt.
- Hammerschmidt, Elberfeld.
* - A. Hampe, Wien.
- Hannes, Laboe bei Kiel.
*Pr. Arzt Hanslmann, Zell a. See bei Salzburg.
Dr. H. Hartlaub, Blankenburg in Thüringen.
* - Chr. H. Hartung Edler von Hartungen, Wien.
* - Erh. Hartung Edler von Hartungen, Wien.

*Dr. R. Hausmann, Budapest.
- Heilbrunn.
- Heinigke, Leipzig.
- Heinrich, Naumburg a. d. S.
* - Helbock, Höchst, Vorarlberg.
- Held, Tüssling, Bayern.
- Hendrichs sen., Cöln a. Rh.
- Hendrichs jun, Cöln a. Rh.
* - Hensler, Bregenz. Sommer in Marienbad.
- Henze, Halle a. d. S.
* - Alb. Hermann, Oberndorf, Salzburg.
* Pr. Arzt Th. Hermann, Thalgau, Salzburg.
Dr. Herold, München.
- Heuser, Gnadenberg, Schlesien.
* - Heyberger, Protivin, Böhmen.
- von der Heyden, Essen a. d. Ruhr.
- Heyne, Kreisphysicus u. Sanitätsrath, Bockum, Westfalen.
- Everh. Heyne, Beckum, Westfalen.
- Hirsch, Prag.
- Hitze, Breslau.
- Hochecker, Hildesheim.
- Hoffmann, Geheim. Medizinalrath, Ballenstädt.
* - Josef Hofrichter, Prag.
* - Holeczeck, Klagenfurt.
- Holzhausen, Oberstabsarzt, Freienwalde a. d. O.
* - Hoppe, Basel, Professor.
* - Hoor, Oberstabsarzt, Hermannstadt.
- Horn, München.
* Arzt C. Huber, Weiler in Tirol.
Dr. Ide, Stettin.
- Jacobi, Berlin.
- Jäckle, Meersburg, Baden.
* - Járos, Eperies, Ungarn.
* - Kaan, Salzburg. Sommer Ischl.
- Ed. Kabierske, Breslau.
- Eug. Kabierske, Breslau.
* - Kaczkowsky, Lemberg.
- Kafka sen., Prag.
- Kafka jun., Carlsbad.
- Kahleiss, Halle a. d. S.
* - Kain, Kaschau, Ungarn.

*Dr. Kállay, Carlsbad.
- Kalluschke, Breslau.
- Kammerer, Stuttgart.
- Katsch, Stuttgart.
- J. Kaiser, Halle a. d. S.
- Kayser, Höxter, Westf.
- Kerényi, Veszprim, Ungarn.
- Kereszky, Budapest.
- Carl Keidl, Lofér bei Zell a. S. Salzburg.
- Kieferle, Rothenburg am Neckar.
- Kirsten, Leipzig.
- Kleinschmidt, Berlin.
- Knüppel, Magdeburg.
- Kocevar, Cilli, Steiermark.
- Köck, München.
* König, Andelsbuch, Vorarlberg.
* - G. Kösztler, Erlau, Ungarn.
* - L. Kösztler, Szt. Michaly, Ungarn.
* - v. Koch, Pressburg.
* - Kohout, Zleb bei Czaslau, Böhmen.
- Kohl, Reutlingen.
* - Kollisch, Brünn.
* - Kosak, Baden bei Wien.
* - P. v. Kovács, Raab, Ungarn.
* - Krajzell, Comitatsphysikus, Eperies, Ungarn.
- Kranz, Wiesbaden.
- Krappe, Sanitätsrath. Berlin,
* Magister Matthias Kraut, Kaaden, Böhmen.
Dr. Krummacher, Bremen.
* - Künzle, St. Gallen.
- Kunkel, Kiel. Sommer Sylt.
- Kunstein, Soltau, Hannover.
- Larisch, Namslau, Schlesien.
- Leder, Lauban, Schlesien.
* - Lederer, Camill., Wien.
- Leeser sen., Lübbecke, Westfalen.
- Leeser jun, Rheydt.
- Lenther, Dirlewang.
- Lewi, Dresden.
* - Lewit, Horic, Böhmen.
- Linck, Görlitz.
* - Lippner, Budapest.
- Lissau, Wodolkan bei Prag.

Dr. Loechner, Dürkheim i. Pf.
- Loeck, Stettin.
- Loerl, Hall in Württemberg.
- Löscher, Lübben.
- Löwenstein, Berlin.
- Lorbacher, Leipzig.
- Lorenz, Canstatt.
- Lutz, Immenstadt, Bayern.
- Ernst Lutze, Altona.
- Paul Lutze, Cöthen.

* - Mader, Laibach.
- Mahir, München.
- Maier, Gmünd.

* - Mandello, Budapest.

* - Mathis, Hohenems, Vorarlberg.
- Mankiewitz, Mühlhausen in Thüringen.

* - v. Marenzeller, Wien.

* - Alfr. Mayer, Prag.

* Arzt Christian Mayer, Salzburg.

Dr. Maylander, Geheimer Sanitätsrath, Berlin.
- Mayntzer, Zell a. d. Mosel.

* - Meier, Bern.

* - E. Mende, Zürich.

* - Mende, Melnik, Böhmen.
- Mennecke, Potsdam.
- Mertens, Berlin.

* - Meschlin, Basel.
- Metz, Hildesheim.
- Meyer, Osnabrück.

* - Mieschler, Basel.
- Mischner, Görlitz.

* - Fr. R. v. Molin, Wien.

* - Moser, Straubing.
- Moritz, Cottbus.
- Mossa, Bromberg.
- A. Müller, Oberstabsarzt a. D., Berlin.

* - Carl Müller, Brüx, Böhmen.

* - Chr. Müller, Bern.

* - Jul. Müller, Bregenz, Tirol.

* - Josef Müller, Wien.

* - Mor. Ludwig Müller, Wien.
- Nagel, Halberstadt.

Dr. Neuezeit genannt Niegetiet, Werl in Westf.
- Neuschäfer, Bebra.
- Nissen, Magdeburg.
- Nöthlichs, Aachen.
- Nuding, Nagold, im Schwarzwaldkreis.

* - Ofner, Raab, Ungarn.
- Orth, Essen a. d. Ruhr.
- Ortleb, Gotha.

* - Felix Parcherr, Eperies, Ungarn.
- Payer, Passau.

* - Pécsely, Budapest.
- Petrasch, Münster i. W.

* - Pfander, Thun.

* - Wilh. Pokorny, Wien.
- Ad. Polle, Hannover.

* - Porges, Sanitätsrath, Wien.

* - Porschke, Reichenberg, Böhmen.

* - Pröll, Gastein. Winter Nizza.
- Quaglio, München.
- Quehl sen., Schwedt a. d. O.
- M. L. Quehl, Schwedt a. d. O.
- Richard Quehl, Brandenburg.
- Rapp, Professor und Leibarzt, Stuttgart.
- Reiser, München.
- Reiss, Trier.
- Rentsch, Wismar.

* - Ribord, Sitten, Schweiz.

* - Richter, Römerstädt, Mähren.

* - Bened. Richter, Wien.

*Pr. Arzt Riedmann, Allerschwende, Vorarlberg.

* - - Joh. Roehrig, Mährisch-Schönberg.
- - Roerig, Paderborn. Sommer Lippspringe.

* - - Edm. Rossiwall, Wien.
- - Rückert, Herrnhut.
- - Ruhfuhs, Geh. Sanitätsrath, Hörde i. W.

Dr. Sager, Schleswig.

Dr. Sauer, Breslau. Sommer Kainsenbad.
* - Schädler, Bern.
- Schelling, Berneck i. Schl.
* - Schilling, Zürich.
- Schirks, Lüneburg.
- Jos. Schlecht, Prag.
Pr. Arzt Schlegel, Tübingen.
*Dr. Alfr. Schleicher, Direktor der Wasserheilanstalt in Eggenberg, Graz.
- Schlegelmann, Regensburg.
* - Schlesinger, Szt. Gotthard, Ungarn.
- Schmidtborn, Saarbrücken.
- Schneider, Kempten, Bayern.
- Schöffler, Cannstadt.
* - Schönack, Insbruck.
- Schüssler, Oldenburg.
- Schütze, Elberfeld.
- Schütze, Cassel.
- Schulz, Basedow, Mecklenburg.
- Schwabbauer, Ernstdorf i. Schl.
- Schwarz, Gross Rosenburg, Provinz Sachsen.
- Fr. Schwarz, Baden-Baden.
- Schweickert, Sanitätsrath, Breslau.
* - Schweizer, Stein a. Rh. Schweiz.
- Schwenke, Cöthen.
- Seeliger, Helmstedt, Braunschweig.
* - Seidel, Graz.
- Sellmeier, Vilsbiburg, Bayern.
- Sick, Obermedizinalrath, Stuttgart.
- Siegmundt, Oberamtsarzt, Spaichingen, Bayern.
* - Siegrist, Basel.
* - Florian Siersch, Mähr. Schönberg.
* - Siersch jun., Brünn.
* - Simmen, St. Imier, Cant. Bern.
- Simrock, Frankfurt a. M.
* Wund- und Geburtsarzt Jos. Sineck, Wien.
Dr. Soratroy, Penzberg bei München.
- Sorge, Berlin.
Wundarzt Spamann, Sudenburg bei Magdeburg.
*Dr. Starke, Nagy-Károty, Ungarn.
* - Stein, Teplitz.
- Steinert, Bürgel, S.-Weimar.
* - Stern, Miskolcr, Ungarn.
- Stiegele, Ravensberg, Württemberg.
- Stemmer, Stuttgart.
- Stens, Düsseldorf.
* - Stettler, Legnau, Schweiz.
* - Stoessl, Brünn.
* - Strasser, Kommotau, Böhmen.
* - Straubinger, Salzburg.
* - Carl Stockmann, Graz.
* - Jos. Ant. Streintz sen., Graz.
* - Oscar Streintz jun., Graz.
* - Sulkowsky, Budapest.
- Sulzer, Berlin.
- Sybel, Aschersleben, Pr. Sachsen.
* - v. Szontag, Sanitätsrath, Budapest.
- Teichmann, Sommerschenburg, Pr. Sachsen.
- Thenerkauf, Hamm i. W.
- M. Thilenius, Wiesbaden.
- Träger, Potsdam.
- Tschörtner, Eberswalde i. d. Mark.
* - Turi, Budapest.
- Unsinn, Landshut.
* - Varágh. Temesvar.
- Veith, Breslau.
- Verflassen, Coblenz.
* - v. Vezekényi, Direktor d. Allgem. Krankenhauses, Györgyös, Ungarn.
- v. Villers, Blasewitz bei Dresden.
* - Volz, Interlaken.
- Voitus, Zörbig, Reg. Merseburg.
* - Vonmoos, Aarwangen, Schweiz.
- v. Wachter, Augsburg.
- Wahren, Dresden.
* - Wolfg. Waldmann, Wien.
* - Kasp. Walter, Wien.
- Walz, Staatsrath, Frankfurt a./O.
- Weber, Duisburg.
* - Weber, Bezirksarzt, Serke, Ungarn.
- Weihe sen., Herford, Westfalen.
- Weihe jun., Herford, Westfalen.

Dr. Weil, Berlin.
* - Alois Weiler, Wien.
- Welsch, Augsburg.
- H. Welsch jun., Kissingen.
* - Fr. E. Weinke, Wien.
- Weyand, Saarbrücken.
- Windelband, Hofarzt, Berlin.
- Wislicenus, Elberfeld.
*Wund- und Geburtsarzt Ant. Wittek, Wien.
Dr. Wolff, Dresden.
* - Fr. C. Würstl sen. Wien.
*Dr. J. Nep. Würstl, Wien.
- Würzler sen., Medizinalrath, Bernburg.
- C. A. Fr. Würzler, Bernburg.
- Fr. Würzler, Bernburg.
- Wugk, Königsberg i. Preussen.
* - Z. Fr. Zaruba, Graz.
- Zeller, Stuttgart.
* - Albin Zopf jun., Graz.
* - Zopfy, Schwandau, Glaras.
- Zwingenberg, Sanitätsrath u. prinzlicher Leibarzt, Berlin.

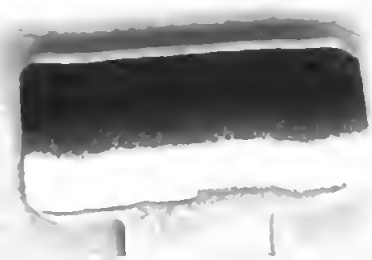
Berichtigungen.

In dem Artikel des Herrn Dr. v. Villers (V. Heft) bitten wir folgende Druckfehler zu berichtigen:

Seite 353, Zeile 4 v. u lies: **jene** Nachtheile statt: **seine** Nachtheile.
- 361, - 17 v. o. lies: **Backen**-Drüsen statt: Nackendrüsen.
- 363, - 16 v. u. lies: **eingelelteten** Heilung statt: eingetretenen Heilung.
- 366, - 17 v. o. lies: im Jahre **1867** statt: 1877.
- 370, - 10 v. o. lies: **Stadien** statt: Stadium.
- 373, - 11 v. u. lies: verschiedenen **Arten** statt: verschiedenen Orten.
- 374, - 2 v. o. lies: **einen** schroffen Temperatur-Kontrast statt: jenen etc.
- 379, - 1 der Note 9 lies: **Trousseau** statt: Ronsseau.
- 381, - 6 v. u. lies: **einbasischen** statt: unbasischen.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07671 3273



Digitized by Google